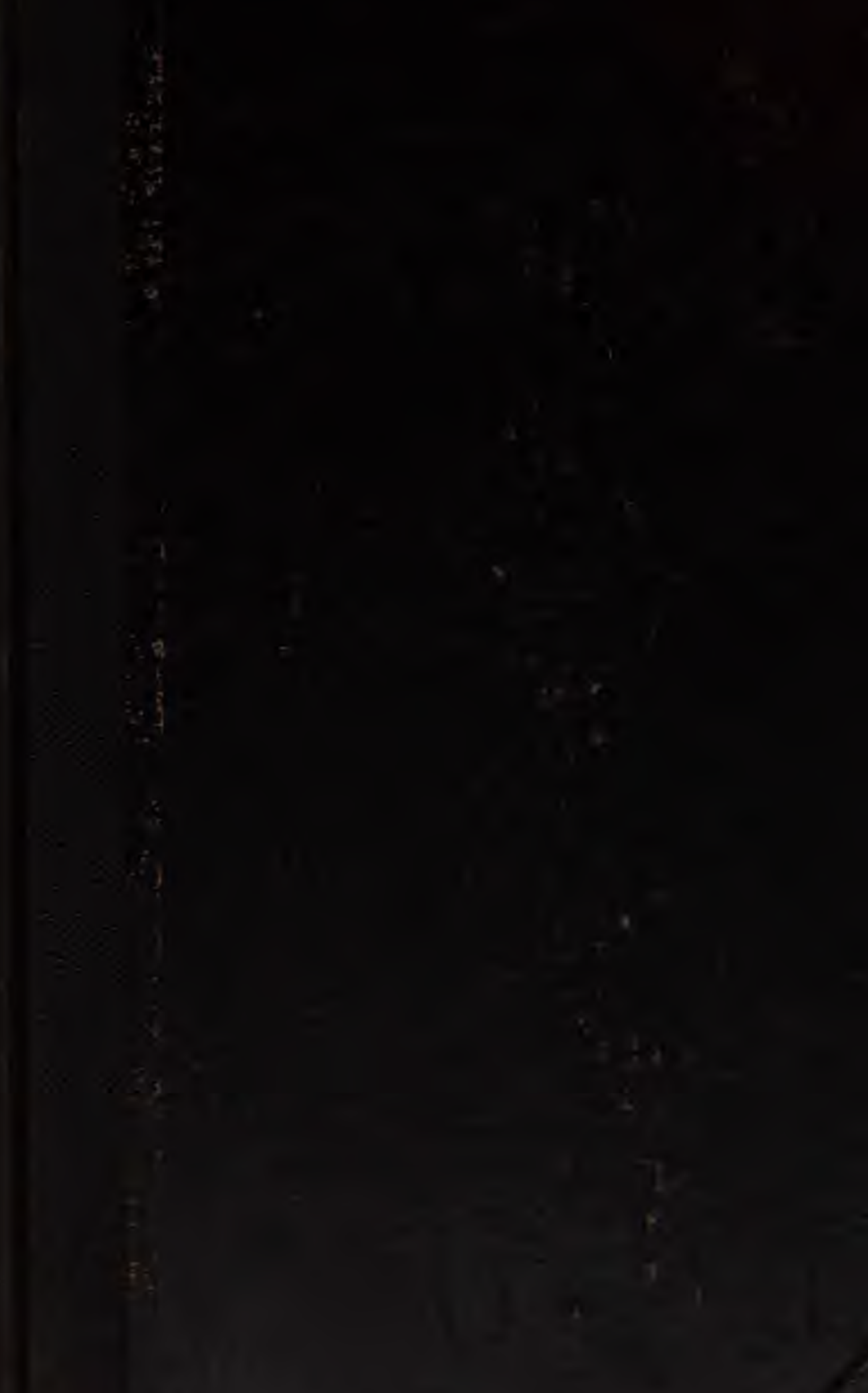
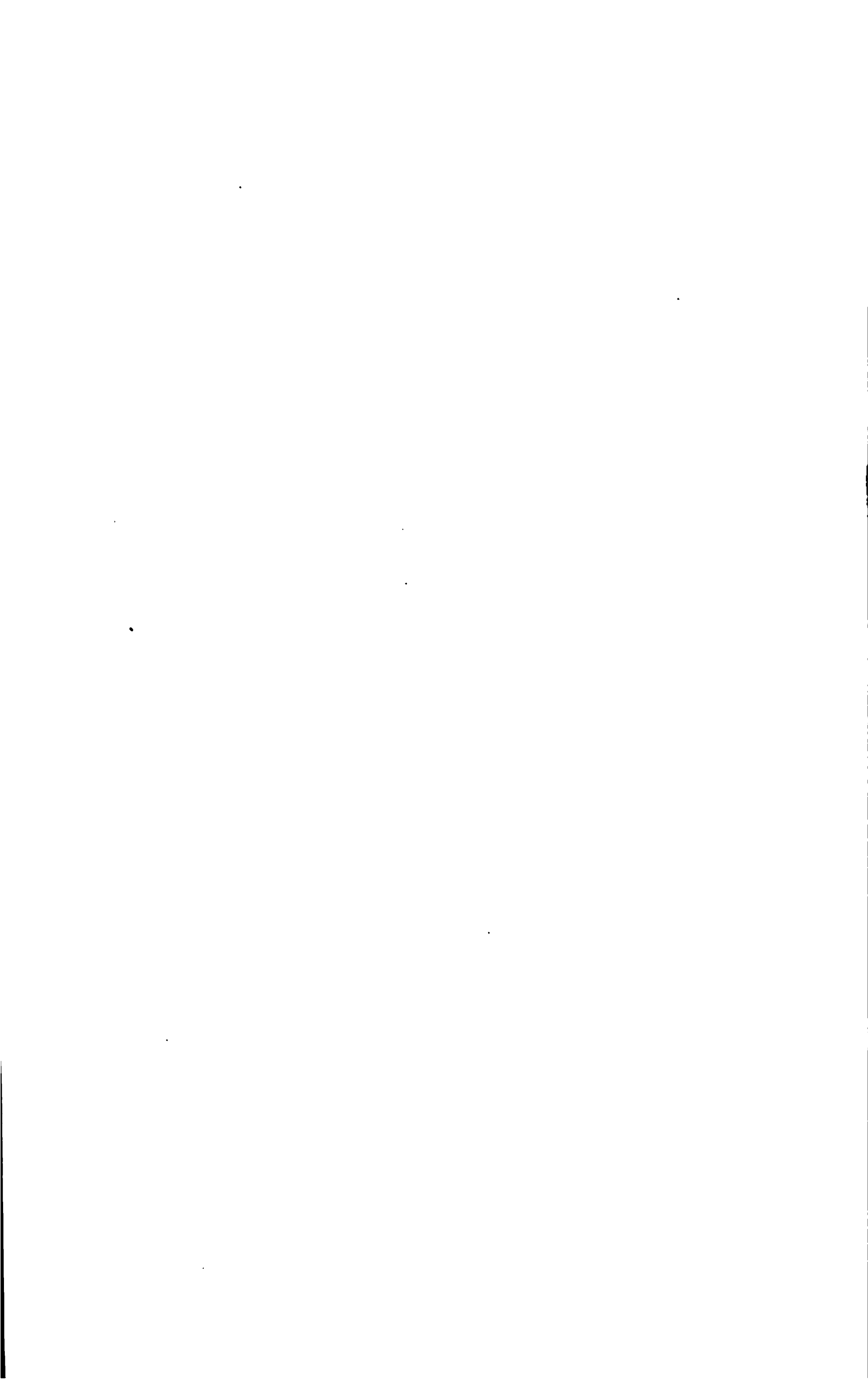












Allgemeine
Missions-Zeitschrift.

Monatshefte
für
geschichtliche und theoretische Missionskunde.

In Verbindung mit

F. M. Zahn, Missionsinspektor in Bremen, und D. R. Grundemann, Pastor in Mörz,

herausgegeben
von
D. Gustav Warneck,
Pastor in Rothenschirmbach bei Eisleben.

Es wird gepredigt werden das Evangelium vom Reich in der ganzen Welt zu einem Zeugnis über alle Völker und dann wird das Ende kommen.
Matth. 24, 14.

Neunzehnter Band.

Gütersloh 1892.
Druck und Verlag von C. Bertelsmann.

Zum Jubiläumsjahr der evangelischen Mission.

Mit dem Jahre 1892 beginnt die evangelische Mission die Feier ihrer hundertjährigen Jubiläen. Allerdings hat es schon vor 1792 einige evangelische Missionen gegeben, aber abgesehen davon, daß dieselben nur vereinzelte Erscheinungen bildeten, so lagen diese älteren Missionen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts auch ziemlich danieder. Die alte dänisch-hallesche Mission wurde durch den Rationalismus zu Grabe getragen und unter dem erkältenden Hauche dieser Zeitströmung vermochte selbst die ehrwürdige Brüdergemeine ihre ausgedehnten Missionen nur mühsam durchzuwintern. Auch die englische Ausbreitungsgesellschaft, die übrigens ihr Erstlingswerk wesentlich unter den amerikanischen Kolonisten trieb, fristete ein kümmerliches Dasein. So kann man das Jahr 1792 als das eigentliche Geburtsjahr der gegenwärtigen Mission bezeichnen; was von älteren Missionen vorhanden ist, charakterisiert sich wesentlich als Vorläufer der mit 1792 beginnenden großen Missionsperiode.

Unvergeßlich wird die geistesmächtige Missionspredigt bleiben, welche der ehemalige Schuhflicker und nachmals so berühmte indische Missionar William Carey am 31. Mai 1792 zu Nottingham über Jes. 54, 2. 3 hielt: „Erwarte große Dinge von Gott; unternimm große Dinge für Gott“, die die Anregung zur Gründung der Baptistischen M.-G. am 2. Oktober dieses Jahres gab.[1]) Diese Predigt war in der That ein prophetisches Zeugnis: Gott hat seitdem große Dinge auf dem Gebiete der Mission gethan und es sind große Dinge für ihn auf diesem Gebiete unternommen worden. Es ist ein Missionsjahrhundert angebrochen, in welchem eine Weltmission ihren Anfang genommen hat, die an Umfang und Bedeutung die Mission jeder früheren Periode übertrifft.

Welch ein Unterschied zwischen 1792 und 1892. Damals eine dem Evangelio Christi verschlossene, heute eine ihm geöffnete Welt; damals eine in Rationalismus und Unglauben fast erstorbene, heute eine von mächtigem Missionsgeiste durchwehte Christenheit; damals ein selbst der Zahl nach dürftiges Fähnlein von Missionaren, heute eine stattliche Armee von Glaubensboten, welche ein die Grenzen des Weltpostvereins weit überschreitendes Missionsgebiet besetzt halten und als Kulturpioniere und

[1]) G. Smith: The life of W. Carey, DD. Shoemaker and Missionary. London. Murray. 1885. p. 51 f. Vgl. den Artikel: W. Carey. A. M.-Z. 1887 97.

Völkererzieher eine auch in den Augen der Welt geachtete Stellung sich errungen haben; damals ein auch numerisch geringer Missionserfolg, heute eine nach Millionen zählende Schar von Heidenchristen, deren Zahl von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich vermehrt wie ein Kapital, bei welchem Zins zu Zins geschlagen wird; damals schwache Anfänge der ersten Grundlegungsarbeit und zerstreute Einzelbekehrungen, heute hunderte von Bibelübersetzungen, tausende von Schulen, eingebornen Mitarbeitern und mehr oder weniger organisierten Gemeinden, ja hier und da bereits werdende Volkskirchen.

Alle Werke Gottes tragen eine doppelte Signatur: sie wachsen aus kleinen Anfängen und sie stehen unter dem Kreuz. Die evangelische Mission legitimiert sich als ein Werk Gottes, indem sie diese Signatur an sich trägt. Weihnachtlich ist sie geboren wie ein Kind, das in der Krippe liegt und von ihrer Jugend an ist sie daheim und draußen einen Kreuzesweg gegangen. Aber das Kind ist zu einem Manne herangewachsen und der Passionsweg ist ihr Herrlichkeitsweg geworden.

Ja, große Dinge hat Gott gethan in diesem Missionsjahrhundert; es ist eine Lust, den Siegesschritt des Himmelreichskönigs durch die Länder der Erde zu beobachten und zu sehen, wie der christliche Glaube die nichtchristliche Welt überwindet. Und größere Dinge werden unsere Kinder und Kindeskinder sehen. Welch eine Umwandlung wird die nichtchristliche Welt erlebt haben, wenn man 1992 schreibt. Die Missionsgeschichte des 19. Jahrhunderts ist eine glaubenstärkende Apologie des alten Bibelglaubens, die fröhlich in Hoffnung, geduldig in Trübsal, anhaltend am Gebet und mutig zur Weiterarbeit machen muß. Himmel und Erde werden vergehen, aber Jesu Worte werden nicht vergehen. Es wird, es wird, es wird das Evangelium vom Reich gepredigt werden in der ganzen Welt, allen Völkern zum Zeugnis. Gott helfe uns, daß auch wir frisch und fröhlich dabei sind. Warneck.

Indische Reisefrüchte.[1])

Von R. Grundemann.

I. An den Inspektor der Evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel.

Über die Eindrücke, die ich während meiner Reise auf Ihren Missionsfeldern in Indien empfing, habe ich mich bereits persönlich zu Ihnen aus-

[1]) Von verschiedenen Seiten bin ich in jüngster Zeit gefragt worden, wann die Beschreibung meiner Reise nach Indien erscheinen werde? Ich konnte jedesmal nur

gesprochen. Ein Punkt aber, den ich in unserer Unterhaltung nur flüchtig andeuten konnte, erscheint mir einer speciellen Erörterung wert. Obgleich die Tragweite dieses Gegenstandes weit über die Grenzen Ihrer Arbeitsfelder hinausreicht, hat derselbe bisher noch wenig Beachtung gefunden. Daher gestatten Sie mir wohl eine öffentliche Darlegung der Gedanken darüber, wie sie unter den Wahrnehmungen in Indien sich in mir gestaltet haben. Um Sie und die Leser nicht länger in Ungewißheit zu halten, bezeichne ich sofort mein Thema als:

Ackerbau in der Mission.

Zuvor muß ich aber einiges über die bevorzugte Zwillingsschwester des Ackerbaus, die Industrie, sagen, die ich in ihrer schönsten Entfaltung auf Ihren Arbeitsfeldern kennen gelernt habe. Ich kann mich nicht enthalten, an dieser Stelle ein wenig das Loblied derselben zu singen. Ich weiß wohl, daß unter den Missionsfreunden und gerade auch im Bereiche der mit Ihrer Gesellschaft verbundenen heimatlichen Missionsgemeinde nicht wenige sind, die über diese Sache nicht günstig denken. Manche möchten sie geradezu beseitigt sehen, aber dulden sie für jetzt noch aus Rücksicht auf ihre Vertreter und weil sie wohl selbst erkennen, daß ein schnelles Aufgeben der betreffenden Anstalten die Mission sehr bedenklich schädigen müßte.

Es sind ernste Christen, die allem nebensächlichen Außenwerke in der Mission durchaus abhold sind und meinen, wenn nur die Seelen der Heiden durch das Wort Gottes erweckt werden, so regeln sich alle äußeren

---

erwidern, daß ich überhaupt nicht eine solche Veröffentlichung beabsichtige. Es ist schwer, den Missionsfreunden in der Heimat ein zutreffendes Bild zu geben von mancherlei Verhältnissen, die man auf den Missionsgebieten Indiens kennen lernt. Mit einer Reisebeschreibung würde ich wohl eine manchem Missionsfreunde willkommene interessante Unterhaltung liefern können. Aber es ist zweifelhaft, ob damit auch der Sache selbst ein rechter Dienst geleistet werden würde, denn die wichtigsten Punkte würden in derselben nur flüchtig gestreift, wo nicht ganz übergangen werden.

Ich glaube, es ist ersprießlicher, wenn ich einige derselben zu gründlicherer Erörterung hervorhebe und sie an dieser Stelle den Fachleuten darbiete. Das Bedürfnis, mich gegen einige Missionsleiter über die auf ihren Arbeitsfeldern gemachten Wahrnehmungen auszusprechen, veranlaßt mich zu einigen Darlegungen, die ein weitergehendes Interesse finden dürften, wodurch die Veröffentlichung an dieser Stelle gerechtfertigt erscheint. Es würde mich sehr freuen, wenn ich durch diese meine Reisefrüchte in einem oder dem andern Punkte den Anstoß zu weiteren Erörterungen geben könnte, die schließlich in praktischen Ergebnissen wirkliche Früchte für die Mission bringen würden.

Verhältnisse von selber. Es sei namentlich nicht Sache der Mission, für die irdische Lage ihrer Bekehrten Sorge zu tragen.

Handelt es sich nun bloß um die Betonung des innersten Kerns der Mission, so muß man ja völlig zustimmen, daß alles auf die durch das Evangelium hervorgerufenen geistlichen Wirkungen ankommt. Ich muß mich dagegen verwahren, als wollte ich in den folgenden Zeilen auch nur im entferntesten einer Kulturmission das Wort reden, wie sie heutzutage in manchen Kreisen, wo es an der nötigen Sachkenntnis und an Klarheit fehlt, eine sehr beliebte Idee ist. Da ist Erziehung zur Arbeit behufs Entwicklung der Kolonie und schließlich Bereicherung des Mutterlandes die Hauptsache, um derentwillen man dann auch die sonst nicht sympathische geistliche Arbeit der Mission mit in den Kauf nimmt. Uns dagegen ist und bleibt die letztere Hauptsache und Zweck. Dennoch ist es nicht zutreffend, wenn man die Mission als eine rein geistliche Sache auffaßt, wie man sie aus der Ferne betrachtet, zu nehmen geneigt ist. Ich wünschte, alle Missionsfreunde hätten das Missionswerk als Augenzeugen kennen gelernt und erfahren, wie viel irdische Geschäfte[1]) und äußerliche Rücksichten in dasselbe hineinspielen und wie man mit allerlei irdischen Dingen als gegebenen Größen zu rechnen hat. Wenn man das alles einfach ignoriert, so schneidet man damit oft geradezu die Möglichkeit der Mission ab, oder man kommt zu Zerrbildern. Eine Gemeinde, deren Mitglieder „liebe gläubige Seelen“, aber allesamt — oder zum großen Teil — vollständig in den Händen der Wucherer verschuldet sind, darf wohl mit jenem Ausdruck bezeichnet werden. Ich habe in Indien solche Gemeinden kennen gelernt — wobei ich freilich bemerken muß, daß das erstere Prädikat doch cum grano salis zu verstehen ist. Es giebt zuletzt bettelhafte und verlotterte Christen,[2]) die oft noch dazu anspruchsvoll und unverschämt sind und schließlich mit ihrem irdischen Elende der Mission zur Last fallen. Dahin gehört auch, was mir zu meinem Schrecken ein zuverlässiger Missionar mitteilte, daß in einem weiten Gebiete 90 Prozent aller Christen als im Dienste der Mission besoldete ihren Unterhalt haben.

---

[1]) Auch abgesehen von der nötigen Fürsorge für die Existenz der Missionare im fremden Lande.

[2]) Ich möchte hier an die Parallele erinnern, welche die Jahrg. 1890 S. 261 f. dargelegte Lage christlicher Gemeinden auf Formosa darbietet. Die christlichen Aborigines gehen unter der socialen Überlegenheit einwandernder Chinesen ihrem Untergang entgegen. Dennoch verweigern ihnen die Missionare in einseitiger Betonung der geistlichen Seite der Mission jeglichen Beistand zur Erhaltung ihrer socialen Existenz — d. h. sie sehen es mit an, wie ihrem Werk die Wurzel abgegraben wird.

Ich kann mit Freuden den wohlthuenden Eindruck bezeugen, den diejenigen Baseler Missionsgemeinden machen, welchen durch die Industrie Gelegenheit gegeben ist, sich mit ihrer Hände Arbeit eine auskömmliche, zum Teil sogar recht behäbige Existenz zu schaffen. Ich wünschte, ich könnte alle Leser dieses Blattes herumführen in den meistens recht sauberen Häusern mit angemessener Einrichtung, umgeben von prächtigen Bananen und Kokospalmen, wie ich sie in großer Zahl besucht habe in Dscheppu, auf dem Balmatthahügel in Mangalur und dem Netturhügel bei Talatscheri u. s. w. Dort wohnen die christlichen Fabrikarbeiter, welche in den großen Ziegeleien und Webereien ihren ehrlichen guten Verdienst haben, durch den es ihnen gelungen ist, ein Haus samt Garten als freies Eigentum zu besitzen. Sonderbar mag es ja dem Missionsfreund, der die Mission immer nur als reine Seelenrettung gefaßt hat, vorkommen, wenn er in die großartigen industriellen Anlagen eintritt, erfüllt von dem Geklapper der Maschinen nach neuster Konstruktion, oder von dem wie ein Wasserfall brausenden Geräusch der Webestühle mit der sinnreichen Jacquardvorrichtung zur Herstellung der schönsten Damastmuster — und sich sagt: „das sind Missionsanlagen".[1]) Doch denken wir uns die Industrie aus der Mission weg, so würde die Mehrzahl jener braunen Christen social verkommene Menschen sein. Man braucht die indischen Verhältnisse nur einige Wochen mit offenen Augen angesehen zu haben, um ganz zweifellos zu diesem Schluß zu kommen. Hier bei uns kann man sich keine annähernde Vorstellung machen von der Macht der gewerblichen Kaste, die das ganze öffentliche Leben beherrscht, und deren Nachwirkungen auch bei den eingebornen Christen nicht mit einemmal überwunden sind.[2])

[1]) Ich gehe hier nicht näher ein auf die Scheidung, nach welcher die geschäftliche Seite in den Händen einer besonderen Industriekommission mit getrennter Finanzverwaltung liegt. In Wirklichkeit ist diese Missionsindustrie ein integrierender Teil der Baseler Mission und kann es mit vollem Rechte sein.

[2]) Wer zum Christentum übertritt, wird aus seiner Familie und Verwandtschaft vollständig ausgeschlossen und verliert dadurch die Gelegenheit, die bis dahin von ihm betriebene Arbeit fortzusetzen. Die Schwierigkeiten des Überganges zu irgend einem andern Erwerbszweige sind dem Europäer geradezu unbegreiflich. Die armen Leute aber sind wie von einem Bann gehalten, so daß selbst, wenn die Wege zu irgend einer lohnenden Arbeit gebahnt werden, sie nicht imstande sind, dieselbe zu übernehmen, wozu die dem Inder im Blute liegende Charakterschwäche und Energielosigkeit ein gut Teil beiträgt. Ich weiß ein Beispiel von Christen (im Tamulenlande), welche die größte Not litten. Der Missionar wollte ihnen behilflich sein, das Mattenflechten zu erlernen, das ihnen einen auskömmlichen Verdienst verschafft haben würde. Sie aber weigerten sich auf das entschiedenste, weil dies nicht ihre Arbeit

Leider kommt es, nur zu oft vor, daß die brotlosen Christen sich geradezu auf die Unterstützungen der Missionare angewiesen glauben. In früheren Zeiten sind ihnen (besonders in Malabar) aus unrichtiger Gutmütigkeit weitgehende Zugeständnisse gemacht, durch welche eine Haltlosigkeit und Unselbständigkeit wie eine schleichende Krankheit in die Gemeinden eingerissen war, von der man auch heute noch manche Spuren bemerken kann.

In dieser Beziehung hat nun die Einführung der Industrie höchst segensreich gewirkt. Sie hilft den schwachen Leuten auf eigenen Füßen stehen. Neben der äußeren Versorgung hat die regelmäßige geordnete Arbeit einen erziehlichen Einfluß, den man recht hoch anschlagen darf. Unter solchen Verhältnissen findet denn auch die fortgehende Missionsarbeit in Predigt und Seelsorge einen geeigneteren Boden, als bei Leuten, die unter der irdischen Not vergrämt und verkümmert sind, und immerfort wie Bettler beim Missionar ihr Anliegen haben.

Nimmt man nun noch hinzu, daß die Arbeit täglich mit einer kurzen Andacht begonnen wird,[1]) und daß auch manche Heiden, die in den Fabriken ebenfalls Beschäftigung suchen, in denselben unter christlichen Einfluß kommen, so wird man die Bedeutung der Industrie für die Mission kaum überschätzen können. Unter dem äußeren Beistande gedeihen recht deutlich die inneren Wirkungen des Evangeliums. Ich will nicht zu rosig malen. Ich verhehle es nicht, daß auch mit manchem der social gesicherten Christen die Missionare und die braunen Pfarrer ihre Not haben. Aber ich habe etwas davon erfahren, wie in der Schule der Industrie Eingeborne zu christlichen Charakteren heranreifen, wie man sie bei näherer Kenntnis der indischen Völker kaum erwarten möchte. Unvergeßlich ist mir der Eindruck geblieben, den der Tischlermeister Amos in Kalikut auf mich machte, ein außerordentlich tüchtiger und geschickter Mann und ein ernster treuer Christ, mit einem Maße von Bescheidenheit und echter Demut, wie es auch bei geförderteren Christen in der Heimat nicht immer gefunden wird. Auch sein ganzes Hauswesen hat etwas Ansprechendes; ich hatte das Gefühl: dem Manne gelingt es, mit seinem ganzen Hause dem Herrn zu dienen.

Ich führe gerade diese Persönlichkeit an als von besonderer Bedeutung für die Missionsindustrie, die in einem bestimmten Zweige hier das Ziel

sei. — Ein sehr einträglicher Erwerbszweig ist die Wäscherei. Trotz ernster Bemühungen seitens der Missionare ist es (abgesehen von ein paar verschwindenden Ausnahmen) nicht möglich gewesen, eingeborne Christen zur Übernahme dieses Geschäftes zu bewegen.

[1]) Nicht wenige der christlichen Fabrikarbeiter haben auch in ihren Häusern mit ihren Familien regelmäßige Andachten.

ihrer Entwicklung bereits erreicht hat. Meister Amos hat nämlich schon vor einigen Jahren die frühere Missionstischlerei auf eigene Rechnung übernommen und führt sie in derselben Weise, wie früher, zum Nutzen der christlichen Gemeinde fort. Die Mission aber bezw. die Industriekommission ist aller Fürsorge für das äußere Geschäft überhoben. Wenn ich nicht irre, so spendet Amos von den Erträgen seiner Tischlerei für die Mission reichliche Beiträge.

Auch die Gegner der Missionsindustrie müßten sich mit derselben aussöhnen, wenn sie ihr Ziel, das mit dem der Pädagogik, sich selbst überflüssig zu machen, übereinstimmt, immer vor Augen behalten würden. Bei den meisten Anstalten, mag das noch in weiter Ferne liegen, aber auch in diesem Stücke muß man ein gut Teil Geduld lernen. Mir kommt die Missionsindustrie vor, wie das wohl gedeihende Kraut von Pflanzen, die der Gärtner mit treuem Eifer künstlich pflegt. Das Wachstum der Blätter ist ihm nicht die Hauptsache; aber er fördert es geduldig und weiß, daß seiner Zeit die Blüte und die Frucht sich einstellen und zwar infolge der Pflege kräftiger als sonst. Die Gegner der Missionsindustrie sind gleich einem Gärtner, der sagen möchte: „Was kümmert mich das Kraut; ich will die Blüte und Frucht haben“ — und vor der Zeit mit künstlichen Mitteln das Erscheinen der Blüte erzwingt, während die Blätter verkümmern. Er täuscht sich. Die verfrühte Frucht, die er erzielt, wird auch verkümmert sein; während der, der mit Geduld wartet, wohl entwickelte Früchte erhält.[1])

---

[1]) Für diejenigen Leser, denen über die Baseler Missionsindustrie nichts näheres bekannt ist, gebe ich hier einige Notizen. Weberei wird betrieben in Mangalur, Kannanur mit den Filialen Talatscheri und Tschombala und Kalikut mit Kódakal. Im Jahre 1886 waren in diesem Zweige (der neuste Bericht enthält nicht die entsprechenden Zahlen) 5525 Personen beschäftigt. Es werden zumeist europäische Kleiderstoffe gewebt (gegen 200 000 Yards (1 Y. = 0,914 M.) — sonst Handtücher und Tischzeug. Alles findet seinen Absatz vorwiegend bei den in Indien lebenden Europäern. Das erforderliche Garn (nur Baumwolle) wird aus England bezogen. An den Webstühlen sind nur Männer beschäftigt, die sich sehr bald mit viel Geschicklichkeit in die europäische Arbeitsart hineinfinden. Als Spulerinnen, Zettlerinnen u. s. w. werden auch Frauen beschäftigt. Der Verdienst der Weber ist nach indischen Verhältnissen sehr bedeutend. — Die Ziegeleien bei Mangalur und Kalikut gaben 631 Personen, Männern und Frauen, Arbeit. Es werden meistenteils Falzziegel fabriziert, die bei dem ausgezeichneten, sorgfältig ausgewählten Material von vorzüglicher Qualität sind. Im genannten Jahre wurden 3½ Million angefertigt, die durch ganz Indien hin Absatz finden. Es war mir eine große Freude, so oft ich an irgend einem entfernten Orte auf Eisenbahn- oder Regierungsgebäuden die schönen Baseler Missionsziegel bemerkte. In neuster Zeit ist noch eine Ziegelei in

Es ist freilich nicht zu leugnen, daß den Lichtseiten der Missionsindustrie auch Schattenseiten gegenüberstehen. Die vorliegende Form derselben ist auch mir nicht ganz sympathisch. Sie trägt das Gepräge eines exotischen Gewächses. Viel erfreulicher würde es sein, wenn einheimische Gewerbe betrieben würden, wobei die indische Art der Arbeit durch europäische Einsicht und Erfahrung befruchtet, zu größerer Leistungsfähigkeit gefördert wäre. Die Schonung alles Nationalen, soweit es mit dem Christentum vereinbar ist, scheint mir überall in der Mission wichtig. Daher freute ich mich, als ich auf der Station Nazareth in Tinneveli eine Anzahl Weber nach landesüblicher Sitte am Webstuhle sitzen sah — die Beine in einer Vertiefung im Fußboden haltend — wie sie Sari (indische Frauengewänder) woben. Leider wurde ich durch das Bekenntnis enttäuscht, daß die Produktionskosten einen höheren Verkaufspreis bedingen, als er für die entsprechenden (freilich leichter gearbeiteten) Artikel auf dem Markte üblich ist. Damit entbehrt das Unternehmen von vornherein der Lebensfähigkeit und muß schließlich zu einer besonderen Form der Wohlthätigkeit werden. — Auch in der Leipziger Mission hat man zu Itschempatti Weberei eingerichtet, welche aber viel Not macht, da sie die Kosten nicht deckt. Daran ist die englische Kolonialwirtschaft schuld, welche um jeden Preis Absatzgebiete für die heimischen Industrieprodukte haben will und auch Indien mit englischen Geweben überschwemmt. Dadurch sind die Preise so gedrückt, daß die indische Weberei nur noch einen Hungerlohn abwirft, bei dem tausende zu Grunde gehen. Die englische Konkurrenz läßt sich nur mit ihren eignen Waffen bekämpfen, und das thut die Baseler Missionsweberei mit Erfolg. Wenn diese dabei in gewissem Maße europäisierend wirkt, so muß man das unter vorliegenden Verhältnissen in den Kauf nehmen.

Schwerer wiegend aber ist das Bedenken gegen die Industrie in der Mission, daß ihre Erzeugnisse den Schwankungen des Weltmarktes unterworfen sind, und daß unter ungünstigen Kombinationen ein Krach erfolgen kann, der die zeitweise Einstellung, oder gar das gänzliche Aufgeben des betreffenden Zweiges nötig macht. Bis jetzt hat die Baseler Industrie unter günstigen Verhältnissen gearbeitet. Sie konnte zu den Kosten der Mission reichliche Summen beisteuern z. B. im Jahre 1890 nicht weniger als 150 000 Fr. = 120 000 M. Trotzdem

---

Ködakal und in der Nähe von Mulki gegründet. Außerdem beschäftigte die Mechanische Werkstätte in Mangalur mit Schlosserei, Eisengießerei, Tischlerei u. s. w. 57 Männer, während unter Meister Amos in Kalikut 25 arbeiteten. Im ganzen also waren in der Industrie 1238 Personen beschäftigt.

hat sie sehr erhebliche Reservefonds aufgesammelt, so daß sie wohl gerüstet ist, auch ungünstigere Zeiten zu überstehen. Dennoch könnten Kombinationen eintreten, unter denen selbst mit Hilfe jener Reservefonds eine Fortführung der Arbeit unmöglich würde. Wenn erst ein paar Millionen Ziegel unverkaufbar an den Produktionsorten lagerten, würde dieser Arbeitszweig wohl eingestellt werden müssen.[1])

Endlich darf man auch nicht übersehen, daß die Industrie mancherlei sociale Übelstände mit sich bringt, wenngleich dieselben in Indien nicht so schwer das sociale Leben schädigen mögen, wie dies durch unser heimisches Fabrikwesen häufig geschieht. Jedenfalls aber leidet z. B. das Familienleben, wo der Mann und die Frau den Tag über in der Fabrik sein müssen. Ich hörte, wie eine Mutter auf Balmattha, die in der Kudrollíziegelei arbeitet, indem sie ihr ein bis eineinhalbjähriges Töchterlein liebkoste, sagte: „Dieses Kind muß ich immer für den ganzen Tag verlassen." Die sechs- bis achtjährigen Geschwister mußten es überwachen. In Kudrolli ging man bereits ernstlich mit der Gründung einer Anstalt zur Abhilfe derartiger Übelstände um. Da muß denn, wie bei uns, die sogenannte „Innere Mission" — die Diakonie — helfend eingreifen.

Es ist unbestreitbar, daß die Schäden, denen dieselbe überhaupt zu begegnen hat, überall in den Fabrikdistrikten sich in viel höherem Maße finden als in Gegenden mit Ackerbau treibender Bevölkerung. Das sociale Leben in den letzteren ist verhältnismäßig viel gesunder als in den ersteren. Der Ackerbau, wenngleich wie alles Irdische der Sicherheit entbehrend, ist bei weitem nicht solchen Schwankungen unterworfen wie die Industrie.[2]) Was besonders Indien betrifft, so ist er dort eine geachtete Beschäftigung, deren Betrieb mancher andern Arbeit vorgezogen wird.[3])

[1]) Die bisherigen Erfolge der Baseler Ziegeleien haben verschiedene Konkurrenzen ins Leben gerufen, meist Unternehmungen heidnischer Kapitalisten. Auch die Jesuiten in Mangalur haben den Baselern (wenn ich nicht irre) die Ziegelfabrikation nachgemacht, ebenso, wie die Weberei. Diese Unternehmungen dürften weniger bedrohlich sein. Sehr zu bedauern aber ist es, daß auch eine große deutsche Handelsfirma neuerlichst in den Wettkampf eingetreten ist. Man hätte wohl ein wenig Rücksicht in diesem Stück erwarten können. Fein ist es nicht, wenn reiche deutsche Handelsherren, um noch reicher zu werden, der Mission, oder den braunen Christen das tägliche Brot bedrohen.

[2]) Nachträglich sei auch die Gefahr angedeutet, welche die Weberei für die Gesundheit der betr. Arbeiter mit sich bringt. Nicht wenige werden brustkrank. Dem gegenüber ist der Ackerbau eine gesunde Beschäftigung.

[3]) Ich sah in den Nordwestprovinzen Dörfer, in welchen die Bauern zum Teil Brahmanen sind, die sich nicht scheuen, eigenhändig die Ackerarbeiten zu verrichten.

Wenn es sich darum handelt, in Indien den brotlos gewordenen Bekehrten einen angemessenen Nahrungszweig zu verschaffen, so läge auf jeden Fall der Ackerbau am allernächsten. So segensreich die Industrie wirkt, wie ich oben gerühmt habe, so glaube ich, würde ein zweckmäßig eingerichteter und geleiteter Ackerbau noch weit segensreichere Früchte bringen für die gedeihliche Entwicklung der heidenchristlichen Gemeinden.

Es sind nun auch schon vielfach Versuche gemacht worden, Christen auf Grund und Boden anzusiedeln, der seitens der Mission zu diesem Zwecke angekauft worden war. Der Erfolg scheint fast nirgends befriedigend gewesen zu sein. Ich habe von vielen mißlungenen derartigen Versuchen gehört, aber von keinem, der seinen Zweck völlig erreicht hätte. Sehr bezeichnend ist ein Beispiel, welches mir (im nördlichen Indien) von einem Missionar erzählt wurde. Er hatte einem seiner Bekehrten, der ganz mittellos dastand, ein genügendes Stück Acker angewiesen, ihm den einfachen Pflug nebst den andern Gerätschaften, sowie ein Joch Ochsen und auch das erste Saatkorn geschenkt. Anfangs war die Freude groß. Der Mann fühlte sich auf eine weit höhere sociale Stufe gehoben. Der Acker wurde bestellt, die erste Ernte eingebracht und alles schien gut zu gehen. Da krepierte der eine Ochse. Bei der folgenden Bestellung sagte sich der Mann: „mit einem Ochsen kann ich nicht pflügen; er ist mir nur zur Last!" und verkaufte das Tier. Der Acker blieb unbestellt. Die Ernte und das für den Ochsen eingenommene Geld wurden allmählich verbraucht. Zuletzt wurde der inzwischen verwilderte Acker ebenfalls für ein Spottgeld verkauft — und der braune Christ war in seinem alten Elend. Dies Beispiel wurde mir als charakteristisch für die wirtschaftliche Unfähigkeit jener Leute bezeichnet.

Ich will hier bemerken, daß die Christen in jener Gegend fast alle aus der kastenlosen Bevölkerung stammen, deren tiefe Verkommenheit solche Haltlosigkeit erklärlich macht. Aber überhaupt ist die Energielosigkeit des Inders ein großes Hindernis für solche Versuche wirtschaftlicher Förderung. Dazu spielen auch hier die alten Gepflogenheiten der Kaste mit hinein. Alle Kastengenossen nämlich sind solidarisch zu gegenseitiger Hilfeleistung verpflichtet. Wer in Not ist, erhält, was er braucht, von den andern, solange diese selbst etwas haben. Daraus entspringt in weiten Kreisen ein Mangel an persönlichem Streben. Mir sind auf verschiedenen andern Missionsfeldern ähnliche Beispiele mitgeteilt worden.

Hiernach würde nun allerdings der Ackerbau wenig geeignet erscheinen, den zum Christentum Übergetretenen ihren Lebensunterhalt zu schaffen.

So ohne weiteres geht es auch in der That nicht. Nur durch eine lange Geduldsarbeit wird es möglich sein, die Leute zu der wirtschaftlichen Tüchtigkeit heranzubilden, ohne welche der Ackerbaubetrieb nicht möglich ist. Er erfordert ein größeres Maß persönlicher Verantwortlichkeit, als die Fabrikarbeit. Diese wirtschaftliche Erziehung ist jedenfalls eine der Mission nicht unwürdige Aufgabe. Denn es gilt ja den jungen Gemeinden zu einer ihrem Christentume angemessenen Lebensstellung zu verhelfen.

Auch derartige Bestrebungen fehlen nicht und ich freue mich, auch in diesem Stücke der Baseler Mission bezeugen zu können, daß sie einen guten Anfang gemacht hat. In den Waisenhäusern nämlich wird zum Teil in umfangreicher Weise Ackerbau getrieben, so daß man die Knabenanstalt zu Paraperi und die Mädchenanstalt zu Mulki geradezu als Ackerbauschulen bezeichnen könnte, während in den übrigen, wenn ich nicht irre, für die eignen Bedürfnisse Feldarbeit getrieben wird. Leider giebt es in Indien viele Missionsanstalten (Waisenhäuser und Kostschulen), in denen diese Erziehung nicht zu ihrem Rechte kommt, oder vollständig vernachlässigt wird. Hier und da wird die intellektuelle Bildung so bevorzugt, daß die Zöglinge für das praktische Leben unter den gegebenen Verhältnissen geradezu untüchtig werden. Ein gut Teil Europäisierung spielt auch mit hinein. Mädchen, die zu ladies herangebildet werden,[1]) sind später als Hausfrauen unter einfacheren indischen Verhältnissen völlig untauglich. Sie haben eine Menge Bedürfnisse gelernt, zu deren Be-

---

[1]) Ich habe mehrere Töchterschulen gesehen, in denen die jungen Damen mit Strümpfen und europäischen Stiefelchen und zum Teil weiter nach europäischer Mode gekleidet einhergingen. Ja in einem Falle sah ich, wie der Tisch für die Zöglinge mit Messer und Gabeln gedeckt wurde. Der Gedanke, daß auch Frauen Feldarbeit verrichten sollten, ist von einem englischen Missionar geradezu für ekelhaft (disgusting) erklärt worden. Wenn auch die genannten Schulen zum Teil sich die Aufgabe stellen, die Mädchen zu Frauen in höheren Verhältnissen heranzubilden, so gehen sie doch weit über die Bedürfnisse des indischen Frauenlebens hinaus, auch wenn letzteres völlig christianisiert gedacht wird. Die Mission stellt sich in solchen Fällen in den Dienst der Europäisierung, der ihr eben so fremd bleiben sollte wie der Dienst der Politik, des Handels u. s. w. Wer die europäisierten Hindu (nichtchristliche wie christliche) näher angesehen hat, wird schwerlich behaupten, daß diese Klasse als die Träger der Zukunft Indiens betrachtet werden können. Im Volke herrscht weit und breit die größte Abneigung gegen die „Hosenleute“ (tam: satteikarer), wie man solche Männer zu bezeichnen pflegt. — Schließlich möchten vielfach die, welche die Schulen durchgemacht haben, überhaupt nur Lehrer oder Lehrerinnen, Evangelisten, Prediger, Beamte, Zeitungsschreiber und dergleichen werden, aber nicht mit schlichter Arbeit ihren Lebensunterhalt erwerben. Das giebt aber ungesunde Verhältnisse.

friedigung sie später nicht die Mittel haben. Zu den schweren Arbeiten, die im indischen Hausstande der Frau obliegen, wie etwa Reisstampfen, sind sie aus Mangel an Übung zu schwach — und vollends Feldarbeit halten sie unter ihrer Würde. Zu nicht geringem Teile liegt es mit an solchen Frauen, wenn viele christliche Gemeindeglieder tief in Schulden stecken.

Wer diese Zustände einigermaßen kennen gelernt hat, der muß seine helle Freude haben an einer Töchterschule, wie die zu Mulki, deren Zöglinge neben einer gediegenen religiösen Bildung ohne viel überflüssigen Wissenskram — tüchtig auf den Feldern arbeiten, wie es einer braven indischen Bauernfrau zusteht und sich nicht scheuen, stundenlang im Schlamm watend den Reis zu pflanzen, oder die selbstgeernteten Garben zu dreschen — was ich sonst in Indien nur als Ochsenarbeit kennen lernte. Rührend war es, wie auch die Kinder, bei letztgenannter Arbeit oder bei dem schweren Reisstampfen sich mit Eifer und Lust beteiligten.

Ähnliches könnte ich auch von den Knaben in der Anstalt zu Paraperi rühmen.[1]) Der Nachmittag, den ich dort verlebte, gehört zu den schönsten Erinnerungen, die ich von meiner indischen Reise heimbrachte. Ich wurde dort festlich empfangen. Die Knaben führten mir probeweise alle ihre Arbeiten vor und schließlich beschenkte mich ein jeder mit dem von ihm selbst gefertigten Modell irgend eines Acker- oder Hausgerätes. Ich hatte dort den Eindruck: hier ist man auf dem richtigen Wege, an der Entwicklung eines gediegenen christlich malabarischen Bauernstandes zu arbeiten. Diese Bestrebungen verdienen die größte Anerkennung und ihre Erfolge sind für die Zukunft der christlichen Gemeinden von der größten Tragweite.

Um so mehr ist es zu bedauern, daß nicht schon seit langer Zeit in viel weiterem Umfange in dieser Richtung gearbeitet worden ist und nicht schon ein viel größerer Teil der Heidenchristen zu dem Berufe von Ackerbauern herangebildet wurde. Es war mir schmerzlich, zu erfahren, daß die Mission ausgedehnte Ländereien besitzt, die man, um sie nicht wertlos liegen zu lassen, an Heiden und Mohammedaner verpachtet. Denen, die mir dies mitteilten, war es jedenfalls nicht weniger schmerzlich als mir selber; aber mir wurde versichert, daß sich eine Besiedelung mit Christen unter den vorhandenen Verhältnissen nicht ausführen lasse. Versuche mit christlichen Ackerbaugemeinden haben keine guten Resultate geliefert. Die wichtigste Ursache des Mißlingens ist wohl die

[1]) Von den übrigen Anstalten schweige ich, da ich sie entweder gar nicht, oder nur ganz flüchtig sah.

ungünstige Lage des Ackerbaus in Indien. Leider habe ich nicht einzelne Data darüber gesammelt. Aber fast in allen Gegenden, die ich besuchte, hörte ich klagen über die harte Lage der Bauern, welche meistens nicht nur eine hohe Pachtrente, sondern außerdem noch ganz bedeutende Steuern zu zahlen haben. Die erstere beträgt oft ein Drittel des Ertrages, die andere verschlingt das zweite Drittel, so daß dem Bauern für alle Mühe und Arbeit nur ein geringer Rest der Früchte verbleibt. Solche Verhältnisse sind sehr überraschend für jemanden, der mit dem günstigen Vorurteil, daß England die Völker seiner Kolonien zu beglücken verstehe, nach Indien kommt. Ich erwähnte schon die infolge der Kolonialwirtschaft dem Hunger verfallenen Weber. Mit den Ackerbauern geht es zum Teil nicht besser, zumal sie oft auch den Plackereien und Willkürlichkeiten der Großgrundbesitzer in unerträglicher Weise ausgesetzt sind. Ich habe nicht viel davon erfahren, was die englische Regierung zur Verbesserung dieser Lage der Ackerbau treibenden Bevölkerung thut, jedenfalls aber scheint man bis jetzt nicht viel erreicht zu haben.

Dennoch sind weite Gebiete Indiens so reiches Land, daß der Ackerbau, wenn er wahrhaft rationell betrieben würde, auch unter so ungünstigen Verhältnissen noch immer einen ausreichenden Ertrag abwerfen würde. Damit komme ich auf den Hauptpunkt meiner Darlegung. Der Ackerbau selbst in Indien ist so vernachlässigt, daß er, so wie er ist, schwerlich ein geeignetes Mittel darbietet, um den Christen zu einer angemessenen socialen Stellung zu verhelfen. Ich verkenne nicht, daß derselbe viele sehr zweckmäßige, den Verhältnissen des Landes angepaßte Einrichtungen hat, in denen man sicherlich den Niederschlag der Erfahrungen von Jahrhunderten finden kann. Aber so wie er jetzt ist, war er schon vor 2000 Jahren. Er hat einen langen Stillstand hinter sich und befindet sich in völliger Erstarrung.

Wenn jetzt bei uns ein Bauer so wirtschaften wollte wie sein Urgroßvater, so würde er nicht bestehen können. Man vergleiche die heutige Fruchtfolge mit der alten Dreifelder-Wirtschaft, die Gestalt des heutigen Pfluges mit der bis vor fünfzig Jahren üblichen, beachte die veränderte Viehhaltung, Behandlung des Düngers und vieles andre, an das der Bauer trotz hartnäckigen Festhaltens alles Alten sich gewöhnt hat. Wer nicht mit fortschreitet, muß am Hungertuche nagen.

Das sollte uns ein Fingerzeig sein. Will man den indischen Christen vermöge des Ackerbaus zu einer angemessenen Existenz verhelfen, so muß man vor allen Dingen den falschen Konservativismus, der dem Inder noch mehr als dem deutschen Bauern im Blute liegt, zu überwinden suchen.

Eine Hebung und zweckmäßigere Gestaltung des landwirtschaftlichen Betriebes ist unerläßlich, wenn das Ziel nicht verfehlt werden soll.

Es handelt sich nicht bloß darum, in humanistisch-philanthropischer Weise eine Anzahl von Menschen vor dem Hunger zu schützen, sondern darum, der christlichen Gemeinde im Volksleben zu einer solchen Stellung zu verhelfen, daß ihre innere Überlegenheit über die heidnischen Volksgenossen auch in einer äußeren Überlegenheit durch gesteigerte Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit sich offenbart. Ohne dem ist in Indien ein nachhaltiger Einfluß auf das Volksganze nicht zu denken. Eine Anzahl Bekehrter und wenn sie aufrichtig gläubige Seelen wären, die als halbnackte Kuli mit einem Verdienste von 2 Anna (20 Pf.) täglich sich und ihre Familien wie alle andern Kuli ernähren müßten, und gar nicht vorwärts kämen, würde wenig oder gar keinen Einfluß zur Christianisierung Indiens ausüben. Man werfe mir nicht vor, daß ich hiermit der Mission raten möchte, Fleisch für ihren Arm zu halten. Freilich hat Gott vorzugsweise „das Unedele vor der Welt und das Verachtete erwählet", aber damit ist nicht gesagt, daß die Armen, welche zum geistlichen Reichtum in Christo geführt werden, dabei in leiblicher Verkommenheit verharren müssen. Je echter und je weiter gefördert die Gottseligkeit eines Menschen ist, desto mehr muß sich auch an ihm die Verheißung, die sie für dieses Leben hat, erfüllen. Für die Heiden, die allem Geistlichen völlig urteilslos gegenüberstehen, muß durch die von der Seite des äußeren Lebens kommenden Einflüsse erst der Riegel an der Herzensthür in Bewegung gesetzt werden, wenn sie dem Worte Gottes nicht verschlossen bleiben soll. Und für die heidenchristliche Gemeinde selbst ist es eine Lebensfrage, ob sie sich als ein lebensfähiges Glied des Volksganzen mit der durch die innere Erneuerung erhöhten Lebenskraft erweist. Gemeinden, die aus Mangel an letzterer verkümmern, und nach zwei bis drei Generationen wieder aussterben, können unmöglich eine gesunde Frucht der Missionsarbeit sein.

Ich habe über diesen Punkt viel mit Missionaren im nördlichen, wie im südlichen Indien gesprochen. Ich that es nicht als ein ganz Unberufener; denn seit zwei Jahrzehnten habe ich mich, infolge meiner Stellung als Pfarrer einer Landgemeinde mit dem Ackerbau theoretisch, und in kleinen Grenzen auch praktisch, beschäftigt, wie ich denn auch immer noch meine Stellung als Vorstandsmitglied des Landwirtschaftlichen Vereins in Belzig trotz der wachsenden andern Arbeiten behalten habe. Ich muß es geradezu als Gottes Fügung ansehen, daß er mich auch in diese Schule geführt hat. Er hat es mehrfach so gefügt, daß ich mich mit

diesem und jenem beschäftigte, was zunächst als unnütze Liebhaberei erscheinen konnte, später sich aber als eine gewisse Vorbereitung für weitere Berufsarbeiten erwies. So kam mir denn für die Missionsstudienreise auch die gewonnene Kenntnis und Erfahrung vom Gebiete des Ackerbaus sehr zu statten.

Die Brüder, mit denen ich über jenen Punkt sprach, haben mich freilich größtenteils mißverstanden. Sie vermeinten, ich rede einer Einführung europäischer Geräte und Methoden das Wort. Wer jemals dergleichen probiert hat, ist sicherlich damit sehr bald zu schanden geworden. Es wurde mir eine ganze Menge abschreckender Beispiele erzählt, die alle darauf hinausliefen: der europäische Betrieb paßt nicht für Indien. Auch selbst wenn man die Leute bewegt, einmal ihre Abneigung gegen die Neuerungen zu überwinden und Versuche zu machen, so werden letztere immer fehl schlagen und es bleibt alles beim alten!

So z. B. hatte es einem Missionar leid gethan, daß der Dünger verbrannt wird,[1]) um mit der Asche zu düngen. Anstatt der großen Quantität hat man nur ein Körbchen voll und gerade sehr wichtige Stoffe sind verloren gegangen oder geradezu mutwillig vergeudet. Er ließ den Dünger nach europäischer Art verwenden. Aber siehe, da kamen die weißen Ameisen so in das Feld, daß die Ernte nahezu zerstört ward.[2])

Solche Erfahrung kann freilich nicht ermutigend wirken. Aber es sind nicht bloß Missionare, welche derartige Mißgriffe gemacht haben. Ein englischer Beamter sah den indischen Pflug, der allerdings mit dem vor fast dreitausend Jahren gebrauchten identisch zu sein scheint, als das größte Hindernis landwirtschaftlichen Fortschritts an und beschloß demselben abzuhelfen, indem er einen englischen Pflug neuster Konstruktion kommen ließ. Er suchte die braunen Bauern in seiner Nähe über den Gebrauch desselben und die damit zu erzielenden Vorteile zu belehren und bot ihnen das neue Gerät zu probeweiser, freier Benutzung an. Ein paar Bauern machten endlich den Versuch. Aber die Büffelochsen stellten sich dabei sehr ungeschickt an, und ihre Herren wahrscheinlich nicht minder. Schließlich waren alle auf den unbrauchbaren Pflug sehr ärgerlich, und als derselbe

[1]) Außer dem sogleich zu erwähnenden Grunde hat auch der viele Unkrautsame, den der Dünger enthält, dieses Verfahren veranlaßt.

[2]) Gelegentlich ist auch wohl einmal ein Versuch gemacht, dessen Verkehrtheit auf der Hand lag. So hatte ein Missionar (schon vor 30 Jahren) die Kokospalmen beschnitten, vermeintlich um ihnen zu früherer Fruchtbarkeit zu verhelfen, wie man sie ja daheim durch den Obstbaumschnitt erziele. Jeder, der von der Natur der Palmen eine Ahnung hat, errät, daß die Bäumchen getötet wurden.

zum Verkauf für einen sehr geringen Preis ausgeboten wurde, fand sich kein Käufer. Der wertvolle Pflug soll noch jetzt in jener Gegend unter freiem Himmel liegen und verrosten. — Ein jeder einsichtsvolle Landwirt hätte sich gesagt, daß das Pflügen in Indien unter ganz andern Bedingungen geschieht und zum Teil andere Aufgaben hat, als in Europa. Eine einfache Übertragung der durch lange Erfahrung und Studium unter europäischen Verhältnissen gewonnenen Verbesserungen auf ein völlig fremdartiges Gebiet kann natürlich nicht gelingen. Selbst wenn man dort europäische Arbeiter anstellen und mit gut ad hoc geschultem Gespann nach europäischer Weise arbeiten wollte, so würde die Sache verfehlt sein.

Diese Beispiele, denen ich eine Reihe ähnlicher an die Seite stellen könnte, mögen genügen. Es wäre jedoch verfehlt, daraus zu schließen, daß der indische Ackerbau der Verbesserungen weder fähig noch überhaupt bedürftig sei. Wenn dieser Satz auch nicht geradezu so ausgesprochen wird, so scheint doch vieles, was man auch auf Missionsstationen zu sehen und zu hören bekommt, die praktische Folgerung solcher Voraussetzung zu sein. Man läßt die Sachen einfach gehen, wie sie gehen. Bei manchem Missionar, der nie in seinem Leben mit dem Ackerbau näher bekannt geworden ist, verbietet sich das Eingreifen von selbst. Aber auch solche, die in der Heimat vielleicht schon tüchtige angehende Landwirte waren, geben bald die Bemühungen um Einführung des europäischen Verfahrens auf, wenn sie sehen, daß dasselbe zu den indischen Verhältnissen nicht paßt. So ist nicht abzusehen, wie man in dieser so wichtigen Angelegenheit vorwärts kommen soll.

Aber es könnte anders werden. Sie, werter Herr Inspektor, senden Industriebrüder hinaus, Missionare, die zugleich in einem der betreffenden Fabrikationszweige eine tüchtige Fachbildung haben. Wäre es nicht möglich, daß Sie auch einen Ökonomiebruder ausschickten? Ich verstehe darunter einen Mann, der sich theoretisch und praktisch so in die Landwirtschaft hineingearbeitet hat, daß er nicht bloß nach einer Schablone verfährt, sondern der es versteht, mit klarem Blicke alle einschläglichen Verhältnisse zu beobachten und sein Verfahren nach verschiedenen Bedürfnissen verschieden zu gestalten. Zur speciellen Vorbereitung würde ein Studium des Landwirtschaftsbetriebes in verschiedenen Ländern sehr nützlich sein.[1]) Man dürfte dann freilich nicht erwarten, daß er sofort

[1]) Auch den tropischen Plantagebetrieb sollte er studiert haben, obwohl ich nicht der Einführung desselben das Wort reden möchte, da in demselben die wirtschaftliche Selbständigkeit der Familie auf nationaler Basis nicht zu ihrem Rechte kommen würde.

nach seiner Ankunft in Indien die Leitung etwa einer der genannten Anstalten übernehmen könnte. Dort im Lande würde vielmehr erst die wichtigste Lehrzeit zur Vorbereitung für den speciellen Beruf beginnen, die erst dann recht erfolgreich ausgenutzt werden würde, wenn der betreffende der Landessprache mächtig, frei mit den Eingebornen zu verkehren imstande wäre. Er würde viele Versuche zu machen haben — denn in der Landwirtschaft gilt es noch immer: „Probieren geht über Studieren" — nämlich wenn die rechte Theorie dabei nicht fehlt. Ganze Reihen von Versuchen würden freilich auch solchem Specialisten mißlingen. Er würde aber dadurch nicht entmutigt werden, sondern an jeder mißlungenen Probe einen Fingerzeig haben, wie es besser zu machen ist. Ich zweifle nicht daran, daß solche Bemühungen schließlich zu wichtigen Erfolgen führen würden. Ich weiß nicht, was die englische Regierung in dieser Richtung thut. Aber das ist offenbar, daß kein Europäer sonst für diese Arbeit so geschickt sein würde, wie ein Missionar, der aus Liebe zum Heilande den Indern ein Inder geworden, viel tiefer in die in Betracht kommenden Verhältnisse des Volkslebens einzudringen imstande ist, als jemand, der mehr oder weniger als ein Fremder auf fremden Gebiete arbeitet. Letzterer würde immer mehr nur bemüht sein, auswärtige Verbesserungen, soweit sie erprobt sind, einzuführen, während der Ökonomiebruder, dessen Bild mir vorschwebt, den landesüblichen Betrieb durch Belebung der in letzterem noch vorhandenen, obgleich jetzt erstarrten, Keime weiter zu entwickeln verstehen würde.

Gern würde ich noch etwas näher eingehen auf einige Punkte, in denen mir die Verbesserungen besonders nötig zu sein scheinen. Z. B. die Verbindung von Ackerbau und Viehzucht,[1]) die Gewinnung, Behandlung

[1]) Es ist kläglich, in einem Lande, das zum großen Teil eine üppige Vegetation hat, und also eine reiche Fülle von Futter zu produzieren imstande ist, z. B. Rinderherden zu sehen, die lange Zeit im Jahre nur aus elenden Jammergestalten bestehen, weil man nicht genügendes Futter für die trockene Zeit zu konservieren weiß. Uns klingt es unglaublich, daß eine sehr gute Kuh täglich nur zwei bis drei Liter Milch liefert, während viele andere nicht mehr als einhalb Liter geben. Welchen Einfluß müßte es ausüben, wenn es dahin käme, daß die christlichen Wirte von ihren Kühen den täglichen Ertrag von zehn bis zwölf Liter erreichten! Sobald jene das Futter zur rechten Zeit bauen und sei es nach dem Principe der Ensilage, der Grünfutterpresse, der Braunheubereitung oder sonst auf irgend eine Weise auch für die ungünstige Zeit eine reiche Fülle von Nahrung für ihr Vieh bereit halten können, würde jenes Ziel erreicht sein. — Ich kann nicht umhin, hier einer braven norddeutschen Pfarrerstochter zu gedenken, die neben ihrer tüchtigen und gesegneten Wirksamkeit am Waisenhause zu Sigra bei Benares die bei der Anstalt betriebene Milchwirtschaft merklich verbessert hat — was natürlich auch den Waisenkindern zur Wohlthat wird.

und richtige Verwendung des Düngers, die Konstruktion zweckmäßigerer Ackergeräte, die Erleichterung der Bewässerung durch verbesserte Einrichtungen, zweckmäßige Veredelung von Frucht-(Mango-)Bäumen u. s. w. Doch ich will Ihre Geduld nicht mit diesen Dingen auf die Probe stellen. Es ist nur als die Hauptsache zu betonen, daß alle derartigen Verbesserungen zur Heranbildung eines christlichen Bauernstandes dienen müßten, der den heidnischen Landsleuten überlegen sein würde — obwohl es auch damit nur langsam und sehr allmählich gehen kann.

Ich würde mich sehr freuen, wenn Sie, verehrter Herr Inspektor, oder auch andere Missionsleiter, durch vorstehende Andeutungen veranlaßt würden, diese Angelegenheit in nähere Erwägung zu ziehen. Ich fürchte nicht, daß Sie meine Darlegungen mißdeuten werden. Mögen sonst Missionsfreunde, durch dieselben befremdet, meinen, ich habe mich von der Hauptsache auf unfruchtbare Marthawege verirrt. Sie werden es mir glauben, daß ich die Mission nicht etwa veräußerlichen und zu einem bloßen Kulturwerk machen will. Das Evangelium von Christo ist und bleibt die Hauptsache. Wo aber das Missionswerk durch äußere Verhältnisse gehindert und geschädigt wird, da mag man getrost auch von außen die Hand anlegen und nach bestem Wissen und Gewissen den Übelständen abzuhelfen suchen.

Indem ich auch diese Gelegenheit benutze, um Ihnen öffentlich meinen tiefgefühlten Dank auszudrücken für die wichtige Förderung, welche Sie meiner Reise zu teil werden ließen und auch allen lieben Brüdern, die mich auf das herzlichste aufgenommen haben, nochmals zu danken, wünsche ich Ihrem Werke und allen, die daran mitarbeiten, Gottes reichen Segen.

R. Grundemann.

Bilder aus der französischen Sambesi-Mission.[1])

Im Jahrgang 1886 dieser Zeitschrift wurde von der Gründung einer Mission am Sambesi durch die evang. Pariser Miss.-Ges. berichtet. Unendliche Schwierigkeiten waren zu überwinden, ehe diese Mission ins Leben treten konnte, ja ehe die Missionare überhaupt in das Land gelangten, auf das sie durch wunderbare Führungen hingewiesen waren.

Die Leser erinnern sich, wie die Pariser Miss.-Ges. zur Gründung

[1]) Théophile Jousse: La Mission au Zambèze, Paris, Fischbacher 1890. — Journal des Missions Évangéliques, Janvier, Fevrier, Mai, Octobre 1888. Mars 1889. Mai et Juni 1891.

neuer Stationen mehrere Expeditionen nach Norden entsandte, die aber genötigt waren, unverrichteter Sache heimzukehren; wie sie dann ihr Augenmerk auf das Volk der Banyai richtete und dort eine gänzlich verschlossene Thür fand; wie schließlich der Missionar Coillard durch den christlichen Häuptling Khama zu Schoschong auf das Volk der Barotsi am nördlichen Ufer des Sambesi aufmerksam gemacht wurde.

Die Geschichte dieses Volkes war wohl geeignet, die Hoffnung zu wecken, daß dort ein fruchtbarer Boden für den Samen des Evangeliums sich finden werde. Die Barotsi verstehen nämlich die Sprache der Bassuto, unter denen die Pariser Miss.-Ges. seit langen Jahren arbeitet. Sie haben dieselbe von einem Bassutostamm, den Makololo, empfangen, der in den vierziger Jahren sein Land verließ, um sich unter der Führung seines berühmten Häuptlings Sebetoane am Sambesi anzusiedeln. Heute sind die Makololo dort gänzlich untergegangen; aber ihre Sprache, das Sessuto, ist die Verkehrssprache des Landes geblieben. „Ihr könnt euch nicht vorstellen," schreibt Frau Missionar Coillard von ihrer Reise zu den Barotsi, „mit welchem Entzücken und welcher Herzensbewegung wir entdeckten, daß die Leute uns vollständig verstehen können. Unsere erste Arbeit in jedem Dorf besteht darin, das Wort des Lebens zu predigen und unsern schönen Sessutovers „A re bineleng Yesu" (laßt uns Jesum preisen) zu lehren." Coillard selbst berichtet:

„Der Einfluß der Makololo auf ihre Unterworfenen ist ein außerordentlicher gewesen. Wenn man hier rings herum Sessuto sprechen hört, dieselben Sitten, dieselben Kleider, dieselben Höflichkeitsformen wiedersieht, so muß man sich anstrengen, um zu glauben, man sei am Sambesi, statt in einem abseits gelegenen und noch heidnischen Teil des Lessuto."

Ein zweiter Grund für die Wahl dieses Gebietes war der, daß in den fünfziger Jahren Livingstone im Lande gewesen war und noch bei den Alten im besten Andenken stand. Er war damals der Einladung Sebetoanes gefolgt und hatte dessen Neigung in so hohem Grade gewonnen, daß man auf letztere die besten Hoffnungen für die Mission zu bauen berechtigt war. Leider starb bald nach Livingstones Ankunft dieser von ihm als „der größte und beste Häuptling" bezeichnete Heide. Sein Sohn und Nachfolger Sekeletu, obgleich selbst nicht geneigt, lesen zu lernen, aus Furcht, daß „die magische Macht des Buches ihn nötigen würde, der Polygamie zu entsagen", begünstigte doch auch seinerseits die Ansiedelung des Missionars und begegnete ihm in zuvorkommendster Weise. Von dem unauslöschlichen Eindruck, den der große Forscher bei den Bewohnern des Landes hinterlassen hat, schreibt Coillard:

„Man bewundert in Europa den kühnen Reisenden, man muß hierher kommen, wo er gelebt hat, um den Menschen kennen und bewundern zu lernen. Wenn die andern Reisenden ihre Namen in Felsen und Baumrinden geschnitten haben, so hat er den seinen in die Herzen der Heidenvölker des inneren Afrika gegraben. Überall, wo Livingstone war, ist der Name „Missionar“ ein Freipaß und eine Empfehlung geworden.“

Freilich hatten sich mit Livingstones Fortgang die Verhältnisse und die Stimmung im Volk der Barotsi in betrübender Weise verändert. Als auf seine Veranlassung hin von Oxford und Cambridge aus eine an Menschen und Geldmitteln reich ausgestattete Missionskarawane an den Sambesi geschickt wurde, war die Haltung des Häuptlings eine ganz andere geworden. Die englischen Missionare wurden auf das rücksichtsloseste behandelt und ihrer ganzen Habe beraubt. Dazu das mörderische Klima dieses Landes, das immerwiederkehrenden Überschwemmungen ausgesetzt, wohl zu den ungesundesten Afrikas gehören mag! Zwei blühende Missionarsfamilien, Helmore und Price waren freudig hingezogen, und in wenigen Monaten waren acht ihrer Glieder vom Fieber dahingerafft. Der Missionar Price hat sie, selbst todesmatt, eigenhändig zur Ruhe gebettet.

Diese überaus traurige Erfahrung der englischen Missionare aus dem Jahre 1860 wäre wohl geeignet gewesen, die französischen Sendboten, trotz der oben erwähnten ermutigenden Umstände vom Barotsiland zurückzuhalten. Aber Gott hatte dem kühnen Coillard jenen Glauben geschenkt, der alles zu tragen und zu überwinden vermag, und die zweifellose Gewißheit, daß er gerade in dies Land das Evangelium zu tragen berufen sei. —

Wir übergehen alle Schwierigkeiten, die sich auf mehreren Expeditionen nach diesem Lande vor ihm auftürmten, und begleiten ihn nun auf seiner letzten Reise ins „Thal“ selbst, wie die Missionare das Reich der Barotsi kurzweg nennen.

Am Eingang des „Thals“ liegt das Dorf Sesheke, der Sitz von 12—15 dem Barotsifürsten tributpflichtigen Häuptlingen, ein Herd immer neu ausbrechender Revolutionen gegen ihn. Auch jetzt hatte wieder einmal eine Empörung stattgefunden, durch die Coillard lange Zeit in Seshete festgehalten wurde. Erst am 6. März 1886, nachdem sich die politischen Unruhen gelegt, konnte er sich und zwar vorerst ohne seine Frau auf die Reise ins Innere des Landes begeben, um sich in der Hauptstadt Lialuyi dem König Lewanika vorzustellen. Dieser erwartete den ihm von Khama warm empfohlenen Missionar mit höchster Spannung. Er hatte ihm schon öfters Boten zugeschickt, und jetzt wurden dem fremden Lehrer für den Wasserweg, den er zu machen hatte, mehrere Fahrzeuge

und zehn Ruderer unter der Führung eines Häuptlings zur Verfügung gestellt. Es waren kräftige Männer von angenehmem Äußern. Stieg man einmal ans Land, um zu ruhen, so schlugen sie sofort ihre Zelte auf und gingen auf die Jagd, von der sie stets reiche Beute ins Lager brachten, während Coillard sich damit vergnügte, Wasservögel zu schießen. Abends lehrte der Missionar seine Gefährten ein Lied, man sprach von göttlichen Dingen, oft lange und in interessanter Weise. — Über einen Zwischenfall auf dieser Fahrt berichtet Coillard folgendes:

„Eines Tages kommen wir in das Bereich der Wasserschnellen beim kleinen Dorf Matome auf dem linken Ufer des Sambesi. Plötzlich sind meine Leute verschwunden, und als sie zurückkehren, kündigen sie mir mit langen Gesichtern an, wir müßten die Nacht hier verbleiben. Ich protestiere, aber vergeblich; kein einziger Ruderer will seinen Platz wieder einnehmen, und ich muß mich fügen. Nachdem wir uns gelagert haben, kommt Mokumoa-Kumoa, der Häuptling, an mich heran und sagt: „Mein Vater, wir hätten dich vorher warnen müssen. Hier ist das Dorf des Matome, und beim besten Willen können wir nicht weiter fahren. Du weißt vielleicht nicht, daß sich in dieser Gegend eine Schlange befindet, ein Ungeheuer mit mehreren Köpfen. Hat man das Unglück, sich seiner Höhle zu nahen, so läßt es das Wasser in schrecklicher Weise aufwallen und verschlingt Boote, Ruder, Gepäck und Ruderer, nichts entkommt ihm. Da wir die Höhle des Ungeheuers nicht kennen, so haben uns die Häuptlinge von Sesheke befohlen, den Matome zu holen, damit er unser Lotse sei. Aber unglücklicherweise ist Matome nicht da, was sollen wir thun?“

Am andern Morgen waren statt des Matome zwei seiner Söhne unsre Führer. Sie saßen in einem winzigen Boot, das die Wasser wie eine Nußschale davontrugen. In der Nähe des Zusammenflusses des Lumbe und Sambesi fuhren sie langsamer, hielten dann plötzlich an, zeigten uns am entgegengesetzten Ufer eine große Sandbank und flüsterten: „Dort ist es.“ Ich wollte eine Frage stellen, wurde aber bedeutet: „Man spricht nicht, wenn man auf dem Wasser ist.“

Später frug ich, ob sie das Ungeheuer je gesehen hätten. „Gesehen? nein! es ist nur dem König und den Großen des Reichs bekannt. Die besitzen ein Schutzmittel, das sie geheim halten. Wenn das Ungeheuer ein Boot angreift, so bietet ihm der Besitzer sofort seinen Gürtel an. Dann sieht man, wie das Boot gleich einem Pfeil ans andere Ufer geschleudert wird.“ —

„Wie schön wären die Ufer des Sambesi, wenn das Evangelium hier wohnte!“ ruft Coillard bei einer ähnlichen Gelegenheit aus, als er zum Beweis, daß auch in diesen verwilderten Völkerschaften noch Menschen mit warmem Herzen zu finden sind, folgende rührende Geschichte erzählt:

„Es war bei den berühmten Fällen von Ngonye. Die Eingeborenen haben einen so hohen Begriff von der Gottheit, die diesen Wasserschlund bewohnt, daß sie sich nie am Ufer zeigen, ohne eine Gabe zu bringen und Gebete zu sprechen. Ich hatte die Kühnheit, mich dieser hergebrachten Sitte

nicht zu unterwerfen. Von Felsblock zu Felsblock springend, um einen günstigen Standpunkt zum Photographieren zu finden, glitt ich aus, fiel und rollte bis an den Rand des Stromes, der mich fortgerissen hätte, wäre es mir nicht gelungen, mich an einen Felsvorsprung anzuklammern. So kam ich mit einer gequetschten Hand davon. Dieser Vorfall machte großen Eindruck. Bei meiner Rückkehr ging ich am anderen Ufer entlang, um einen neuen Blick auf die Fälle zu haben. Unterwegs frug mich einer meiner Führer vertraulich, ob ich mich diesmal nun wenigstens mit einer Opfergabe versehen habe? Ich sagte ihm: „Nein.“ Er war entsetzt, und ich vermochte ihn kaum zum weiteren Mitgehen zu bewegen. Im Augenblick, als die Fälle in Sicht kamen, begann er lange Beschwörungsformeln zu sprechen, in einem Ton, der ebensoviel Aufrichtigkeit als Traurigkeit verriet. „O Nyambe! (Gott) der du diesen Abgrund bewohnst, besänftige deinen Zorn! Die Weißen sind arm, sie haben nichts, das sie dir anbieten könnten. Wenn sie Glasperlen und Stoffe hätten, würden wir es wohl wissen, und ich würde es dir nicht verbergen. Sie sind arm, sie haben nichts. O Nyambe! räche dich nicht! Verschlinge sie nicht! besänftige deinen Zorn Nyambe!“

Nach einem Abstecher in Nalolo, der zweiten Hauptstadt des Landes, wo Lewanikas Schwester, die mitregierende Königin Mokuai besucht wurde, befanden sich unsere Reisenden am 22. März 1886 wieder auf dem Wasser. Als sie sich einem am Ufer sichtbaren Dorfe näherten, bemerkten sie Gruppen von Menschen und große Bewegung. Es war der König mit zahlreichem Gefolge, der sich seit einigen Tagen auf einer großen Wallfahrt zu den Gräbern seiner Ahnen befand; so verlangt es die fromme Sitte. Der Totenkultus, den man fast überall im Süden Afrikas findet, tritt am Sambesi in besonders auffälliger Weise hervor.

„Im Barotsithal,“ sagt Coillard, „habe ich eine große Anzahl Gräber gesehen, in denen die sterblichen Reste ehemaliger Könige des Landes ruhen. Man erkennt sie von weitem an den herrlichen immer grünen Baumgruppen, die sie beschatten. Häuptlinge mit einigen Leuten wohnen da und unterhalten diese Gräber mit großer Sorgfalt. Nur der König mit seinem ersten Minister hat das Recht, durch die heilige Einfriedigung zu dringen, die aus schönen starken Rohrmatten besteht. Übrigens wird der vor Generationen verstorbene König mit eben so viel Ehrerbietung behandelt, als wenn er noch lebte. Man bringt ihm Trankopfer von Milch und Honig dar, und Gaben von Glasperlen und weißem Kattun. Man nimmt Abschied von ihm, ehe man sich auf Reisen begiebt und bei der Heimkehr begrüßt man ihn und erzählt ihm Neuigkeiten. — Das ist doch für uns eine wichtige Handhabe, um die Auferweckung der Toten und das ewige Leben zu verkündigen.“

Als die Gesellschaft sich dem oben erwähnten Dorfe näherte, schoß pfeilgeschwind ein Kahn auf sie zu, dessen Insasse schon von weitem rief: „Kommt nicht näher; der König läßt fragen, wer ihr seid!“ Als Coillard seinen Namen genannt, erhielt er die Antwort: „Der König läßt dich

ins Dorf rufen, um mit ihm einen der Götter des Volkes anzubeten. Nimm dir eine Opfergabe von Kattun mit; weniges genügt schon!" Coillard: „Sage deinem König, daß wir nicht zu den Toten beten. Ich bin gekommen, ihn zu lehren den einigen wahren Gott anzubeten."

Der Bote schien hin und her zu fliegen. „Der König versteht deine Gründe und entbindet dich davon am Grabe zu beten. Er verlangt nur den Wert von einem Meter Kattun und wird selbst für dich beten."

Coillard: „Geh und sage deinem König, ich wolle ihn selbst sehen und sprechen." Bote: „Der König kann dich nicht sehen, du mußt ihm zuvor das kleine Stück Zeug geben, das er von dir verlangt, er muß es haben."

Unser Missionar glaubte nicht länger widerstehen zu dürfen, aus Furcht, es könne daraus für seine Thätigkeit Schaden erwachsen. Er gab also den Meter Kattun, und bald ertönte die Luft vom lauten Rufe „loche", der anzeigte, die Gabe sei dargebracht und angenommen.

Nicht lange darauf näherte sich ein königliches Fahrzeug dem Boote Coillards. Ein schön gebauter, kräftiger, klug aussehender Mann von ungefähr 35 Jahren, mit vorstehenden Augen und hängender Unterlippe, der als einzige Bekleidung Büschel von Tierfellen um die Hüften trug, entstieg demselben, reichte Coillard die Hand und sagte lächelnd: Lumela moruti oa ka, ntate! (Heil dir, mein Missionar, mein Vater!).

Dies war die erste Begrüßung zwischen dem König der Barotsi und dem Vertreter der Pariser Miss.-Ges. Der offizielle Empfang fand dann am Tage nach Coillards Ankunft in Lialuyi statt, und als einziger Europäer außer unserm Missionar wohnte Mr. Westbeach, ein englischer Kaufmann im Barotsithal der Ceremonie bei.

Lewanika hörte aufmerksam zu, als Coillard über die Natur seiner Mission, seine Aufenthalte auf dem Wege u. s. w. sprach. Nach afrikanischer Sitte mußte dann der Missionar seinerseits die langausgesponnene Geschichte der letzten Jahre, besonders die der Revolution, die den König momentan des Thrones beraubt hatte, über sich ergehen lassen. Schließlich stellte ihn Lewanika den Häuptlingen mit Stolz als „seinen Missionar" vor. Diese Feierlichkeit fand in dem Lekhotla statt, dem afrikanischen Forum, wo sich alle wichtigen öffentlichen Dinge abspielen. — Die Art und Weise, wie im Barotsithal die Dinge gehandhabt werden, unterscheidet sich wesentlich von der im Lessuto oder in Schoschong. Freiheit der Diskussion findet hier nicht statt. Im Lekhotla wie überall kann der Beherrscher des Thals sagen: „Der Staat bin ich!" In der Zeit zwischen den Sitzungen, in denen es meist sehr lebhaft zugeht, zieht sich

der König in seine Behausung zurück. Dieselbe besteht in einem runden umzäunten Platz. Die Hütten der Frauen stehen längs der inwendigen Wand, durch Höfe getrennt. In der Mitte sieht man eine schöne geräumige Hütte von einem Hof umgeben, das ist das Privatkabinet des Königs. Niemand im Volk darf es betreten; auch die Minister bedürfen dazu einer besondern Erlaubnis.

„Hier, schreibt Coillard, verbrachte ich alle Tage, wenn der König nicht zu mir kam, einige Stunden. Ich lehrte ihn das Alphabet und wir sprachen miteinander. Lewanika lachte laut und wälzte sich auf seiner Matte vor Freude über seine Fortschritte. Dann fing er, ernster werdend, folgendes Gespräch an:

„Ich dachte daran, dich heute zu besuchen. Ich möchte alles Mögliche von dir haben: Lichter, Kaffee, Augenmittel, Kopfmittel u. s. w.“ —

„Es ist ganz umsonst, wenn du deswegen zu mir kommst. Ich habe nur das Nötigste mitgebracht und könnte, selbst wenn ich es wollte, deine Wünsche nicht befriedigen.“ —

„Aber wenn du mit deinem Wagen kommst, dann wirst du all deine Reichtümer bei dir haben, nicht wahr?“ —

„Ich hoffe dann alles das zu bekommen, dessen wir für unsern Gebrauch bedürfen, und einige Sachen zum Eintauschen.“ —

„Und wenn ich Hemden, Hosen, Hüte und Schuhe brauche, so mußt du mir sie wohl verschaffen.“ —

„Nicht durchaus, da ich kein Kaufmann bin. Übrigens, meine Tauschgegenstände bestehen kaum in etwas anderem, als in Glasperlen und Kattun, das andere schlägt nicht in unser Fach.“ —

„Wie! du bringst keine Kleider mit? Was machst du denn, wenn die deinigen verbraucht sind?“

„Was ich für mich brauche, habe ich, weiter nichts.“

„Soll das heißen, daß, wenn ich Kleider nötig habe, du mir die deinen schenken willst, da du sie nicht verkaufst?“ —

„Du mußt dich an Herrn Westbeach wenden, da du dem dein Elfenbein verkaufst.“

„Aber wer giebt dir die Sachen?“ —

„Ich kaufe sie.“ — —

„Mit was?“

„Mit Geld“ (er wollte Geld sehen). —

„Aber woher nimmst du das Geld?“

Ich erklärte ihm, so gut ichs konnte, daß uns die Gläubigen meines Landes so viel von dem ihrigen gäben, um unsere Bedürfnisse zu befriedigen. Er stieß einen Schrei der Verwunderung aus und blieb eine Zeit lang still. Dann fing er wieder an:

„Moruti, du bist alt, gieb mir doch Ratschläge, wie ich mein Land regieren und meine Herrschaft befestigen kann.“ —

„Zuerst leg deine sagaie nieder und laß sie ruhen und verzichte ein für allemal auf Rache. Bemühe dich, das Vertrauen deines Volkes zu ge-

winnen und auch den Geringsten ein Gefühl vollständiger Sicherheit einzuflößen. Bestrafe den Diebstahl. Und vor allem nimm das Evangelium für dich und dein Volk an.“ —

„Worin besteht der Reichtum eines Landes? der meinige besteht in Elfenbein. Aber das wird mit jedem Jahr seltener, und wenn die Elefanten aus diesen Gegenden ausgerottet sein werden, was mache ich dann?“ —

„Ich machte ihn auf die Fruchtbarkeit seines Landes aufmerksam und sagte ihm, daß, wenn sich die Häuptlinge des Anbaus von Baumwolle, Tabak, Kaffee und Zuckerrohr befleißigen wollten, sie darin eine Quelle von unerschöpflichem Reichtum finden würden.

Er frug mich nach Lo-Bengula, dem Beherrscher der Matebelen. „Hat er Missionare? Giebt es Gläubige in seinem Land? Ist er selbst gläubig wie Khama? Warum ist er nicht Christ geworden?“ Dann, indem er auf die Kriegsabsichten, die man Khama unterschiebt und auf seine Raubzüge bei den Mashikolumboes anspielte, „führt Khama, der doch ein ganz christlicher König ist, noch Krieg? und kann er ein Land überfallen, das ihm nicht gehört?“ —

„Ich kann nicht dafür stehen. Khama ist auch nur ein schwacher Mensch, und dann regiert er nicht allein, der Rat des Stammes ist noch da.“

„Aber ist es unrecht Krieg zu führen?“

„Wenn man ihn führt, um sein Land zu verteidigen, nein.“

„Und wenn ich in ein kriegerisches Unternehmen verwickelt wäre, würdest du mich begleiten?“ —

„Nein, unser Werk ist ein Werk des Friedens.“

„Du würdest mir aber wenigstens deine Gewehre leihen und mich mit Pulver versehen?“

„Nein, das hieße am Krieg teil nehmen.“ —

„Wie? du lebst in meinem Lande, du bist mein Vater, und wenn du hier gewesen wärst als Mathaha (ein früherer Minister) sich gegen mich empörte, was hättest du dann gethan? Wenn du schießen gehört hättest, so würdest du nicht zu meiner Hilfe herbeigeeilt sein? Und wenn ich dich um Waffen und Pulver gebeten hätte, so würdest du sie mir verweigert haben?“ —

„Ja, aber ich würde für dich gebetet haben.“ —

„Ach,“ lachte er überlaut „und unterdes hätte mich Mathaha getötet! Schöne Hilfe das! Und wenn ich mich zu dir geflüchtet hätte?“ —

„Dann hätte ich dich in meinem Hause aufgenommen, dir Kleider und Nahrung gegeben, und wenn du keine Diener gehabt hättest, so würde ich selbst dein Feuer gemacht haben.“ —

„Das ist gut. Aber wenn Mathahas Leute gekommen wären und hätten zu dir gesagt: gieb uns Lewanika heraus, daß wir ihn töten!?“ —

„Dann hätte ich mich an die Thür gestellt und zu ihnen gesagt: Dies ist eine Zufluchtsstätte, wenn ihr sie entheiligen wollt, so tötet mich zuerst.“ —

„Das ist bewunderungswürdig!“

Das ist der Barotsifürst! — Wie alle kleinen afrikanischen Potentaten hat er eine sehr übertriebene Meinung von seiner Würde, die durch die entwürdigende Kriecherei seiner Untergebenen genährt wird. Man schreibt

ihm magische Kräfte zu: er könne sich unsichtbar und ungreifbar machen, sich durch nur ihm bekannte Mittel den Erfolg der Jagd sichern u. s. w. Er ist auf seine Art religiös, d. h. über die Maßen abergläubisch. In der Nähe seiner Behausung hat er ein Wäldchen, das sorgsam von Matten umschlossen ist. Dort betet er zu den Manen seiner Vorfahren und zur Sonne und bringt ihnen Opfer dar.

Die Gräber der Könige sind im Barotsithal zugleich Zufluchtsstätten für Verfolgte, ebenso auch die Wohnung der Königin in Nalolo, und die des ersten Ministers. Und ganz wunderbarerweise besteht in diesem Lande, wo ein Menschenleben so wenig gilt, die Einrichtung, daß ein Minister das ausdrückliche Amt hat, den Zorn des Königs seinen Verfolgten gegenüber zu besänftigen. Sein Name ist Natamoyo, und die Einfriedigung seines Hauses, das sich in der Nähe des Forums befindet, wird heilig gehalten. Wird einer auf Befehl des Königs angegriffen und verfolgt, so ist er gerettet, so bald er den Fuß in den Hof des Natamoyo gesetzt hat. Will sich der König ein Opfer nicht entgehen lassen, so sorgt er vor allem dafür, daß sein Barmherzigkeitsminister von seinen schlimmen Absichten nichts erfahre. — Nachdem unser Missionar noch manche Unterredungen, ähnlich der oben erzählten, mit dem Könige gehabt, äußerte letzterer eines Tages den Wunsch, einer öffentlichen Predigt des Evangeliums beizuwohnen. Auf den Rat eines Häuptlings, der in Schoschong bekannt war, und nach dem Beispiel Khamas, ließ Lewanika schon am Freitag Abend durch einen Ausrufer verkündigen, daß sich am andern Tage ein jeder zu bereiten habe, denn am übernächsten Tag (Sonntag) sei der Tag des Herrn, und niemand dürfe da mahlen oder aufs Feld gehen, reisen oder arbeiten. Am Sonntag morgen begab er sich dann ohne Trommelbegleitung aufs Forum und das Volk wurde durch den öffentlichen Ausrufer herbeigelockt.

„Es war eine ernste und aufmerksame Zuhörerschaft" sagt Coillard, „ich sang und predigte und fühlte mich unterstützt und gesegnet. Nie im Leben habe ich mir so wie damals eine gute starke Stimme gewünscht. Es hatte etwas außerordentlich bewegliches dieser Masse von Heiden vom Heiland und von Gott zu reden. Das Lesen der zehn Gebote in Absätzen verwunderte Lewanika, und ich bemerkte, wie er sitzen blieb, während alle zum Gebet niederknieten. — Jedenfalls hat er den Wunsch uns in seinem Lande ansässig zu sehen."

Dieser oft ausgesprochene Wunsch des Königs gab unserm Missionar den Mut, nunmehr mit dem Aufbau seiner Wohnstätte zu beginnen, und zwar in Sefula, einem Dorf, das auf einer öden sandigen Hochebene liegt, einige Meilen von Lialuyi entfernt, mit etwas gesunderer Luft als

die der Hauptstadt. Eine zweite Station wurde in Sesheke angelegt vom Missionar Jeanmairet, dessen Frau eine Nichte Coillards ist. Dorthin kamen nach einiger Zeit auch die Geschwister Salla von Paris.

Lewanika ließ es an Aufmerksamkeiten nicht fehlen. Er stattete mit großem Gefolge einen Besuch in Sefula ab, wobei es Coillard sehr angenehm berührte, daß die Majestät ihn verließ, ohne gebettelt, und das Gefolge, ohne gestohlen zu haben. Beim Gegenbesuch Coillards machte es großen Eindruck auf das Volk, daß ihn Lewanika, entgegen der Landessitte, im eigenen Hause empfing, statt in dem des ersten Ministers. Das Haus war neu und bestand aus drei Räumen von 16—17 Fuß Länge. Der König schien sehr stolz darauf zu sein, und als Coillard lachend meinte, er möchte wohl seine Frau dahinein führen, antwortete er mit vollendeter Höflichkeit: „Das wäre nur natürlich! Das Haus gehört dir, mein Vater!“ Im Januar 1887 konnte unser Missionar seine Frau in die neue Heimat bringen. Man lief von allen Seiten herzu, „die weiße Frau“ zu sehen, denn nie war ein solches Wunder im Thal erblickt worden. „Seid gegrüßt Herr! guten Tag unsere Mutter!“ ertönte es von allen Seiten. Einige brachten Feldfrüchte zum Geschenk dar. Es war entschieden ein freudiger, herzlicher Empfang.

„Sefula im Thal der Barotsi ist nicht gerade ein Eldorado,“ schreibt Coillard, „aber in Sefula endigt eine dreijährige Reise und ein zehnjähriges Umherstreifen.“

Allerdings kein Eldorado! Schon die Lage des Ortes würde eine solche Bezeichnung verbieten. Sefula liegt im Bett eines ausgetrockneten Sees. So weit das Auge reicht, nichts als flaches, sumpfiges Moorland, abwechsend mit tiefem Sande. Kein Baum, kein Strauch, nur Schilf, Gestrüpp und halb vermoderte Baumstümpfe — willkommene Bewegungsorte für Schlangen und Hyänen!

Im Januar ist die Zeit der Ernte, da scheint Überfluß zu herrschen, und man kann billige Einkäufe in Kürbis und Mais machen, meist aber bietet das Land ungemein wenig. Es kann vorkommen, daß unsere Missionare einen Monat ohne einen Bissen Fleisch und ohne einen Tropfen Milch verbringen. Für ein Stück Kattun gelingt es zuweilen einen zähen Vogel zu erlangen, sonst bilden Fische, deren man leicht überdrüssig wird, Hirse und die dürftigen Gemüse des Landes die tägliche Mahlzeit. Das Klima ist, wie schon erwähnt, hier nicht so ungesund als in Lialuyi selbst, aber die Sumpfluft verbunden mit der glühenden Sonne bringt Fieber genug hervor, und nur zu bald hatte die neue Mission ein Opfer desselben zu verzeichnen.

Es war der Arzt M. Dardier aus Genf, der mit M. Goy, einem Ökonomen, vom Pariser Komitee nach Sefula geschickt worden war. Voll Freude ging ihnen Coillard bis zur großen Furt Kazungula entgegen und führte sie auf dem Sambési der neuen Heimat zu. Zwei Tage vor der Ankunft wurden beide krank; M. Goy genas, aber Dardier, der einen anscheinend leichten Sonnenstich davongetragen hatte, konnte sich trotz liebevollster Pflege nicht erholen. Er wurde der Luftveränderung wegen zuerst zu den Brüdern in Seshеke gebracht, dann nach Kazungula und starb dort im Hause des schon erwähnten englischen Kaufmanns Westbeach, gerade ein Jahr nachdem er von Paris abgereist war.

In diesem öden unwirtlichen Lande ist das Gefühl der Einsamkeit und des Abgeschnittenseins von aller Civilisation oft wahrhaft erdrückend. Es wird auch von den Missionaren in Seshеke sowohl als in Sefula als eine ihrer härtesten Prüfungen immer wieder erwähnt. Coillard schreibt ein Jahr nach seiner Ankunft:

„Unsere Vereinsamung ohne das geringste Licht geselliger Freuden ist eine harte Prüfung. Wir ersticken in dieser Atmosphäre geistiger Verderbnis und laufen Gefahr zu verrosten. Keine einzige geistige oder moralische Anregung richtet uns auf, alles entmutigt und zieht herab, und ach! wenn wir im Staub liegen, dann befinden wir uns noch weit über der Oberfläche des Sumpfes, der uns umgiebt."

Da bildet dann die Ankunft der Post aus Europa das interessanteste Ereignis des ganzen Jahres. In größter Spannung werden Pakete und Briefe geöffnet und letztere zuerst nach den Daten geordnet. Die ältesten sind ein Jahr, die jüngsten vier Monate alt! Dann werden die Zeitungen und zuletzt die geschickten Bücher studiert; nur schade! daß diese, soweit sie nur geheftet und nicht gebunden sind, in Fetzen am Sambesi anlangen! Noch schlimmer ergeht es den Waren, die aus Mangel an Ochsen und Wagen auf Booten nach Sefula gebracht werden. Coillard berichtet im letzten Oktober darüber:

„Dieses Jahr sind vier unserer Boote in den Wasserschnellen gestrandet. Die Fahrzeuge wurden gerettet, auch die Gepäckstücke nach vierzehn Tagen aufgefischt; aber man kann sich keinen Begriff von unsern Verlusten machen! So befand sich z. B. ein großer Ballen farbiger Stoffe (unser Kleingeld!), den die Bootsleute „zum Trocknen in die Sonne" gelegt hatten, als ich ihn drei Wochen später auseinanderlegen wollte, in einem Zustand der Gärung und Zersetzung, wie er sich leichter denken als beschreiben läßt. Dasselbe war der Fall mit den Baumwolldecken und Kattunstoffen; ach leider! fast mit allen Waren! Von fünfzehn, zum Teil seit zwei und drei Jahren erwarteten Kisten, waren nicht drei unversehrt. Alle andern bereiteten uns ein Herzweh, das man aus Rücksicht für seine Freunde nicht allzu genau schildern darf."

So bringt das tägliche Leben den Missionaren am Sambesi gar manche Entbehrungen, die nicht leicht zu tragen sind. Aber wie steht es nun mit der Missionsarbeit selbst?

Nach dem so oft ausgesprochenen Wunsche Lewanikas, „moruti", Missionare in seinem Lande zu haben, und nach dem überaus herzlichen Empfang, den er ihnen zu teil werden ließ, sollte man meinen, es müsse mit ihrem Kommen eine neue Ära für das arme Land der Barotsi begonnen haben. Und doch blieben nach wie vor die blutigsten Gewaltthaten an der Tagesordnung. Einmal waren es die an der letzten Revolution Beteiligten, die der König mit grausamster Härte verfolgte. Ein andermal die benachbarten Mashikolumboes, die er all ihrer Habe, besonders ihres Viehs berauben ließ, um den Hunger im eigenen Lande zu stillen. Der großartige Raubzug wurde trotz aller Ermahnungen Coillards gegen das unglückliche Nachbarvolk ins Werk gesetzt; aber Lewanika war nicht ruhigen Herzens dabei, sein Gewissen fing an zu schlagen. Coillard schreibt:

„Bei unserer letzten Unterredung vor seinem Auszug wandte er sich förmlich auf seinem Stuhl und sagte endlich: „Siehst du, mein moruti, ich bin nicht mein Herr, ich werde getrieben! getrieben! Aber wenn du mich liebst, so schweige, verdirb meinen Ruf in der Welt nicht, indem du verbreitest, daß Lewanika einen Raubzug zu den Mashikolumboes unternimmt, und wenn ich zurückkomme — dann sollst du sehen!"

Während dieses schändlichen Krieges hielt der König wunderbarerweise streng auf Sonntagsheiligung, und bei der Heimkehr sagte er zu Coillard mit erzwungenem Lachen: „Schilt mich nicht, wenn man dir sagt, daß ich einen Menschen mit eigener Hand getötet habe."

„Es sind große Widersprüche in dem Mann," sagt unser Missionar, „er ist so despotisch, kriegerisch und grausam als möglich, und dabei hat er Vernunft, Takt, Edelmut und Liebenswürdigkeit. Ich könnte leicht zwei Charakterbilder aus ihm machen, die keine Ähnlichkeit miteinander hätten. Was ich aber bestimmt versichern kann, ist, daß er ganz von dem Gedanken beherrscht wird, sein Volk müsse christlich werden."

Aus neueren Berichten erfahren wir, daß sich Lewanika in letzter Zeit wunderbar entwickelt hat. Er hat auch dem Mpote, einem berauschenden Bier aus Honig bereitet, entsagt und trinkt nur noch Thee und Kaffee. —

Bei seinem Volk war der Diebstahl noch lange nach Coillards Ankunft in vollstem Gange. Herren und Sklaven schienen zu wetteifern im Berauben der Missionare.

„Es ist hart," sagt Coillard, „wenn man sehen muß, wie sie unsere Hammel stehlen, und kaum 200 Schritt vom Dorf entfernt töten, und wie Häuptlinge zweiten und dritten Rangs mit unsern Hemden auf ihren gefetteten Rücken einherstolzieren."

Neben diesem Hang zum Stehlen scheinen unersättliche Rachsucht, Neid und Mißgunst zu den Hauptuntugenden der Barotsi zu gehören. Sie bezeichnen letztere selbst damit, daß sie von sich sagen: „wir haben ein gelbes Herz," und sehr bald fanden sie gerade in dieser Beziehung den großen Unterschied zwischen sich und den Christen heraus.

„Sie haben kein gelbes Herz und begehren niemandes Besitz, sie unterrichten unsere Kinder und geben unsern Kranken Heilmittel, sie sind die Väter der Nation," sagte einst ein Barotsi in öffentlicher Rede zum Preise der moruti.

Coillards Bemühen, die Leute um das Evangelium zu sammeln, hatte bald guten Erfolg. Er schreibt schon im Januar 1888:

„Unsere Sonntage werden jetzt interessant. Die Nachbarn fangen an, die Tage der Woche zu zählen, um sich an den Tag des Herrn zu erinnern. „Den Tag, an dem man stirbt" sagen sie — eine Anspielung an die gesammelte Haltung beim Beten, die die Heiden mit der Unbeweglichkeit des Todes vergleichen. Wir hatten 150 Zuhörer, und die größte Anziehungskraft bildet unser Harmonium. Aber wie schwer ist es, diese unruhige Menge im Freien zu fesseln! Da begrüßt man sich, spricht, schnupft, lacht, kommt und geht; und nur in ganz vorsichtiger Weise dürfen wir rügen und die Ordnung aufrecht erhalten." „Gestern erzählte ich von der Sündflut, da war die Aufmerksamkeit gefesselt, und ich wurde verstanden. Als ich dann von der durch Petrus prophezeiten Feuersündflut sprach, und meine Zuhörer frug: „Wohin werdet ihr fliehen vor dem Zorn Gottes?" antworteten mehrere auf einmal: „Zu dir moruti."

„Und warum sollten wir fliehen?" sagte ein Greis sehr ernsthaft, „wir sind keine Zauberer."

Seither ist der Wunsch nach einem würdigen Gotteshause in schönster Weise erfüllt worden. Der in Kazungula stationierte Missionar Louis Jalla stattete im letzten Januar einen Besuch in Sefula ab und schreibt u. a.:

„Ich bewunderte vor allem die Kapelle, die, angesichts der Verhältnisse des Landes, in meinen Augen ein wahres Meisterstück ist. Welche Ermutigung für mich, den armen Einsamen von Kazungula, der so viel Mühe hat, ein Auditorium von zwölf bis zwanzig Personen zusammenzubringen, hier in den schönen Versammlungen von Sefula zu reden, wo die Kapelle fast immer voll ist, und wo eine Aufmerksamkeit herrscht, wie man sie unter freiem Himmel nie erzielt." — Auch die so dürftige Umgebung des Wohnhauses haben die Missionare durch den Fleiß ihrer Hände nach und nach verschönert. Jalla schreibt entzückt: „Welch schöne Bäume in Sefula! Man sieht die Station erst im Augenblick der Ankunft, so versteckt liegt sie in ihrem grünen Nest. Wir zählten mehr als zwanzig Bäume allein im innern Hof, und im Garten hat Coillard eine großartige Allee von Bananen angepflanzt."

Besonders erfreut erzählt er auch von der Schule, Coillards

Schmerzenskind in den ersten Jahren. Als bald nach seiner Ankunft mit dem Unterricht begonnen wurde, waren Lewanika und die Häuptlinge voll Eifers ihre Söhne zu schicken. Die jungen Prinzen kamen, von Sklaven begleitet, aus allen Teilen des Landes zusammen, und mußten nun in Sefula ernährt werden. Unsere Freunde gaben so viel als sie vermochten, wurden aber von den Schülern ihrer Hammel beraubt und anderweit bestohlen; und unter der Einwohnerschaft von Sefula hatten die jungen Herren durch ihre Raubüberfälle solchen Schrecken verbreitet, daß die Leute nicht mehr wagten, ihre Behausungen zu verlassen, um zum Gottesdienst zu erscheinen.

Ähnliche Erfahrungen wurden in Sesheke gemacht. Dort hatte sich auch der erste Häuptling Morantsiane am Unterricht beteiligt, bildete aber ein so störendes Element, indem er sich zur Aufgabe stellte, die Schüler zum Lachen zu reizen und die zu verhöhnen, die weniger als er wußten, daß man ihm sagen mußte: „da du so viel weiter bist, brauchst du nicht mit den andern zusammen zu lernen. Wenn du lesen willst, so komm allein zu uns, und wir werden dich unterrichten.“ Er war ganz zufrieden damit, und ein Jahr später konnte er als „der beste Schüler“ bezeichnet werden.

Auch in der Schule zu Sefula sieht es jetzt gottlob! ganz anders aus. Jalla erzählt von einer Lehrerin, die jüngst ihre Thätigkeit begonnen, und ist erstaunt über den Gehorsam, den ihr die großen, von Natur so wilden Knaben entgegenbringen. Lewanikas Sohn wurde nach Beendigung des Unterrichts in Sefula mit vier anderen guten Schülern zu weiterer Ausbildung in die große Anstalt zu Morija im Lessuto geschickt, was den König mit großem Stolz erfüllt. Er hätte ihn am liebsten gleich nach England gesandt, damit er ein civilisiertes Land kennen lerne. Coillard riet von diesem Plane ab, meint aber bei einer etwaigen Reise nach Europa seinerseits nicht umhin zu können, den jungen Prinzen als Begleiter bei sich zu sehen; es scheint dies Lewanikas größter Wunsch zu sein. Auch das weibliche Geschlecht nimmt jetzt in erfreulicher Weise am Unterricht teil. Schon vor längerer Zeit wurde von zehn Prinzessinnen berichtet, die als Pensionärinnen der Mission eine christliche Erziehung genießen, worauf man große Hoffnungen für die Zukunft baut.

Jedoch die größte Freude erlebte bisher unser Missionar an seinem jungen Diener Nguana-Ngombe. Er war der erste, an welchem er eine wirkliche Bekehrung wahrnehmen konnte. Schon öfter war der junge Heide von seinem Herrn betroffen worden, wie er in der Stille zum Gott der Christen betete; und einst, nachdem Coillard zu großer Ver-

sammlung „vom unbekannten Gott“ geredet hatte, trat mit sichtlicher innerer Bewegung Nguana-Ngombe auf und legte feierlich das Bekenntnis ab: „Ich bin gläubig. Ich war verloren, aber Gott hat mich gerettet.“

Dann fuhr er fort: „Ihr werdet sagen: Seht da, Nguana-Ngombe, der ein Weißer werden will! Wie sollte ich ein Weißer werden, der ich schwarz geboren bin? Gott ist nicht ausschließlich der Weißen Gott, alle Weißen sind auch nicht gläubig, wir haben deren schon gesehen, die böse sind wie wir. Ich höre auch Leute, die sagen: Ist denn der moruti in den Himmel gestiegen, daß er behauptet, Gott zu kennen? Nein, er ist nie in den Himmel gestiegen, er hat Gott nie gesehen, er hat dies auch nie gesagt. Aber Gott hat sich uns offenbart durch seinen Sohn und durch sein Wort. Ich werde euch nie sagen, daß ich Gott gesehen habe. Aber ich will euch sagen, was ich von seinem Worte weiß, und wie er mich gerettet hat. Nein, der moruti ist nicht in den Himmel gestiegen. Aber er wird hineingehen und ich, sein moshimâne (Sklave), werde ihm folgen. — Werde ich der einzige sein, der ihm folgt? Ihr, meine Väter und Mütter, ihr, meine thaka (Altersgenossen), werdet ihr nicht mit mir kommen? Fragt mich aus, so viel ihr wollt, fürchtet euch nicht. Was ich euch sagen wollte, ist, daß ich den unbekannten, den großen Gott, gefunden habe, und daß ich ein Gläubiger bin.“

Da schnalzten die Männer vor Erstaunen mit der Zunge, und die Frauen standen unbeweglich mit offenem Munde da, Coillard aber war tief ergriffen und voll Dank gegen Gott. Er schließt den Brief, in dem er diesen schönen Vorgang an das Pariser Komitee berichtet, mit den Worten:

„Das ist die erste Blüte unserer Sambesi-Mission. So bescheiden sie ist, die einsame Blüte, ist sie nicht ein Pfand für die Erfüllung der Verheißung in Jesaia 35, 1: Aber die Wüste und Einöde wird lustig sein, und das Gefilde wird fröhlich stehen und wird blühen wie eine Lilie?“

Die Neuendettelsauer Heidenmission in Neu-Guinea (Kaiser-Wilhelmsland).

Von Inspektor Deinzer.

Wiewohl die von dem bekannten Pfarrer Löhe im Jahr 1850 gegründete „Gesellschaft für innere Mission im Sinn der lutherischen Kirche“ sich zunächst nur die (von den lüth. Landeskirchen Deutschlands damals so gut wie völlig vernachlässigte) Versorgung der nach Amerika ausgewanderten Volks- und Glaubensgenossen zur Aufgabe gesetzt hatte, so hat sie doch von vornherein diese Aufgabe nicht so eng gefaßt, daß sie nicht auch, wo sich gottgefügte Veranlassung bot, die Heidenmission in den Bereich ihrer Thätigkeit gezogen hätte. Löhes, gleich beim Anfang seiner amerikanischen Wirksamkeit gesprochenes Wort: „Innere Mission führt uns zur äußern“ hat, mag man auch die Berechtigung desselben als

eines allgemeinen missionstheoretischen Grundsatzes bestreiten, jedenfalls den geschichtlichen Gang bezeichnet, den das von ihm begonnene Werk genommen hat. Die erste der von ihm aus fränkischen Auswanderern in Frankenmut, Michigan, organisierten Gemeinden ist, der Absicht ihres Stifters entsprechend, der Ausgangspunkt einer luth. Indianermission geworden, die zeitweilig zu einer lieblichen Blüte gediehen war und, wenn auch kein bedeutendes, doch ein nicht unrühmliches Blatt der Missionsgeschichte unsrer Kirche füllt.[1])

Ähnlich war der Gang der Dinge in Australien. Eine kleine luth. Synode Südaustraliens, die Immanuelsynode, hatte seit dem Jahre 1875 für ihre aus deutschen Einwanderern und deren Nachkommen gesammelten Gemeinden eine Anzahl von Sendlingen unsrer Anstalt zu Predigern begehrt und erhalten. Es war eine Folge der hiemit angeknüpften Verbindung, daß wir seit dem Jahre 1878 auch wieder in eine gewisse Mitarbeiterschaft an dem Werk der Heidenmission getreten sind. Jene Synode, die schon seit einiger Zeit unter den eingeborenen Schwarzen eine Missionsthätigkeit begonnen hatte, deren Mittelpunkt die Station Bethesda am Kilalpaninasee in Südaustralien war, berief nämlich in jenem Jahr einen unserer Sendlinge, Flierl I, als Heidenmissionar nach Bethesda, dem seitdem noch mehrere Zöglinge unserer Anstalt auf den gleichen Posten gefolgt sind. Diese Mission wurde anfangs aus den Kreisen unsrer Gesellschaft und durch Verwendung derselben auch von andrer Seite reichlich unterstützt; wir betrachteten sie, selbstverständlich nicht im Sinn des Eigentumsrechtes, sondern nur der teilnehmenden und helfenden Liebe als unsere Mission.

Zum Beginn einer selbständigen Missionsthätigkeit in Neu-Guinea seitens unserer Gesellschaft kam es auf folgende Weise.

Der obenerwähnte Missionar Flierl hatte schon seit einiger Zeit eine Ausdehnung der Missionsarbeit in Bethesda nach der Kolonie Queensland angeregt, wo das Elend der von erbarmungslosen squatters oft „wholesale“ niedergeschossenen Schwarzen das Mitleid des Missionsfreundes, und die größere Dichtigkeit der dortigen eingeborenen Bevölkerung die Hoffnung auf eine reichlichere Missionsernte als auf dem kümmerlichen Arbeitsfeld von Bethesda erweckte. Ehe aber dieser Gedanke über das Vorstadium allgemeiner Erwägungen hinausgekommen war, traten die bekannten Ereignisse ein, durch welche Deutschland eine Kolonialmacht wurde. Die Erkenntnis, daß damit auch der Mission neue Thüren eröffnet würden, war damals in der ganzen evangelischen Christenheit Deutschlands lebendig und drängte zu Missionsthaten. Auch unsere Gesellschaft glaubte sich dieser Erkenntnis und den Anforderungen der neuen Lage nicht verschließen zu dürfen. Zwar eine Aufforderung eine Missionsthätigkeit in Afrika zu beginnen, wiesen wir zurück; wir meinten in Afrika keinen Beruf zu haben, weil keinen Anknüpfungspunkt.

Dagegen glaubten wir zu einer im Sommer 1885 an unsere Gesellschaft gebrachten Anregung Flierls uns nicht ablehnend verhalten zu dürfen. Der-

[1]) Vergl. Baierlein, dreißig Jahre unter den Heiden.

selbe schrieb uns: seit er Missionar unter den Papuas[1]) sei, habe er immer ein lebhaftes Interesse für Neu-Guinea, das eigentliche Stammland dieses Volkes gehabt. Nun, da ein beträchtlicher Teil dieser größten Insel der Welt Besitz des deutschen Reiches geworden sei, sei die deutsche Christenheit eine Schuldnerin der neuen Reichsgenossen geworden, zunächst verpflichtet ihnen das seligmachende Evangelium zu bringen; in Australien sei man diesen jüngsten Adoptivkindern des deutschen Reiches auch räumlich nahe gerückt; er sei bereit, wenn der Beruf an ihn erginge, in Begleitung eines eingebornen Christen von Bethesda auf Vorposten nach Neu-Guinea zu gehen. Ähnliche Gedanken hatten uns in der Heimat auch schon bewegt; um so mehr schien in dem Zusammentreffen der oben geschilderten Umstände uns ein unverkennbarer Wink Gottes zu liegen, der nach Neu-Guinea zeigte. Wir waren keine völligen Neulinge auf dem Gebiet der Heidenmission, wir gingen deshalb nicht mit der Keckheit des jugendlichen Enthusiasmus, sondern immerhin mit einem gewissen Vorgefühl der unser wartenden Schwierigkeiten an die Entscheidung; doch aber waren alle leitenden Glieder unsrer Gesellschaft einmütig, daß wir im Glauben das Unternehmen einer Heidenmission auf Neu-Guinea wagen sollten.

Es waren also bereits von Bethesda aus geistige Fäden nach Queensland ja Neu-Guinea geschlagen; doch ohne die in den Kolonialerwerbungen des Jahres 1885 sich vollziehende Öffnung der Völkerthüren würden wir wohl nie nach Neu-Guinea gekommen sein. Mit der Kolonialschwärmerei jener Jahre, die ja allerdings auch Neu-Guinea im Vergleich zu dem Schoßkinde Ost-Afrika nur stiefmütterlich bedachte, sind wir unverworren geblieben, wenn wir auch der Hoffnung uns hingaben, daß das damals weit verbreitete Interesse an dem Kolonialerwerb des deutschen Reiches auch einer in den Kolonien zu eröffnenden Missionsthätigkeit zu gute kommen werde.

Das Missionskomité der Immanuelsynode stellte uns den im Missionsdienst bereits bewährten Missionar Flierl zur Verfügung, indem es ihn seiner Verpflichtungen gegen die Synode entband, erklärte aber die Fürsorge für die Missionsthätigkeit in Neu-Guinea und die Leitung derselben uns überlassen zu müssen. Die Mission auf Neu-Guinea ist also (wie die in Elim) eine selbständige Unternehmung der Neuendettelsauer Missionsgesellschaft. (Näheres s. Kirchl. Mitt. von 1885 Nr. 10.)[2])

---

[1]) Bezüglich der Verwandtschaft der Schwarzen Australiens mit den Papuas Neu-Guineas ist das letzte Wort noch lange nicht gesprochen. Missionar Flierl ging von der Annahme einer Verwandtschaft beider aus. Auch der bekannte Forschungsreisende Hugo Zöller schreibt in seinem neusten Werk: Deutsch-Neuguinea und meine Ersteigung des Finisterre-Gebirges S. 253: „Manches (im Wesen der Papuas von Neu-Guinea) z. B. Totenbestattung, religiöse Anschauungen, Art und Schmuck der Waffen, Hautnarben, Sprachzersplitterung, Auseinanderfallen in winzig kleine Gemeinschaften, ja sogar das körperliche Aussehen hat mich an Australien erinnert.“ Auch er erklärt die Frage bezüglich der Verwandtschaft der Australneger und der Papuas wenigstens bezüglich Neu-Guineas noch nicht für spruchreif.

[2]) Die kirchl. Mitteilungen aus und über Nordamerika, Australien und Neu-Guinea sind das Organ der Neuendettelsauer Missions-Gesellschaft.

Am 10. November 1885 trat Missionar Flierl nebst einem Kolonisten, nachdem er in einem feierlichen Gottesdienst in der Kirche zu Langmeil von den Brüdern in Australien der Gnade Gottes befohlen worden war, von Adelaide aus seine Reise zunächst nach Cooktown an, woselbst er am 4. Dezember landete. Dort aber gab es ungeahnten Aufenthalt. Die dortigen Beamten der Neu-Guinea-Comp. erklärten, sie hätten gemessenen Befehl, auf den den Verkehr zwischen Cooktown und Neu-Guinea vermittelnden Dampfern der Compagnie nur solche Leute zu befördern, die von der Compagnie selbst gesandt wären; dieselbe wolle erst festen Fuß im Lande fassen, ehe sie Missionaren den Eingang in ihr Gebiet gestatte. Ähnlichen Bescheid hatten auch wir erhalten, als wir die Direktion der genannten Compagnie von unserer bereits in der Ausführung begriffenen Absicht in Kenntnis setzten, Missionar Flierl mit einem Kolonisten zunächst zu einer Missions-Rekognoszierungsreise nach Neu-Guinea zu entsenden. Die Compagnie hatte damals erklärt, daß sie zwar „der christlichen Missionsthätigkeit nicht nur nicht abgeneigt, sondern sie zu fördern bereit sei, daß sie aber, soweit ihre Unterstützung in Frage komme, die Zeit zum Beginn ihrer Wirksamkeit daselbst für noch nicht gekommen erachte." Erneute, nachdrückliche Vorstellung unsrerseits bewog jedoch die Direktion ihre Bedenken fallen zu lassen, und seit dieser Zeit haben wir sowohl von der Direktion der Compagnie in Berlin, als auch ihrer Beamten in Neu-Guinea alle billige Rücksichtnahme, ja von manchen der letzteren offenes Wohlwollen und Förderung erfahren. Namentlich der erste Landeshauptmann in Deutsch-Neu-Guinea, Herr von Schleinitz, war ein ausgesprochener Freund der Mission und überzeugter Christ, der sich nicht scheute auch inmitten seiner dem Christentum ferner stehenden Umgebung seinen Glauben zu bekennen. Er hatte nach reiflicher Überlegung den kühnen Entschluß gefaßt, seine Familie mit sich in das ungesunde Land zu nehmen, nicht bloß um für seine eigene Person in der fernen Fremde das Glück des Familienlebens nicht entbehren zu müssen, sondern ausgesprochenermaßen auch zu dem Zweck, um den meist einzeln stehenden Beamten der Compagnie in seinem Hause eine Stätte der Erholung und gemütlicher wie geistiger Erfrischung bieten zu können. Leider starb seine edle Gemahlin bald, und auch er legte 1888 seine Stellung nieder und verließ den Schauplatz seines kurzen Wirkens. Auch sein Nachfolger, Oberpostrat von Krätke, beobachtete der Mission und den Missionaren gegenüber eine nicht unfreundliche Haltung, und unter dem jetzigen obersten Beamten, dem kaiserlichen Kommissär Rose, haben sich die Beziehungen zwischen der Landesobrigkeit und den Vertretern der Mission noch um einen Grad freundlicher gestaltet. Wie förderlich ein solches Verhältnis sowohl für das Werk der Mission als auch für die kolonisatorische Arbeit ist, liegt auf der Hand.

Missionar Flierl hatte übrigens die unfreiwillige Wartezeit von über einem halben Jahre nicht unthätig zugebracht, sondern auf Anerbieten der Kolonialregierung von Queensland eine in der Nähe von Cooktown gelegene Reservation, auf welcher etwa 400—500 Schwarze leben, übernommen, woselbst er als manager allerdings der Regierung verant-

wortlich, in der Missionsthätigkeit an den Schwarzen aber völlig frei und unabhängig war. Nachdem jedoch die Hindernisse seines Eintritts in Neu-Guinea weggeräumt und auf der Eingebornenreserve Elim Ablösung für ihn eingetroffen war, folgte er ohne Zögern „dem Ruf der Schlachttrommete“ (wie er sagte) und landete am 12. Juli 1886 in Finschhafen. Am 1. Oktober desselben Jahres traf der von Neuendettelsau aus ihm zur Hilfe gesandte Missionar Tremel ebenda ein. In der Nähe des Dorfes Simbang, etwa 1½ Stunden von Finschhafen entfernt, wurde in der Tiefe der Langemakbucht am Ausfluß des Bubui der Platz zur ersten Missionsniederlassung gewählt. Trotz gegebener Zustimmung ihres Häuptlings wurde jedoch von den Eingeborenen Simbangs die Ansiedlung der Missionare in der Nähe ihres Dorfes mit Mißtrauen, ja mit unverhohlener Feindseligkeit betrachtet, die schließlich in Thätlichkeiten überging, indem ein Schwarzer mit seinem Steinbeil Miss. Flierl wütend angriff. Doch diesem gelang es — zum Glück ohne von seiner Schußwaffe Gebrauch zu machen — mit Hilfe von Missionar Tremel den Gegner erst äußerlich und dann durch Übung christlicher Sanftmut auch innerlich zu entwaffnen. Seitdem ist kein Fall von Feindseligkeit der Einwohner gegen unsre Missionare mehr vorgekommen, der anfängliche Protest gegen die Niederlassung der Missionare: aum se gigia (Du schlecht, gehe!) hat sich in die freundliche Einladung: abumptao tankusi (Häuptling, sitze = bleibe) verwandelt.

Im ganzen ist die Bevölkerung von Deutsch-Neu-Guinea friedlicher und umgänglicher als diejenige des englischen Besitzanteils an dieser großen Insel, die als das Stammland der auch über die benachbarten Inseln der Südsee verbreiteten papuanischen Rasse gilt. Unsre Missionare schildern die Eingeborenen des von ihnen durchforschten Küstenstrichs als ein gutmütiges heiteres Völkchen, aufgelegt zu Spiel und Tanz, vergnügt bei festlichen Schmausereien, die ab und zu veranstaltet werden. Ihre Kulturstufe ist ohne Vergleich höher als die der schwarzen Urbewohner des nahen Australiens. Sie wohnen in Häusern, die allerdings in etwas an die Pfahlbauten der vorgeschichtlichen Zeit erinnern; sie treiben, so viel nötig, auch Landbau; ihre hübsch eingezäunten Plantagen, in denen die Frauen fleißig jäten, gewähren dem Auge einen freundlichen Anblick, die Holzschnitzereien an den Häusern, die mit den unbehülflichen Steinwerkzeugen in die (hölzernen) Hausgeräte eingeritzten Figuren und Linienornamente, die mit unleugbarem Geschmack und Sinn für Farbengebung hergestellten Flechtarbeiten erregen verdientermaßen die Bewunderung auch des Europäers. „Ihre Waffen — sagt Hugo Zöller — gehören zu den höchsten Leistungen des Kunstgewerbes aller Naturvölker“. Während die Kleidung der Männer dürftig ist, sind die von den Frauen getragenen Schürzen aus Gras oder Kokosnußfasern ganz geeignet zur dezenten Verhüllung des weiblichen Körpers.

Über die religiösen Vorstellungen der Papuas wissen wir noch sehr wenig Sicheres, da auch dort der religöse Ideenkreis sorgfältig gehütet wird. Es scheint, daß ihre Religion in Ahnenkultus besteht. Das Fest des „balum“, das alljährlich im ersten Viertel des Jahres bei den

Jabim gefeiert wird, ist jedenfalls eine Art Geisterfest. (Balums heißen die abgeschiedenen Seelen, wenigstens die der Angeseheneren, der Häuptlinge, wie denn auch in Jabim (der Sprache der Küstenbevölkerung nördlich und südlich von Finschhafen) Katu sowohl Schatten als auch Seele und abgeschiedener Geist bedeutet.) Zur Voraussetzung hat diese Ahnenverehrung den Glauben an die Fortdauer der Seele, wie denn auch dieser Unsterblichkeitsglaube überall (so weit bis jetzt die Beobachtungen reichen) bei den Papuas sich findet. Bei den Tamiesen (den Bewohnern der kleinen Tamiinseln, südöstlich von Finschhafen) fanden unsre Missionare sogar die Vorstellung von einer Art Paradies (lambuam), das ihnen als die Heimat der abgeschiedenen Seelen gilt und das von der übrigen Welt von dem Flusse Siom abgegrenzt ist, den jede Seele durchwaten muß. — Ob die gleichfalls vorgefundene Sitte der Beschneidung ursprünglich religiöse Bedeutung hatte, läßt sich vermuten, aber nicht nachweisen, ebenso wie sich nur mutmaßen läßt, daß das polynesische „Tabu", das jetzt zu einem bloßen Eigentumsbegriff herabgesunken ist, ursprünglich die Bezeichnung für eine res sacra gewesen sein mag.

Eine Priesterschaft giebt es, zum Glück für die Mission, in Neu-Guinea, so weit wir bis jetzt sehen, nicht. Doch spielt die Zauberei eine große Rolle und die Zauberer sind gefürchtet. Indessen bilden sie keine geschlossene Kaste; gegebenenfalls besorgt jeder Eingeborene das Zaubern selber.

Was die Missionsarbeit in Neu-Guinea sehr erschwert und jedenfalls sehr langwierig macht, das ist einmal die völlige Unbekanntheit der Sprachen der Eingebornen, die denselben von den Missionaren ohne Hilfe eines Dolmetschers mühsam Wort für Wort vom Munde abgelernt werden müssen, und sodann die Vielsprachigkeit des Landes. Neu-Guinea ist, wie man gesagt hat, eine lebendige Polyglotte. Oft genug vermögen sich die Einwohner nur wenige Kilometer von einander entfernter Dörfer nicht zu verständigen. Der Neu-Guineaforscher H. Zöller hat ein Vokabular von 300 Wörtern in 46 Papuasprachen, darunter 18 Sprachen aus Deutsch-Neu-Guinea, zusammengestellt, das ja freilich zuweilen eine überraschende Verwandtschaft einzelner Wörter, selbst solcher, die weit von einander entfernten Sprachgebieten angehören, weit öfter aber eine Verschiedenheit aufweist, die es schwer macht an einen Zusammenhang scheinbar so grundverschiedener Sprachen zu glauben.

Kein Wunder ist es daher, daß in der ersten Zeit die Thätigkeit unsrer Missionare, soweit sie nicht von den notwendigen äußeren Arbeiten in Anspruch genommen wurde, in mühsamen Versuchen der Erlernung der Eingebornensprache aufging. Inzwischen übersteigt der von ihnen gesammelte Wörtervorrat die Zahl 1000 schon um ein beträchtliches; Übersetzungen der 10 Gebote, des Vater unser, einer Anzahl Lieder liegen vor; ob auch mit stammelndem Munde wird in Sonntagsversammlungen und täglichen Abendandachten jung und alt die gute Botschaft verkündet; auch wird, seitdem eine ganze Anzahl von Knaben und halbwüchsigen jungen Leuten aus Simbang und den Nachbardörfern sich den Missionaren als Arbeiter gegen geringes Entgelt angeboten haben, auch regelmäßig

Schule gehalten, abgesehen davon, daß der tägliche Verkehr mit den jungen Arbeitern den Missionaren Gelegenheit zu religiös-sittlicher Einwirkung bietet. Gegenwärtig befinden sich über 30 solcher Schüler und Arbeiter auf der Station Simbang, deren Mietkontrakte auf ein Jahr oder noch längere Zeit laufen. Das Missionspersonal auf Simbang besteht aus einem verheirateten und zwei ledigen Missionaren, zu denen inzwischen ein vierter hinzugekommen sein wird, also, mit Einrechnung einer freiwilligen Missionsgehilfin (einer deutschen Dame) und einem Töchterchen des Miss. Flierl, aus sieben Personen.

Das schwerste Kreuz unsrer Missionare, ein wahrer Pfahl im Fleisch für sie, ist das gefürchtete Malariafieber, von dem sie nur allzuhäufig heimgesucht werden, zuweilen schon ernstlichst am Leben bedroht worden sind. Dank dem Schirm des Allmächtigen ist der Kelch des Todes bisher an ihnen vorüber gegangen. Besonders durften sie die bewahrende Gnade Gottes im letzten Frühjahr erfahren und preisen, wo sie von der entsetzlichen Seuche, die damals in Finschhafen wütete und in wenig Wochen von ca. 30 Weißen 13 wegraffte, völlig verschont geblieben sind. Immerhin schwächen diese Fieber und machen den Europäer, wie unsre Missionare klagen, in den Malariagegenden zu einem „halben Menschen". Zwei unsrer Missionare in Simbang bedurften bereits einer völligen Ausspannung während einer mehrmonatlichen Erholungszeit, die sie in dem gesunden Klima Südaustraliens zubrachten. Der Wunsch auch in der Nähe des Arbeitsfeldes eine Art Gesundheitsstation zu haben, führte zur Anlegung einer Zweigstation auf einer der kleinen südöstlich von Finschhafen gelegenen Tamiinseln, deren Bewohner eine von Jabim nur mundartlich verschiedene Sprache reden. Die Tamiesen sind Handelsleute und kühne Seefahrer, durch die, wenn sie selbst einmal für das Christentum gewonnen sind, das Evangelium auch bis zu jenen entfernten Küstenstrichen südlich des Huongolfs und nördlich bis zur Insel Rook, bis wohin die Handelsbeziehungen der Tamiesen reichen, getragen werden kann. Die Besetzung von Wonam, der größten unter diesen winzigen Inseln, fand im November 1889 statt. Die Aufnahme, welche unsre Missionare Tremel und Bamler[1]) bei den Tamiesen fanden, war eine sehr freundliche, und das Verhältnis zu ihnen ist auch bis jetzt noch nicht wesentlich getrübt worden, was freilich der Fall sein könnte, wenn unsre Missionare gegen dort vorgefundene heidnische Greuel (Kindermord rc.) kräftiger einschreiten werden müssen. Unsere Missionare glauben zu bemerken, daß die heidnischen Gemüter bereits jetzt eine Ahnung davon durchzieht, daß die Axt des Evangeliums dem Heidentum allmählich an die Wurzel rückt. Aber auch davon, daß im Christentum ihnen eine Lebensmacht übernatürlicher Art entgegentritt, scheinen diese Heiden bereits einen gewissen Eindruck zu haben. Charakteristisch ist es jedenfalls, daß die Tamiesen die Verschonung unsrer Missionare von der großen Seuche, die im Frühling dieses Jahres so

[1]) Diese beiden Missionare, von denen der erstere verheiratet ist, bilden das ganze Missionspersonal von Tami, das aber auch für die geringe Bevölkerung dieser Inseln ausreicht. Die Missionsarbeit besteht auch dort bis jetzt hauptsächlich im Schulunterricht, an welchem etwa 10 Schüler teilnehmen.

viele Weiße in Finschhafen wegraffte, dem Umstande zuschrieben, daß letztere viel gekartet, erstere aber viel „gezaubert" hätten. (So nennen sie nämlich das Beten der Missionare.) Auf baldigen Erfolg der Missionsarbeit rechnen wir freilich deshalb nicht; das Missionsfeld, das wir in Neu-Guinea bebauen, ist ein völliger Neubruch und da dauert es erfahrungsmäßig immer lang bis zur Erstlingsernte. So gilt es denn für uns geduldig sein und wie der Ackersmann auf die köstliche Frucht der Erde und den sie befruchtenden Früh- und Spatregen zu warten.

In der äußeren Lage unsrer Missionare hat sich im Lauf dieses Jahres insofern eine Änderung zugetragen, als nun der Sitz der Zentralverwaltung von Finschhafen nach Stephansort in der Astrolabebai verlegt ist. Begreiflich hat diese Veränderung Nachteile für unsere Missionare im Gefolge gehabt; ja es drohte die Gefahr, daß Finschhafen völlig aufgegeben und damit auch aus der Verkehrsroute der Compagniedampfer ausgeschaltet werden sollte. Dann wären unsre Missionare von der Verbindung mit der civilisierten Welt abgeschnitten und unsere Missionsstationen schwerlich zu halten gewesen. Es war daher dankbar anzuerkennen, daß die Neu-Guinea Compagnie den stellvertretenden General-Direktor anwies, „billigen Wünschen der Missionare auf Erhaltung einer Schiffsverbindung mit Simbang entgegenzukommen." Nachdem so die Gefahr völliger Isolierung beseitigt, finden unsere Missionare, daß die Entfernung aller Weißen aus ihrem Arbeitsgebiet auch ihr Gutes hat, da das Verhalten mancher von ihnen dem Christentum ebensowenig zur Ehre als der Mission zur Förderung diente. Der Arm der weltlichen Obrigkeit schützt sie nun freilich nicht mehr, doch trösten sie sich damit, daß sie unter dem Schirm des Höchsten sitzen, dessen Güte so teuer ist, daß Menschenkinder unter dem Schatten seiner Flügel trauen Ps. 36, 8. Er sei ihnen allewege Sonne und Schild und lasse durch ihren Dienst auch den Papuas von Neu-Guinea bald das Licht der Wahrheit aufgehen.

Gefälschte römische Missionsberichte.

1. S. 188 f. des vorigen Jahrgangs citierte ich einen von Unwahrheiten und Dreistigkeiten — um keine stärkeren Ausdrücke zu gebrauchen — wimmelnden römischen Bericht über die protestantische Mission in Namaland aus den Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens (1890 VI, 32 ff.). Ich bin jetzt in der Lage ein amtliches Aktenstück zu veröffentlichen, welches ein grelles Licht auf die Wahrheitsliebe der Redaktion der genannten römischen Quellenschrift wie ihrer Berichterstatter wirft. Ich gebe das Aktenstück wörtlich; ein weiterer Kommentar ist nicht nötig.

„Verhandlungen der Gemeinde Warmbad mit Pater Simon von Pella am 28. September 1891.

Heute, nach Ankunft des Pater Simon fand folgende Ratssitzung statt. Zugegen waren der Unterkapitän der Bondelzwarts mit seinen Rats-

leuten, sowie zwei deutschen Herren, Herr A. Mollat und Herr C. Eyth, der römisch katholische Priester Pater Simon und dessen Begleiter John Hayes, beide von Pella und der hiesige Missionar Herr Carl Wandres.

Die hiesige Obrigkeit hatte die Sitzung anberaumt und zwar zu dem Zweck, daß Pater Simon über das, was er in den Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens 1890 Heft VI, Seite 48—51 gesagt hat, sich verantworten sollte.

Als der hiesige Missionar in den Sitzungssaal trat, begrüßte er den Pater Simon, darauf begann die Sitzung. —

Der oben genannte Bericht von Pater Simon wurde von Herrn C. Eyth in deutscher Sprache verlesen und von Herrn A. Mollat ins Holländische übersetzt.

Zunächst erklärte der Unterkapitän als Vorsitzender die Berichte des Pater Simon als unrichtig und unwahr und forderte denselben auf, sich zu verteidigen. Daraufhin erklärte Pater Simon, daß er die Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens gar nicht kenne, räumte jedoch später während der weiteren Verhandlung ein, daß manches Wort der Berichte seine Worte seien, daß er aber die besonders schwer ins Gewicht fallenden Unrichtigkeiten und Unwahrheiten nicht geschrieben hätte; erklärte auch ferner, daß seine Mitbrüder über die Sachen geschrieben haben könnten; er selbst sei unschuldig daran. Auch als man ihm vorhielt, daß, weil die Berichte als Brief vom Hochw. Pater Simon rc. rc. betitelt seien, er für das Ganze verantwortlich wäre, sagte er: „Ich bin unschuldig."

Herr John Hayes warf die Bemerkung dazwischen, Pater Simon hätte so etwas nicht geschrieben, das könnte der andere Priester auf Pella sein, der noch etwas jung und wild wäre.

Der Bitte, eine Berichtigung in den Jahrbüchern der Verbreitung des Glaubens erscheinen zu lassen, wich Pater Simon aus; erklärte jedoch die Sache unter seinen Mitbrüdern untersuchen zu wollen, aber widerrufen würde er nicht.

Wiederholt erklärte Pater Simon, manche Worte der Berichte sind die meinen, manche nicht.

Schließlich erklärte ihm der Unterkapitän vor versammelter Ratsversammlung, er fordere eine Berichtigung in den Jahrbüchern zur Verbreitung des Glaubens; im übrigen aber sagte er weiter zu Pater Simon im Namen des Kapitäns und der Ratsleute: „Bleibe du jenseits des Flusses und laß uns auf dieser Seite in Ruhe." Der hiesige Missionar erklärte darauf, daß dies auch seine Meinung sei, welcher Herr A. Mollat und C. Eyth ebenfalls beistimmten, es sei am besten und ratsamsten friedlich-schiedlich zu bleiben; für die Arbeiten unter den Bondelzwarts wird die Rheinische Missions-Gesellschaft Sorge tragen. —

Hierauf wurde die Sitzung aufgehoben. —

Timotheus Sneuwe,
Unterkapitän der Bondelzwarts.

Daß obiger Bericht wahrheitsgemäß den Gang der Verhandlung darstellt, bezeugen hiermit:

A. Mollat. Carl Emanuel Eyth."

2. Wie in das Nama-Gebiet der Rheinischen Mission so haben sich die römischen Missionare auch in das Evhegebiet der norddeutschen Mission auf Afrikas Westküste feindlich eingedrängt und durch unwahre Berichterstattung die protestantische Mission verleumdet. Auf eine eingesandte Berichtigung haben die Jahrbücher bis heute mit Schweigen geantwortet. Ich gebe über den gesamten Vorgang dem Inspektor der norddeutschen Mission das Wort, derselbe schreibt:

„Am 21. September starb in Keta (Quitta) der römisch-katholische Missionar van Pawordt, einer der beiden Missionäre, die bei der Verwicklung Frankreichs mit dem Könige von Dahome von letzterem gefangen genommen wurden. Der Pater war zuletzt in Keta stationiert und ist dort in seiner Krankheit von den evangelischen Hamburger Diakonissen der Norddeutschen Missionsgesellschaft gepflegt worden. Der einsame Missionar hatte niemand als den englischen Dr. Power, der sich seiner auch aufopfernd annahm, aber zuletzt doch die Diakonissen bitten mußte, die Pflege zu übernehmen. Diese haben dies gerne gethan, bis ein Kollege des Kranken von Ague kommend die beiden letzten Tage bei seinem Glaubensgenossen sein konnte.

Die heidnische Bevölkerung Ketas hat geglaubt, daß die Diakonissen diese Pflege nur gegen eine hohe Summe Geldes geleistet hätten; denn daß dieselben umsonst ihre „Feinde" pflegen würden, begriff ihre heidnische Gesinnung nicht. Als Feinde nämlich waren die römisch-kath. Missionare nach Keta gekommen.

Das Seminar für afrikanische Missionen in Lyon hat die Mission in der apostolischen Präfektur Dahome — so nennen sie dieses Missionsgebiet — zwar später als die evangelische Norddeutsche Missionsgesellschaft, aber doch schon vor langen Jahren angefangen. Da jedoch die evangelische Mission im Westen, die römisch-katholische Mission im Osten des Landes der Evheneger arbeiteten und beide noch große unbesetzte Strecken vor sich hatten, so war ein Zusammenstoß fürs erste nicht zu befürchten, wenn man ihn nicht absichtlich herbeiführen wollte. In den letzten Jahren hat aber die römisch-katholische Mission sich nach Westen und ins Innere hinein sehr ausgedehnt, vielleicht veranlaßt durch die deutsche Besitzergreifung Togos. Ins Innere hinein hat man 1886 die Stadt Atakpame besetzt, die als erster Europäer der protestantische Missionar Hornberger besucht hat. Es war nicht verständig, gleich so weit ins Innere mit einer Missionsstation vorzurücken. Wir vermuten auch, daß die Station nicht mehr besetzt ist. Wenigstens handelt der letzte Bericht über diese Station, den wir in römisch-katholischen Missionsblättern finden, vom ersten Halbjahr 1887. Später ist, so viel uns bekannt, nichts veröffentlicht. Nach Westen hin dehnten sie sich aus, indem sie Keta (Quitta) besetzten, wo die Protestanten seit 1853 arbeiten. Dagegen läßt sich nichts sagen, aber unnötig ist es, daß die beiden christlichen Konfessionen feindlich gegen einander auftreten in einem heidnischen Lande. Als Feinde aber gaben sich die Patres von Anfang an zu erkennen. Sowohl bei dem ersten Besuch im Januar 1890, als auch bei dem Beginn der Niederlassung im Mai 1890 haben dieselben die protestantischen Missionen nicht einmal besucht, was sonst unter Weißen in der afrikanischen Fremde zu geschehen pflegt.

Auch haben die römisch-katholischen Missionare sofort begonnen, unwahre Berichte zu schreiben. Der Präfekt Herr Lecron erzählt in den Jahrbüchern (1890 Heft IV) über seinen Besuch in Keta. Natürlich jubelt ihm alles entgegen. Schon in Lome findet er einen „Deutschen", der die Missionare „mit Bier überschütten und mit Tabak einräuchern will. Er ist aufrichtig und offenherzig, und verdiente katholisch zu sein." In Keta ging es dann noch mehr nach dem: Ich kam, sah und siegte. Am 16. Januar wurde die erste Messe gelesen in Keta. Der Präfekt Lecron schildert, wie um 9 Uhr „die Glocke der Protestanten anschlug, um den Anfang ihres Gottesdienstes anzukündigen. Vergeblich!" Alles eilte zur Messe. „Ein Viertel nach neun Uhr läßt die Glocke abermals einen verzweifelten Ruf ertönen: Vergeblich! Die protestantische Kirche wird an diesem Tage leer bleiben." So erzählt der Präfekt seinem Oberen, dem Generaloberen Herrn Planque in Lyon. In Wahrheit ist an keinem Sonntag in 1890 die protestantische Kirche leer geblieben.

Dieser Bericht schilderte Selbsterlebtes, dagegen der Bericht des Herrn Lecron an seinen Generalobern über den Anfang der Station (Les Missions Catholiques 1890 vom 12. September. S. 445 ff.) konnte nur bringen, was ihm die beiden Patres Wade und Thuet mitgeteilt hatten, die am 18. Mai 1890 in Keta einzogen. Sie müssen ihm berichtet haben, daß der Obere der protestantischen Mission, aufgeregt von der Ankunft der Patres, die Ältesten von dem Nachbarort Dschelukovhe gegen die römischen Missionare dadurch habe stimmen wollen, daß er die katholischen religiösen Gebräuche und Einrichtungen lächerlich machte. Dann sei er nach Akra gereist, um den Gouverneur gegen die Patres aufzubringen. Endlich habe er als letztes Mittel versucht, die Schulkinder auf die Bibel einen Eid ablegen zu lassen, daß sie nicht zu den römisch-katholischen Missionaren gehen würden. Und da alles umsonst, sei der protestantische Obere mit seiner Frau an dem Tage, an welchem die Patres die Schenkungsurkunde über ihren Grundbesitz unterzeichneten, an Bord gegangen, um heimzukehren.

So berichtet Herr Lecron an Herrn Planque nach dem, was ihm die Herren Wade und Thuet mitgeteilt haben müssen. Der angeschuldigte Obere, Missionar Binetsch, hat aber keines von den drei Stücken gethan. Es ist alles nicht wahr. Er konnte auch nicht an dem bezeichneten Tage Keta verlassen, da er an eben demselben Tage, an welchem die Patres gekommen sind, am 18. Mai mit einem Woermann-Dampfer heimgekehrt ist.

Der Inspektor der Norddeutschen Missionsgesellschaft hat den Generaloberen, Herrn Planque in Lyon in einem eingeschriebenen Brief auf diese Unwahrheiten aufmerksam gemacht. Dem Brief lag ein Schein der Woermann'schen Dampfschifffahrtsgesellschaft bei, daß Missionar Binetsch am 18. Mai Keta verlassen habe. Eine Antwort ist nicht erfolgt.

Der Bericht in den Miss. Cath. erwähnte auch, daß vor acht Tagen zwei andere Missionare abgereist seien, und daß die „Bevölkerung behauptete, daß, ehe zwei Jahre vergangen, alle abgereist sein würden." Die beiden hier erwähnten Missionare, die auf Urlaub nach Deutschland reisten, waren gar nicht von der Station Keta, und es ist sehr unwahrscheinlich, daß die Bevölkerung, die seit Jahren die protestantischen Missionare gehen und kommen sieht,

solche Gedanken hegte. Die Patres haben auch wohl selbst nicht geglaubt, daß die Protestanten so leicht zu verdrängen seien und darum gebeten, man solle ihnen doch helfen, auch Nonnen nach Keta zu bringen, um so ihr „Werk zu vollenden", indem sie „durch die Gegenwart einiger Religiösen eine protestantische Anstalt, die hier für Mädchen errichtet ist, zerstören."

3. Diesen beiden Fälschungen, die eine längere Darstellung erheischten, füge ich für diesmal nur noch 2 falsche Notizen hinzu, welche sich in Heft 22 u. 23 der kath. Zeitschrift: „Gott will es" finden. Es heißt dort S. 648:

„Die englischen Protestanten arbeiten hier (im Mombasdistrikt, wo sich die Patres jetzt gleichfalls einzudrängen beginnen) mit Macht. Sir William Mackinnon hat das bescheidene Sümmchen von (es ist alles in Buchstaben gedruckt, also ein Druckfehler ausgeschlossen) zweihundertfünfzigtausend Pfund Sterling, fünf Millionen Mark, gespendet, um eine Mission in Matschako zu gründen. Unsere Missionare thun es viel billiger; mit fünfzigtausend Mark würden sie schon eine herrliche Mission anlegen." —

Seite 541 des vor. Jahrgangs dieser Zeitschrift ist bereits gemeldet worden, daß — 200000 Mk. für die betreffende Mission zur Verfügung gestellt worden sind! Die Tendenz der 25fachen Übertreibung liegt auf der Hand.

S. 690 von „Gott will es" stehet geschrieben:

„In Uganda genießen unsere Missionare und die Katholiken noch immer keinen Frieden. Da die englischen Protestanten nicht stark genug waren, um die Katholiken vollständig von der Teilnahme an der Regierung des Landes auszuschließen, so haben sie jetzt ein Bündnis mit den Muselmännern geschlossen, so daß die Katholiken in Zukunft gegen beide zusammen sich wehren müssen. Lieber der Türke als der Papst, das scheint die Losung der dortigen Protestanten zu sein."

Die wirkliche Thatsache, daß Kapitän Lugard mit Mühe die Katholiken bewogen hat, gemeinsam mit den Protestanten die nahenden Mohammedaner zu bekämpfen siehe 1891, 541 f. der A. M.-Z. Die traurige Störung des Friedens in Uganda kommt ganz wesentlich auf Rechnung der französischen Patres, und daß die Losung Roms es ist: lieber der Türke als der Protestant — dafür liefert bekanntlich die Geschichte mehr als einen Beweis. Wck.

Literatur-Bericht.[1])

1. **Heilmann**: „Missionskarte der Erde mit Begleitwort." Gütersloh 1891. 1 M. — Eine sowohl hinsichtlich ihrer missionarischen Orien-

[1]) Die Anzeige einer Reihe größerer Werke mußte auf die nächsten Nummern zurückgestellt werden.

tierung wie ihrer technischen Ausführung überaus gelungene Arbeit. Die 83 cm. lange und 48 cm. breite Karte ist auf Grund sorgfältiger Missionsstudien mit großem Fleiß gearbeitet und bietet daher ein im ganzen zuverlässiges Bild von dem gegenwärtigen Stande der evangelischen Heidenmission. Zunächst veranschaulicht sie durch Farben die Verbreitung der Religionen (des Christentums, des Mohammedanismus und des Heidentums) auf der Erde. Von der Angabe der Dichtigkeit der Bevölkerung durch helleren und dunkleren Farbendruck ist abgesehen worden, weil das für eine Schulkarte leicht verwirrend wirken könnte. Zum andern sind durch farbige Grenzlinien die deutschen Schutzgebiete markiert; Deutsch-Ostafrika ist auch in einem Specialkärtchen dargestellt. Zum dritten — und das ist die Hauptaufgabe der Karte — ist durch Farbendruck und farbige Kreuze zur Darstellung gebracht, wie weit in die nichtchristlichen Länder hinein durch den Dienst der Mission das Christentum verbreitet worden ist bzw. wie weit der durch diese Verbreitung geübte Einfluß geht, also der Erfolg der heutigen Mission kartographisch kenntlich gemacht. Die deutschen Missionen sind besonders hervorgehoben. Endlich sind auch vier Charakterköpfe auf der Karte angebracht. Das 31 Seiten umfassende und 7 Illustrationen bietende Begleitwort enthält zwei Hauptabschnitte: 1. eine Erklärung der Karte selbst und 2. einen Rundgang durch die Missionsgebiete — und ergänzt vielfach die betreffenden Abschnitte meiner „Mission in der Schule", auf welche es oft zurückweist; wie denn überhaupt die vorliegende Arbeit von Haus aus als eine Beigabe zu der genannten Schrift gedacht gewesen ist. Wir empfehlen sie daher in erster Linie den Besitzern der bisherigen Auflagen dieses Buches und gedenken der 6. Auflage desselben die Karte einzuverleiben. Es ist wünschenswert, beide Hilfsmittel zusammen zu besitzen; indes ermöglicht das Begleitwort den Gebrauch der Karte zur Not auch ohne mein Hilfsbüchlein. Jedenfalls ist die schöne Karte eine höchstwillkommene Gabe und ich zweifle nicht, daß es genügen wird sie zu sehen, um den Wunsch zu hegen sie auch zu besitzen.

2. **Ludloff**: „Nach Deutsch-Namaland." Reisebriefe. 1891. Koburg. Dietzsche Hofbuchdruckerei. — Der bescheidene Verfasser hat diese — 136 Seiten umfassenden — Reisebriefe nur in kleiner Auflage für den Kreis seiner Freunde drucken lassen, und doch gehören sie — wenigstens soweit meine Kenntnis der betreffenden Literatur reicht — zu dem besten, was über die deutschen Schutzgebiete, speciell über Deutsch-Südwestafrika neuerdings geschrieben worden ist. Wir wünschten daher, daß der Verfasser seine Arbeit getrost durch den Buchhandel weiteren Kreisen zugänglich machen möge. Was diese bescheidenen Reisebriefe so wertvoll macht, das ist die Nüchternheit und Anschaulichkeit, mit der sie geschrieben sind. Der uns unbekannte Herr Ludloff hat die Dinge gesehen, wie sie in Wirklichkeit sind und sie geschildert, daß man sie greifen kann. Gerade die natürliche, von aller Künstelei und rhetorischen Überschwenglichkeit freie Art seiner Darstellung ist in gleicher Weise malerisch wie sie packend und überzeugend ist. Wer Südwestafrika, speciell Namaland, kennen lernen will, der lese diese patriotischen Reisebriefe. Freilich mancher Kolonialenthusiast wird durch die Lektüre etwas abgekühlt werden, aber er wird den Gewinn haben, Realitäten kennen zu lernen, und unsre Kolonialpolitik

gesundet erst, wenn sie anfängt, mit den Realitäten zu rechnen, statt sich in Illusionen zu wiegen. Besonders wohlthuend sind auch die zahlreichen Passagen, in denen der Verfasser in seiner prunklosen Art schildert, was er von den deutschen evangelischen Missionen gesehen hat, die seit einem halben Jahrhundert in diesem so lange weltvergessenen Winkel der Erde ihr stilles Werk zum Segen der Eingebornen gethan haben. Auch in bezug auf dieses Werk hat der landwirtschaftliche Beobachter vorurteilslose offene Augen gehabt und wir wünschten, daß viele Reisende mit diesen Augen es sehen möchten. „Lorbeer und Palme — heißt es S. 77 — werden daheim so manchem Unwürdigen; möchten unsrer evangelischen Mission doch zum mindesten statt des Nörgelns und Tadelns die wohlverdiente, liebende und lobende Anerkennung und eine voll vertrauende Unterstützung werden, denn sie ist deren wohl würdig."

3. **Schneider:** „Die gute Botschaft. Missionstraktate der Brüdergemeine. Nr. 3: Ein Besuch in Paramaribo." Stuttgart, Roth. 1891. — Mit einem Titelbild: Missionshäuser und Kirche in Paramaribo und einem Plan des dortigen Missionsplatzes der Brüdergemeine. S. 260. — Eine neue Schrift von Schneider darf man immer mit einem guten Vorurteil zur Hand nehmen; auch die vorliegende rechtfertigt diese vorgefaßte Meinung. Allerdings bietet der Verf. diesmal nicht eine erbauliche Missionsgeschichte im gewöhnlichen Sinne des Worts, sondern eine Art missionstechnischer Arbeit, die den Leser in den gesamten Betrieb des Missionswerkes einführt, wie er sich auf einer großen Missionsstation gestaltet, deren Gemeindeleben bereits den Charakter der werdenden Volkskirche trägt. Das Buch ist also für gereiftere Missionsleute, die gern eine Einsicht in einen größeren Missionsorganismus mit seinen äußeren Ordnungen und innerem Getriebe gewinnen wollen, für solche aber ist es sehr lehrreich. In einer längeren Einleitung, die auf eine spätere Fortsetzung, auch auf die Plantagen- und Buschnegermission in Suriname angelegt ist, schildert der Verfasser Land und Klima, Bevölkerung und Sprachen Gesamtsurinames abschließend mit einem Bilde von der Stadt Paramaribo, wie es seine Art ist: frisch und anschaulich, dann folgt „das Missionswerk in Paramaribo" in drei Hauptkapiteln: „Äußere Verhältnisse", „kirchliche Gemeindeämter" und „kirchliche Pflege und kirchliches Leben" — alles nicht in toter, verblaßter Allgemeinheit, sondern lebendig, konkret, detailliert, auch durch Einzelbilder illustriert, so daß man wirklich einen Einblick nicht bloß in das ganze missionarische Triebwerk sondern auch in die ganze Fülle der Schwierigkeiten bekommt, mit denen es zu kämpfen hat. Licht und Schatten sind in dem Gemälde getreulich verteilt, so daß auch der Missionskritiker zufrieden gestellt wird. Auf das Kapitel: „die ehelichen Verhältnisse" sei besonders aufmerksam gemacht.

4. **Lorbeer,** bearbeitet nach dem Englischen von Burg: „der Held von Ghazipur". Leipzig, Böhme 1892. 1,60 M. — Mit einer Reihe von Illustrationen. S. 102. Ghazipur ist eine Goßnersche Missionsstation am Ganges und der Missionar, der sie begründet und 38 Jahre lang in Indien unter Hindus und Mohammedanern segensreich gewirkt hat: der ehrwürdige Vater Ziemann, ist der Gegenstand der vorliegenden Biographie. Er war einer von der alten „ungelehrten" Goßnergarde, die sich im fremden Lande selbst durchschlagen mußte. Nicht allen ist es geglückt, aber Ziemann ist ein Missionar

nach dem Herzen Gottes geworden und seine Station Ghazipur hat er unabhängig von der Goßnerschen Missionskasse aus Beiträgen, die er selbst in Indien sammelte, bis zu seinem 1881 erfolgten Tode erhalten. Der Mann, der ihm dies biographische Denkmal gesetzt, Lorbeer, ist sein Nachfolger in Ghazipur, der das Werk des Heimgegangenen in seinem Geiste fortführt.

5. **Dukes**, bearbeitet nach dem Englischen von L. Oehler: „Alltagsleben in China. Bilder aus dem chinesischen Volksleben." Basel, Missionsbuchhandlung 1892. 2,40 M. Mit vielen Illustrationen. — Diesem lehrreichen Büchlein, welches uns mit dem täglichen Leben eines im christlichen Abendlande noch immer wenig gekannten und noch weniger verstandenen Volkes, des größten der Erde, bekannt macht, ist der Hauptsache nach eine Übersetzung der englischen Schrift: Everyday Life in China, von Dukes, ergänzt durch einige das Innere des Familienlebens schildernde Kapitel aus der Schrift von Fräulein Fielde: Pagoda Shadows. Die Darstellungen des ersten Autors sind wesentlich dem Volksleben in der Provinz Fukiehn entnommen, doch sind dieselben typisch auch für eine Reihe andrer Provinzen des ausgedehnten Reiches. Das Ganze umfaßt 18 Kapitel, deren Überschriften den reichen Inhalt des interessanten Buches charakterisieren: Ein Gang durch die Straßen; Reisen zu Land und zu Wasser; Chinesische Wirtshäuser; das chinesische Neujahr; Sitten und Bräuche der Chinesen; die Frauen; eine chinesische Hochzeit; zwei Selbstbiographien; Kinderleben; die Wohnungen; Tagebuch einer Missionsreise; über das Gebirge von Fukiehn; Fung Schui das größte Schreckgespenst; noch allerlei vom Aberglauben und Götzendienst; Schulen und Akademien; ein Buddhistenkloster; der Missionar bei der Arbeit; eingeborne Evangelisten.

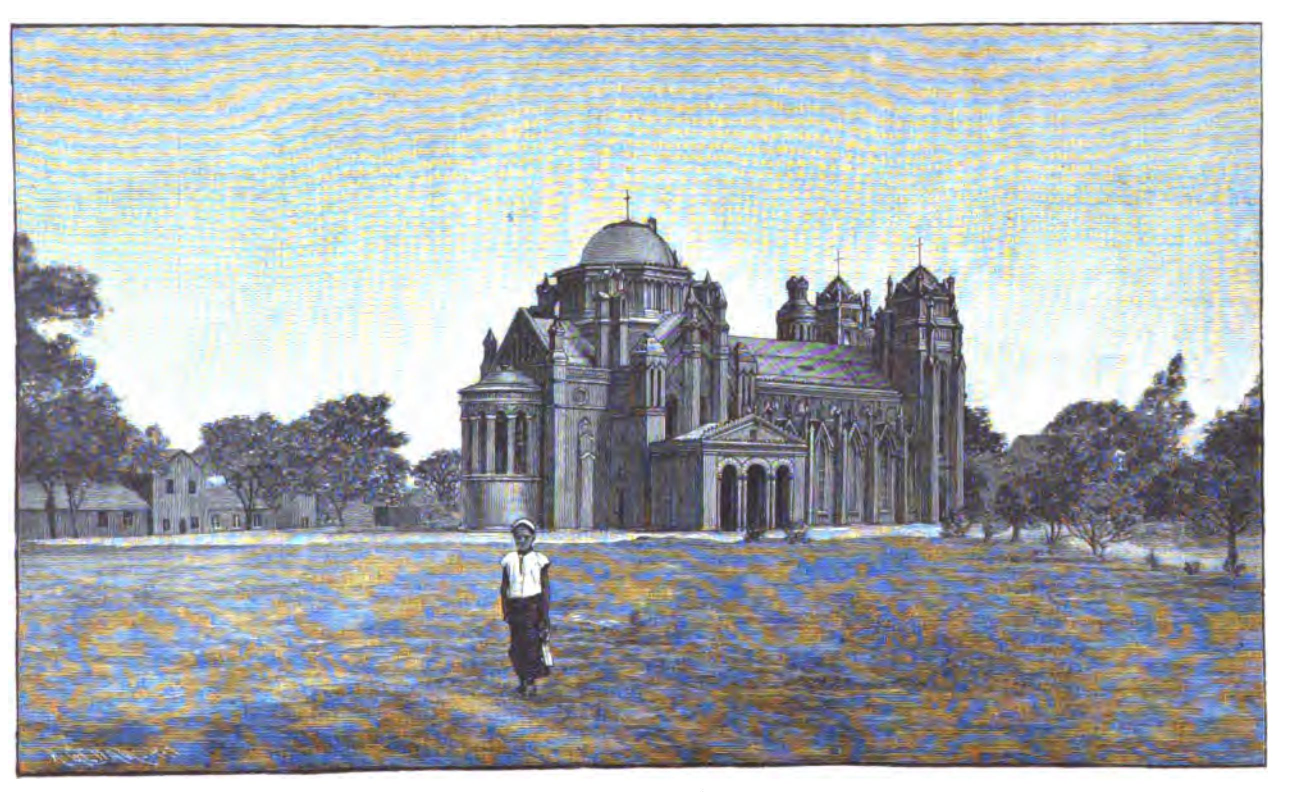
6. Folgende empfehlenswerte Traktate sind jüngst im Verlage der Baseler Missionsbuchhandlung erschienen:

„Der Sieg des Evangeliums auf der Südseeinsel Aniwa". 15 Pf.
„Alexander Mackay, der Held von Uganda". 10 Pf.
„Ein treuer Bekenner vom Libanon". 10 Pf.
„An Grönlands Westküste". 10 Pf.
„Missionsweltkarte" mit Beilage: „Ein Ruf an das Christenvolk". 7. Aufl. 20 Pf.

7. „Biblisch-topographische Karte von Palästina. Nach den engl. topographischen Aufnahmen und unter Mitwirkung von Prof. Dr. Furrer in Zürich bearbeitet von Leuzinger mit besonderer Berücksichtigung der Zeit Christi." Im Maßstabe von 1,500000. Bern. Schmidt, Francke u. Co. 1892. 1,60 M. Sehr übersichtlich, technisch schön, empfehlenswert.

Berichtigung.

In dem Notschrei für die Kolsmission (1891, 305) hatte ich auf Grund von Mitteilungen, die mir von einer andern Station zugekommen waren, gesagt, daß im Gebiete von Govindpur der Abfall durch die Verführung der Sardare fortschreite. Dies beruht auf einem Irrtum. In neuster Zeit sind gerade dort viele der früher Verführten zu den Gemeinden zurückgekehrt. Grundemann.



Kirche zu Blantyre.

Mandala-Blantyre.[1])

Eine Stätte christlicher Kultur im Innern Afrikas. An Ort und Stelle geschildert von A. Merensky.

Mandala-Blantyre, 24. August 1891.

Es ist gerade ein Jahr her, daß die Wogen der Erregung hoch gingen im deutschen Vaterlande, weil schwere Anklagen gegen die evangelische Mission ihren Weg in die Tagespresse gefunden hatten. „Die evangelische Mission hat in Afrika keine Erfolge aufzuweisen" — wurde wieder und immer wieder ausgesprochen und dann von den Kennern und Vertretern der Mission in sachkundiger, eingehender Weise widerlegt. Als von dieser Seite auf die unleugbar großartigen Erfolge der evangelischen Missionsarbeit in Süd-Afrika hingewiesen wurde, erwiderten die Gegner, daß nicht von Süd-Afrika, sondern von dem eigentlichen tropischen Afrika, von Inner-Afrika, die Rede sei. Der Schreiber dieser Zeilen begegnete damals diesem Einwand durch den Hinweis auf das, was die Mission am Nyasasee und im Süden dieses Sees auf dem Schire-Hochland geschaffen hat, aber der Gedanke lag ihm noch fern, daß er ein Jahr später Gelegenheit haben werde, das, was hier Großes geleistet ist, an Ort und Stelle zu schauen. Diese Zeilen nun schreibe ich aber in dem auf dem Schire-Hochlande, 450 Kilometer von der östlichen Meeresküste entfernten Mandala-Blantyre, der großartigen Schöpfung begeisterten evangelischen Missionssinnes, welche, vereint mit dem, was weiter nördlich an dem westlichen Ufer des Nyasa geleistet ist, als ein Beweis dafür dasteht, daß der Missionssinn nicht vor den gewaltigsten Hindernissen zurückschreckt und Arbeiter findet, ausrüstet und ausgehen läßt, deren treue, opferfreudige Arbeit mit Gottes Segen Großes unter den mißhandelten Völkern des dunklen Erdteils schafft.

Die Unternehmungen, welche in diesen Gebieten zur Begründung evangelischer Missionsarbeiten führten, sind von dem Namen des unvergeßlichen Dr. Livingstone unzertrennlich. Er hatte nicht vergeblich seinen schottischen Landsleuten das Wort zugerufen: „Ich habe Bahn gebrochen, an euch ist es, das angefangene Werk fortzusetzen und zu vollenden!" Freilich zeigte es sich, daß das Innere Afrika nur unter großen Schwierig-

[1]) Daheim 1892. Nr. 14.

keiten dem Christentum zugänglich zu machen ist. Die Mission, welche angeregt und getragen von der studierenden Jugend Englands als „Universitäten-Mission“ bekannt wurde, drang zwar an der Hand Livingstones selbst bis auf das Schire-Hochland vor, allein die Fehden zwischen den Maganja und den von Osten her eindringenden Yaos, in welche die Missionare hineingezogen wurden, eine Hungersnot, welche infolge dieser Kriege eintrat, der Tod Bischof Mackenzie's und dreier Missionare hinderten die Anfangsarbeit und ließen diese Mission in Sansibar einen anderen, neuen Stützpunkt suchen. Als aber zwölf Jahre später (1875) die schottische Freikirche eine neue Missionsexpedition ausrüstete, fand sie bei den Eingeborenen am Schire eine so freundliche Aufnahme, daß man sehen konnte, die opfer- ja todesfreudige Liebe jener Missionare war von ihnen nicht vergessen worden. Als diese Missionskolonne auf dem nach dem Ort, wo Livingstone in Afrika seine Laufbahn endete, „Ilala“ benannten Dampfer, den man an der Sambesi-Mündung zusammengesetzt hatte, endlich an den Schire-Katarakten angelangt war und vor der Riesenaufgabe stand, den wiederum in seine Teile zerlegten Dampfer und alle übrigen Güter die steilen Klüfte hinauf, bei den Fällen vorüber, nach dem oberen Lauf des Flusses schaffen zu lassen, da stellte sich die umwohnende Bevölkerung wie ein Mann in den Dienst der Misionare. „Möge es zum Besten der Afrikaner unvergessen sein,“ sagt der Führer der Kolonne, der frühere Marineoffizier Young, „daß 800 dieser Leute für uns fast über Vermögen arbeiteten, obwohl sie volle Freiheit hatten nach Belieben zu kommen oder zu gehen, arbeiteten, auf einem Wege, der fast auf jedem Schritt eine Entschuldigung bot bei einem Unfall oder einen Versteck für einen Wegläufer, und daß endlich am Ende der sechzig (englischen) Meilen uns alles übergeben wurde ohne Schwierigkeit, in Ordnung und unbeschädigt!“ Mit dieser Expedition der schottischen Freikirche war auch ein Arbeiter der schottischen Staatskirche ausgegangen, Mr. Henderson, welcher nach sechszehnjähriger Arbeit in diesem Jahre dem Fieber erlegen ist. Ihm war der Auftrag geworden, auf dem Schire-Hochlande einen für eine andere Missionskolonie geeigneten Ort auszuwählen, und der vom Fieber schon damals heimgesuchte Mann entledigte sich dieses Auftrags mit bestem Erfolge. Er war es, welcher die Vorteile erkannte, die von der Gegend um Mandala-Blantyre geboten wurden, heute einem Mittelpunkt für christliche Missionsthätigkeit und Kultur, wie er einzigartig ist im Innern Afrikas.

Zwischen Bergen, deren Spitzen sich fünf bis sechstausend Fuß hoch erheben, liegt hier ein hügeliges Hochland. Fruchtbares Land und Wasser

zum Berieseln der Pflanzungen ist genügend vorhanden, dabei führt die Straße, welche die Schirefälle umgeht, durch diese Gegend, und so beherrscht die hier begründete Station schon durch ihre Lage das zwischen dem Schirethal und dem Schirwa-See gelegene Gebirgsland.

Die Mission ist es gewesen, welche, alle Hindernisse überwindend, diese Gegend der christlichen Kultur erschlossen hat, sie ist aber bei ihrer Arbeit durch christliche Kolonisten und Kaufleute unterstützt worden. Eine „afrikanische Seegesellschaft" bildete sich in Glasgow zu dem Zwecke, im Innern Afrikas dem Evangelium die Wege zu bahnen. Den Missionsgesellschaften ist und war es auch in diesem Falle auf die Dauer nicht möglich, mehrere Dampfer und Stationen als Stützpunkte des Verkehrs und eine ganze Anzahl von Beamten zu unterhalten; die Mission von dieser Last und Sorge zu befreien, bildete sich jene Handelsgesellschaft, welche nach christlichen Grundsätzen ihre Arbeit thut, jeden Verkauf von Branntwein ausgeschlossen hat und Beamte anstellt, die ihre Missionsliebe häufig auch durch Teilnahme an der Unterweisung der Eingeborenen, durch Predigt und Schulunterricht bethätigen.

Im Jahre 1876 besuchten zwei junge Schotten, die Brüder Moir, den Missionar Horace Waller, den Freund Livingstones, um von ihm sich Rat zu holen, auf welche Weise sie am besten dafür wirken könnten, daß die Lebensaufgabe, welche jener sich gestellt hatte, nämlich Afrika zu civilisieren und zu christianisieren, weiter fortgeführt werde. Beide waren zu diesem Schritt durch die Lektüre von Livingstones letzten Tagebüchern angeregt worden. „Wenn je zwei Männer es in ihrer Macht hatten, daheim ein bequemes Leben zu führen, so waren es diese Männer John und Friedrich Moir", sagt Prof. Lindsay, ihr Landsmann. „Aber da lag vor ihnen Afrika, da war der verstorbene Livingstone, und da war einer größer als Livingstone, der sie rief, und sie fühlten, wie manche edle Seele es vordem gefühlt hatte, daß sie nicht anders könnten, und sie verließen alles und gingen hinaus."

Diese Männer haben hier in Afrika jahrelang dem Fieber getrotzt, haben die Geschäfte der Seengesellschaft geführt und endlich am Norden des Nyasa dem Vordringen arabischer Sklavenhändler mit den Waffen in der Hand, an der Spitze einer Handvoll Europäer, gewehrt, wobei sie beide gefährlich verwundet wurden. Hinter ihnen standen reiche Glasgower Kaufherren, von denen einer allein 200000 Mark spendete, um den ersten Straßenbau im Innern Afrikas, den Bau der nach dem Geber genannten Stevenson-Straße, die vom Nyasa nach dem Tanganjika

führen soll, zu beginnen. Die Hilfe, welche diese Gesellschaft der Mission geleistet hat und noch leistet, kann man nicht hoch genug veranschlagen. Auch unsere Berliner Expedition würde das dreifache an Geld haben verausgaben müssen, um den am See gelegenen Teil von Deutsch Ost-Afrika zu erreichen, wenn ihr nicht die Benutzung der von ihr gebahnten Straße freigestanden hätte. Wie wohlthuend war es für uns, auf allen Stationen dieser Gesellschaft in den Beamten christliche, der Mission freundlich gesinnte Männer zu finden, denen es eine Freude war, einer ins Innere ziehenden Missions-Expedition dienen und helfen zu können.

Mandala-Blantyre habe ich den Ort genannt, an welchem ich diese Zeilen schreibe. Mandala ist die Station der Seengesellschaft, Blantyre ist die Missionsstation. Durch das Zusammenwirken der Handels- und der Missionsgesellschaft ist dieser wunderbare Mittelpunkt eines christlichen Kulturlebens im Innern Afrikas entstanden. Ich bewohne das Haus des Managers der Kompanie, dessen Oberstock zur Zeit leer steht. Es ist ein geräumiges Gebäude, am obern und untern Stock von einer Veranda umgeben, mit hohen Zimmern, Glasthüren und Glasfenstern, mit gemütlichen Kaminen und sonstiger bequemer Einrichtung. Fehlt doch selbst eine gute Bibliothek nicht, in welcher auch Goethe und Schiller in deutscher Sprache sich finden. An das Haus schließt sich ein durch Mauern und Türme zum Fort umgewandelter Hof. Weiter unten liegen das Lagerhaus der Gesellschaft, Beamtenwohnungen und Wirtschaftsgebäude. Von hier aus sieht man auch die herrliche Kirche Blantyres, die ein wirklicher kleiner Missionsdom ist. Nicht weit von ihr entfernt ist das große Schulhaus, das Haus des Missionars und die Häuser der sonstigen europäischen Arbeiter, auch des Missions-Arztes, der unter Eingeborenen und Europäern nur zu viele Arbeit hat. Er führte mich vor die „Thore“ zu einer Hütte, wo er sogar Leute, die am richtigen orientalischen Aussatz leiden, verpflegt, die von aller Welt verstoßen, endlich hier auf der Missionsstation eine Zuflucht gefunden haben. Wie schön die Kirche ist, mag das Bild veranschaulichen, welches der Photograph unserer Expedition aufgenommen hat. Die vier gotischen Bogen im Innern, auf denen die Kuppel steht, zeigen je sieben durch Formsteine hergestellte Rippen und Simse; Kapitäle von Säulen, wie Fenstermaßwerke sind, ebenso wie in den Backsteinbauten aus der Missionszeit Nord-Deutschlands, aus gebrannten Formsteinen hergestellt. Mit Bewunderung steht der Reisende vor solchen Erfolgen langer Mühen und schwerer Arbeit, um so mehr als schwarze Leute diese Arbeit erlernt und ausgeführt haben. In großartig angelegten Ziegeleien, die sich hier und in Blantyre finden, wurden und

werden die hunderttausende von Ziegeln geformt und gebrannt, welche zur Aufführung all der erwähnten Bauten dienten und noch dienen.

Ein Kulturcentrum im Innern Afrikas habe ich diese Ortschaften genannt, sie sind in Wahrheit ein solches. Gebahnte und gegrabene Wege verbinden sie mit Katunga am untern und Matope am obern Schire, untereinander, mit den Außenplätzen Domasi, Magomero und den Wohnplätzen einzelner umwohnender Pflanzer. Brücken aus Holz und Stein sind über Regenläufe und Bäche geschlagen, ja selbst einen südafrikanischen Ochsenwagen und etliche Ochsenkarren sieht man hier täglich an der Arbeit. Neben den Gebäuden aber ziehen die Pflanzungen und Gärten am meisten das Auge des Beschauers an. Eine schöne Allee führt von Mandala nach Blantyre, andere Alleen verbinden die Plätze und umsäumen die Wege. Wasserleitungen dienen zur Berieselung der Pflanzungen. Besonders sieht man überall Kaffeebäume, mit welchen ganze Strecken bereits bestanden sind. Von mehreren Pflanzen der Coffea arabica, die man aus Schottland einführte, gedieh ein Pflänzlein, welches hier die Mutterpflanze für ausgedehnte Kulturen wurde. Die bisher gemachten Erfahrungen scheinen also zu zeigen, daß im Innern Afrikas mit wirklichem Erfolg und Nutzen dieser wichtige Baum gezogen werden kann, denn hier auf dem Schire-Hochlande beläuft sich die Zahl der zum Teil schon reichen Ertrag gebenden Kaffeebäume bereits auf mehr als eine Million. Auch mit dem Anpflanzen von Thee und andern tropischen Pflanzen ist ein Anfang gemacht, der Reisende kann hier Zucker und rauchbaren Tabak kaufen, die an Ort und Stelle gewonnen wurden. Ich habe mit Erstaunen gesehen, wie man die Straßen nicht nur besserte, sondern auch reinigte, wie schwarze Maurer selbständig die Untermaurung einer Veranda mit Hilfe von Richtscheit und Setzwage ausführten. Von Schwarzen wird jetzt sogar ein schönes Kostschulhaus für Mädchen in Blantyre aus gebrannten Ziegeln ohne Hilfe eines weißen Maurers gebaut. Schwarze Schreiner und Zimmerleute handhaben Säge, Beil und Hobel ganz geschickt, eine Waschanstalt auf der Missionsstation vereinnahmte im letzten Rechnungsjahr über 800 Mark, und in einer Druckerei wird unter der Aufsicht des Miss. Scott durch Eingeborene ein englisches und ein in der von den Eingeborenen gesprochenen Yao-Sprache erscheinendes Monatsblatt hergestellt, welch letzteres 160 Abonnenten zählt.

Vom Äußern ist bisher die Rede gewesen, und wenn das Wort wahr ist, daß das Äußere vom Innern zeugt, so ist der Schluß berechtigt, daß die Verkündigung des Evangelinms hier ihre umwandelnde Macht auch an den Herzen mancher Heiden bewiesen hat. Missionar Scott sagte

freilich über die Erfolge seiner neunjährigen Arbeit bescheiden genug: „Ich habe Land urbar gemacht!“ Mehr als Ackerland bereiten, welches geschickt ist den guten Samen des göttlichen Wortes aufzunehmen, kann aber in der Anfangszeit keine Mission, die ihr Arbeitsfeld sich unter Natur-Heiden gewählt.

Blantyre besteht 15 Jahre, aber bis 1880 wollte die Arbeit nicht recht in Gang kommen, und später wurde sie nur zu oft durch die Angriffe starker Raubstämme oder durch Fehden der nächst gelegenen Dörfer beunruhigt. Daß aber Ackerland wirklich aufgebrochen ist, beweist der blühende Zustand der Schulen.

170 Knaben und 102 Mädchen gehen auf dem Hauptplatz täglich zur Schule, von denen eine Anzahl im Schulhause wohnt und schläft. Es war mir eine Freude wahrzunehmen, daß diese Kostschüler ganz bei der einfachen Weise ihres nationalen Lebens, was Kleidung, Nahrung und Aufenthalt angeht, erhalten werden. Sie haben z. B. kein anderes Lager als die afrikanische Binsenmatte, die abends auf dem Lehmflur des Schlafsaals ausgebreitet wird. Im ganzen Distrikt gehen 750 Kinder täglich zur Schule. Gott segne die Aussaat auf diesem Ackerfeld!

Auf der Hauptstation besteht eine „Yao-“ und eine „englische“ Schule ähnlich wie es in Deutschland früher „deutsche“ und „lateinische“ Schulen gab. In drei Jahren hat ein Kind die „Yao-Schule“ durchgemacht und kann dann einen praktischen Beruf ergreifen; will es sich weiter bilden, so kann es sich aber in den folgenden drei Jahren in der „englischen“ Schule eine höhere Bildung aneignen; alle, die Mitarbeiter der Missionare werden wollen, machen diesen Bildungsgang durch. Eine Anzahl von „Seminaristen“ erhält täglich morgens Unterricht und muß am Nachmittag hinaus, um auf den Heidendörfern die Kinder zu unterrichten. Damit ihnen die nötige Aufsicht nicht fehle, besucht der weiße Schulvorsteher von Blantyre täglich eine dieser Schulen.

Und in dem herrlichen Gotteshause wird die Saat des Lebens, das Wort Gottes, ausgestreut täglich und besonders am Sonntage in anderes Ackerland. Der kennt weder Gottes Wort, noch die Herzen der afrikanischen Eingeborenen, der solche Arbeit in vornehm geringschätziger Weise eine vergebliche nennt. Das Evangelium von Gottes Liebe und Erbarmen, ist vielen Schwarzen dieses Landes schon eine frohe Botschaft geworden und wird ihnen noch ein Zeitalter voll Trostes und neuen Lebens bringen.

Freilich zählt die Gemeinde noch nicht viel über sechzig Getaufte, allein wenn wir hören, daß im vergangenen Jahre nicht weniger als

1404 Bücher und Büchlein in Blantyre verkauft wurden, und daß beim letzten Weihnachtsfeste 2000 Heiden sich auf der Station sammelten, um wenigstens an der äußeren Feier des Festes teilzunehmen, so dürfen wir für die weitere Entwicklung des Werkes Gutes hoffen.

Daß diese Erfolge nicht ohne Opfer errungen werden konnten, ist selbstverständlich. Auf dem Friedhofe schlafen 15 Männer und Frauen, denen die in Mandala-Blantyre erreichten Erfolge mit zu verdanken sind. Mancher Name, der von der Welt ungekannt ist, steht nicht nur dort in Ehren auf einem Grabdenkmal, sondern ist auch gewiß im Himmel angeschrieben. Da ruht mit andern eine Gärtnersfrau, Mrs. Duncan, über welche ich in einem Werke über das Schire-Hochland folgende Worte finde: „Mrs. Duncan hat drei Jahre ihres Ehelebens hier in der Mission gedient. Ihr Haus war ein Mittelpunkt besonders für die verheirateten Glieder der Mission und sonstige Besucher. Der Herausgeber dieses Buches hat den größeren Teil der Monate September und Oktober 1880 dort zugebracht, und es war sein Vorrecht, in einer Zeit allgemeiner Aufregung hier in einer Atmosphäre von Ordnung, Frömmigkeit und Barmherzigkeit zu leben. Jeder Abend der Woche wurde nützlich vollbracht, an einigen wurde die Sprache der Eingeborenen erlernt, heute erhielt ein halbes Dutzend der Gärtnerjungen Unterricht, morgen eine Zahl älterer Mädchen. Immer herrschte ein erbaulicher Ton; Teile der heiligen Schrift wurden erklärt, es wurde gebetet oder Lieder in der Sprache der Eingeborenen gesungen. Eine besondere Wärme schien die Abendandacht am Sonnabend zu beleben, mit welcher die Arbeiten der Woche endeten. Monate und Jahre ließen ihre Sympathie mit den armen Eingeborenen nur tiefer werden, besonders mit Mädchen und Frauen, welche ihrerseits Mrs. Duncan die größte Anhänglichkeit bewiesen."

Der Schreiber dieser Worte ist kein Missionar, er ist ein Pflanzer Namens John Buchanan, der eine Zeitlang auch den Posten eines englischen Konsuls im Schire-Hochlande bekleidete. Als Pflanzer, der mehr als 100 Acres mit Kaffee bebaut hat, kommt er mit den Eingeborenen täglich in Berührung, eines solchen Mannes Urteil über die Mission unter den Afrikanern ist also gewiß ernstester Beachtung wert.

„Tag für Tag", so heißt es in dem von Buchanan herausgegebenen Buche „The Shire Highlands", „ist Gottes Botschaft den Eingeborenen hier durch Wort und Beispiel verkündigt, Saat ist mit vollen Händen ausgestreuet worden, und eher oder später wird wirkliche Frucht unter dem Segen des Allmächtigen sich zeigen. Einige meiner Dienstleute

können erzählen und erzählen an jedem Sonntag Abend Gleichnis auf Gleichnis, Wunderthat auf Wunderthat, fast ganz mit meinen eigenen Worten; was aber viel wertvoller erscheint, ist der Brief eines dieser selben Leute, schlecht und falsch geschrieben, wie er ist, in dem es heißt: „Herr! In der Nacht hörte ich ein Geräusch im Hühnerstall; ich stand auf und nahm das Gewehr, welches Holz am Laufe entlang hat, ließ es aber fallen und der Ring, in dem der Ladestock sitzt, brach ab. Ich bin Dein Diener Kakweni.“ Vielleicht sieht man nichts Besonderes hierin, wenn man nicht weiß, daß die Lüge dem Afrikaner eine große Tugend ist. Die Wahrheit reden und wahrhaftig handeln, was es auch koste, ist nicht seine Philosophie, und doch sind diese Leute, alles in allem genommen, nicht schlecht. Laßt uns nicht verzweifeln, sondern ernstlich unsere Pflicht thun, ohne viel nach augenblicklichen sichtbaren Erfolgen zu fragen, denn es ist Gottes Werk. Wenn wir nicht müde werden, werden wir ganz sicher auch ernten dürfen. Es giebt nur noch zwei Leute unter uns, welche selbst gesehen haben, wie das Land aussah, ehe die Mission ihren Anfang nahm, und die also die Verschiedenheit von damals und jetzt beurteilen können. Der Unterschied ist groß, es muß aber einer die Geschichte der Mission und des Distrikts kennen, wenn er, selbst in geringem Maße, den großen Einfluß ermessen will, der jetzt Gutes wirkt.

Ich kenne keine Mission, welche eine bessere Aussicht für die Zukunft hat, als die von Blantyre. Mr. Scott, das Haupt derselben, ist ein durchaus tüchtiger Mann, und alle Arbeiter thun ihr Werk in trefflichem Einverständnis miteinander. Die Mission hat im Lande tiefe Wurzeln geschlagen. Rund um Blantyre sind die Eingeborenen freundlich, und im Notfall können wir uns auf sie verlassen, so gut als überhaupt Verlaß auf die Schwarzen irgendwo sein mag.

Laßt uns nicht die Arbeit nach der Zahl der Bekehrten beurteilen, sondern zehn oder zwanzig Jahre warten, und dann, so hoffen wir, werden wir eine Kirche von Eingeborenen sehen, die sich selbst regiert und selbst für sich sorgt.“

Dieser reiche Pflanzer hält am Sonntage selbst Gottesdienst und Sonntagsschule, während ein Eingeborener täglich auf seinem Gute über 50 Kinder unterrichtet. So sind die Erfolge, welche Christentum und Kultur hier in Mandala-Blantyre errungen hat, unter Opfern und Mühen erreicht worden durch das Zusammenwirken von christlicher Mission und christlicher Kolonisation.

Indische Reisefrüchte.

Von R. Grundemann.

II.

An den Direktor der Evangelisch-lutherischen Mission in Leipzig.

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich wünschte, ich könnte meinen Dank auch durch die That beweisen. In einer Beziehung ist mir dazu bereits einige Gelegenheit geworden. Es ist nämlich erstaunlich, wie über die Stellung Ihrer Mission zur Kastenfrage bei andern Missionsfreunden nicht bloß hier in der Heimat, sondern auch in Indien, vielfach unrichtige Vorstellungen verbreitet sind. Manches, was darüber zu hören ist, dürfte in der That als böser Leumund zu bezeichnen sein, wenn es auch oft nur aus Unkenntnis weitergesagt sein mag. Ich habe es nicht gezählt, wie oft mir an verschiedenen Orten das Märchen von den zwei Kelchen, die in Ihren Gemeinden im Gebrauch sein sollten, aufgetischt worden ist. Ich habe es mir jedesmal angelegen sein lassen, solche Unwahrheit mit kräftigem Zeugnis zu beseitigen.

Vielleicht gestatten Sie mir eine weitere Darlegung der Eindrücke, die ich in Bezug auf die Kastenfrage empfangen habe. Die letztere ist ja die schwerste crux der christlichen Mission in Indien. Gerade weil die Kaste dem Kerne des Christentums widerstreitet, so sind viele mit der Lösung jener Frage schnell fertig. Man wird gelegentlich von Missionsfreunden mit einem mitleidigen Lächeln angesehen, wenn man nicht ohne weiteres in die Losung: „Rein ab!“ einstimmen und die Sache dadurch als erledigt ansehen will. Hier in der Heimat ist diese Auffassung erklärlich. Es kann sich niemand, der die Wirkungen der indischen Kaste nicht mit eigenen Augen gesehen hat, von denselben eine zutreffende Vorstellung machen. Jeder Augenzeuge aber, der wirklich die Augen aufthut, und nicht etwa unbewußt (oder vielleicht gar bewußt) die Hülle seiner vorgefaßten Meinungen krampfhaft vors Gesicht zieht, wird zugeben müssen, daß die Frage leider nicht so einfach zu lösen ist. Ich wenigstens muß bekennen, daß ich an Ort und Stelle nur den Eindruck erhalten habe, daß trotz der angestrengtesten Bemühungen der Felsen der indischen Kaste bis jetzt noch ziemlich unerschüttert dasteht.

Geradezu lächerlich (wenn die Sache nicht so ernst wäre) müßten auf den aufmerksamen Beobachter die leichtfertigen Siegesverkündigungen wirken, als sei die Kaste durch den Einfluß der christlichen Civilisation morsch geworden, so daß ihr Zusammenbruch über kurz oder lang bevorstehe. Leider sind solche Berichte in unsern Missionsblättern seit geraumer Zeit nicht selten anzutreffen. Aber auch in Indien hört man ähnliche Auslassungen, wie z. B. bei Besprechung dieses Themas ein Missionar rühmte: „The railway is a great civiliser!“ [1]) Wohl habe ich es auch gesehen, wie stolze Brahmanen trotz ihres Murrens in demselben Coupee mit niederen Leuten zusammen Platz nehmen mußten. [2]) Aber dadurch wird der Kastenunterschied nicht überwunden, sondern die Erbitterung wird nur immer aufs neue gereizt, wenn man sich auch entschlossen hat, die für die entsprechende Reinigung giltigen Kastenregeln ein gut Teil laxer zu gestalten. [3]) Aber wie es noch immer steht, ersieht man daran, daß Leute hoher Kaste sich tagelang auf der Reise mit ihren mitgebrachten Vorräten oder mit Früchten begnügen, aber unter keiner Bedingung auf den Stationen Speise genießen, die von einem Kastenlosen bereitet sein könnte.

Etwas anders, als der Einfluß der Kultur, ist die Wirkung des Evangeliums auf die Kaste. Ich habe allerdings sehr erfreuliche Beispiele von einzelnen Persönlichkeiten, die in der Kraft des Glaubens jene Macht überwunden haben, kennen gelernt, und zwar nicht bloß da, wo man in der Kastenfrage eine schroffe Stellung einnimmt, sondern auch in Ihren

---

[1]) „Die Eisenbahn ist ein großer Civilisator.“ Was die „christliche“ Civilisation betrifft, so möchte man hinter diesem Ausdruck doch ein großes Fragezeichen setzen. Gerade auf der Eisenbahn bemerkt man öfters seitens Europäer und Eurasier ein Benehmen gegen die Eingebornen, das dem Christentum entschieden Hohn spricht. Ich habe mehrfach gesehen, wie solch ein „Christ“ einem heidnischen Kuli mit dem Fuß gegen den Unterleib stieß, oder sonst mißhandelte. Einmal sah ich, wie einer das Wassergefäß dem Paniwala nach gemachtem Gebrauch vor die Füße warf. Solche That müßte noch in grellerem Lichte erscheinen, wenn die Gewährsleute mich recht berichteten, daß jene Wasserspendung, wie sie auf sämtlichen Bahnhöfen Indiens stattfindet, ein Akt brahmanischer Wohlthätigkeit ist.

[2]) Den braunen Schaffnern scheint es manchmal sogar Freude zu machen, wenn sie bei solcher Gelegenheit die „Zweimalgeborenen“ ärgern können, wie denn mit der speichelleckerischen Ehrerbietung, die den Brahmanen gezollt wird, seltsamerweise eine tiefe Verachtung gepaart ist.

[3]) Früher mußte das Pantschagavya, das ekelhafte Gemisch aus den fünf Produkten der heiligen Kuh genossen werden — jetzt genügt, wenn ich recht berichtet bin, zur Tilgung der Verunreinigung auf der Eisenbahn eine einfache Waschung — wahrscheinlich neben der Zahlung einer Buße.

Tamulengemeinden. Aber das sind Ausnahmen, welche die Regel nur bestätigen. Auch bei der subjektiven Überwindung der Kaste tritt sofort die objektive Macht derselben nur allzudeutlich wieder hervor. Überhaupt gelten Christen, die von unsrem Standpunkt betrachtet den Bann gebrochen zu haben scheinen, dem indischen Volksbewußtsein sofort wieder als eine besondere, neue Kaste, die sich unter den fremden Einflüssen gebildet hat. So kommt man — wenn es sein könnte — selbst mit völlig kastenloser Gemeindebildung aus dem Netze der Kaste noch nicht heraus.

Aber auch in den Gemeinden steht es, nach meinen Beobachtungen wenigstens, bei weitem nicht so, wie es sich die Missionsfreunde in der Heimat vorzustellen pflegen. Ich stehe nicht an zu behaupten, daß in den Gebieten, die ich kennen lernte,[1] die Mehrzahl der indischen Christen noch in beträchtlichem Maße unter dem Einflusse der Kaste steht, auch da, wo die letztere von jedem Übertretenden in ostentativer Weise gebrochen werden muß. Bei den Erkundigungen darüber habe ich (gerade auch von englischen Missionaren) weitgehende Zugeständnisse gehört. Doch wurde in zwei Fällen gesagt: „Wir sprechen nicht gern davon, die Leute daheim würden es nicht verstehen." Solches Verhehlen muß der Sache entschieden nachteilig sein. Schließlich reden Thatsachen so laut, daß man sie nicht mehr überhören kann.

Ich will Sie nicht aufhalten mit dem ziemlich umfangreichen Material, das ich in bezug auf die Nachwirkungen der Kaste auch in den Christengemeinden strenger Praxis sammeln durfte.[2] Zum Teil sind die Fälle ganz überraschend und müßten geradezu niederschlagend wirken, wenn nicht eine nüchterne Betrachtung sich an die oft kastenartig geschärften Standesunterschiede in der heimischen Christenheit erinnerte, die auch bei uns noch nicht durch das Evangelium überwunden sind. Die ganze jetzt so brennende sociale Frage ist ja im Grunde auch eine Kastenfrage.

---

[1]) Das Gebiet der Kolsmission ist dabei ausgenommen, da unter jenen Völkerschaften die Kaste überhaupt nur sehr geringen Eingang gefunden hatte.

[2]) Indem ich mir vorbehalte, den Lesern dieser Zeitschrift später vielleicht ausführlichere Mitteilungen zu machen, möchte ich hier auf einen Punkt hinweisen, der meist übersehen wird: die gewerbliche Kaste. Ich habe auf fast allen von mir besuchten Stationen nachgefragt, ob es christliche Wäscher gäbe. Nur auf zweien erhielt ich eine bejahende Antwort. Aber der eine, mit dem man, wie es scheint, zufrieden gewesen war, war nicht mehr am Leben. Auf der andern Station war der Wäscher ein Trunkenbold geworden, so daß die Missionsfamilien wieder von dem heidnischen Dhobi waschen ließen. Ich darf mit Bestimmtheit behaupten, daß unter mindestens 60—80 000 Christen sich keiner zur Verrichtung des Wäschergeschäftes

Fasse ich meine Reiseeindrücke über diesen Punkt zusammen, so kann ich nicht umhin zu sagen, daß mit der strengen Praxis leider viel Illusionen verknüpft sind. Das Unternehmen, diese Macht radikal zu überwinden, kommt mir nicht anders vor, als wenn Menschen den Versuch machen würden, den St. Gotthard durch Dynamitsprengung zu beseitigen. Allein der allmächtige Gott kann eine solche Umwandlung hervorrufen (vgl. Psalm 104, 32), nicht Menschen. Er wird auch, was Menschen nicht vermögen, die Kastenberge Indiens durch seine Gerichte zu beseitigen wissen.

Ihre Mission rechnet mit den gegebenen Größen. Sie hat allerdings mit dem aus alter Zeit überkommenen Erbteil eine besonders schwierige Stellung zur Kaste erhalten, und das sollten auch Ihre Gegner nicht unberücksichtigt lassen. Ich wünschte, daß jeder, der über die Duldung der Kaste in Ihren Gemeinden schnell den Stab bricht, die ernste Arbeit mit reichlichem Gebet kennen lernte, mit der in Ihrer Mission die innere Überwindung jenes Übels angestrebt wird. Ich darf es bezeugen, daß diese stille Geduldsarbeit nicht vergeblich ist. Ich habe in Ihren Gemeinden Leute kennen gelernt, die, obwohl sie es nicht vergessen haben, daß sie Sudra sind und im alltäglichen Leben einem Pareian nicht die Hand geben würden, doch mit der That sich befleißigen, auch an den Niedrigsten die christliche Bruderliebe zu beweisen, so daß bei ihnen die Schranke der Kaste zum Standesunterschiede wird, wie solcher auch bei gläubigen Christen seine Stelle hat. Daß die große Masse in Ihren Gemeinden nicht bereits auf diesen Standpunkt gefördert ist, darf uns nicht verwundern. Solche Umwandlungen gehen nur allmählich vor sich.

Ihre langsame, stille Art der Missionsarbeit wird freilich vielfach verkannt. Es zeigt sich jetzt oft in weiten Kreisen von Missionsfreunden das gerade Gegenteil: ein stürmisches Drängen, ein fieberhaftes Ringen, das in Hast und Eile die Erfolge erzwingen möchte. Auch in Indien begegnet man oft den Spuren dieser Richtung, die in den Zerrbildern der Heilsarmee ihre letzten Ausläufer hat. Ich muß gestehen, daß gegen-

---

bereit finden läßt. Wenn ich nicht irre, waren es ehemalige Mitglieder der Wäscherkaste, die als Christen gefragt, warum sie nicht das sehr lohnende Gewerbe betreiben wollten? antworteten: „Wenn wir uns mit so verächtlicher Arbeit abgeben wollten, so hätten wir ja nicht Christen zu werden brauchen." — In einem von 1000 Christen bewohnten Dorfe mit blühender englischer Mission giebt es nur noch zwei Heiden: den Wäscher und den Barbier. Die ganze Gemeinde würde vermutlich in Aufruhr geraten, wenn auch diese Christen werden wollten. Und wiederum ist es gar nicht zu erwarten, daß von den Christen jene Gewerbe übernommen werden könnten.

über solchem Eifer mit Unverstand die nüchterne, gesunde Art — wie sie ja dem englisch-amerikanischen Wesen gegenüber überhaupt der deutschen Mission größtenteils eigen ist — auf Ihren Stationen mich besonders ansprechend berührt hat.

Namentlich möchte ich die gründliche, gediegene Bildung Ihrer Landprediger und sonstiger Helfer hervorheben. Ich habe unter ihnen Männer kennen gelernt, an die ich nur mit Hochachtung denken kann, wenn ich auch nicht übersehe, daß ich bei dem kürzeren Aufenthalt immerhin vorzugsweise ihre Lichtseiten beobachtet habe. Ich erinnere mich gern an Christian in Mötupattei (von dem ich kürzlich eine gut geschriebene Postkarte in fließendem Deutsch erhielt), an Dévasagajam in Madras (der mir besonders den Eindruck eines aufrichtig demütigen Christen machte, während ich über seine ausgedehnte Bibliothek und die zahlreichen englischen, deutschen und tamulischen theologischen Werke mit den unverkennbaren Spuren fleißigen Gebrauches staunte),[1]) und vor allen an Pākiam in Schiāli. Mit diesem habe ich, nachdem ich die von ihm ins Leben gerufene Schule gesehen hatte, fast einen ganzen Tag lang Pareiar-Dörfer besucht. Dieser Tag ist mir einer der wichtigsten, die ich in Indien verlebt habe. Ich wünschte, viele Missionsfreunde könnten so wie ich es that, in den Hütten dieser Elendesten aller Elenden herumkriechen und nicht bloß in ihr äußeres Elend, sondern auch in ihre ganze innere Verkommenheit einen Einblick thun. Manche schiefe Vorstellung und manche unberechtigte Erwartung in unsern Missionskreisen würde dadurch berichtigt werden.

Meinen Führer aber habe ich als einen christlichen Philanthropen geradezu bewundern gelernt.[2]) Der Mut, der dazu gehört, gegen solche

---

[1]) Dévasajagam ist der Verfasser verschiedener theologischer Bücher in tamulischer Sprache. Seine schlichte Häuslichkeit steht in sonderbarem Kontrast zu seiner Gelehrsamkeit, wird aber jedem Verständigen gegenüber der fast europäischen Lebensweise, wie sie hier und da von eingeborenen Predigern der englischen Mission angenommen ist, nur ansprechend sein.

[2]) Ich erwähne nur einen charakteristischen Zug, der mir erst nachträglich von anderer Seite über ihn mitgeteilt wurde. Beim Beginn der Hungersnot, die für den Pareiar mit einer gewissen Regelmäßigkeit alle Jahre einzutreten pflegt, sammelt man ekelhafte Feldschnecken, um sie zu essen. In jeder „Tscheri“ (so heißt das vor dem Hauptdorfe gelegene Pareiar-Dörfchen) sah ich Haufen von leeren Schneckenhäusern. Der Genuß soll Krankheit erzeugen; doch könnte die letztere auch vielleicht nur von dem Übermaß herrühren — in dem diese armen, alles besonnenen Maßes baren Menschen jene Tiere verschlingen. Um die Wirkung zu erproben, verschaffte sich Pākiam ein Gericht Schnecken, das er selber aß. Es ist bezeichnend, daß er dies heimlich that. Er ist eben ein Sudra.

Riesen-Übel den Kampf aufzunehmen, setzt eine in Indien ganz ungewöhnliche Energie voraus, die in diesem Falle nur aus der Kraft des Evangeliums stammen kann. — Sie wissen, daß Päkiam eine Kolonie gegründet hat für solche Pareiar, die von ihren Herren vertrieben sind. Ich besuchte dieselbe mit ihm. Die Sache mag ja in einer und der andern Beziehung bedenklich sein. Aber bei richtiger und kräftiger Leitung könnte sie ein großer Segen und ein großes Förderungsmittel für die Mission werden. Ich erinnere mich nicht, ob ich es dem Päkiam versprochen habe, bei Ihnen ein gutes Wort für diese seine Sache einzulegen. Jedenfalls habe ich mir vorgenommen, Sie herzlich zu bitten, dem genannten Unternehmen die möglichste Unterstützung angedeihen zu lassen. Wenn es nicht angeht, Missionsgelder für diesen Zweck zu verwenden, so meine ich, die Sache sei wichtig genug, um eine besondere Sammlung zu veranstalten. Ich fürchte freilich ähnliche Versuche, die mißlangen, werden dem Unternehmen sehr hinderlich sein. Ich glaube auch, man müßte einen Schritt weiter gehen. Nur wenn solche Kolonie zugleich eine Stätte der Erziehung zu wirtschaftlicher Selbständigkeit wäre, dürfte sie Erfolg haben — andernfalls sinkt sie zu einer bloßen Unterstützungsanstalt herab, die auf fremde Quellen gegründet, eine wahre Abhilfe nicht schaffen kann.

Sie haben eine Industrie-Schule, von deren segensreichen Wirkungen mir dort in Karkovil oder Tirupangur eine treffende Probe entgegentrat. Dort wohnt ein in jener Schule ausgebildeter Zimmermann. Ich traf ihn selbst nicht zu Hause, aber sein sauberes Häuschen neben den verfallenen Hütten der Tscheri und noch mehr seine sauber gekleidete junge Frau[1]) mit dem freudestrahlenden Gesichte neben den andern rohen, vergrämten Gesichtern ist mir unvergeßlich als ein Zeugnis, wie die Industrieschule der Mission dient. Hätten wir in Indien entsprechende Ackerbauschulen, so würden sie, wie ich glaube, noch viel weiteren Segen spenden. Ich habe den bezüglichen Verhältnissen in Indien besondere Aufmerksamkeit gewidmet und mich in einer Zuschrift an die Komitee der Baseler Gesellschaft darüber ausführlich ausgesprochen. Hier möchte ich nur erwähnen, wie auch dort bei Tirupangur ein von Päkiam für mich veranstaltetes Probepflügen mir die Notwendigkeit einer weiteren, angemessenen Hebung des indischen Ackerbaubetriebes vor die Augen stellte. Ich fürchte, ich habe dem guten Manne wehe gethan, da ich dem plan-

[1]) Jetzt erfahre ich aus dem Ev.-luth. Missionsblatt (1891, 247) ihren Namen: Atschikannu.

losen, oberflächlichen Herumkratzen mit dem von Büffeln gezogenen Pfluge nach dem Modell von vor mindestens 2000 Jahren allerdings keine Anerkennung zollen konnte. — Welchen Einfluß müßte jene Kolonie ausüben, falls sie, wenn auch unter den einfachsten Verhältnissen, zu einer agrarischen Musteranstalt gestaltet werden könnte!

Wenn ich vorher das Loblied Ihrer Landprediger gesungen habe, so darf ich auch ein Wort der Anerkennung über Ihre Missionare nicht unterlassen. Obgleich ich nach einem Zusammensein, das sich meist auf wenige Tage beschränkte, kaum zu einem Urteil berechtigt bin, habe ich doch von allen den Eindruck treuer, hingebungsvoller Arbeiter erhalten, während bei einigen eine ganz hervorragende Tüchtigkeit unverkennbar war. Geradezu auffallend war es, wie auch bereits die jüngeren Brüder das Tamulische zu beherrschen scheinen. Dieser mir gewordene Eindruck dürfte zwar wenig Wert haben, da ich über eine stümperhafte Kenntnis der Anfänge in jener schönen Sprache nicht hinausgekommen bin;[1]) wichtig aber ist das Zeugnis, welches ich auf meiner Reise mit Herrn Missionar Bexell nach Tinneveli von sehr kompetenten Leuten über die Sprachgewandtheit des letzteren hörte. Man war über seine fließende, verständliche Predigt erstaunt und wollte kaum glauben, daß er sich erst seit drei Jahren im Lande befinde. Wenn ich mich erinnere, wie in andern Missionen die jüngeren Brüder nach einem viel längeren Aufenthalt (einzelne sprachliche Genies ausgenommen) über die Schwierigkeiten klagten, die ihnen die Sprache noch immer bereite, so kann ich nicht umhin, die Zweckmäßigkeit der Einrichtung hervorzuheben, nach welcher die angehenden Missionare in Leipzig schon in die fremde Sprache eingeführt werden. So viel mir bekannt, geschieht dies nur in Ihrem Missionshause. Die andern Gesellschaften lassen ihre Missionare erst draußen auf dem Arbeitsfelde mit der Erlernung der Sprache beginnen. Wo für die letztere noch gar keine oder noch zweifelhafte grammatische und lexikalische Bearbeitung vorliegt, wird sich das nicht ändern lassen; bezüglich aller bereits gründlich bearbeiteten Sprachen aber

[1]) Ein gewisses Maß von Sprachkenntnis würde mich den Zweck meiner Reise viel mehr haben erreichen lassen. Ich hoffte, nachdem ich hier Grauls tamulische Grammatik durchgemacht, resp. exzerpiert hatte, in Indien selbst noch täglich 1—2 Stunden für Sprachstudien zu finden. Allein die Fülle dessen, was ich zu sehen und zu notieren hatte, ließ mir keine Zeit zum Lernen. — Sollte sich fernerhin ein oder der andere Missionsfreund zu einer ähnlichen Missionsstudienreise entschließen, so möchte ich ihm raten, neben den anderen Vorbereitungen in der Heimat so viel als möglich von der betreffenden Sprache sich anzueignen.

möchte ich allen Missionsdirektionen dringend empfehlen, die Praxis der Leipziger aufzunehmen. Ich habe auf einigen Stationen einen Einblick bekommen in den ganz unverhältnismäßigen Aufwand von Zeit und Kraft, welchen die Erlernung einer indischen Sprache mittelst eines Munschi erfordert. Der Lernende bringt ganz andere sprachliche Kategorien mit, als die, welche der Lehrer fortwährend gebraucht. Beide verstehen einander einfach nicht, auch wenn durch das Englische für den gewöhnlichen Verkehr eine fließende Verständigung möglich ist. Während sonst stets der Lehrer der verständigere ist, der seinen Schüler übersieht, ist es dort umgekehrt. Der Schüler muß die Energie haben, mit unendlicher Mühe in die krausen Gedanken des Munschi und in den Irrgarten seiner Grammatik sich hineinzuarbeiten, während der letztere nie seinen stabilen Standpunkt verläßt und gar nicht die Fähigkeit hat, dem Schüler irgendwie entgegen zu kommen. Freilich ist der Munschi nicht zu entbehren. Aber die Arbeit mit ihm ist eine ganz andere, wenn der Lernende bereits einen klaren Einblick in den Bau der Sprache und eine Kenntnis der wichtigsten Formen mitbringt. Berechnet man nun, was diese Lernzeit gerade in der Zeit der Acclimatisation für Kraft absorbiert und selbst, was an Missionsgeld erspart werden könnte, wenn man etwa ein halbes Jahr der Vorbereitung aus Indien nach Deutschland verlegte, so scheint Ihre Praxis in verschiedener Hinsicht empfehlenswert. Die Schwierigkeiten, welche für andere Missionen eine angemessene Anleitung veranlassen würde, will ich nicht verkennen; sie dürften aber doch zu überwinden sein. Nötigenfalls müßte eben, wenn nicht ein heimgekehrter Missionar den Unterricht übernehmen kann, jemand vom Personal des Missionshauses eine hinlängliche Kenntnis der Sprache sich aneignen. Schwieriger ist es ja, wo in einer Mission sehr verschiedene Sprachen erforderlich sind, und sich oft nicht vorher bestimmen läßt, auf welches der Arbeitsfelder dieser oder jener Zögling geschickt werden wird. Auch wage ich nicht darüber etwas zu sagen, ob auch die Anfänge der Erlernung etwa des Chinesischen schon hier zweckmäßig gemacht werden könnten, und ob vielleicht ein tüchtiger Sinolog hierzu besondere Hilfsmittel liefern könnte.[1]) Immerhin glaube ich, daß der Punkt der grundlegenden Spracherlernung den Missionsleitungen zu weiterer Beachtung empfohlen werden sollte.

Sehr erfreulich erscheinen mir die tiefgehenden Studien des Missionar Stosch,[2]) dem es in außergewöhnlichem Maße zu gelingen scheint, in den

[1]) Hierzu dürfte das orientalische Seminar in Berlin am geeignetsten sein. W.
[2]) Vergleiche 1891, 268 dieser Zeitschrift.

Geist der Tamulen einzudringen. Den Unterhaltungen mit ihm verdanke ich sehr viel Förderung für das Verständnis indischer Verhältnisse. Namentlich wurden mir die Schwierigkeiten klar, die der Mission dadurch erwachsen, daß eine ganze Anzahl der uns unentbehrlichsten Begriffe nicht anders als durch Wörter ausgedrückt werden kann, mit denen der Inder Begriffe verbindet, die den unsrigen völlig inkongruent sind. Ich glaube, daß derartige Arbeiten für das ganze Missionswerk in Indien von hoher Wichtigkeit sind. Sie bilden die unentbehrliche Voraussetzung für eine möglichst verständliche Verkündigung des Evangeliums. Leider sehen manche Missionare die tiefe Kluft gar nicht, welche einen gründlichen Erfolg ihrer Arbeiten fast ganz verhindern muß. Ich erinnere mich auf einem andern Missionsfelde von einem jungen Missionar gehört zu haben, daß er sich mit den Lehren der Hindu nicht beschäftige. Das Herz des Menschen sei überall das gleiche, und er habe durch Gottes Gnade das seinige kennen gelernt. Das letztere ist ja allerdings für den Missionar unerläßlich. Aber es liegt auf der Hand, zu welchen Mißverständnissen es führen muß, wenn er sich auf Grund seiner Selbsterkenntnis von dem Studium des Missionsobjekts dispensiert. Einer der links nennt, was für den andern rechts bedeutet, kann diesem eben den rechten Weg nicht weisen. Das ist etwas grob ausgedrückt. Ich habe leider Grund anzunehmen, daß — wenn auch in feinerer Weise — ähnliche Mißverständnisse in der Mission in Indien nicht selten vorkommen. Viele mögen es nicht ahnen, wie ihr Predigen zum großen Teil einem Schlage ins Wasser gleicht, der allerdings nicht mehr als etwas Schaum bewirken kann. Es wäre sehr wünschenswert, wenn derartige gründliche Arbeiten für weitere Kreise zugänglich gemacht und wenn Männer, die dazu, wie der genannte, augenscheinlich befähigt sind, zu den betreffenden Studien ermuntert und darin weiter unterstützt würden.

Die Freundlichkeit, ja die brüderliche Liebe, die mir von Ihren Missionaren bewiesen worden ist, die Opfer, die sie in weitgehender Gastfreundschaft brachten, und die Fürsorge, mir den Aufenthalt bequem und angenehm zu machen, kann ich nie dankbar genug anerkennen. Ich muß das alles um so höher anschlagen, als ich ein Mitglied der Preußischen Landeskirche bin und nicht einmal der strengeren lutherischen Richtung in derselben angehöre, ja sogar mehrfach in meinen Missionsschriften gegen die exklusive lutherische Stellung Ihrer Mission mich ausgesprochen habe. — In einem und dem andern Falle mag es die Höflichkeit des Gastgebers gegen den Gast gewesen sein, die diesen Unterschied nicht berühren ließ. Meist aber war die Einigkeit im Geist deutlich zu spüren, in der Jünger

Christi auch über die Schranken kirchlicher Verschiedenheit einander die Bruderhand reichen. Auf Grund dieser persönlichen Erfahrung will ich meine Äußerungen über die Exklusivität gern dadurch einschränken, daß ich den auch in Ihrer Mission waltenden ökumenischen Sinn rühmend anerkenne.

Ich würde aber von der Aufrichtigkeit abweichen, wenn ich es verschweigen wollte, wie auch meine Reiseerfahrung es mich herzlich bedauern läßt, daß Ihre Mission im ganzen nicht ein weiteres Maß von Fühlung und Gemeinschaft mit den übrigen in Indien arbeitenden Gesellschaften hält. Ich bin fern davon, einer derartigen interdenominationalen Gemeinsamkeit unbedingt das Wort zu reden, wie sie öfters auf den großen Versammlungen der Vertreter verschiedenartigster Missionen sich zu offenbaren pflegt. Es ist oft recht leerer Enthusiasmus dabei im Spiele, der nur wenig die Ecken und Schroffheiten sektiererischer Besonderheiten zu verhüllen vermag, durch welche das gemeinsame Werk gehindert, ja zuweilen schwer geschädigt wird.[1]) Indessen finden sich doch auch in andern Gemeinschaften viel edle Kräfte und Gaben, viel treue, hingebende Arbeit im Dienste unsers Herrn und reiche Schätze der Missionserfahrung, mit denen gegenseitiger Verkehr und Austausch der Mission überhaupt nur förderlich sein kann. Wird aber dergleichen vielfach getrübt durch Unklarheit und Mangel an Nüchternheit, so sollten gerade klare und nüchterne Männer bei solchen Gelegenheiten recht am Platze sein.

Man darf ja freilich nicht verkennen, wie die zuweilen bitteren Anfechtungen gegen Ihre Mission und starke Vorurteile gegen dieselbe solchen Verkehr sehr erschweren müssen. Aber andrerseits würde die Beteiligung bei den betreffenden Versammlungen dazu dienen, ein gut Teil jener Vorurteile zu zerstreuen und eine friedliche Haltung der übrigen Missionen herbeizuführen. Ich denke, viele Missionsfreunde von ver-

---

[1]) Ich erinnere hier nur beispielsweise an die große Missionskonferenz in Schanghai (1889) — A. M.-Z. 1891, 5 ff. — auf der die Bearbeitung einer einheitlichen Bibelübersetzung beschlossen wurde, worauf die ganze Versammlung begeistert die Doxologie sang — dann aber folgte die Erklärung, jeder Denomination sei es gestattet, in die neue Übersetzung die bisher von ihr gebrauchten Ausdrücke für „Gott, Seele, Taufe" u. s. w. einzuschalten. Das heißt also die Wunde, über deren bevorstehende Heilung man eben jubelte, sollte im tiefsten Grunde ungeheilt bleiben. Nicht viel anders wird es mit dem andern Punkte sein, über dessen Erledigung man in Schanghai gleichfalls die Doxologie sang, nämlich Beseitigung der Übergriffe einer Denomination in das Gebiet der andern. Es ist leider zu befürchten, daß das häßliche Fischen im Fischkasten auch damit noch nicht aufhören wird.

schiedenen Seiten würden jeden Schritt Ihrer Mission zur weiteren Pflege der Einheit und zur Milderung der nachteiligen Spaltungen mit Freuden begrüßen, ebenso wie es viele mit herzlichem Schmerz sehen, daß dieselbe, wenn die andern zusammenhalten, abseits steht, wie es sonst nur die hochkirchliche anglikanische S. P. G. und die Heilsarmee thun.

Verzeihen Sie, wenn ich mich über diesen Punkt so offen ausgesprochen habe, selbst auf die Gefahr, daß die Verschiedenheit der principiellen Stellung das gegenseitige Verständnis über denselben verhindern könnte. Ich würde der Wahrheit Abbruch thun, wenn ich durch meine Erfahrungen über die evangelische Mission in Indien nicht das dringende Bedürfnis hindurch klingen ließe, daß dem Gebete unsres Heilandes mehr Rechnung getragen werde: „auf daß sie alle eins seien.“

Ich darf nicht unerwähnt lassen, daß in neuerer Zeit gelegentlich ein freundlicher Verkehr zwischen Leipziger und Baseler Missionaren vorkommt, wie er in früheren Zeiten wahrscheinlich nicht bestand. Das Bedürfnis einer Luftveränderung hat einigemal diese nach Osten und jene nach Westen geführt und ich erinnere mich, wie von Vertretern der Baseler Mission über die Ihrige in mancher Beziehung sehr anerkennend gesprochen wurde.

Bei der erwähnten Luftveränderung komme ich auf einen andern Punkt, dessen Erwähnung vor Ihnen, wie vor der Missionsgemeinde mir geradezu als Pflicht auf dem Gewissen liegt. Daß es in der That eine achtbare Selbstverleugnung der Missionare ist, in Indien die heiße Zeit zu durchleben, brauche ich Ihnen nicht zu sagen. Ich habe die letztere zwar nicht aus eigener Erfahrung kennen gelernt. Aber nachdem ich in der kühlen Jahreszeit sogar das Herabsinken des Thermometers auf 19° R. als eine Wohlthat empfunden habe, kann ich mir vorstellen, wie einem Menschen zu Mute sein muß, wenn wochenlang bei Tage eine gleichmäßige Hitze von 34—36° herrscht und die Nacht mit einer Herabminderung auf 28° in der That keine Abkühlung bringt. Die heiße Zeit nagt an dem Leben fast aller Europäer in Indien. Nur wenige sind so glücklich, daß ihre Natur weniger oder gar nicht unter der Hitze leidet. Der Mission werden durch dieselbe viele Kräfte entzogen. Mancher Missionar würde vielleicht doppelt und dreimal so lange auf dem Arbeitsfelde aushalten können, wenn er den aufreibenden Einflüssen der heißen Zeit entrückt werden könnte. Dies wird einigermaßen durch die Sanitarien erreicht. Die wohlthätigen Wirkungen dieser auf den kühlen Bergen angelegten Sommersitze, werden allgemein anerkannt. Die englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften nehmen immer mehr die

Praxis an, ihren Missionaren nebst deren Familien solchen gesunden Sommeraufenthalt zu gewähren. Ja der amerikanische Board hat alle Angehörigen seiner Maduramission (wenn ich recht verstanden habe) geradezu verpflichtet, jede heiße Zeit auf den Palni-Bergen zuzubringen. Ich habe leider keine genaueren Erkundigungen darüber eingezogen, aber ich glaube, daß die erheblichen Kosten, die durch die nötigen Einrichtungen und Reisen verursacht werden, sich aufwiegen mit den Ersparnissen, welche der Mission aus den nun selteneren Heimreisen der Missionare erwachsen.

Auch Ihre Mission hat zu dem in Rede stehenden Zwecke ein kleines Haus auf den Schervaräi-Bergen. Leider sind die letzteren, wie ich hörte, nicht vollständig fieberfrei, während die Nilagiri- und die Palni-Berge durch ihre bedeutend größere Erhebung (um ca. 2000 Fuß) die Fieberzone völlig überragen. Dazu aber kommt, daß der Raum des erwähnten Hauses so beschränkt ist, daß nur einer geringen Zahl Ihrer Missionare die Wohlthat eines Aufenthalts in kühlerer Luft zu teil werden kann. Mir ist von keinem Ihrer Missionare dazu eine Veranlassung gegeben; aber alles, was ich auf meiner Reise sah und hörte, hat in mir die Überzeugung erweckt, daß von den Missionsgesellschaften mehr für die dringend nötige Sommerfrische der Missionare gethan werden sollte. Für manchen ist es geradezu eine Lebensfrage. Einer Ihrer Missionare hat sich bereits auf eigene Hand auf den Palni-Bergen ein Häuschen gebaut. Mehrere andere, die auch dort gewesen sind, haben mir das heilkräftige Klima gerühmt, wie auch der Artikel in Nr. 17 Ihres Missionsblattes. Den meisten aber ist es nicht möglich, ihren Urlaub dort zuzubringen, so lange die Mietswohnungen dort so außerordentlich teuer sind, wie Missionar Brunotte a. a. O. angiebt.[1]) Ich würde mich herzlich freuen, wenn Ihre Missionsgesellschaft auf den Palnies ein Sanitarium anlegte, das genügenden Raum hätte, um jedem Missionar mit seiner Familie wenigstens ein Jahr um das andere den Aufenthalt in wirklich gesundem Klima während der heißesten Zeit zu gewähren. Die bedeutenden Kosten, die solch Unternehmen erfordert, sollten nicht abschrecken. Was an Gesundheit sowie an Arbeitskraft und -frische durch die Anlage erspart werden könnte, ist mit Geld gar nicht aufzuwiegen. Selbst die Ersparnisse aus seltenerer Heimkehr von Missionaren werden nach und nach ein gut Teil der Anlage decken. Ich glaube, daß es genug Missionsfreunde giebt, die infolge eines angemessenen Aufrufs für den gedachten Zweck mit außerordentlichen Gaben die er-

[1]) 180 M. für ein kleines Häuschen, das mit einem Taubenschlage verglichen wurde, auf kurze Zeit.

forderlichen Mittel zusammenbringen würden. Ich selbst würde mich herzlich freuen, wenn ich recht bald dazu meinen Beitrag zeichnen dürfte.

Leider ist die Reise auf die Palnies noch recht umständlich. Sollte die schon seit längerer Zeit geplante Eisenbahnlinie Palghât-Dindigal, welche die Reise sehr erleichtern würde, nicht ausgeführt werden, so wäre zu erwägen, ob nicht etwa ein Punkt auf den noch höheren Nilagiri vorzuziehen wäre? Dieselben sind schon jetzt viel zugänglicher, und bei der neuerlichst aufgekommenen Vorliebe für Zahnradbahnen dürfte es kaum lange dauern, bis auch nach Utakamand eine solche hinaufführen wird.

Endlich habe ich noch das Versprechen zu lösen, ihnen eine Bitte zu übermitteln, obgleich ich den Bittstellern sofort erklärte, daß auf Gewährung wohl keine Aussicht sei. Ich war in der Kirche zu Mötupattei von der Gemeinde feierlichst begrüßt, bekränzt und beschenkt worden. In meiner vom Landprediger Christian mit bewundernswerter Schlagfertigkeit gedolmetschten Ansprache, hatte ich unter andern auch meine Freude ausgedrückt darüber, daß die Gemeinde ein so schönes Gotteshaus gebaut habe. Hernach wurde ich ersucht, den Turm anzusehen, der unvollendet ist. Es fehlt ihm die oberste Spitze. Nun wurde ich angegangen, den Vätern in Leipzig die gehorsamste Bitte um die erforderlichen Mittel zur Vollendung des Bauwerks auszusprechen. Ich bemerkte, daß die Kirche den Anforderungen des Gottesdienstes entspreche. Auch haben im Turm die Glocken einen angemessenen Platz gefunden. Ich glaube nicht, daß die Missionsgesellschaft für den weiteren Turmbau die Mittel würde gewähren können. Man blieb aber dabei, ich solle die Bitte nur aussprechen, bis ich, um nicht unfreundlich zu erscheinen, dies zusagte. Bald darauf sah ich, was die Leute wahrscheinlich besonders jetzt zu dem Wunsche trieb, ihren Kirchturm vollendet zu sehen. Die anglikanische Gemeinde zu Mötupattei baut eine schöne stattliche gotische Kirche, deren Turm jetzt wahrscheinlich den der lutherischen überragt. Nun wollen sie nicht zurückstehen. Die Rivalität der S. P. G., die jedenfalls ihre Kirche ohne Schaden an einem andern Orte hätte errichten können, ist sehr zu bedauern. Wahrscheinlich werden auch die Katholiken durch diese Rivalität angespornt, ihre dortige kleine Kapelle durch einen massiven Bau ersetzen. Dann werden vollends die Heiden die Spaltung der Christenheit an den drei Kirchen in einem mäßig großen Dorfe anschaulich vor Augen haben. Gott gebe, daß Ihre dortigen Christen, die übrigens in mehrfacher Hinsicht einen recht guten Eindruck machen, mehr und mehr erstarken, so daß sie im Geistlichen und durch einen echten Christenwandel die Rivalen mehr als durch die Höhe des Turmes zu überragen suchen.

Hiermit glaube ich Ihnen die wichtigsten Wahrnehmungen, die ich über Ihre Mission auf meiner Reise machte, dargelegt zu haben. Ich schließe mit dem Bekenntnis, daß ich dieselbe, obgleich ich vieles anders fand, als man es sich hier im Vaterlande vorstellt, doch aufrichtig lieb gewonnen habe. Gott segne Ihr Werk und alle, die darin treulich arbeiten! R. Grundemann.

Die schwedische Kirchenmission.

Von P. Berlin in Zabelsdorf bei Fischerwall, Provinz Brandenburg.

Der Jahrgang 1889 der Allg. M.-Z. hat in einer Reihe von Aufsätzen aus der Feder eines hervorragenden dänischen Missionskenners eine durch große Vollständigkeit und Genauigkeit ausgezeichnete Übersicht über „die skandinavische Heidenmissionsthätigkeit, besonders im gegenwärtigen Jahrhundert" gebracht. Es sei gestattet, eine der darin behandelten Missionen etwas eingehender zu besprechen, welche um des in ihr vertretenen Principes willen in den letzten Jahren bei uns mehrfach berührt worden ist, nämlich die Mission der schwedischen Staatskirche. Die ungünstige Beurteilung, welche dieselbe in Deutschland gefunden hat, ist in Schweden nicht ohne Widerspruch geblieben, der zum Teil allerdings nicht nach Deutschland gedrungen ist (eine Entgegnung in der Zeitschrift Väktaren 1888 ist nicht ins Deutsche übersetzt), neuerdings aber in der Allg. Ev.-luth. K.-Z. (1891 Nr. 19 ff.) durch eine Darlegung der Entwicklung des Missionslebens in Schweden deutlich erhoben worden ist.

Man kann bei der Frage: ob Kirchenmission oder freie, d. i. gesellschaftliche Mission? auf doppeltem Wege vorgehen. Stellt man die Frage principiell, geht man wie Büttner (die Kirche und die Heidenmission, Leipzig 1883) von der Aufgabe der Kirche und von dem Missionsbefehl des Herrn aus, so läßt sich allerdings wohl nichts dagegen einwenden, daß die Kirche, auch die einzelne Landes- oder Freikirche, von Kirchenwegen Mission treibt, wie ja auch in der römischen Kirche die Missionsthätigkeit von einer obersten kirchlichen Stelle aus geleitet wird.[1]) Aber die Frage läßt sich auch als eine praktische ansehen, bei deren Beantwortung die thatsächlichen, geschichtlich gegebenen Verhältnisse mit zu berücksichtigen sind (wie Warneck thut); und da ergiebt sich nun, wenn wir die neuere Missionsperiode ins Auge fassen, die Wahrnehmung, daß in der größten Anzahl von Kirchen die gesellschaftliche, in einer kleinen die kirchliche Form des Missionsbetriebes die ursprüngliche gewesen ist, und

[1]) Aber ohne eigentlich verkirchlicht zu sein. D. H.

daß von diesen verschiedenen Ausgangspunkten aus sich die Entwicklung verschieden gestaltet hat. Die Brüdergemeine ist dabei geblieben, die Mission von Gemeinde wegen zu treiben, und hat von ihrer Mission für die Heiden, wie für sich selbst reichen Segen empfangen; in England und Deutschland hat die gesellschaftlich getriebene Mission zu einer Vermehrung der missionierenden Gesellschaften geführt. Für Schweden gilt aber jene Wahrnehmung nicht. Die kirchliche Mission ist dort nicht die ursprüngliche gewesen, sie hat sich vielmehr erst im Laufe der Zeit herausgebildet. Sehen wir zu, wie es dort zur Bildung der Kirchenmission gekommen ist.

Englische Anregungen, die namentlich bei den herrnhutisch gerichteten schwedischen Kreisen einen empfänglichen Boden fanden, haben in Schweden das Missionsinteresse geweckt und damit die Stiftung der ersten Missionsgesellschaft (1829 in Gotenburg), sowie der 1835 gegründeten (und die Gotenburger in sich aufnehmenden) „Schwedischen Missionsgesellschaft" in Stockholm veranlaßt. Es muß anerkannt werden, daß die leitenden kirchlichen Stellen schon von der ersten Anregung i. J. 1797 an sich der Bewegung teilnehmend und unterstützend annahmen, ja, zum Teil, wie Bischof Wingård in Gotenburg, sich an die Spitze stellten, ebenso, daß der damals im Reichstag noch besonders vertretene geistliche Stand sich zustimmend und empfehlend äußerte, so daß also in Schweden die aufkommende Missionsbewegung nicht wie anderwärts mit dem Mißtrauen oder gar der Feindschaft der offiziellen Kirche zu kämpfen hatte. Und dies geschah, trotzdem die Bewegung einen entschieden unkonfessionellen Charakter trug. Der englische Methodismus, repräsentiert durch Pastor Scott, die herrnhutische Frömmigkeit, vertreten durch den Großhändler Keyser in Stockholm, waren bei der Stiftung der „Schwedischen Missionsgesellschaft" wesentlich beteiligt, namentlich letzterer nahm eine hervorragende Stelle in derselben ein. Die Gaben, welche die Gesellschaft (die eigne Missionare nur zu den Lappen sandte) zur Verbreitung der „protestantischen" Lehre unter den Heiden sammelte, kamen der Baseler, der Londoner, der Wesleyanischen Mission und der der Brüdergemeine zu gute — also lauter Missionen, welche nicht im mindesten auf spezifisch-lutherischem Boden standen. Doch fehlte es der Bewegung auch nicht an Mißtrauen, nur daß dasselbe nicht von der offiziellen Kirche ausging, sondern von einer um jene Zeit namentlich im südlichen Schweden erstarkenden konfessionellen Richtung. Auch in Schweden hat der Rationalismus zuerst einer allgemeinen Belebung und Erwärmung des *religiösen* Lebens weichen müssen; dann erst prägte sich ein schärferes konfessionelles Bewußtsein aus. In dieser Beziehung hat der Propst Henrik Schartau in Lund († 1825) einen großen Einfluß

ausgeübt. Vom Rationalismus abgestoßen, von der Weichlichkeit des herrnhutischen Gefühlschristentums nicht befriedigt, aus der Schrift schöpfend, bei aller Glaubenswärme auf begriffliche Klarheit gerichtet, trieb er in seinen Predigten und seinen besonders bewunderten Katechisationen hauptsächlich den dritten Artikel, überall den Zusammenhang der Erkenntnis mit der Bekehrung, dem Glauben, dem Fortschreiten in der Gnade aufweisend, kein Feind der Welt in Wissenschaft und Kunst, aber ein Feind alles Weltförmigen im christlichen Leben, insonderheit — was hier in betracht kommt — des Vereinswesens. Durch seine nach seinem Tode herausgegebenen Schriften gewann er noch größeren Einfluß als bei seinen Lebzeiten; und so kam es, daß seine Anhänger ihre Abneigung gegen das herrnhutische und methodistische Element in der neuen Missionsbewegung und ihren Widerwillen gegen das Vereinswesen vielfach auf den gesamten Missionsbetrieb übertrugen, in Einseitigkeit ihren Meister noch überbietend. Dies Erstarken der konfessionellen Richtung kam in der Nordisk Kyrkotidning zum Ausdruck, welche schon 1842 mit der Forderung hervortrat, daß, wenn etwas für die Missionssache geschehen sollte und müßte, die Kirche als solche und nicht einzelne Gesellschaften es zu thun hätte, in zweiter Linie, daß ein eignes Missionsinstitut für Schweden nötig wäre; es sei „für eine große und edle Nation unwürdig, bloß Schatzmeister ausländischer Gesellschaften zu sein“ und die Missionsarbeit von Andersgläubigen zu unterstützen, während sie selbst ein reines Glaubensbekenntnis habe. Diese Anschauungen, die hauptsächlich im Bistum Lund die Geistlichkeit beherrschten, führten 1845 zur Stiftung der Lundschen Missionsgesellschaft, welche eine selbständige schwedische Missionsthätigkeit auf Grund des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses und im Anschluß an die schwedische Kirchenordnung sich zur Aufgabe stellte. Am liebsten hätte man es dort in Lund gesehen, wenn die Kirche selbst die Missionssache in die Hand genommen hätte. „Es ist betrübend — heißt es im ersten Jahresbericht der Gesellschaft — daß Missionsgesellschaften notwendig sind. Wenn die Kirche selbst nach Jesu Befehl und dem Vorgang der Christenheit in früheren Zeiten ihre Schuldigkeit gegen die Heiden thäte, so bedürfte es keiner Missionsgesellschaften. — Wir wünschen, daß die Zeit nicht fern sei, da unsere schwedische Kirche als ein großes Ganzes die Missionssache umfaßt. — Wenn diese Zeit kommt, so haben unsre privaten Missionsgesellschaften ihr Tagewerk im Dienste des Herrn vollbracht.“ Wie die Lundsche Missionsgesellschaft eine Missionsschule einrichtete, ihre ersten Missionare aussandte und 1854 mit der Leipziger Missionsgesellschaft in Verbindung trat, ist in der Bahl'schen

Übersicht (Jahrg. 1889 S. 326) erzählt und kann hier übergangen werden; hier sei nur bemerkt, daß sie 1855 sich als Hilfsgesellschaft an die „Schwedische Missionsgesellschaft“ in Stockholm anschloß, welche inzwischen nach dem Tode Keysers und im Zusammenhang mit der allgemeinen kirchlichen Entwicklung einen entschiedener lutherischen Standpunkt eingenommen hatte, sodaß nun die schwedischen Missionsbestrebungen in einer Hand vereinigt waren. Freilich blieben sie es nicht auf lange Zeit. 1861 entschloß die 1856 für innere Mission (Evangelisation) gegründete Evangelische Vaterlandsstiftung, im Gegensatz gegen die mehr und mehr zur Herrschaft gelangende Schartausche Richtung mehr pietistisch geneigt, sich zur Aufnahme der Heidenmission, um eine wirklich selbständige schwedische Mission zu gewinnen — die Mission der Schwedischen Missionsgesellschaft in Indien war ja von Leipzig abhängig —, und diese Mission der Vaterlandsstiftung erwies sich als ein schweres Hindernis für die Gewinnung einer kirchlichen Mission. Die Versuche, eine solche ins Leben zu rufen, hatten inzwischen nicht geruht. Auf dem Reichstage 1858 beantragte Bischof Thomander, daß die Kirche die Missionssache selbständig in die Hand nehmen sollte; ein Vorschlag zu „Statuten für eine Anstalt der schwedischen Kirche zur Verbreitung von Bibeln und Erbauungsschriften und zur Missionsthätigkeit,“ durch welche die über das ganze Land verbreiteten Bibel- und Missionsgesellschaften in den kirchlichen Organismus eingeordnet werden sollten, wurde vom geistlichen Stande gebilligt und ein bezügliches Schreiben an den König gerichtet; doch wurde trotz der Befürwortung der Sache durch die Domkapitel (Konsistorien) der Antrag auf Betreiben des geistlichen Ministers 1860 vom Könige abgelehnt, weil man eine Abnahme des Missionseifers befürchtete, wenn die Privatgesellschaften durch eine öffentliche Anstalt ersetzt werden sollten. Als 1866 das Zweikammersystem eingeführt wurde und damit die Vertretung des geistlichen Standes im Reichstage ein Ende hatte, erhielt die schwedische Kirche in der alle 5 Jahre zusammentretenden Kyrkomöte eine synodale Repräsentation, und schon bei deren erstem Zusammentreten 1868 wurde der Antrag gestellt und angenommen, die Heidenmission als eine allgemeine kirchliche Angelegenheit zu ordnen, und zwar hatte man im Sinne, die Gesellschaften, welche jetzt von einander getrennt arbeiteten, mit einander und mit der Kirche zu vereinigen. Der Antrag fand die königliche Genehmigung, und nun wurden auf der nächsten Synode 1873 nach mancherlei Vorarbeiten und Verhandlungen die zur Ausführung desselben nötigen Anordnungen getroffen.

Wie verhielten sich nun die beiden vorhandenen Missionsgesellschaften

zu dem Versuch, ihre Mission zu verkirchlichen? Von beiden war die Vaterlandsstiftung die bedeutendere. Mit ihrer ziemlich das ganze Land umspannenden Organisation, mit ihren Provinzialagenten, Reiseagenten und Kolporteuren, mit ihrer Schriftenverbreitung war sie eine Macht im kirchlichen Leben Schwedens geworden. Ihre kirchliche Stellung wird verschieden beurteilt und ist auch in den verschiedenen Zeiten wohl überhaupt eine verschiedene gewesen. Nach ihren Statuten stand sie auf dem Boden des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses, wollte sie mit freiem Anschluß an die kirchlichen Einrichtungen als ein Vereinigungspunkt für alle freiwilligen Kräfte das Wachstum des Reiches Christi befördern und so der schwedischen Kirche eine Stütze sein; ihre Missionare wurden von den Bischöfen ordiniert — und doch wird sich nicht verkennen lassen, daß sie, zeitweise wenigstens, im Verdachte freikirchlicher Neigungen und durch ihre Laienpredigt den hochkirchlichen Kreisen unsympathisch, in einem gewissen Gegensatze gegen die Staatskirche sich befunden hat. Da wird man von vornherein annehmen können, daß bei ihr wenig Bereitschaft vorhanden war, ihre Mission der kirchlichen Leitung zu überliefern — hatte doch nicht einmal die Schwedische Missionsgesellschaft dazu Neigung und erklärte sich gegen den Anschluß. Erst im Jahre 1876 faßte diese Gesellschaft, und auch da nur mit *einer* Stimme Majorität, den Beschluß, der Kirchenmission sich anzuschließen, Missionsgebiet und Kasse zu übergeben und sich nur für ihre Thätigkeit unter den Lappen Selbständigkeit vorzubehalten — ein Schritt, der sehr bitter beurteilt worden ist (Möller, Ev. Miss. Mag. 1880). Die Vaterlandsstiftung blieb dagegen bei ihrer Ablehnung bestehen: für *eine* Stelle sei es unmöglich, alle Interessen um sich zu sammeln, und so sei das Bestehen einer Missionsgesellschaft neben der kirchlichen Mission eher für die Sache förderlich als schädlich.

So war das der Kirchenmission vorschwebende Ziel, die verschiedenen Missionsbestrebungen Schwedens zusammenzufassen, die Missionskräfte dadurch zu steigern und so die schon von der Lundschen Missionsgesellschaft 1846 ausgesprochene Hoffnung zu erfüllen, beim ersten Anlauf *nicht* erreicht worden. Man ist nun in Schweden damit nicht einverstanden, wenn die Kirchenmission bei uns deswegen als ein mißglücktes Experiment angesehen wird; aber gerade wenn man als das Ziel der Kirchenmission nicht eine neue Mission im Gegensatz zu den von einzelnen Gesellschaften betriebenen, sondern die Vereinigung der bereits wirksamen Gesellschaften und Kreise mit einander und mit der Kirche ansieht, so will angesichts des Nichtanschlusses einer so einflußreichen Gesellschaft wie der Vaterlandsstiftung die obige Kritik doch nicht als unberechtigt erscheinen, thatsächlich

hat eben die Kirchenmission die getrennten Bestrebungen nicht zu vereinigen vermocht. Was etwa seitdem in jahrelanger Arbeit, vor den Augen des Auslandes verborgen, allmählich in der Beziehung gewonnen ist, was etwa noch als Hoffnung für die Zukunft gehegt wird, das steht ja auf einem andern Blatte, und davon wird nachher noch die Rede sein. Der Blick auf das Jahr 1876 zeigt uns auf der einen Seite einen vergeblichen Einigungsversuch und auf der andern Seite doch den Beginn einer neuen, eignen Missionsunternehmung: was als Ziel galt, war nicht erreicht worden; was als nicht beabsichtigt bezeichnet wird, das wird doch gewählt. Denn noch bevor die Schwedische Missionsgesellschaft ihren Anschluß erklärt und ihr indisches Missionsgebiet übergeben hatte, auf welchem die Kirchenmission das Zusammenwirken mit Leipzig im Interesse einer gemeinsamen lutherischen Mission festhielt, begann sie, um nicht unthätig zu sein, 1876 die Arbeit unter den Zulu. Es ist fraglich, ob diese auf Bischof Schreuders Anraten (der eine gemeinsame nordische Mission als Ideal vor Augen hatte) getroffene Wahl glücklich war, ob nicht vielleicht die Wahl eines anderen, von der schwedischen Missionsliebe schon früher umfaßten Gebietes der neuen Mission von Anfang an mehr Teilnahme im Lande verschafft hätte, doch mag diese Frage auf sich beruhen, wie überhaupt die Geschichte dieser Mission hier nicht im einzelnen verfolgt werden soll. Für den deutschen Leser ist es vielleicht interessanter, die Organisation dieser Kirchenmission kennen zu lernen, wie sie unter königlicher Sanktion 1874 festgestellt ist. Danach liegt die Leitung der Mission bei einer Direktion (Styrelse), welche aus dem Erzbischof der schwedischen Kirche und aus sechs von der Kyrkomöte auf fünf Jahre gewählten Mitgliedern besteht; auch Ersatzmänner werden für etwa eintretende Fälle von derselben gewählt. Bei dieser Direktion liegt nun die gesamte Leitung der Mission; sie hat, soweit die Verhältnisse es gestatten und die Direktion es angemessen findet, a. Missionare unter nicht christliche Völker auszusenden und zu unterhalten, b. die durch dieselben etwa gegründeten Gemeinden zu unterstützen und zu pflegen, c. in eignen Anstalten Missionare auszubilden, d. Missionsvereine zu unterstützen, deren Ziel und Wirksamkeit sie billigt, e. Missionsschriften herauszugeben und f. im übrigen solche Maßregeln zu treffen, welche zur Förderung der Missionssache dienen können. Die Direktion hat auf jeder ordentlichen Synode Rechenschaft von ihrer Verwaltung zu geben und erstattet einen Bericht über die Wirksamkeit der Kirchenmission in den letzten 5 Jahren; es steht ihr auch frei, im Zusammenhang damit der Synode auf die Mission bezügliche Anträge vorzulegen. Die Mittel zur Kirchen-

mission werden aus den Kollektenerträgen genommen, welche an dem jährlichen Missionsfesttage (dem sog. 3. Bettage) einkommen, sowie aus freiwilligen Gaben, und gehen von den Pfarrämtern durch Vermittelung der Domkapitel an die von einem Direktionsmitgliede verwaltete Missionskasse. — Später, als die Arbeiten sich mehrten, trat das Bedürfnis nach einer Persönlichkeit hervor, welche der Missionsangelegenheiten sich noch eingehender annehmen konnte, und so wurde 1883 Dr. Tottie, gegenwärtig Docent der Kirchengeschichte in Upsala, als Missionssekretär angestellt. In seinen Händen liegt zunächst die Leitung der Kirchenmission.

Gegen diese Organisation wird sich im allgemeinen nichts Begründetes einwenden lassen. Kirchliche Autorität sowie Freiheit der Bewegung und Selbständigkeit der Entschließung sind der Direktion geboten, von den Fesseln der Bureaukratie ist sie frei, ein „patriarchalisches Verhältnis“ zu ihren Missionsarbeitern ist ihr nicht verwehrt. Die staatliche Verwaltung hat mit der Mission nichts zu thun, höchstens soweit es sich um die Anwendung allgemeiner Gesetze auf die Person der Missionsarbeiter handelt (Dienstaltersberechnung, Witwenpension u. s. w.). Daß der höchste Würdenträger der Kirche ex officio die leitende Spitze ist, wird sich bei einer kirchlichen Mission nicht umgehen lassen; es ist nur zu wünschen, daß stets ein missionseifriger und auch missionskundiger Mann auf dem erzbischöflichen Stuhle sitze. Die Kontinuität der Leitung könnte vielleicht dadurch bedroht erscheinen, daß jede neue Synode sämtliche Direktionsmitglieder wählt, also kein alternierendes Ausscheiden derselben vorgesehen ist; doch wird man wohl das Vertrauen zur Synode haben können, daß sie treue Thätigkeit durch Wiederwahl lohnt, wie sie es bisher gethan hat, und dazu bleibt neben dem Erzbischof der Sekretär ja unabhängig von der Neuwahl der Direktion. Was diesen angeht, so drängt sich die Frage auf, ob es zweckmäßig ist, daß derselbe sein Amt nur als Nebenamt versieht. Für die Mission im allgemeinen ist es ja gewiß ein Vorteil, wenn sie auf der Universität ihre Vertretung findet, ein Punkt, der bei uns in Deutschland ja auch schon mehrfach erwogen ist: aber wenn man an die vielerlei Aufgaben denkt, die dem Leiter einer Mission obliegen, der zugleich auch Herausgeber einer Missionszeitung ist, sonst noch literarisch thätig sein und als Reiseprediger für seine Mission wirken soll, so liegt die Befürchtung nahe, daß eine Zerteilung zwischen Missions- und Universitätsberuf für einen oder vielleicht für beide unvorteilhaft ist.

Suchen wir uns nun ein Bild der von der Kirchenmission ausgeübten Thätigkeit zu verschaffen. Auf zwei Gebieten hat sie ihre Arbeiter,

in Indien unter den Tamulen in Verbindung mit der Leipziger Mission, und in Südafrika in Zululand und Natal. Dort arbeiten 3 Missionare auf den Stationen Madura, Coimbatur und Dindigal, auf der ersten ist jetzt auch eine schwedische Lehrerin als Vorsteherin des Kinderhauses eingetreten; hier arbeiten 4 Missionare, ein in Schweden ausgebildeter Nationalhelfer und mehrere andere einheimische Lehrer, sowie 3 schwedische Lehrerinnen (eine zur Erholung jetzt in der Heimat) auf 6 Stationen, von denen 2, Isaye und Dundee, erst in der letzten Zeit angelegt sind. Die Missionare sind bis auf einen akademisch gebildet und ordiniert; der eine Laienmissionar ist auf der Fjellstedtschen Schule in Upsala auch theologisch gebildet und steht der Industrieschule vor. Es werden also mit Vorliebe akademisch gebildete Theologen in den Missionsdienst gestellt, und die Kirchenmission hat die Freude gehabt, unter den ihr angehörenden Missionaren hervorragende Männer sehen zu dürfen, wie Blomstrand und Ouchterlony in Indien. Die Missionare in Afrika sind voll Freudigkeit und heiligen Eifers und möchten die Grenzen ihres Missionsgebietes gern weiter gesteckt sehen. Es scheint, als sollte für diese bisher sich langsam entwickelnde Mission nun eine Zeit schnelleren Fortschreitens anbrechen, wenn anders ihr die genügenden Kräfte zu Gebote stehen. In der Missionsordnung von 1874 war auch die Ausbildung von Missionaren in eignen Anstalten vorgesehen. Man ist jedoch bis jetzt noch nicht dazu gekommen, sondern hat sich mit den Anmeldungen von Kandidaten oder jungen Pastoren begnügt. Jetzt tritt das Bedürfnis, mehr Arbeiter zu gewinnen, dringend hervor (Sv. K. M. T. 90 S. 260), und die Lundsche Hilfsgesellschaft, welche bisher schon Theologen in ihrer Ausbildung zum Missionsdienst durch Stipendien unterstützt hat, sucht ihre Freunde zu größeren Aufwendungen für diesen Zweck willig zu machen (Lunds M. T. 90. Nr. 7. 8.). — An Arbeit lassen es, wie gesagt, die Missionare in Südafrika (um bei diesem Missionsgebiet stehen zu bleiben) nicht fehlen. Predigten auf den Stationen und Predigtplätzen, Morgen- und Abendandachten, häufige Wanderungen durch die umliegenden Kaffernkraale, Schulunterweisung und Erziehung von Kindern in besonderen Kinderhäusern, durch welche man sie dem Einflusse der heidnischen Umgebung auf längere Zeit zu entziehen sucht, ohne sie in Bezug auf Lebenshaltung über ihre Landsleute zu erheben — eine Einrichtung, welche in den schwedischen Missionen sehr beliebt ist, — sind die Missionsmittel, welche man anwendet; und die erhöhten Zahlen der Taufbewerber bezeugen es, daß die Arbeit nicht vergeblich ist. Ein Gesangbuch in Zulu (in Verbindung mit der Schreuderschen Mission herausgegeben, mit zahlreichen Beiträgen des

früheren schwedischen Missionars Witt), der Katechismus in der Schreuderschen Übersetzung, eine Bibelübersetzung, jetzt in der Revision begriffen,[1]) ein biblisches Geschichtsbuch u. s. w. dienen dem Taufunterricht und dem Gottesdienst. In bezug auf Gottesdienstordnung, Schul- und Katechumenenunterricht, Benutzung von Bibelübersetzung u. a. Büchern ist seit der Visitationsreise des Dr. Tottie im Jahre 1886 eine größere Gleichmäßigkeit erzielt worden. Für die Ordnung in den gewonnenen kleinen Gemeinden sieht man die Grundsätze des evangelisch-lutherischen Bekenntnisses als maßgebend an; man hütet sich davor, die Ordnungen der heimischen Kirche ohne weiteres auf die Missionsgemeinden zu übertragen, sondern läßt ihnen Raum zur Ausbildung eines ihrer Volkstümlichkeit entsprechenden christlichen Lebens unter der Einwirkung des hl. Geistes, der ja nicht ein Geist der Uniformierung ist.

Nun ein Wort über die der Kirchenmission zu Gebote stehenden Gelder. Es ist schon oben gesagt worden, daß sie ihre Mittel aus den Kollekten am 3. Bettage und aus freiwilligen Gaben empfängt (staatliche Beiträge kennt sie nicht); dazu kommen Zinsen aus den kapitalisierten Überschüssen früherer Jahre. Um dieser Überschüsse willen hat Grundemann (Entwicklung u. s. w. S. 72) sich ablehnend gegen die Kirchenmission ausgesprochen.[2]) Dr. Tottie hat in den eingangs erwähnten Aufsätzen in der Luthardtschen Kzt. (Nr. 23) die Richtigkeit der Grundemannschen Zahlen bestritten und andere an ihre Stelle gesetzt, welche nicht eine Abnahme, sondern eine wachsende Zunahme in den Leistungen für die südafrikanische Mission ergeben. Thatsache ist, daß früher die eingehenden Mittel nicht verbraucht worden sind und daher ein Reservefonds angesammelt werden konnte; Thatsache aber ist auch das, daß in späteren Jahren die einkommenden Gelder verbraucht wurden, wie denn in den 5 Jahren vom 1. Sept. 1883—1888 die Gesamteinnahme 230 178 Kr., die Gesamtausgabe 225 442 Kr. betrug, so daß also im Durchschnitt jährlich 950 Kr. zur Verfügung fürs nächste Jahr übrig blieben. Seitdem haben sich mit dem Wachsen des Werkes auch die Ausgaben vermehrt; sie sind von 44 197 Kr. im Durchschnitt von 1884—1887 auf 53 146 Kr. im Durchschnitt von 1888—1890 gestiegen. Die Einnahmen haben damit nicht gleichen Schritt gehalten, so daß ein erheblicher Teil der angelegten Gelder hat flüssig gemacht werden müssen. Gegenwärtig kann man der Kirchenmission nicht mehr den Vorwurf machen, daß sie kapitalisiere, im Gegenteil, sie wird sich alle Mühe geben müssen, um bei der beabsichtigten Ausdehnung ihrer Arbeit die erforderlichen Mittel zu gewinnen.

---

[1]) Auch einer der schwedischen Miss. gehört zum Revisionskomitee.

[2]) Er hat sich gegen das Kapitalisieren erklärt. D. H.

Das führt uns auf die Organisation der Hilfskräfte in der Heimat. Die Kirchenmission ist wie jede Missionsgesellschaft auf die freiwillige Unterstützung ihrer Kirchenglieder angewiesen; als Kirchenmission stützt sie sich aber zunächst nicht wie die Gesellschaften auf eine Organisation von Hilfsvereinen, sondern auf die durch die heimische Kirchenordnung organisierten Gemeinden; die Pastoren sind ihre natürlichen Agenten. Gemeindeleben und Missionsleben sollen in Verbindung mit einander erhalten werden, damit nicht das Gemeindeleben durch das Vereinsleben untergraben werde — ein Grundsatz, der auch bei uns vielfach gehegt wird (es sei nur an Büchsels Äußerungen in seinen Erinnerungen aus seinem Berliner Amtsleben erinnert), das Vereinsleben hat eben auch seine Gefahren für das Gemeindeleben. Gleichwohl steht die Kirchenmission auch in Verbindung mit einer Anzahl von zum Teil schon älteren Vereinen und Gesellschaften, von denen sie jährlich etwa 8000—9000 Kr. erhält; unter ihnen ist namentlich die bereits erwähnte Lundsche Hilfsgesellschaft zu nennen, die sich ihr 1886 angeschlossen hat, auch die Gotenburger liefert einen Teil ihrer Einnahmen an die Kirchenmission ab. Eine Anzahl von Näh- und Arbeitsvereinen hat sich gleichfalls an sie angeschlossen.

Hieraus ergiebt sich schon, daß es der Kirchenmission an wachsendem Interesse in der Heimat nicht fehlt, auch die Verbreitung ihrer Missions-Zeitung in 2500 Exemplaren zeugt dafür; daß dasselbe aber schon eine genügende Höhe erreicht hat, läßt sich nicht sagen. Zum Teil liegt das wohl mit an der Kirchenmission, zum Teil an den gesamten kirchlichen Verhältnissen Schwedens. Die Kirchenmission hat Freunde, denen ihr Gedeihen am Herzen liegt, die auch ihre Ausdehnung auf ein neues Gebiet (China, Madagaskar) gern sähen, und die sich viel Mühe geben, Pastoren und Gemeinden für sie zu erwärmen und zu gewinnen und die entgegenstehenden Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Es will uns aber scheinen, als könnte und müßte hier weit mehr geschehen. Der Sekretär soll auch Reiseprediger für die Kirchenmission sein, um Kenntnis von ihr und Teilnahme für sie in die Gemeinden des Landes hineinzutragen. Aber sein akademisches Amt erlaubt ihm nur für eine beschränkte Zeit des Jahres solche Reisethätigkeit. Ein etwa in der Heimat befindlicher Missionar reist ja auch wohl im Lande umher, um hier und dort zu predigen und zu berichten, aber das kommt bei der geringen Zahl der Missionare (7) doch wohl zu selten vor, und es fragt sich, ob hier nicht, sei es durch eine andre Stellung des Sekretärs, sei es durch Gewinnung von andern Kräften zur Reisepredigt eine wirksamere Propaganda für die

Kirchenmission ermöglicht werden könnte.[1]) Noch ein anderes drängt sich in dieser Beziehung auf. Die Missionsgesellschaften haben, auch in Schweden, ihr großes Jahresfest, bei dem sie vor einer größeren, aus verschiedenen Teilen des Landes sich sammelnden Gemeinde berichten, bitten, werben. Die Kirchenmission tritt ja am 3. Bettage vor die Gemeinden des ganzen Landes, die Direktion erläßt dazu eine Ansprache an die Gemeinden, in der sie ihnen ihre Mission ans Herz legt und ihre Bitte um Beiträge begründet; aber sie thut es durch Vermittelung der Pastoren, und es ist ja bekannt, daß da auf die Art dieser Vermittelung sehr viel ankommt. Sollte es nicht möglich sein, daß auch die Kirchenmission durch eine Art Jahresfeier, zum mindesten in den Jahren, in welchen die Synode zusammentritt, mit ihrer Arbeit und ihren Bitten ihren Freunden aus dem ganzen Lande sich gegenüberstellte und die mit ihr verbundene, für sie arbeitende, für sie betende Missionsgemeinde einmal um sich versammelte? Es ist gelegentlich die Klage erhoben worden, daß ein Missionar der schwedischen Kirche keine missionierende Gemeinde hinter sich habe. Die Klage ist unberechtigt;[2]) (Sv. K. M. T. 1886 Nr. 3), die ausgehenden Missionare werden durch Predigtreisen im Lande, Teilnahme an Missionsfesten u. s. w. auch in persönlichen Konnex mit den Missionsfreunden gebracht; aber sollte es nicht seinen Segen haben, wenn diese missionierende Gemeinde je und dann einmal als eine ecclesia visibilis sich darstellte? Und sollte das nicht auch ein Mittel sein, der Missionsgemeinde neue Glieder zuzuführen, weiteren Boden zu erobern? Es wäre dazu nicht nötig, andern Missionen ihre Anhänger abwendig zu machen; es giebt auch in Schweden Elemente genug, welche der Mission überhaupt noch fremd gegenüberstehen.

Da kommen wir zu den Schwierigkeiten, die der Kirchenmission aus den allgemeinen kirchlichen Verhältnissen erwachsen. Es ist oben von dem Aufkommen der in der Vaterlandsstiftung zusammengefaßten neu evangelischen Richtung die Rede gewesen mit ihren — im Gegensatz zu dem erstarkenden Konfessionalismus — freikirchlichen Neigungen. Aus den Kreisen dieser von Rosenius' „Pietisten" angeregten, weit verbreiteten Richtung ist in den siebziger Jahren die oft genannte Waldenströmsche Bewegung hervorgegangen, welche, unter einseitiger Betonung der Liebe Gottes, die kirchliche Versöhnungslehre als unbiblisch verwarf und die landeskirchlichen Ordnungen mißachtete. Die Ablehnung des Antrages, die Statuten der

[1]) Aber streng genommen steht die Reisepredigt nicht im prinzipiellen Einklang mit einer Kirchenmission. D. H.

[2]) Uns scheint sie doch nicht ohne Berechtigung zu sein. D. H.

Vaterlandsstiftung dahin abzuändern, daß auch solche Missionare zu den Heiden ausgesandt werden könnten, welche nicht in allen Punkten auf der Augsburgischen Konfession stehen, gab 1878 das Signal zur Trennung der Anhänger Waldenströms von der Vaterlandsstiftung und wurde Anlaß zur Gründung des „Schwedischen Missionsbundes", der dann 1881 selbstthätig in die Mission eintrat und zwar in Verbindung mit Grattan Guineß, dessen Name schon für seine Missionspraxis bezeichnend ist. Es würde hier zu weit führen, die Entwicklung dieser Waldenströmschen Bewegung zu verfolgen, welche, noch stetig wachsend, in die schwedische Kirche viel Verwirrung gebracht hat. Ihre Anhänger gehören äußerlich der schwedischen Kirche an, haben auch in den kirchlichen Handlungen mehr oder weniger Gemeinschaft mit ihr, halten sich aber sonst in besonderen Vereinen oder Gemeinden zusammen, haben eigne Prädikanten, zahlreiche Bethäuser, besondere Sonntagsschulen und eine durchgeführte Organisation. Fast könnte es scheinen, als ob Büttner (Kirche und Heidenmiss. S. 52) diesen Missionsbund vor Augen gehabt hätte, als er im Blick auf die Gefahren einer mit der Kirche nicht weiter verbundenen Organisation von Missionsvereinen schrieb: „Es wird wohl kaum auf eine andre Weise zu einer Trennung resp. zur Bildung einer Freikirche kommen, als daß ein kühner und rücksichtsloser Parteiführer die Organisation der Missionsvereine benutzt, um die hier schon versammelten Gläubigen aus der Landeskirche herauszureißen." Die Neigung zur Bildung der Freikirche ist in den Kreisen des Missionsbundes wohl vorhanden, aber sie ist noch nicht zur Herrschaft gelangt. Vaterlandsstiftung und Missionsbund umfassen unzweifelhaft den größten Teil der Missionsfreunde in Schweden. In diese Verhältnisse hineingestellt, befand sich die Kirchenmission in einer schwierigen Lage. Will man diese mit schroffen Strichen zeichnen, so kann man sagen: die kirchliche Rechte, die Schartauaner, hält sich großenteils überhaupt von der Mission fern; die kirchliche Linke, der Missionsbund, ist in Bekenntnis und Missionspraxis durch eine Kluft geschieden, über die es keine Brücke giebt (sie ist auch an der skandinavischen Missionskonferenz nicht beteiligt); die Mitte gehört der Vaterlandsstiftung. Aber diese Sachlage hat sich im Laufe der Zeit einigermaßen verschoben. Die Sonderung des Missionsbundes von der Vaterlandsstiftung ist für die kirchlichen Verhältnisse in Schweden von großer Bedeutung geworden: der Gegensatz der Stiftung zum Missionsbunde wurde schärfer als der zu den hochkirchlichen Kreisen und bewirkte eine allmählich sich vollziehende Annäherung zwischen Kirche und Vaterlandsstiftung. Das Festhalten am Augsburgischen Bekenntnis verschaffte der Stiftung ein wachsendes Ver-

trauen bei den streng kirchlich gesinnten. Die Jahresberichte der Stiftung sind reich an Zeugnissen dafür (1886 S. 71 ff. 1887 S. 23. 73. 1888 S. 25 f. 33). Aber auch seitens der Kirchenmission fehlt es nicht an solchen Zeugnissen; so hat sie ihren kafferschen Nationalhelfer auf der Missionsschule der Vaterlandsstiftung ausbilden lassen, und wenn Dr. Tottie sie gegen Grundemann, der ihr einen „ziemlich starken Gegensatz gegen die Staatskirche" zugeschrieben, in Schutz nimmt und ihre Absicht hervorhebt, „der schwedischen lutherischen Kirche eine Stütze sein zu wollen" (Allg. Ev.-luth. K.-Z. Nr. 22), so bedarf es keines weiteren Erweises für das allmählich entstandene bessere Verhältnis zwischen beiden. Endlich sei auch der Stimmung im Lande gedacht. Es ist der Kirchenmission gelungen, manche ihr früher widerstrebenden Elemente mit sich zu versöhnen, wie denn z. B. zwei Mitglieder des Vorstandes der schwedischen Missionsgesellschaft, welche 1876 gegen den Anschluß an die Kirchenmission stimmten, jetzt der Direktion der Kirchenmission angehören. Auch aus manchen von den der Vaterlandsstiftung angeschlossenen Missionsvereinen empfängt die kirchliche Mission Unterstützung. Man erkennt es im Lande mit Dank an, daß auch die kirchliche Mission heilsame Rückwirkungen auf die Heimat ausgeübt und zur Weckung und Förderung des Missionssinnes beigetragen hat. So hat die Kirchenmission trotz aller Schwierigkeiten sich doch eine Stellung gewonnen und ist dabei, diese Stellung zu befestigen und zu erweitern, und sie darf hoffen, daß sie neue Kräfte sich zuführen und mit ihrer Hilfe weitere Wirksamkeit und Anerkennung finden wird; sie darf insonderheit hoffen, daß es ihr in der Zukunft gelingen wird, mit der Vaterlandsstiftung, mit der sie auf gleichem Bekenntnisgrunde steht, auch in nähere Verbindung zu treten und so die auch dort schmerzlich beklagte Spaltung der schwedischen Missionsbestrebungen zu überwinden. Allerdings hat Vahl wohl recht, wenn er (Nord. M. T. 1891. S. 172) es für natürlich hält, daß Missionsgesellschaften, welche sich in Freiheit entwickelt und selbständig ihre Angelegenheiten verwaltet haben, es nicht wünschen, unter eine Leitung zu kommen, auf deren Zusammensetzung sie keinen Einfluß haben und die vielleicht unter dem Einfluß der Staatsgewalt aus ungläubigen oder wenigstens aus solchen Leuten besteht, die weder Herz noch Verständnis für Missionsthätigkeit haben. Es ist eine wichtige Sache in der Mission um das V e r t r a u e n; ohne Vertrauen zur Leitung muß sie dahin siechen und zu Grunde gehen. Aber das scheint eben in Schweden der Gewinn des letzten Jahrzehnts zu sein, daß das Vertrauen zwischen den verschiedenen Missionskreisen und Missionsleitungen sich entwickelt hat, und darauf ruht die Hoffnung für die Zukunft. —

Vielleicht tragen diese Zeilen dazu bei, bei uns die Kenntnis der schwedischen Kirchenmission zu mehren und das Urteil über sie zu klären. Ihre Verurteilung bei uns hat in Schweden Verwunderung und Mißbilligung erweckt. Aber selbst wenn wir mit Gerechtigkeit und Wohlwollen sie prüfen, ihren schweren Stand und ihre Resultate anerkennen, so werden wir den Männern der Kirchenmission doch kaum jemals Hoffnung machen können, daß Deutschland dem Beispiele Schwedens folgen wird. Unsere konfessionellen Verhältnisse, die Vielgestaltigkeit der größeren und kleineren Landeskirchen, die Inkongruenz der Gebiete von Landeskirchen und Missionsgesellschaften bei uns sind — abgesehen von anderen Gründen — Mächte, die uns zwingen, an dem gesellschaftlichen Missionsbetriebe festzuhalten und uns mit dem fördernden Wohlwollen zu begnügen, welches Kirchenbehörden und Synoden mehr und mehr für das Missionswerk an den Tag legen.

Eine charakteristische Illustration zur Substituierungsmethode in der römischen Mission.

Aus dem Erzbistum Pondichery berichtet — laut „Jahrbücher" 1891, V, 6 ff. — „der gute Pater Fourcade, einer der volkstümlichsten Missionare Indiens", „in einem jener anziehenden und rührenden Briefe, wie er sie allein zu schreiben weiß", allerlei über Hungersnot, Cholera, Ochsenseuche u. s. w. Vorauf schickt er die Klage: „Armes Volk! Es schreit, um den Geißeln, welche es dahin raffen, zu entgehen, aus vollem Halse zu seinen Göttern, wirft sich zu ihren Füßen nieder, hält ihnen Feste und macht ihnen Musik derart, daß alle Trommelfelle springen möchten, und trotz alledem ist es höchst unglücklich."

Und was bietet nun die römische Mission diesem „armen unglücklichen Volke" für seine Feste, Musik, Trommeln u. s. w.?

Der gute Pater beschreibt es uns sehr malerisch. Hören wir ihn.

„Eine andere ziemlich allgemeine Geißel ist die Krankheit der Ochsen. In einem benachbarten Dorfe gingen 300 zu Grunde. In Alladhy geschah folgendes: Die Christen verloren vor 20 Tagen zwei Tiere. Die kleinen Pariahirten verschafften sich, da sie das sahen, ich weiß nicht wo, eine Bildsäule der allerseligsten Jungfrau von der Größe einer Hand, bauen ihr einen Tragaltar, schmücken ihn mit Blumen, zünden Fackeln nach ihrer Art an und gehen, mit der Trommel an der Spitze, der Kirche zu, wobei sie den Rosenkranz beten. Es war Abend. Da ich diese ungewohnten Laute höre, gehe ich hinaus und sehe alle diese jungen Leute in guter Ordnung vorrücken.

„— Was bedeutet dieses Siegesgepränge?"

„— Ach, Vater! zwei Ochsen sind zu Grunde gegangen, wir halten eine

neuntägige Andacht zur allerseligsten Jungfrau, um sie zu bitten, der Krankheit Einhalt zu thun."

„— O! sehr gut, ihr seid brave Kinder; unsere Mutter wird Mitleid mit euch haben; geht in die Kapelle hinein, das Gebet wird beginnen."

Wir hatten so 9 Tage lang Musik, Fackelbeleuchtung, heil. Gesänge. Das Fest wurde aber jeden Abend schöner. Erwachsene gesellten sich immer zahlreicher zu dieser Prozession der Kinder. Man goß vor jedem christlichen Hause ein wenig Öl auf die Fackeln. Das Schauspiel wurde zauberhaft schön und die allerseligste Jungfrau lächelte, da sie diese neuen kleinen Gabriele zu ihr sagen hörte: Gegrüßet seist du, Maria! Es ging mit den kranken Ochsen schon in den ersten Tagen der neuntägigen Andacht besser und die Christen hatten seit jener Zeit keine anderen Verluste mehr zu beklagen."

Allein trotz der gegenteiligen Versicherung der Jahrbücher kann nicht bloß der gute Pater Fourcade solche „rührenden" Briefe schreiben; das genannte Organ wimmelt von ihnen. Aus derselben Nummer (S. 52 f.) nur noch ein Beispiel aus der Feder des „Herrn Fluchaire, von den auswärtigen Missionen in Paris, Missionars in Villavadandey":

„Am Abend füllt sich die Kirche zur Prozession wie an den Festtagen. Unsere Prozessionen haben allerdings etwas Wildes an sich und Sie wären vielleicht erstaunt, das Geschrei, welches meine Indianer ausstoßen, zu hören, ihre Gebärden und ihre Tänze vor dem Traggestell der Jungfrau Maria zu sehen. Jedes Volk hat eben seine Art, Gott zu ehren; tanzte David nicht vor der Bundeslade?

Die Instrumentalmusik eröffnete den Marsch. Etwa 10 schwarzhäutige Menschen üben ihre Kräfte auf elenden, ganz verlotterten Instrumenten. Es ist eine alte Pauke, eine große Trommel, welche schon in mehreren Konzerten erschallte, wenn auch nicht, ohne dabei ihr Fell zu beschädigen; eine Klarinette; das übrige steht im Verhältnis dazu. Welch ein Lärm! Aber hier ist jedermann höchlich entzückt darüber.

Auf die Musik folgen zwei mit langen Stöcken bewaffnete Tänzer, welche aussehen, als wollten sie sich eine regelrechte Schlacht liefern. Das alles erscheint seltsam; seien Sie überzeugt, daß unsere gute Mutter mit ihren Kindern, welche derselben ihre Liebe nach ihrer Art bezeugen, zufrieden ist. Hernach kommt das Kreuz, dann die Bildsäule unserer lieben Frau. Im letzten Monat hatte sich ein kleiner Heidenknabe des Kreuzes bemächtigt, und er trug es stolz. Möge Gott ihn retten! Das Traggestell hat weder Schnitzwerk noch Vergoldung. Einige Kränze von natürlichen Blumen, welche mein Schullehrer und einige andere junge Leute geflochten haben, sind seine ganze Zierde. Vier Chorknaben in rotem kurzem Rocke und Chorhemd tragen es auf ihren Schultern. Die Bildsäule der Jungfrau, 50 cm hoch, ist aus vergoldetem Holze; Kopf und Hände sowie der Kopf und die Hände des Jesuskindes sind aus Elfenbein. Es ist eine alte Bildsäule, welche hier sehr verehrt wird. Man sagt, sie komme aus Manilla.

Ich schließe den Zug, das Herz von Dankbarkeit für diese gute Mutter erfüllt; meine Lippen wiederholen die Anrufungen der Litanei, und ich habe auf einen Augenblick vergessen, daß ich fern von Frankreich bin . . ."

Wieder eine rätselhafte kath. Missionsstatistik.

In Nr. 24 (S. 710—712) giebt die katholische Missionsschrift: „Gott will es" „eine kleine Statistik unsrer Missionswerke (der Patres vom heiligen Geiste) in Ostafrika." Nach derselben zählte man auf 8 Stationen, inkl. Kilema (Windthorst), das erst 1891 gegründet ist, „für die Zeit von 1860—1891: der Sklaverei entrissene (d. h. losgekaufte) Kinder 1715, getaufte Erwachsene und Kinder **7588**, Zöglinge der Mission 684, erste heil. Kommunionen 550, Eheschließungen 363." „Von 1863—1891 haben 97 Missionare im ganzen Gebiete von Sansibar gewirkt . . . und 30 Missionsschwestern. Davon sind gestorben 34, abgereist 25 (wie viel Schwestern wird nicht gesagt). Am 21. Mai 1891 befanden sich in Thätigkeit 1 Bischof, 21 Priester, 17 Brüder und 18 Schwestern. Gegründet wurden 9 Stationen, eine ward wieder aufgegeben, bleiben 8."

Soweit die Angaben des genannten Organs. Wir richten nun an dasselbe verschiedene Fragen mit der Bitte um gefällige Antwort.

1. Nach den offiziellen Missiones Catholicae (1891, 356) gab es in dem gesamten ostafrikanischen Missionsgebiete der Patres vom heiligen Geist (Ende 1890) Catholici **1800** circiter. Diese Angabe stimmt ungefähr mit der von „Gott will es" angegebenen Zahl der losgekauften Kinder (1715), aber wo ist der Rest von ca. **5800** hingekommen? Wenn die in „Gott will es" angegebene Zahl 7588 die Gesamtsumme der seit 1860—1891 getauften Erwachsenen und Kinder bezeichnet — wie groß ist sie dann heute? Doch wohl wie die Miss. Cath. sagen: 1800? Aber dann müßte doch eine furchtbare Sterblichkeit geherrscht haben, ca. 80% wären mit Tod abgegangen!! Denn die Annahme ist unstatthaft, daß von den Getauften viele die römischen Missionsstationen wieder verlassen haben sollten, da die Patres nach ihrer eignen Erklärung über dieselben „volle Gewalt" behalten. Jedenfalls ist es eine sonderbare Statistik, daß man sagt: seit 1860 sind 7588 getauft und nicht sagt: wie groß ist heute der Bestand. Warum versteckt man das hinter der großen Zahl 7588?

2. Nach der ausdrücklichen Versicherung eines der Vorsteher von Bagamoyo, P. Baur, hat die römische Mission „an den in allen Lastern verhärteten und zu allem Bösen gewöhnten Herzen der Erwachsenen", „grundsätzlich das Bekehrungswerk nicht geübt" (Kath. M. 1882, 174 und Kol.-Pol. Korr. 1886, 118). Und damit stimmt auch „Gott will es" ganz überein, denn der Berichterstatter in demselben erklärt ausdrück-

lich, daß „die Missionare bisher sich fast ganz auf die Ausbildung losgekaufter Kinder in ihren Waisenhäusern beschränkt" haben. Wo kommen nun die Erwachsenen her soweit sie sich nicht aus den losgekauften Kindern rekrutiert haben? Wir würden diese Frage nicht thun, wenn die Zahl der „getauften Erwachsenen und Kinder nicht um 5873 von der der „losgekauften — und dann als im Besitz der Mission herangewachsenen — Kinder" differierte. Sind diese 5873 als nichtlosgekaufte Erwachsene getauft? Aber wie stimmt das dann mit der Erklärung P. Baurs? Und wie mit der Bestätigung dieser Erklärung, daß man sich „fast ganz" „auf die Ausbildung der losgekauften Kinder beschränkt" habe, — so doch mehr als dreimal so viel „getaufte Erwachsene und Kinder" als „losgekaufte Kinder" angegeben werden? Von einem Druckfehler kann keine Rede sein, denn allein unter Bagamoyo werden neben 1497 losgekauften Kindern 6373 „Getaufte (Kinder und Erwachsene)" verrechnet. Oder will man sich etwa so helfen, daß man sagt: die Zahl 7588 enthält ja nicht den augenblicklichen Bestand, sondern die Gesamtsumme der seit 1860 Getauften, und unter den Erwachsenen sind nicht als Erwachsene Getaufte, sondern die mittlerweile herangewachsenen gekauften und getauften Kinder zu verstehen? Aber auch das ist unmöglich. Denn dann müßte auch die Zahl der losgekauften Kinder seit 1860 als 7588 oder wenigstens annähernd so groß angegeben sein, da man sich ja „fast ganz" auf die „Heranbildung" solcher beschränkt hat? Wenn man aber die Bestimmung „von 1860—1891" auf beide Zahlen: 1715 und 7588, wie es doch der Satz klar ausspricht, anwendet, so bleibt nichts übrig als die Differenz zwischen 7588 und 1715 auszufüllen mit „getauften Erwachsenen und Kindern", die nicht auf dem Wege des Loskaufs in die kathol. Mission gekommen sind. Wie sind sie nun hineingekommen und woher stammen sie?[1])

[1]) Auch nach den neusten Berichten der Patres (Gott will es, 1892, 2—8) scheint es, daß sich ihr Missionsbestand wesentlich aus losgekauften Kindern (nur ausnahmsweise „in besonderen Fällen" aus losgekauften Erwachsenen S. 8) rekrutiere. Von der letzten Einkaufsreise, die Pater Mayer von Dar-es-Salam nach Lindi machte, hat er von Sklavenhändlern 34 Kinder gekauft, von denen 5 entflohen, so daß er nur 29 heimbrachte. Der Pater schilderte dieses Kaufgeschäft ziemlich ausführlich. Er sagt ausdrücklich, daß diese Kinder von Sklavenkarawanen an die Küste gebracht worden seien und daß dort förmliche Sklavenmärkte gehalten werden. Und das alles im deutschen Gebiete! Ich traute meinen Augen nicht als ich das las. Ist denn der Sklavenhandel nicht gesetzlich verboten in Deutsch-Ostafrika? Wie können denn Sklavenmärkte geduldet werden? Warum wird denn den Sklavenhändlern die verbotene Ware nicht ohne weiteres genommen und für frei erklärt? Und ist das Kaufgeschäft, welches die Patres

3. Wie kommt es, daß die Zahl der „ersten heil. Kommunionen" so gering ist im Verhältnis zur angeblichen Gesamtsumme der getauften Erwachsenen und Kinder, nämlich 550 zu 7588? Hiernach müßten also 7038 Personen nicht kommuniziert haben. Die 550 ersten Kommunionen sind allenfalls verständlich, wenn man als die Gesamtzahl der römischen Getauften die der losgekauften Kinder, also 1715, annimmt, obgleich sie selbst zu dieser Summe nicht in dem für eine römische Mission proportionalen Verhältnis stehen. Denn von den seit 1860 gekauften Kindern müssen doch 1891 mehr als 550 in das für die römische Kirche kommunionfähige Alter gelangt sein, zumal doch auch die meisten derselben keine Wickelkinder waren, als man sie den Sklavenhändlern abkaufte. Wollte man aber sagen: die 550 ersten Kommunionen haben im letzten Jahre stattgefunden, so steht dem die ausdrückliche Angabe entgegen, daß die sämtl. betreffende Statistik sich „auf die Zeit von 1860—1891" bezieht.

4. Dagegen giebt die Zahl der „Eheschließungen" ein neues Rätsel auf. Zwar, das ist bekannt, daß die Patres die angekauften Kinder im Alter von ca. 18 Jahren miteinander verheiraten und die Verheirateten bezw. Heiratsfähigen kolonienweise aussenden, um mit ihnen neue Stationen zu begründen. Auf diese Weise erklärt sich der unverhältnismäßig hohe Prozentsatz der Heiraten zu der Zahl der getauften Gemeindeglieder auf verschiedenen der jüngeren Stationen. Aber das wollen wir nicht weiter betonen. Nun bilden jedenfalls die durch die Patres Verheirateten, die als Kinder angekauft waren, den Stock der erwachsenen Gemeinde; das sind in Summa 2 mal 363, also 726. Es bleiben demnach 6862 Kinder — wo ist wieder diese Kindermasse hergekommen, da die Gesamtzahl der angekauften Kinder doch nur 1715 beträgt? Sind die 363 Ehen so fruchtbar gewesen, daß sie (nach Abzug der angekauften) 5873 Kinder gezeugt hätten? Das ist doch unmöglich.

5. Nach den Miss. Cath. gab es 1891 10 Stationen: Sansibar, Bagamoyo, Mandara, Mhonda, Mrogoro, Tunungua, Kondoa, Longa, Sima, Mombaze. Nach „Gott will es" sind von diesen nur noch 7 da und Kilema ist neu (erst 1891) hinzugekommen. Wo bleiben die 3 von uns gesperrt gedruckten? Wenn diese 3 wieder aufgegeben sind, warum behauptet „Gott will es", nur eine sei wieder aufgegeben und warum führen die Miss. Cath. in 1891 10 auf, wenn doch nur 7 bestanden? Statistische Accuratesse ist das jedenfalls nicht.

6. Endlich: Herr v. Wißmann hat s. Z. behauptet: katholische Mis-

und zwar mit professionierten Sklavenhändlern treiben, eine gesetzliche Handlung in einem Schutzgebiete, wo die Gesetze den Sklavenhandel verbieten?

sionare kehrten selbst krankheitshalber nicht in die Heimat zurück. Warum hat kein kathol. Organ diesen Irrtum berichtigt, da doch nach den Angaben von „Gott will es" allein von den ostafrik. Missionaren (vom heil. Geist) 25, d. h. über 25% thatsächlich wieder „abgereist" sind? Wck.

Gemischte Zeitung.

1. Von den beiden deutschen Nyasa-Missionen sind neuere Nachrichten eingetroffen. Die vier Sendboten der Brüdergemeine haben am 24. Juni v. J. Karonga am nordwestlichen Ende des Sees und am 7. Juli den vorläufigen Zielpunkt ihrer Reise, Kararamuka, allerdings unter vielfachen Fieberleiden, glücklich erreicht. Leider ist einer der Brüder, Martin, dem Fieber bereits erlegen, das erste deutsche Opfer der Nyasamission. Von Kararamuka aus begannen dann zwei vom Fieber am wenigsten heimgesuchte Brüder die eigentliche Untersuchungsreise bezüglich der ersten anzulegenden Station und zwar ohne den schottischen Missionar Kerr Croß abzuwarten, der noch nicht zu ihnen gestoßen war. Infolge der feindseligen Haltung eines Häuptlings mußten sie das weitere Vordringen in nordwestlicher Richtung aufgeben und sich nach Norden wenden in das Gebiet des Häuptlings Makapalile, eines erst 13jährigen Knaben. Hier fanden sie so freundliches Entgegenkommen und einen so geeigneten Platz, daß sie beschlossen, in Gottes Namen ihn zur ersten Ansiedelung zu erwählen und das um so mehr, als er in dem seitens ihres schottischen Ratgebers empfohlenen Gebiete lag. Der Ort heißt Rungwe und ist nur wenige Meilen von Kararamuka entfernt. Jetzt sind sie bereits rüstig am bauen. Es hat dem Schreiber eine sehr ausführliche und interessante Reisebeschreibung im Manuskript vorgelegen, aus der wir uns aber erst für später Mitteilungen vorbehalten, wenn wir einen Gesamtbericht über die jungen deutschen Nyasamissionen bringen werden.

Auch von dem Führer der Berliner Nyasamission, Merensky, liegen neuere Nachrichten vor und zwar aus Livingstonia, also vom Südwestende des Sees. Einer der Brüder hatte leider aus zwingenden Gesundheitsgründen die Expedition in Blantyre verlassen und zurückkehren müssen, die übrigen gelangten leidlich wohlbehalten und von allem, was sie erlebt und gesehen, mit frischem Hoffnungsmut erfüllt, in Livingstonia an.[1]) Besonders angethan waren sie von den mächtigen Eindrücken, die sie auf der schottischen (kirchlichen) Missionsstation Blantyre empfangen, wo ihnen neben einem geradezu großartig aufblühenden Kulturleben ein auch in geistiger und geistlicher Beziehung überraschender Missionserfolg vor das Auge trat. Merensky hat diesen Eindrücken sehr beredten Ausdruck gegeben in einem trefflichen Artikel: Mandala-Blantyre, welcher in Nr. 14 des Daheim veröffentlicht ist, und den auch wir unsern Lesern mitteilen zu dürfen uns freuen. Auch die Photographie von der stattlichen Kirche

---

[1]) Soeben bei der Korrektur erhalte ich mit der Todesnachricht des Br. Martin über Berthelsdorf die Mitteilung, daß auch die Berliner in Kararamuka eingetroffen sind und sich eine Tagereise östlich davon niederzulassen gedenken.

in Blantyre, welche Merensky mitgesandt hat, fügen wir dieser Nummer bei. Ich hatte allerdings gewußt, daß Blantyre eine für eine fünfzehnjährige Missionsstation großartige Kirche besitze, aber als ich das Bild sah, sind meine bisherigen Vorstellungen weit in Schatten gestellt worden. Ohne allen Zweifel hat Blantyre die imposanteste Kirche in ganz Afrika zwischen seinen Nordprovinzen und der Kapkolonie; aber was viel mehr imponiert, das ist das, daß diese überraschend schöne und große Kirche — natürlich unter europäischer Oberleitung — ganz von den Eingeborenen gebaut worden ist. In diesem Falle heißt es buchstäblich: die Steine schreien; denn das predigt dieser schöne Missionsdom, daß die Afrikaner wirklich arbeiten können und wirklich arbeiten, wenn sich nur die rechten Meister finden! Von Zwang oder sonstigen Gewaltmitteln ist in Blantyre keine Rede gewesen. Hier können also die Kolonialpolitiker in die Schule gehen.

2. Aus Uganda sind neue Nachrichten nicht eingetroffen. Auf die fortgehenden Beschuldigungen der römischen Patres, daß die Katholiken von den Protestanten verfolgt würden, wollen wir nicht abermals eingehen. Diese Beschuldigungen erscheinen schon darum als unglaubwürdig, weil die Katholiken behaupten, 15000 Anhänger im Lande zu besitzen und diese doch vermutlich von den angeblich 2000 Anhängern der protestantischen Lehre sich schwerlich verfolgen lassen würden. Ob jetzt Ruhe in dem unglücklichen Lande ist, wir wissen es nicht. Glücklicherweise hat sich die britische ostafrik. Kompanie jetzt entschlossen, ihre Kräfte nicht aus Uganda zurückzuziehen, da die von ihr geforderte Summe von 800000 M. durch freiwillige Beiträge aufgebracht worden ist.[1]) Missionsbischof Tucker ist mit einer zweiten Truppe nach Ostafrika abgereist; die erste unter der Führung des früheren Ugandamissionars Ashe wird bereits den See erreicht haben.

3. Über die Feindseligkeiten gegen die Mission in China ist noch immer weder ein voller Überblick zu gewinnen noch eine genügende Erklärung zu geben. Wie es scheint, sind sie leider noch keineswegs zum Stillstand gekommen. In Itschang (am Gelben Fluß, etwa in der Mitte des Reichs) und in der Provinz Fuhkien (im Süden) haben neue Ausbrüche stattgefunden; ja selbst im hohen Norden, jenseits der großen Mauer, in der Provinz Schingking sind Revolten ausgebrochen. Die Ursachen dieser wie es scheint übrigens vielfach übertriebenen Gewaltthätigkeiten sind sehr verschieden; politische Gründe sind jedenfalls mit im Spiele, meist aber bekommt man den Eindruck, daß unsaubere Elemente die unleugbar vorhandene Antifremdenbewegung zu Unruhen benutzt haben, um im Trüben allerlei Raub oder Racheakte auszuüben. Vielleicht steht der Haß und die Gewaltthätigkeiten der Chinesen gegen die Ausländer auch im Zusammenhang mit dem Haß und den Gewaltthätigkeiten, welche die Chinesen im Ausland, besonders in Nordamerika, erfahren. Aus dem Staate San Franzisko werden erst neuerlich wieder eine Reihe der gemeinsten Schandthaten berichtet, deren sich Amerikaner gegen Chinesen schuldig gemacht haben, ohne daß obrigkeitlicherseits der ernste Versuch gemacht worden ist, die mißhandelten Chinesen zu schützen und ihre amerikanischen Peiniger zu bestrafen (Indep. v. 31. 12. 1891). Zu wundern braucht man sich wenigstens

[1]) Um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerken wir, daß die Church Miss. Soc. mit dieser Sammlung offiziell nichts zu thun gehabt hat.

nicht, wenn die Chinesen in ihrem eignen Lande nun ein ius talionis gegen die Ausländer üben. Die Missionare, besonders die kathol., und die eingebornen Christen haben freilich unter diesen Ausbrüchen des — vielleicht auch durch die andere Zwecke verfolgenden Literaten — aufgeregten Pöbels am schwersten zu leiden gehabt, aber einen specifisch antimissionarischen Charakter trägt die weitverzweigte Revolte wohl kaum. Freilich bietet die Mission das bequemste und populärste Angriffsobjekt und die hochgradigen Schmähungen derselben bezw. des Christentums, welche im Schwange gehen, würden einen genügenden Erklärungsgrund für die allgemeine Verhetzung bieten. Schon in der bekannten Shanghai-Konferenz machte Missionar Richards in seinem inhaltsvollen Referate über die „Beziehungen der christlichen Missionen zu der chinesischen Regierung" (Records of the Gen. Conf. of the Prot. Miss. in China at Shanghai, 401 ff.) auf die Entstellungen, Beschimpfungen und Beschuldigungen des Christentums und seiner Mission aufmerksam, welche die offiziellen „Blaubücher" enthalten, aber die Flugschriften und Plakate, welche in der jüngsten Zeit verbreitet worden sind und noch verbreitet werden, überbieten diese amtlichen Kundgebungen bei weitem. Ich teile nur eine dieser Schmähschriften mit, welche im Sommer des v. J. gelegentlich der Staatsprüfungen in Nanking verteilt wurde und die ich dem Globus (1891, Nr. 24) entnehme. Der Inhalt ist teilweise sehr schmutziger Art und läßt sich nicht ganz wiedergeben. Eine derselben lautet folgendermaßen:

„Die römisch-katholische Religion hat ihren Ursprung von Jesus, wird von allen westlichen Völkern geübt und von ihnen andern Völkern gelehrt. Der Gründer derselben wurde von bösen Menschen am Kreuze getötet. Das Haupt ist der Papst. Wenn die Mitglieder heiraten, so gebrauchen sie keinen Vermittler und machen zwischen alt und jung keinen Unterschied. Mann und Frau kommen nach Belieben zusammen, doch müssen sie erst dem Bischof ihren Gehorsam beweisen und zu Schang Ti (Gott) beten. Die Braut muß stets zuerst bei ihrem Beichtvater schlafen. . . . Zwei Weiber darf man nicht nehmen, weil Schang Ti zuerst Einen Mann und Ein Weib schuf. Stirbt ein Mann, so heiratet sein Sohn die Mutter, die ihn geboren. Stirbt ein Sohn, so kann der Vater dessen Witwe heiraten, ja selbst seine eigene Tochter. Alle nahen Verwandten, selbst Geschwister, heiraten einander. Tschang Shau t'sai war ein Botzieher am Hun Ho; ein Mann Namens Liu lehrte ihn, daß, wenn er kleine Kinder raube und er ihnen die Herzen und Augen ausrisse, er 50 Taels (240 M.) für ein Sortiment derselben verdienen könne. Ein fremder Teufel vergiftete in Kanton nachts die Brunnen. Alles erkrankte und konnte nur von den fremden Ärzten geheilt werden. Viele starben. Als der Präfekt die Ursache fand, wurden 30 verhaftet und getötet. Wenn diese fremden Teufel ihre Kirchen öffnen, geben sie den Weibern erst eine Pille ein, die dazu dient, dieselben zu hintergehen . . . . ist das geschehen, dann stimmt der Priester seine Gesänge an. In Tientsin entführte man regelmäßig junge Mädchen, um ihnen Augen und Herz auszureißen. Aber die Einwohner merkten dieses, zerstörten die Häuser der Fremden und fanden darin ganze Haufen von Leichen der geraubten Kinder. Seid vorsichtig, daß uns nicht gleiches widerfährt! Vereinigt Hände und Herzen, um das Übel zu verjagen, ehe es uns überwindet."

Dieses Schriftstück ist lediglich gegen die katholische Mission gerichtet, die dem chinesischen Fremdenhaß noch mehr Angriffsobjekte zu bieten scheint als die evangelische. Aber die letztere geht keineswegs leer aus, wenn ihr auch nicht solche schmutzige Unsinnigkeiten zum Vorwurf gemacht werden wie jener. Zum Beweise dafür, daß die Missionen beider Konfessionen in gleicher Weise für die Ausbrüche der Volkswut seitens der Chinesen verantwortlich gemacht werden, resumiere ich den Inhalt eines im North China Herald (am 24./7. 1891) erschienenen langen Artikels: Defensio populi ad populos oder „die modernen Missionare in ihrer Beziehung zu den gegenwärtigen Aufständen" mit dem Ausspruche des Konfutius als Motto: it is men that can make a religion great and not religion that can make men great.[1])

Es sind drei Hauptvorwürfe, welche derselbe, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, beiden Missionen macht: 1. daß sie eine moralische Hebung des Volks nicht bewirkt haben; im Gegenteil seien es gerade die verachtetsten, schlechtesten, lasterhaftesten, dümmsten, pietätlosesten Elemente, kurz die Auswürflinge, aus welchen die sogen. Bekehrten bestehen. Ein besonderer Beweis dafür sei die Taiping-Rebellion. „Moralisch und intellektuell sind die Taipings der Typus der christl. Bekehrten in China". Ein ebenso jämmerlicher Mißerfolg sei 2. die angebliche Bildung, welche die christlichen Missionare den Chinesen bringen. Die Verbreitung von Bildung durch Männer, welche auf das Gebet des Josua die Sonne still stehen lassen, sei der reine Schwindel. „Jedem, der etwas von dem Kampfe kennt, den man in Europa für die Aufklärung kämpft, muß es als eine Narrheit erscheinen, in China als Träger der Bildung Männer zu erblicken, welche eine Religion vertreten, die man in Europa als alten Aberglauben verlacht." Der gebildete Chinese könne die Publikationen der Missionare in China nur als Produkt der Finsternis verachten, und seine Verachtung müsse sich zum Haß steigern, wenn er sehe, wie anmaßend diese Finsterlinge auftreten und wie sie immer nach dem Kanonenboot schreien. Hier liege die Wurzel des Fremdenhasses. 3. sei die Wohlthätigkeitsübung seitens der Missionare weiter nichts als „ein großartig organisiertes Almosensystem zur Versorgung von professionsmäßigen Faulenzern aus Europa und Amerika". Das sei offenes Geheimnis bei allen unparteiischen Ausländern, die sich in China aufhalten. Dazu bringe diese Faulenzerbande nicht Frieden, Barmherzigkeit ꝛc. nach China, sondern Zwietracht, Aufruhr, Haß, Gewaltdrohung. Alles sei Mißerfolg: Bekehrung, Aufklärung, Wohlthätigkeit, jeder intelligent and desinterested foreigner bezeuge das. Zu dem allen komme nun noch, daß die Mission nicht bloß Leben und Eigentum von 400 Millionen Chinesen, sondern auch „die großen Handels- und Industrieinteressen bedrohe, welche die Völker Europas und Amerikas

[1]) Obgleich der Artikel die Unterschrift trägt: „ein Chinese", so macht er doch ganz den Eindruck, daß ein die Mission hassender foreigner ihn geschrieben hat. Sicherlich giebt er aber seinem Hauptinhalt nach die Stimmung wieder, welche in den gebildeten christentumsfeindlichen chinesischen Kreisen herrscht. Wäre freilich, wie die nochmalige Lektüre mich immer mehr überzeugt hat, ein Europäer der Verfasser, so wüßte ich keinen parlamentarischen Ausdruck, um die Perfidie zu bezeichnen, deren er sich schuldig macht.

in China haben." Und das bildet den die ganze zweite Hälfte einnehmenden Schluß des Artikels und ist wohl des Pudels Kern, daß die chinesische Regierung wie der auswärtige Handel bezüglich der nach jeder Seite hin verderblich wirkenden christlichen Mission „das gleiche moralische Recht habe in den Wutschrei auszubrechen; écrasez l'infâme."

4. „Das Erdbeben von Gifu in Japan.[1]) Nach dieser am meisten betroffenen Stadt kann man wohl das große Erdbeben bezeichnen, welches Ende Oktober v. J. Japan heimsuchte und sich über 31 Provinzen des Reiches erstreckte. Seinen Mittelpunkt hatte dasselbe im Distrikt Mino, der Hauptinsel, wo es die größten Zerstörungen anrichtete; aber auch in den Nachbarprovinzen Ezozi und Owari waren die Verwüstungen kaum minder groß. In diesen drei Provinzen rechnet man 43000 zerstörte Häuser und 3400 durch das Erdbeben getötete Menschen. Der erste, am 25. Oktober zu Gifu (östlich von dem großen Biwasee) gespürte Stoß war mit einem mächtigen unterirdischen Getöse begleitet; die Erde wurde dort gespalten und aus den bis meterbreiten Rissen drangen vielfach Schlamm und vulkanische Asche an die Oberfläche. Gifu selbst wurde in einen Trümmerhaufen verwandelt, desgleichen das benachbarte Kano. Schon nach den ersten Stößen konnte man bemerken, daß der Boden sich gesenkt hatte; in Gifu selbst brach Feuer aus, welches die zerstörte Stadt völlig vernichtete. In Gobo stürzte ein Tempel ein, welcher 50 Besucher erschlug; in Nagario brach eine christliche Kirche während des Gottesdienstes zusammen, wobei auch Menschen ums Leben kamen. In Nagoja, südlich von Gifu, nach dem Meere zu, verloren 800 Menschen das Leben und hier zählte man vom 25. bis 30. Oktober nicht weniger als 368 bestimmte Erdstöße. Die Gewalt derselben ist teilweise so groß gewesen, daß die Schienen der Eisenbahnen gebogen und eiserne Brücken zerstört wurden; gemauerte Flußufer stürzten ein und die Fluten ergossen sich über die Felder. Am Fuße der Hukusanberge bei Gifu bildete sich ein See von über 500 m Länge und 50 m Breite. Aus den tiefen und breiten Spalten, die sich hier bildeten, strömte Wasser hervor, während die Brunnen und Quellen sich färbten und ungenießbar wurden. Große Erdsenkungen kamen auch im Distrikte Mortoju vor, und am heiligen Berge Fusijama bildete sich nahe dem Gipfel eine ungeheure Spalte."

Im wesentlichen stimmen auch die Missionsberichte mit diesen Angaben überein, nur betreffs des Unglücks in dem — mir übrigens unbekannten Nagario (?) — finde ich keine Bestätigung. Seitdem Japan den Fremden geöffnet ist, hat eine ähnliche Katastrophe nicht stattgefunden. Sobald das schreckliche Ereignis in Kyoto bekannt wurde, organisierte der Missionsarzt Dr. Berry eine „Doschischa-Hilfstruppe", mit der er sich behufs ärztlicher Hilfeleistung an die Unglücksstätte begab, wo er sofort ein Hospital extemporierte; auch Unterstützungskomitees wurden seitens der verschiedenen Missionen gebildet. Desgleichen trat die Regierung aufs prompteste und generöseste mit umfassenden Hilfsmaßregeln ein; lieferte an Hunderttausende Speise und sorgte für Kleidung und Obdach (Miss. Her. 1892, 12).

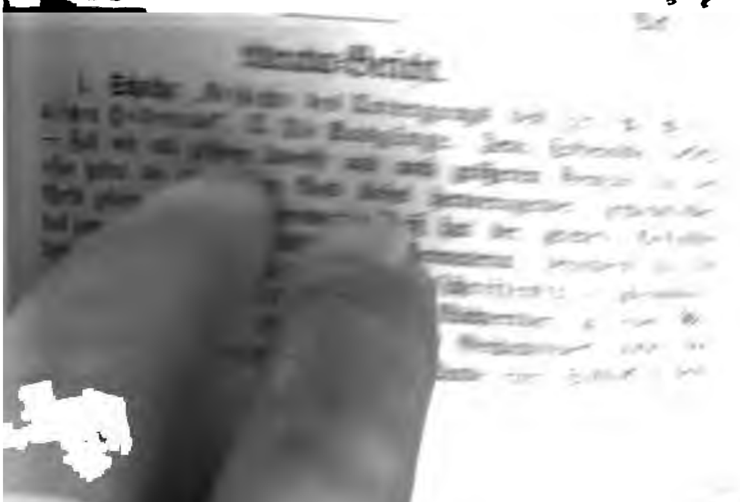
5. Aus Indien und zwar aus der Nähe von Madura wird berichtet, daß im Oktober v. J. unter dem Zulauf tausender von Hindus, ohne daß

[1]) Globus 1891, Nr. 24.

die Regierung [illegible] dagegen eingeschritten, eine heidnische Unsitte wieder aufgelebt ist, die man gleich der Witwenverbrennung für beseitigt glaubte. Um die Göttin des Regens zu versöhnen, fand nämlich, nachdem es seit 24 Jahren nicht mehr vorgekommen war, ein Schwingfest statt. Aus einer Reihe von Freiwilligen, die sich zum Opfer darboten, wurde ein junger Mann ausgelost, der sich vermittelst zweier eiserner Haken, die tief in seinen Rücken eingeschlagen worden waren, an einem 40 Fuß hohen Schlagbaum aufhängen und 1¼ Stunde lang hin- und herschwingen ließ, während er Blumen und Früchte auf die Zuschauer herabwarf. Nachdem er von dem Schwingbaum wieder herabgelassen war, ging er mit den eisernen Haken im blutenden und zerrissenen Rücken herum, um von der begeisterten Menge Gaben zu sammeln. Erst am späten Abend ließ er sich die Haken entfernen. Die Missionare beabsichtigen in Zukunft vorsichtig zu werden, damit Scenen dieser Art sich nicht wiederholen (Ev. M. 1892. [illegible]).

6. [illegible] [illegible] über die [illegible] [illegible] [illegible] bewegung [illegible] [illegible] dauern, daß die [illegible] keine [illegible] [illegible] alle [illegible] [illegible] eigenen [illegible] [illegible] unsre [illegible] [illegible]

[illegible]



Christianisierungsprozeß innerhalb des 4. und 5. Jahrhunderts. Kann man auch nicht sagen, daß wir in ihr eine eigentliche Geschichte der späteren nachapostolischen Mission erhalten haben,[1]) so ist sie doch sowohl durch die mitgeteilte Fülle von Einzelthatsachen wie durch die angegebenen Grundgesichtspunkte eine Vorarbeit und Unterlage für eine solche Geschichte, wie sie uns bislang noch nicht geboten gewesen ist. Der Christianisierungsprozeß wird, das weist Schultze sozusagen aktenmäßig und im Detail nach, wenigstens in der von ihm behandelten Zeitperiode, nur zum sehr geringen Teil durch direkte Missionsthätigkeit, sondern auf dem Wege einer sich fast naturgesetzlich vollziehenden An- und Eingliederung bewirkt; es fehlt nicht an Gewaltmaßregeln seitens des Reichs und nicht an rohen Bekämpfungen und Unterdrückungen des Heidentums seitens einzel. Personen und Kommunen, aber im ganzen vollzieht sich der Sieg des Christentums als ein ruhiger Naturakt, bei allen menschlichen Gebrechen kraft seiner innern Superiorität. Die Schultzesche Darstellung ist, wohin immer man ihr auch folge, von allen Idealisierungen und Überschwenglichkeiten frei, eher zu nüchtern als zu rhetorisch, aber eben darum, weil sie die Thatsachen und nichts als die Thatsachen reden läßt, um so überzeugungsvoller.

Was den Inhalt des Buchs betrifft, so gliedert er sich in drei Hauptabteilungen. Die erste derselben behandelt nach kurzer Charakterisierung der Lage in vier Kapiteln die „allgemeinen Wandelungen“, wie sie sich im Recht, in der Kunst, in der Literatur und im Kalender darstellen; die zweite giebt in 11 Kapiteln „die provinziale Entwicklung“ in Gallien, Britannien, Spanien, den nordafrikanischen Provinzen, Italien, den Rhein- und Donauländern, Griechenland, Ägypten, Syrien, Konstantinopel, Kleinasien, mit einem gedankenreichen Anhang über den „allg. Verlauf des Gegensatzes“; die dritte — kürzeste — Abteilung enthält nur ein einziges Kapitel: „religiöse Ausgleichungen“, welches den Revers der Medaille, nämlich die Assimilierung heidnischer Elemente seitens des sieghaften Christentums aufweist. Nirgends bewegt sich der Verfasser in Generalisierungen oder Abstraktionen, alles ist detailliert, konkretisiert, Thatsache an Thatsache gereiht, so daß es nicht angänglich ist, in der kurzen Anzeige, auf die wir uns dieses Ortes leider beschränken müssen, aus der überreichlichen Stoffmenge Einzelheiten herauszugreifen; doch möchten wir die beiden Kapitel, welche den „allgem. Verlauf des Gegensatzes“ und „die relig. Ausgleichungen“ behandeln, darum besonders hervorheben, weil sie den ganzen Christianisierungsprozeß, indem sie ihn in ebenso knapper wie lichtvoller Weise unter leitende Gesichtspunkte stellen, allseitig verständlich machen. Wir hoffen auf das ganze Werk später zurückzukommen.

2. **Ploss**: „Das Weib in der Natur- und Völkerkunde. Anthropologische Studien.“ Dritte umgearbeitete und stark vermehrte Auflage von Bartels. Mit 10 lithogr. Tafeln, dem Porträt des Verfassers und 203 Abbildungen in Lichtdruck. Leipzig, Th. Grieben 1891. 2 Bände. — Auch eine von bewundernswertem Sammelfleiße zeugende Arbeit,

[1]) Eine solche Geschichte ist dringendes Bedürfnis, und es ist sehr zu beklagen, daß gerade auch die jüngeren Kirchenhistoriker unter dem Zauber der Ritschl-Harnackschen Observanz sich fast ausnahmslos in die Dogmengeschichte einsperren lassen, statt ihre Studien dem noch so wenig angebauten und wahrlich hochwichtigen Gebiete der Ausbreitungsgeschichte des jungen Christentums zuzuwenden.

die uns aber in das Gebiet der Anthropologie und Ethnologie führt. Seinem weit größten Teile nach hat es dies umfangreiche Buch mit dem geschlechtlichen Leben des Weibes zu thun, nur 4 von den 60 Kapiteln beschäftigen sich speciell mit der socialen Stellung desselben. Es ist ein Arzt, der das Buch geschrieben und wesentlich mit den Augen des Arztes betrachtet er seinen Gegenstand, d. h. er behandelt das Weib und seine Stellung im Völkerleben von rein naturwissenschaftlichem Standpunkt aus. Diesen Standpunkt hält auch der Bearbeiter inne, der nach dem Tode des Verfassers die 2. und 3. Auflage besorgt und mit wesentlichen Kompletierungen bereichert hat. Wenn wir ein solches Buch trotzdem in einer Missions-Zeitschrift anzeigen, so geschieht es darum, weil das geschlechtliche Leben mit allem, was drum und dran hängt, eine große Rolle auch im ethischen Leben der Völker spielt und weil es sonderlich für den Missionar von Wichtigkeit ist, auch über die Naturseite dieses Lebens nicht im dunkeln zu bleiben. Wie eng verflochten diese Naturseite mit den Sitten und Unsitten aller Völker ist, das aufgezeigt zu haben ist das Verdienst dieser anthropologischen und ethnologischen Monographie. Wir heben in dieser Beziehung u. a. folgende Kapitel hervor: die Auffassung des Weibes im Volks- und religiösen Glauben; die Menstruation in ethnographischer Beziehung; der Eintritt des Weibes in das Geschlechtsleben; die Ehe; das sociale Verhalten während der Schwangerschaft; die Geburt im religiösen und Volksglauben; das Ceremoniell, die Symbolik und die Mystik des Wochenbettes. Unser Decenzgefühl stellt ja die unverschleierte Enthüllung dieses ganzen Stückes weiblichen Naturlebens seitens des Arztes unter einen gewissen Protest und sicherlich ist die Lektüre trotz ihres rein wissenschaftlichen Charakters nicht für jedermann; trotzdem ist und bleibt sie für die Völkerkunde unentbehrlich, und zwar nicht bloß im wissenschaftlichen, sondern auch im sittlichen und im Missionsinteresse. Der Verfasser macht sich, wie schon gesagt, grundsätzlich nicht mit der ethischen Seite seines Gegenstandes zu schaffen, obgleich er ethische Fragen: Schamhaftigkeit, Keuschheit, eheliches Leben u. s. w. fortwährend streift; ihm geht es immer nur um die ganz objektive Darstellung der Thatsachen, um ethnologische Sittenbilder; aber der Ethiker verwertet die Kenntnis dieses in reichster Fülle gebotenen völkerkundlichen Materials zu einer sittlichen Schätzung und der Missionar zu Grundsätzen für sein prakt. Handeln. Und für den Missionsarzt hat das Buch in manchen seiner Partien auch einen speciellen ärztlichen Wert.

3. **De le Roi**: „Die evangelische Christenheit und die Juden unter dem Gesichtspunkte der Mission geschichtlich betrachtet. Dritter Band. Berlin, Reuther 1892. 7,50 M. — Unerwartet schnell ist dieser dritte und letzte Band des verdienstlichen de le Roischen Buches erschienen. Er behandelt in seinem ersten und Hauptabschnitt die Judenmissionsthätigkeit Großbritanniens innerhalb und außerhalb des missionseifrigen Inselreiches und zwar zunächst nach Gesellschaften geordnet (Londoner M.-G., Brit. G., kleinere M.-GG. und allg. Missionsbemühungen) mit einer den Gegenstand erschöpfenden Specialkenntnis, die unsre Bewunderung erregt. Dann folgt ein Abschnitt über die hervorragenden Proselyten in Großbritannien und ein Rückblick auf die große britannische Judenmissionsthätigkeit, der der Verfasser das Zeugnis giebt, daß sie ihre Pflicht gethan. Und wenn man auf Grund seiner Specialnachweise erfährt, daß allein aus den ca. 100000

Juden Großbritanniens mindestens 3000 Proselyten vorhanden und daß unter den christlichen Predigern des Landes etwa 200 bekehrte Juden sind, so muß auch der Vorwurf verstummen, daß die Judenmission unfruchtbar sei. Der zweite Hauptabschnitt behandelt die außereuropäischen Länder, unter denen Amerika natürlich besonders hervorragt. Von Interesse ist auch der kurze dritte Abschnitt: „Schlußerwägungen", der sowohl über die Stellung des heutigen Judentums wie über die Evangelisationsthätigkeit unter den Juden in ihrer Gesamtheit bemerkenswerte Mitteilungen macht, Betrachtungen anstellt und statistische Angaben giebt. Nach einer mäßigen Schätzung sollen jährlich mit oder ohne Vermittlung der Mission etwa 650 Juden zum Protestantismus übertreten. Die Bemerkung allerdings möchten wir beanstanden, daß „das Judentum im Verhältnis jetzt ebenso viele Bekehrungen an die christliche Kirche abgebe wie das Heidentum". Denn dann müßte die Zahl der jährlichen Judentaufen sich auf ca. 800—900 belaufen. Jedenfalls ist es erfreulich, aus der fleißigen, gründlichen, umfassenden Arbeit des Verfassers den Beweis erhalten zu haben, daß der Bruchteil, der sich in der „Zeit der Heiden" aus dem alttestamentlichen Bundesvolke der christlichen Kirche anschließt, größer ist als das allgemeine Vorurteil annimmt und daß auch von der heutigen Judenmission gilt: ihre Arbeit ist nicht vergeblich. Den Erfolg wird gewiß das hervorragende Werk de le Roi haben, daß die Judenmission und überhaupt die allg. Bemühungen um das Volk, aus welchem dem Fleische nach unser Heiland stammt, mehr gewürdigt werden als bisher. Möchte es recht viel gelesen werden. Wert ist es.

4. **Schneider**: „Die gute Botschaft. Missionstraktate der Brüdergemeine. Nr. 4: Eine Weihnachtsfeier in Labrador." Stuttgart, Roth 1891. Schon wieder eine schöne Frucht der fleißigen und gewandten Feder Schneiders, von der wir nur gewünscht hätten, daß sie uns vor dem Christfest zugegangen wäre; aber auch post festum ist sie lesens- und verwendenswert.

5. **Kiepert**: „Neue Specialkarte von Äquatorial-Ostafrika nach den neusten Forschungen bearbeitet." Berlin, Reimer 1891. 3 M. — Eine technisch schöne, übersichtlich gehaltene und aufs Ganze gesehen vollständige Kartenarbeit, die wir empfehlen. Nur leider läßt sie uns bezüglich der evangelischen Missionen wieder im Stich. So kann man z. B. der Missionsexpedition der Brüdergemeine im Norden des Nyasa nicht nachkommen, weder Kararamuka noch Rungwe ist angegeben, obgleich doch beide Orte schon auf der kleinen Karte vom Nyasagebiet verzeichnet sind, die bereits im Frühjahr 1891 seitens der Berliner M.-G. erschienen ist. Hätte auch nur diese Karte dem Verfasser vorgelegen, so würde er auch nicht die sämtlichen Stationen der Universitätenmission im Osten des Nyasa weggelassen haben und hätte er Einsicht in das Organ der Universities M. (Central-Africa) genommen, so hätte er wohl auch nicht Nyassa statt des richtigen Nyasa (Nya-sa) geschrieben. Wir bitten daher dringend, damit die schöne Karte auch die Bedürfnisse der evangelischen Missionskreise voll befriedige, bei einer 2. Auflage genaue Kenntnis von den Organen der sämtlichen in Central-Ostafrika wirkenden Missions-GG. zu nehmen, also von denen der beiden schottischen, der Londoner, der Church M. S. (die beiläufig bemerkt in ihren jährlichen Proceedings ganz nette Orientierungskarten bringt), der Universities M., der freien Methodisten, der bayrischen, der Neukirchener, der beiden Berliner und der Brüdergemeine. Wck.

Die indische Kaste.

Von Georg Stosch.

1. Eine rätselhafte Macht.

Sternenglanz und Sonnenglut, der Palmen Rauschen und des Mondes taghaller Schein in Indien muten den Abendländer nicht so fremdartig an, als die Gedanken- und Empfindungswelt des Volkes, das die ungeheure Halbinsel im Süden des Himalaya bewohnt. Und doch ist die herrschende Rasse dort uns blutverwandt. Aber wir haben diese unsere Brüder jahrtausendelang aus dem Auge verloren; nun wir sie wiedersehen, wundern wir uns über ihre riesenhaften Spekulationen, und der Schlüssel zu ihrer Empfindungswelt will sich so leicht nicht finden. Da entstehen denn Mißverständnisse, die folgenschwer genug sind auch für die Botschaft des Heils, welche wir ihnen zu bringen haben.

Zu den unverständlichsten Dingen gehört in Indien die Kaste. Niemand versteht Indien, ohne das Wesen der Kaste zu verstehen. Aber wer versteht das? — Der Geschichtsforscher zwar vergleicht die beiden arischen Kasten der Kschatria und Vaisya mit den Patriziern und Plebejern Roms. Aber er steht vor dem Rätsel, daß die Priesterkaste der Brahminen diese beiden Kasten trotz ihres Kriegsmuts und trotz ihres Besitzes nicht nur überwunden, sondern fast völlig aufgesogen hat. — Der Gegensatz von Brahminen, Sudras und Parias, wie er sich jetzt als der herrschende zeigt, ließe sich etwa vergleichen mit dem Verhältnis der Spartiaten, Periöken und Heloten Spartas. Die arischen Brahminen waren dereinst die eindringenden Eroberer, die Sudras die, die sich ihrem Einfluß freiwillig fügten, und die Parias die wider Willen Unterjochten. Und doch fühlt jeder, daß diese Parallele nicht genügt. Der Graben zwischen den indischen Kasten ist tiefer, als zwischen den Parallelerscheinungen der abendländischen Geschichte, und was noch mehr sagen will, die Kaste Indiens zeigt eine Signatur, die aus geschichtlichen Verhältnissen allein schlechthin unerklärbar ist. — Für die Zerspaltung der Hauptkasten in eine Unzahl Mischkasten und kleinerer Kasten fehlt es ebenfalls nicht an geschichtlichen Parallelen. War doch die Gesetzgebung des Solon ein Kampf gegen Standeskoterien, die die Einheit des athenischen Staates gefährdeten. Aber die indischen kleineren Kastengemeinschaften sind mehr als Berufs- und Interessengemeinschaften. Sie beherrschen und binden den Einzelnen mehr,

als je eine Standes- oder Berufsgenossenschaft es vermochte. So sieht sich der Geschichtsforscher einer Erscheinung gegenüber, deren wesentliche Signatur auf rein pragmatischem Wege sich nicht erklären läßt.

Der Moralist sieht mit Erstaunen den kategorischen Imperativ in einen Imperativ der Kaste verwandelt.

Wie der römische Staat der Hort römischer virtus war, so und viel völliger ist die Kaste der Hort indischer Sittlichkeit.

Der Religionsphilosoph sucht die Abhängigkeit der Kaste von der Religion zu beweisen. Aber je schärfer er forscht, desto mehr erkennt er das Umgekehrte des Verhältnisses. Die Religionen Indiens sind Geschöpfe der Kaste. Die Prärogative der Priestergeschlechter in den Thälern des Indus und Ganges schuf die Religion der Veden. Die Reaktion der Kaste gegen den buddhaistischen Versuch zu ihrer Beseitigung schuf die Sivareligion in ihrer nachmaligen, die Geister bestrickenden Gestalt. Man meint, daß Siva der Rudra des arischen Religionssystems sei. Dagegen hat Wurm (Geschichte der indischen Religion, Basel 1874) mit Recht Einspruch erhoben, obwohl die Gründe, die er anführt, nicht genügen, um den Thatbestand zweifellos hinzustellen. Aber ein aus dem Kanaresischen in das Tamulische übertragenes Gedicht, Prabulingalile, macht es zur Evidenz, daß die Sivareligion etwas anderes ist als eine Weiterbildung des arischen Religionssystems.

Hier erscheint Rudra als der König des Götterhimmels. In einer Versammlung der zu ihm nahenden Götter wird von seiner Gemahlin die Frage aufgeworfen, wie denn Götter und Menschen der Maja entfliehen und die Seligkeit erlangen können. Die Antwort lautet: durch Siva, den menschgewordenen Sivam, den allerhöchsten Gott. Wir werden nun an die Stätte seiner Geburt geführt. Aus der Stirn einer frommen Asketin wird er geboren. Seiner Geburt folgt ein Zurückweichen der Maja überall, eine Überwindung der Dschainas, jener dem Buddhismus verwandten Religionssekte. Lieblich wird die Jugend des Wunderkindes geschildert in Zügen, die zum Teil an die apokryphischen Evangelien erinnern. Die Gemahlin Rudras aber sendet zuerst den finstern Teil ihres Wesens, in der Maja personifiziert, um den Siva zu erkennen. Auch Maja wird geboren als Mägdlein in einer Stadt, die als die Repräsentantin der Sinnlichkeit mit glühenden und doch verhältnismäßig reinen Farben geschildert wird. Wie nun Maja zur Jungfrau herangewachsen, erscheint ihr Siva im Tempel. Der Kampf des Fleisches und Blutes, sich dem zu nahen, der trotz seiner Menschengestalt Geist ist, tritt nun in einer Schilderung vor unsere Augen, die nur allgemeiner bekannt sein müßte, um für eine Perle der indischen Litteratur gehalten zu werden. Maja muß weichen und die Unmöglichkeit zugeben, daß sie den Siva erkenne. Die Volksstimme begleitet ihren Rückweg in den Himmel, tadelnd und scheltend in Weisen, die an die antiken Chöre erinnern. — Nun versucht es Rudras

Gemahlin, mit dem aus Licht und Finsternis gemischten Teil ihres Wesens den Siva zu erkennen. Auch dies mißlingt. Mit dem lichten Teil ihres Wesens endlich erkennt sie ihn. Da erschließt nun Siva seine Weisheit. Aber wir erfahren nichts von dem Inhalt seiner Lehre. Sie ist Geheimlehre.

Dieses merkwürdige Gedicht entstammt der Zeit der Reaktion gegen den Buddhismus. Es beweist klar, daß der Sivaismus als eine neue Religion sich fühlt, stark genug, um die alten indischen Götter in ein völlig inferiores Verhältnis zu Siva zu stellen. Wenn später Siva mit den Insignien des Rudra geschmückt wird und man so zu den alten Traditionen zurücklenkte, so beweist das nichts gegen die Thatsache, daß der Sivaismus der Religion der Veden gegenüber autonom ist. Er entstammt dem Kampf der Kaste gegen die Kastenlosigkeit des Buddhismus, was aus dem angeführten Gedicht klar hervorgeht. Denn das ganze Gedicht ist durchzogen von Invektiven gegen die Dschainas, die Gegner der Kaste. Siva nennt seinen Namen: Allaman, ὁ μὴ ὤν, einen Namen, der nach seiner eigenen Erklärung nichts anderes bedeutet, als daß er mit den Ungerechtigkeiten der Dschainas nichts zu thun haben wolle. Das Gedicht deutet also harmlos genug selbst an, daß es eine Tendenzschrift sei in jenem ungeheuern Kampfe, der in den Sieg der Kaste über den Buddhismus ausläuft. Denn die Kaste hat den Buddhismus in Indien besiegt, nicht die Religion. Der Buddhismns ist die schärfste Konsequenz aller indischen Religionsanschauungen. Es ist nicht anzunehmen, daß dem indischen Geist vor der Konsequenz seiner Gedanken gegraut habe. Es ist lediglich das Kastenbewußtsein Indiens, das jene sociale Revolution um den Sieg betrog. Wäre in Indien die Religion stärker als die Kaste, so hätte der Buddhismus obsiegen müssen. Da das Verhältnis umgekehrt ist, unterlag er. — Dasselbe Verhältnis beobachten wir in den kleineren Religionsunterschieden. Sie sind fast durchgängig getragen von Kastenunterschieden. Das „wir“ der Sekte ist fast immer gleichbedeutend mit dem „wir“ der Kaste. Wer religiöse Überzeugung im abendländischen Sinne in Indien sucht, wird sie nur finden, wenn er seine eigene Anschauungsweise auf die Fremden überträgt. In Wahrheit ist die religiöse Überzeugung des Hindu nur „Wandel nach väterlicher Weise“.

Dem Missionar tritt die Kastenfrage täglich, wo er geht und steht, entgegen. Handelt es sich um Konvertierung eines von der Wahrheit des Christentums Überzeugten, die Kaste, die Familie ist das Hindernis. „Warum besucht jener Jüngling, der vor einem Jahre konfirmiert wurde, den Gottesdienst nicht mehr?“ „Er soll heidnisch verheiratet werden — nach Kastenrecht. Man findet unter den christlichen Mädchen keine dem

Herkommen entsprechende Braut für ihn." — „Müßt ihr armen Leute denn durchaus zwanzig Rupien oder mehr für eure Hochzeit ausgeben? ihr stürzt euch dadurch ins Unglück," sagt der Missionar bei der Verabredung eines Eheversprechens und erzählt zugleich, wie einfach arme Leute in seiner Heimat oft ihre Hochzeit feiern. „In unserer Kaste giebt man soviel für eine Hochzeit aus," wird ihm geantwortet.

Was Wunder, daß wir aus dem Munde von Missionaren die härtesten Urteile über die Kaste hören. „Sie ist unser größter Feind." „Sie ists, die die Christianisierung Indiens verhindert." „Die Macht der Kaste ist ebenso unverständlich als unermeßlich und verursacht fast nichts als Übel," schreibt J. Murray Mitchell. In der That wird Indien nie christlich werden ohne eine entsprechende Lösung der Kastenfrage. Die religiösen Deklamationen der Hindus, die vielfach nicht einmal ernstlich gemeint sind, haben entfernt nicht die Widerstandskraft gegenüber dem Christentum, als sie der wortlosen Zähigkeit des Kastenbewußtseins inne wohnt.

Wie? wenn das Christentum in Indien selber zur Kaste würde? Es gäbe für unsere Missionshoffnungen nichts Verhängnisvolleres. Und doch ist unter den Christen Indiens eine vielleicht nicht genug beachtete Strömung vorhanden, sich als Kaste zu konstituieren. Nichts würden die Heiden lieber sehen; denn damit wäre der Anspruch des Christentums auf die Bekehrung aller gebrochen. Die Kaste ist tolerant, weil in sich selbst abschließend. Wir würden dann das Geschick der syrischen Christen (Thomaschristen) in Travankore teilen, die den Rang einer hohen Kaste erlangt haben, die ihrerseits nicht mit den Heiden essen, die aber eben als Kaste allen Einfluß auf die Umgestaltung des indischen Geisteslebens verloren haben.

Doch genug von der rätselhaften Macht der Kaste. Sollte es keine Lösung des Rätsels geben?

2. Gedanken über die Entstehung der Kaste.

Als um die Mitte des zweiten Jahrtausends vor Christus das Volk Israel aus Ägypten nach Kanaan zog, ging es einer einzigartigen Geschichte entgegen. Um dieselbe Zeit etwa erfolgten jene Rassenverschiebungen, denen die griechische und römische Geschichte ihren Ursprung verdankt. Die hellenischen und lateinischen Arier, an denen das „Gott breite Japhet aus" sich zu erfüllen anfing, haben für ihre Gaben und ihre Thatkraft reiche Entfaltung und ein unermeßliches Feld der Bethätigung gefunden. Sie wurden die geschichtlichen Völker vor andern. Einem andern Geschick

gingen ihre Brüder entgegen, die über die Pässe von Afghanistan ziehend sich im Thal des Indus ansiedelten. Während die Hellenen ein reichgegliedertes Land mit kräftigendem Klima fanden, das die Entwicklung der Volksindividualität wie der Einzelindividualität begünstigte, fanden sich die in Indien eingewanderten Arier in einer Natur, die ebenso großartig als einförmig ist, in einem Klima, das eher entnervt, als belebt. Während Griechen und Römer sich schon durch die Natur ihres Landes auf den Verkehr mit Völkern angewiesen sahen, die der Willenskraft und der Intelligenz ihrer Rivalen ungemessene Aufgaben stellten, sahen die indischen Arier sich inferioren Rassen gegenüber, deren Überwindung zum mindesten keine geistige Kraftanstrengung kostete. Die Verbindung mit den geschichtlichen Völkern war abgebrochen. Das Meer, das Indien umgiebt, lockt nicht in die Ferne, wie das Meer von Hellas.

Die glücklichsten Zeiten der indischen Arier waren die ersten Jahrhunderte nach der Einwanderung. Da beherrschen noch die Reminiscenzen aus der Urzeit das geistige Leben, Reminiscenzen an das Zusammenleben mit kongenialen Stämmen. Aber allmählich zeigt es sich, daß das Geistesleben eines Volkes nur gedeihen kann im lebendigen Wechselverkehr mit andern Völkern. Ein einsames Volk verdirbt ebenso wie ein einsamer Mensch. Während die Tragödien des Sophokles denselben Eindruck geistiger Gesundheit machen, als die Gedichte Homers, macht kein einziges Erzeugnis des indischen Geistes den Eindruck voller Gesundheit. Graul machte die Bemerkung, daß man beim Studium indischer Geisteserzeugnisse zuweilen das Ebenmaß griechischer Denkweise zu finden meint — aber plötzlich erhebt sich der indische Gedankenflug, die Wirklichkeit verlassend, in abenteuerliche Höhen und zeigt, daß er dem griechischen Geist nicht ebenbürtig ist.

Wenn ein begabter Mensch, reich beanlagt für Wirken und Streben, durch Ungunst der Verhältnisse eingeengt, seinen Beruf verfehlt hat, so wird er leicht ein Phantast, ein Schwärmer und Träumer. Seine Gedankenwelt muß ihm Ersatz für die fehlende Wirklichkeit geben. So hat das Geistesleben der Hindu jenes traumhafte, phantastische Gepräge angenommen; jene Verachtung des Sichtbaren, Wirklichen ist so entstanden und hat sich auf diesem Wege gesteigert. Das indische Volk ist der ausgeprägteste Typus eines idealistisch gerichteten Volkes. Der Gedanke tritt ihm an die Stelle der Wirklichkeit. Der Wahrheitssinn ist aufgesogen in der Sucht, unsichtbare Realitäten zu finden. Der Wirkungstrieb hat die Erde verlassen und tummelt sich in Höhen, wo keine Thaten mehr gedeihen. Auf diesem Wege konnte die Thatenlosigkeit sein sittliches Ideal

werden — und das Nichts sein Gedankenideal. Auf diesem Wege konnte auch die heilige Wirklichkeit der göttlichen Wesenheiten so vergewaltigt und man möchte fast sagen diabolisch verzerrt werden, wie es in den indischen Religionssystemen geschieht.

Nur bei einem so krankhaft idealistischen Volke konnte die Priesterkaste durch die Jahrtausende hindurch ein wachsendes Ansehn behaupten. Die Priesterkaste der Brahminen aber ist offenbar das Modell für die andern Kasten.

Wenn sich nun das ganze äußere und innere Leben Indiens je länger je mehr kastenmäßig gestaltet hat, so hat das natürlich auch äußere Gründe in geschichtlichen Gestaltungen, auf die wir vorhin hinwiesen. Daß aber das Kastenwesen mehr und etwas anders geworden ist, als das Standeswesen andrer Völker, das hat tiefere Gründe in der Volksseele.

Ein Idealist ist am liebsten allein oder in kleiner, ihm homogener Gesellschaft. Der Realist sucht größere Gemeinschaften. So hat der Idealismus des indischen Volkes es verhindert, größere Staatenbildungen zu schaffen. Was davon bestanden, gehört der ältesten Zeit an. Die späteren Königreiche sind kleinere Bildungen mit familiärem Charakter. Der Hindu hat keinen politischen Sinn. Der Begriff des Vaterlandes und der Volksgemeinschaft geht ihm ab. Für das alles tritt die Kaste ein. Die Kaste ist sein Staat, die Kaste als erweiterte Familie sein Vaterland. Die Kaste ist die Zuflucht seines abenteuernden Geistes. Hier wirkt sich seine Sittlichkeit aus. Die Kaste erhält das Gleichgewicht seines Wesens. Einem Hindu kommt Himmel und Erde ins Wanken, wenn man ihm seine Kaste nimmt. Seine Gedanken sind die Gedanken seiner Kaste, seine Gewohnheiten das Herkommen seiner Kaste, seine Ehre die Kastengemeinschaft.

So wohnt in der That der Kaste eine konservierende Macht inne für den haltlosen, verzehrenden und vernichtenden Idealismus der Volksseele Indiens. Indien hat furchtbare fremde Eroberer gesehen und manche Umwälzungen erlebt. Die Kaste hat das alles überdauert. Die Frage, was aus den Millionen Indiens geworden wäre ohne die Kaste, hat etwa denselben Sinn, als wenn man die unmögliche Frage stellen wollte, was aus dem römischen Volke geworden wäre ohne den römischen Staat.

3. Das sittliche Urteil über die Kaste.

Die Kaste Indiens in ihrem jetzigen Bestande hat wenige Verteidiger und viele Ankläger. Daß die Anklagen zum Teil über das Maß der Gerechtigkeit hinausgehen, kann nicht geleugnet werden. Generalisierend

setzt man allen Hochmut, alle Ungerechtigkeit und Grausamkeit in Indien auf Rechnung der Kaste, als ob die menschliche Sünde nicht allüberall solche Früchte zeitigte. Gewiß ist die Kaste die Mutter eines Standesgefühls, das man Hochmut nennen mag. Unter Umständen kann man namentlich in Priestergeschlechtern einen an das Dämonische grenzenden Hochmut finden. Aber im allgemeinen ist mir ein wenig Kastenstolz lieber, als der, ich möchte sagen, ruchlose Stolz vieler durch die englische Bildung emporgekommener, ihrem Volke entfremdeter Streber. Ich sah neulich zwei Typen dieses verschiedenen Stolzes dicht nebeneinander. Ein eingeborener Beamter stieg in das Eisenbahncoupé, in dem ich saß, seiner Kaste nach wohl ein Sudra. Ehrerbietig begleiteten ihn eine Anzahl Untergebener. Er hatte keinen Gruß, keine Miene für sie. Sein von Selbstsucht gesättigtes fortwährend umherblickendes Auge sagte in jedem Blick: für mich giebt es keine Welt mehr. Eine wahre Karikatur des Hochmuts! Das war nicht Kastenstolz. Das war Beamtenstolz oder vielmehr Stolz auf die Anzahl Rupien seines Monatsgehalts. — Bald darauf stieg ein vornehmer Brahmine ein, reich mit Gold und Diamanten geschmückt. Ein Bursche brachte ihm sein Gepäck. „Werden euer Gnaden mir eine kleine Freude machen?“ fragte der Bursche. Der Brahmine suchte in seiner Börse nach einem Vierannastück. Nach tamulischer Sitte, welche es verbietet, mit einer Gabe zufrieden zu sein, sagte der Bursche: „Habe ich dazu einen so großen Herrn begleitet?“ Der Brahmine nickte ihm freundlich zu und sagte, was man etwa verdeutschen könnte: „Geh hin, mein Freundchen, und gehab dich wohl.“ Der Züg setzte sich kaum in Bewegung, so zog der Brahmine ein Buch aus seinem Gepäck und begann zu lesen. Auch für ihn war die andere Welt nicht da; aber ich konnte keinen Zug von Ostentation auf seinem intelligenten Gesicht entdecken. Er las ruhig — offenbar ein gelehrtes Werk — während ein Asket, der im gleichen Coupé fuhr, von der Lektüre seines heiligen Buches fortwährend aufblickte und seine Augen neugierig umherschweifen ließ. Wird mir es jemand verdenken, daß mir der Kastenstolz jenes Brahminen in einem freundlicheren Lichte erschien, als der Hochmut jenes Beamten? Der Stolz eines Sudrabauern hat eine solidere Grundlage, als die Aufgeblasenheit eines emporgekommenen Parias. Wenn wir nach den Stätten fragen, wo die armen Parias am unmenschlichsten behandelt werden und wo die ihnen angethane Grausamkeit am meisten zum Himmel schreit, so dürfen wir nicht in ihre heimischen Dörfer gehen. Es ist wahr, sie haben harte Arbeit und kärglichen Lohn, ein Umstand, der aber nicht nur dem Kastenhochmut der besitzenden Bauern, sondern der Lage der

Landwirtschaft in Indien vornehmlich zuzuschreiben ist. Bei aller Härte der Verhältnisse lassen sich hie und da in dem Verhalten der Mirasdare gegen ihre Pariatagelöhner sogar patriarchalische Züge beobachten. Nicht selten ist in Streitfällen das Recht entschieden auf den Seiten der Mirasdare. Gewiß, es giebt betrügerische Menschen unter ihnen, die die armen Parias um ihren kärglichen Lohn bringen. Es kommen Fälle von unmenschlicher Grausamkeit vor. Aber wir dürfen deshalb nicht über einen ganzen Stand den Stab brechen, in dem, man mag dagegen sagen, was man will, die Kernkraft Indiens liegt. Unter den besitzenden Bauern finden sich noch am ehesten billig denkende und verhältnismäßig solide Menschen. Wenn diese Bauern die Parias in Abhängigkeit zu halten suchen, so zwingt sie dazu der Kampf um ihre eigene Existenz. Für die Parias aber wissen wir vorderhand keine andere Existenzform, als Abhängigkeit von den Bauern. Als ich in das Land kam, meinte ich, es sei heilige Pflicht, den Pariachristen zu einer gewissen Unabhängigkeit zu helfen. Aber ich habe mich, wenigstens soweit ich die Verhältnisse übersehen kann, davon überzeugt, daß das in den allermeisten Verhältnissen nicht wohlgethan ist. Eine höhere Lebenslage setzt eine stärkere sittliche Kraft voraus. Wo diese fehlt, ist eine Hebung unmöglich, während die letztere gewiß eintritt, wo die erstere vorhanden. Man hat neuerdings von christlicher Seite vorgeschlagen, eine Art Widerstand der Parias gegen ihre Bedrücker zu organisieren durch Gründung von Schulen, in denen die Parias über ihre Rechte aufgeklärt werden sollen. Würden solche Dinge in Wirklichkeit treten, so legte man den Keim zu einer socialen Revolution, deren Tragweite sich gar nicht übersehen läßt, von der aber vorausgesetzt werden kann, daß ihre Früchte dem Christentum nur zum allergeringsten Teile zu gute kommen würden. — So sehr den armen Parias ein etwas reichlicherer Lohn zu wünschen wäre, so wäre es doch unrecht, ohne weiteres das geschichtliche Band zu lösen oder nur zu lockern, das sie mit ihren Herren verbindet. Die Parias werden von ihren Mirasdars bei weitem nicht so oft betrogen, als etwa von den Aufsehern bei öffentlichen Arbeiten, die keine andere Rücksicht kennen, als den eigenen Gewinn. Hier aber ist gewiß die Kaste nicht schuld an Betrug und Unterdrückung. Will man aber die Parias in ihrer tiefsten Erniedrigung sehen, so gehe man an die einzelnen Gerichtshöfe, wo eingeborene Richter das Urteil sprechen, oder in die Vorhallen der englischen Verwaltung, wo der Brahmine die Bittschriften der Bedrängten entgegennimmt. Dort wird man sich von der Rechtlosigkeit der Armen mit blutendem Herzen überzeugen, ohne sagen zu dürfen: daran ist die Kaste schuld. Denn es handelt sich

dabei viel weniger um Kastenhochmut, als um Beamtenübermut und um eine Gewissenlosigkeit, welche mit der Kaste sehr wenig zu thun hat. Gerade jene Beamten, sie mögen auch Brahminen sein, sind es, die die Gebräuche der Kaste am leichtesten brechen, wenn es ihnen aus irgend einem Grunde genehm erscheint, ja viele von ihnen sind im verborgenen Gewohnheiten ergeben, die dem Kastenrecht auf das unbedingteste widersprechen. Ich bot einem Kastenmann, meinem Sprachlehrer, ein wenig leichten Wein an, weil er sich geistig überanstrengt hatte, zur Stärkung als Arznei. Ich sagte ihm, er solle nach seiner Mahlzeit so viel wie einen Eßlöffel davon nehmen. Schon dagegen hatte sein Magen reagiert. Dagegen wissen viele von den brahminischen Beamten mit Brandy und starken Weinen sehr wohl umzugehen. Ob dieser Kastenbruch sittlich höher steht, als das Kastenrecht, das den Genuß geistiger Getränke verbietet, ist gewiß fraglich. Zu einem unserer Sudrachristen kam ein Beamter aus hoher Brahminenfamilie um die Essenszeit. Er sog mit Wohlgefallen den Duft gebratenen Hammelfleisches ein und sagte: „Ihre Mutter bereitet Ihnen ein leckeres Mahl." „Wohl, haben Sie Lust, davon zu kosten?" „Gewiß, ein wenig." Er aß mit gutem Appetit und sagte dann: „Sie sagen meinen Leuten nichts davon. Ich muß jetzt aufhören, damit meine Frau nichts merkt; auch bei uns ist bald Essenszeit." Ich überlasse es dem Leser, den sittlichen Wert dieses Vorgangs zu beurteilen.

Das christliche Gefühl des Europäers findet es besonders befremdlich, daß die einzelnen Kasten nicht miteinander essen, daß die höheren Kasten auch mit Europäern nicht essen. Soweit man damit das Urteil der sittlichen Unreinheit über die andern Kasten ausspricht, ist das gewiß verwerflich. Aber ich glaube, daß man im allgemeinen selten soweit geht, was das Verhältnis der höheren Kasten untereinander betrifft. Das Herkommen besteht unter allgemeinem Zugeständnis. Das zeigt, daß es an und für sich eine verletzende Spitze nicht hat. Tischgemeinschaft ist Familiengemeinschaft: wenn ein Volk solch einen Brauch aufstellt, so wird sich etwas Wesentliches dagegen nicht einwenden lassen. Nie findet es ein Paria verletzend, daß er mit Sudras nicht essen darf, nie ein Sudra, daß Brahminen ihn nicht zu ihrer Tafel laden. Wenn aber ein Sudra Christ wird und seine heidnischen Verwandten nicht mehr mit ihm essen, so ist ihm das ein großer Schmerz. Die Parias werden von den höheren Kasten für unrein geachtet. Als wesentlicher Grund wird dafür jetzt angegeben, daß viele von den Parias Gefallenes essen. Christlichen Parias wird das verboten unter Berufung auf Apg. 15, 29. Dennoch lastet

dieser Verdacht auf allen Parias. Bei den höheren Kasten aber reagiert dagegen ein begreifliches Gefühl des Ekels. Seit vielen Jahrhunderten sind sie gewöhnt und gelehrt, sich des Fleischessens überhaupt zu enthalten, ein Verbot, welches bei dem Klima Indiens nur als eine Wohlthat betrachtet werden kann. Gefallenes zu essen aber erscheint ihrem Gefühl wie ein widernatürliches Verbrechen. Geist und Körper reagieren dagegen. Unsere Landprediger müssen bei ihrer Ordination versprechen, sich in ihrem amtlichen Verhalten von Kastenvorurteilen nicht beeinflussen zu lassen. Einer derselben erzählte mir, welche körperliche Überwindung es ihm koste, das Haus eines Mannes zu betreten, von dem er wisse, daß er Gefallenes äße. Er thue es ja, aber des Ekels könne er sich nicht entschlagen. Bei den Hindus sind solche Empfindungen viel mehr körperlicher, als seelischer Natur, und können darum nicht so leicht durch einen Willensentschluß aufgehoben werden. Die Reaktion gegen das Fleischessen ist im Rückgange begriffen, weil die größeren Anforderungen der Neuzeit eine kräftigere Nahrung fordern. Dennoch wurde mir von einem treuen alten Diener unserer Kirche erzählt, daß er den Seinen das Fleischessen erlaubt, sie aber gebeten, ihn selbst damit zu verschonen, weil sein Körper zu solcher Speise „nein“ sage.

In dem heißen Klima Indiens ist peinliche Reinlichkeit mehr als anderswo das Erfordernis geistiger und körperlicher Gesundheit. Was Wunder, daß sich die höheren Volksklassen gegen die Unreinlichkeit der niederen abschließen. Der Selbsterhaltungstrieb zwingt sie dazu. Daß Europäer ihr Essen von Pariaköchen bereiten lassen müssen, ist dem Ansehen der Europäer nicht förderlich, und daß Sudrachristen nicht geneigt sind, am Tische von Europäern zu essen, ist mehr denn begreiflich. Sind wir selbst doch nur durch die Not gezwungen, eine Speise zu genießen, über deren reinliche Bereitung Sicherheit zu erlangen eine Unmöglichkeit ist. Ein Sudrachrist erzählte mir, daß ein Europäer auf einer Reise ihn zu seinem supper geladen. „Man darf nichts ausschlagen, was einem die Liebe bietet, und so nahm ich an; aber es kostete mir schwere Überwindung,“ sagte er. Das hat, meine ich, mit Kastenvorurteilen sehr wenig zu thun.

Es ist nicht zu leugnen, daß es Unsitten in Indien giebt, die der Kaste direkt zur Last fallen. So die Kinderhochzeiten. Sie verdanken ihren Ursprung und ihre Erhaltung dem Kasteninteresse, das das Heiraten aus dem Familienkreise heraus verbietet. Andrerseits erweist sich die Kaste nicht selten geradezu als Hüterin des sittlichen Interesses. Es sei ein Beispiel erlaubt. Ein Familienoberhaupt hatte, wie die Zeitungen be-

richteten, bei der Hochzeit eines Familiengliedes Bajaderen geladen und einen Tanz aufführen lassen, der nach dem Kastenrecht verboten ist. Gott sei es geklagt, lassen sich hohe englische Beamte diesen Tanz oft genug vorführen. Jener Mann aber wurde aus seiner Kaste ausgestoßen. Er wurde gegen seine Kastengenossen klagbar. Allein das Gericht erklärte, daß, wenn nicht eine Schädigung seines Vermögens oder ein Angriff auf seine politischen Rechte nachweisbar sei, im übrigen ein Eingriff in die innere Verwaltung der Kaste nicht in der Sphäre der öffentlichen Rechtssprechung läge.

Die Kaste zeigt die allernächste Beziehung zur Familie. Ja sie ist die Erweiterung der Familie. Kastensinn nach seiner positiven Seite ist Familiensinn. Die scharfe Ausprägung des Familiensinnes ruft die scharfe Ausprägung des Kastensinnes hervor. So kann man im allgemeinen wohl die Behauptung wagen, daß die Kaste die Hüterin der Keuschheit ist, freilich nicht der Keuschheit im christlichen Sinne als einer positiven, das innere und äußere Leben beherrschenden Tugend. Bei der Frau besteht die Keuschheit darin, daß sie als Mädchen in der Obhut ihrer Eltern, als Ehefrau unter der Obhut ihres Mannes, als Witwe unter der Obhut ihrer Verwandten bleibt; bei dem Mann darin, daß er nicht „lauernd stehe an der fremden Gattin Thür." Allerdings giebt es einen berühmten Vers des Kural, der auf mehr zu deuten scheint, als auf die bloß negative Seite der Keuschheit.

„Leben sucht Verleiblichung; der Tugend Streben geht auf
Hüllung in die Scham."

Dürfte man auch annehmen, daß des Dichters sittliche Erkenntnis ahnend sich über den Erkenntnisstand seines Volkes emporhebt, so belehren uns die Kommentatoren dieses Verses auf das klarste, daß es zuviel wäre, bei dem Hindu im allgemeinen ein Verständnis für die positive Seite der Keuschheit vorauszusetzen. Aber allerdings — eine Hüterin der Keuschheit als der äußeren Gebundenheit unter die gute Sitte, mehr die Frauen als die Männer angehend, ist die Kaste.

Einer der schwersten Vorwürfe, der gegen die Kaste erhoben wird, ist der, daß sie die Übung der Barmherzigkeit lediglich auf die Kastengenossen eingeschränkt hat. In der That, mit Ausnahme der Kupfermünze oder der Hand voll Reis, die man dem Bettler bietet, mit Ausnahme der Speisung von Armen, die bei Hochzeiten oder bei Trauerfällen Sitte ist, giebt es kaum eine über den Bereich der Kaste hinausgehende Übung der Barmherzigkeit in Indien. Denn selbst in jenen Rasthäusern, welche als Wohlthat für die Reisenden gegründet sind, herrscht das Kasteninteresse

vor; Leute niederer Kaste werden hinausgewiesen und es sind die Brahminen, die auch hier das Fett des Landes essen. Ich las darüber eine Schilderung von einem strengen Kastenmann, der, nachdem er Entstehung und Bedeutung der Kaste in indisch rechtgläubiger Weise dargelegt, den Übermut und den Eigennutz der Brahminen in der rücksichtslosesten Weise geißelt. Man sieht, es fehlt auch unter den Eingeborenen selbst nicht an einer Reaktion gegen die Übergriffe der Kaste, wie denn gegen die Brahminen viele Spottgedichte im Volke umlaufen. Das berührt aber, soweit ich sehen kann, die Kaste selbst und ihre Schätzung wenig. Die Kaste ist und bleibt wesentlich die Lebensform Indiens und — das positive und negative Maß indischer Sittlichkeit. „Für die Sittlichkeit eines Mannes ist die Sitte der Kaste das Maß": das finden wir in zahlreichen Sinnsprüchen ausgesprochen.

Es wäre ein Wunder, wenn die über Indien strömende abendländische Kultur mit ihrer freieren Anschauung, mit ihren Verkehrsmitteln, mit ihren öffentlichen Einrichtungen, mit ihrem hastenden Treiben nicht hie und da die in dem langsamen Geleise vergangener Jahrhunderte dahingehenden Kastensitten lockerte oder suspendierte. Aber die Kaste ist tolerant und spricht ein: non possumus nur, wo sie die Macht hat. Man suspendiert die Kastensitte für das Wasserholen an den Wasserreservoirs der großen Städte, für den Verkehr in Eisenbahnen. Allerdings scheint es neuerdings, als wollten sich die Kastenleute, wo sie können, die zweite Wagenklasse reservieren. Wenigstens wurden einigemal Europäer, die die zweite Klasse bestiegen, von Eingeborenen in mehr oder weniger höflicher Weise je nach dem Maß des vorhandenen Mutes bedeutet, daß Europäer in die erste Wagenklasse gehören. Das sind natürlich ohnmächtige Versuche. Im wesentlichen suspendiert die Eisenbahn den Kastenunterschied. Man würde sich aber täuschen, wenn man aus der verhältnismäßigen Leichtigkeit, mit welcher sich diese Wandlungen vollzogen, auf eine Schwäche der Kaste schließen wollte. Wie die Stärke Roms in der Elasticität seiner Ansprüche liegt, so scheint mir diese Suspension der Kastenansprüche eher auf Stärke als auf Schwäche des Kastenbewußtseins zu deuten. Die Kaste fühlt sich sicher. Sie sieht ihr Wesen in tieferen Interessen, als in dem einer ausnahmslos durchgeführten äußeren Sonderung.

Wenn wir uns nun erlauben, für unser sittliches Urteil die Folgerungen aus dem Gesagten zu ziehen, so sehen wir in der Kaste Indiens ein durch die Jahrtausende erwachsenes natürliches Gewächs, von der Wurzel bis zur Krone von Sündenadern durchzogen — Fleisch vom Fleische. Und doch halten wir es für Manichäismus, alle sittliche Kraft

in einer Bildung zu leugnen, welche es mit allen Reichen dieser Welt teilt, daß etwas von dem κατέχον (2 Theſſ. 2, 6) auch in ihr wirksam ist. Die Kaste für ein Gemächt des Teufels schlechthin zu erklären, halte ich für der Wahrheit der Dinge widersprechend.

Dennoch bleibt es dabei, daß das Christentum keinen mächtigeren Feind in Indien hat, als die Kaste. Auch die moderne Gegenmission der indischen Traktatgesellschaft steht im wesentlichen im Dienst und Brot der Kaste. An der Überwindung der Kaste hängt der Sieg des Christentums in Indien.

4. Die evangelische Stellung der Mission zur Kaste.

Die römische Jesuitenmission hatte die Macht und Bedeutung der Kaste sehr wohl erkannt. Sie versuchte nicht, sie zu überwinden und vermied jeden Gegensatz gegen sie. Ja, sie suchte in dem sogenannten Accommodationsverfahren durch die Formen der Kaste selbst dem indischen Geist das Christentum genehm zu machen. Daß diese Versuche im wesentlichen scheiterten, ist bekannt. Das Unehrliche dieses Verfahrens war sein Gericht.

Als evangelische deutsche Missionare das große Werk der Christianisierung Indiens begannen, konnten sie nicht daran denken, der Kaste als solcher den Krieg zu erklären. Es wäre das ebenso unmöglich gewesen, als wenn Paulus in Rom dem römischen Reiche den Krieg erklärt hätte. Sie suchten Seelen zu gewinnen und das Zeugnis vom Reiche Gottes wem immer zugänglich zu machen. Man kann sagen, sie hatten keine principielle Stellung zur Kaste. Und doch haben sie in dieser äußerlich principlosen Stellung sehr viel Weisheit der Liebe entwickelt. Namentlich war es Christian Friedrich Schwartz, dem „Königspriester“ gegeben, durch die Kunst heiliger lauterer absichtsloser Liebe die Verkehrsformen zu finden, die Hohen und Niederen das Herz abgewannen. Ihm wohnte jener konservative Sinn bei, der bei allem Haß gegen die Sünde die Natur und Geschichte eines Volkes bei ihrem Recht beläßt. Er war freilich auch in andrer Beziehung größer und weiter angelegt, als die meisten seiner Brüder; denn er konnte sagen: wir sind nicht gesandt, die Leute zu bekehren, sondern ihnen das Evangelium vom Reich zu verkündigen. So ging seine Thätigkeit mehr ins Große und Weite, wie denn die Frucht seiner Wirksamkeit seiner eignen Kirche zum größten Teil verloren gegangen ist. Man könnte denken, daß er eben durch die in das Große und Weite gehende Art seiner Wirksamkeit jenen engen Raum vermieden, in dem sich die Thatsachen stoßen. In der That wird die Kastenfrage erst zur brennenden Frage, wenn es sich um Gemeindegründung und Gemeindeleitung handelt.

Indes hat Schwartz auch da bewiesen, daß die keinem gesetzlichen Princip innewohnende Kraft, die Gegensätze zu mildern und auszugleichen, dem Evangelium von der freien Gnade wirklich innewohnt.

Englische Missionen haben zuerst versucht, eine principielle Stellung zur Kaste einzunehmen. Ihre Stellung war durchaus negativ. Sie verwarfen die Kaste als Kaste. Im Namen des Blutes der Versöhnung, im Namen der Bruderschaft aller Menschen wurde das Verdammungsurteil gegen die Kaste proklamiert. Es erscheint mir einseitig, dieses Verfahren lediglich dem gesetzlichen Sinn des englischen Christentums und seinen aus den Wurzeln des reformierten Bekenntnisses erwachsenen Anschauungen zuzuschreiben. Jene Proklamation und der daraus entstehende Sturm gegen die Kaste fällt in eine Zeit, da die politischen Machthaber, die Bedeutung der Mission erkennend, anfingen, sich freundlich zu ihr zu stellen, da Missionare mit frommen englischen Beamten intimen Umgang pflegten. Man unterschätzte damals die Widerstandskraft des indischen Volkes, weil man wenig von nationalem Gefühl bei ihm fand. Man wußte nicht, daß in der indischen Volksseele das Kastengefühl die Stelle des Nationalgefühls einnimmt und daß unter Umständen jenes sich ebenso zäh erweisen kann, als das letztere. Neben dem ausgesprochenen Willen, zu christianisieren, ging vielleicht nicht völlig bewußt der unausgesprochene Wille her, zu anglisieren, eine Thatsache, die auch aus andern Umständen, namentlich aus der Gestalt, die das Unterrichtswesen annahm, erweisbar ist. Wir sind weit entfernt, damit einen Stein auf edle, wohlmeinende englische Missionare werfen zu wollen. Es war nur zu natürlich, daß ihre christliche Grundanschauung, verbunden mit ihrem Nationalgefühl, sie dahin führte, die Macht der Kaste zu unterschätzen und dieselbe unter das vielleicht allzu grelle Licht ihres eigenen sittlichen Ideals zu stellen. Grauls nüchterne Warnungsrufe verhallten — wenigstens für den Augenblick — und es zeigte sich, daß es Mühe genug kostete, selbst das kleine Schifflein der deutschen lutherischen Mission aus den Wellen zu retten, die der Sturmwind der Kastenstreitigkeiten über seinen Bord gehen ließ. Damals zerbrach auch hier dem Steuermann fast das Steuer und der Weg an Klippen und Untiefen vorüber war schwer zu finden.

Daß man sich über die Widerstandskraft der Kaste getäuscht hatte, mußte man bald genug erkennen. Bei den kirchlichen Proklamationen gegen die Kaste ereigneten sich jene tumultuarischen Scenen, von denen in Deutschland und vielleicht auch in England wenig bekannt geworden ist. Sie bilden ein düsteres Blatt der indischen Missionsgeschichte. Es verschärften sich in den Gemeinden die Kastengegensätze innerlich, während sie

äußerlich Gewalt litten. Von einer Ausgleichung der Gegensätze durch jenen gesetzlichen Eingriff wird auch auf englischer Seite niemand reden, der den Dingen bis an die Wurzel zu sehen wagt. Jene Streber tauchten auf, die durch die Aufgabe ihrer Kaste Propaganda für den Wert ihrer Person machten. Die Anglisierung der Gemeinden schritt voran. Die Zeit hat auch hier ihren mildernden Einfluß bewährt. Man ist ruhiger geworden. Unter der Hand hat die Praxis der Kaste gegenüber einen milderen Charakter angenommen, obwohl jene Erlasse noch formell zu Recht bestehen.

Durch die offizielle Auffassung der Kaste als einer schlechthin verwerflichen Einrichtung ist die Stimmung des Hindu zum Christentum eine wesentlich andre geworden. Den indischen Religionen wohnt an und für sich eine gewisse Toleranz inne. Wie diese Religionen sich selbst nur für Erkenntnisphasen halten, so ist auch der orthodoxe Hindu geneigt, dem Christentum seinen Wert als der Erkenntnisphase des Abendlandes zuzugestehen. Ja viele stehen dem Zugeständnis nicht fern, daß das Christentum eine höhere Erkenntnisphase sei. Es ist nicht abzusehen, wohin schließlich der verhältnismäßig ruhige und unbefangene Gedankenaustausch zwischen den Sendboten des Christentums und den Anhängern der indischen Religionssysteme geführt haben würde. Er erreichte jedenfalls durch den Sturm gegen die Kaste sein Ende. Der Hindu fühlte sich im Innersten seines Wesens angegriffen und verletzt. Nicht als ob das Heidentum dadurch unmittelbar gegen das Christentum fanatisiert worden wäre. Es geht alles langsam in Indien. Erst die neuere Zeit hat jene fanatischen Verunglimpfungen des Christentums gezeitigt, die eigentlich nicht im Sinne indischer Religionsanschauungen sind, die vielmehr mit den Kunstgriffen abendländischen Christushasses das Heiligtum des Abendlandes lästern. Noch entstammen diese Wurfgeschosse dem Fanatismus sehr kleiner Kreise. Diese Kreise aber kämpfen weniger für ihre Religion, als für das Heiligtum der Kaste. Das läßt sich schon daraus erkennen, daß die eigentlichen Priestergeschlechter sich an dem öffentlichen Kampfe so gut wie gar nicht beteiligen. Sie kämpfen, wenn sie den Gelderwerb geschädigt meinen, der ihnen aus dem Aberglauben der Menge kommt, nur eben mit dem wüsten Geschrei: „Groß ist die Diana der Epheser.“ Die ernstlichen Rufer im Streit sind die unsern politischen Persönlichkeiten unter indischen Verhältnissen entsprechenden Persönlichkeiten, die für das nationale Recht ihres Volkes, das heißt für die Kaste, Partei ergreifen.

Die Stimmung der weitesten Kreise im Volk gegen das Christentum ist von diesem Patriotismus der Kaste beeinflußt, wenn wir uns so aus-

drücken dürfen. Es ist keine eigentlich feindselige Stimmung, sondern die Stimmung der Scheu. „Ich erkenne," sagt ein Hindu, „daß das Christentum ein guter Weg ist." — „Warum gehst du ihn nicht?" — „Meiner Familie wegen." — „Wenn du keine Familie hättest, würdest du ihn gehen?" — „Nein." — „Warum nicht?" — „Der Kaste wegen." — „Was habt ihr so Großes an eurer Kaste?" — „Das können Sie nicht verstehen. Das kann man nur verstehen, wenn man es erfährt." — Wir begreifen, der ganze irdische Sinn des Hindu, gestärkt durch jahrtausendelange Gewöhnung, konzentriert sich im Kastenbewußtsein. Das „nein" gegen seine ganze Existenz, das „nein" gegen die wirklich vorhandenen sittlichen Motive seines Kastenverhältnisses, das „nein" gegen die Geschichte seiner Väter hat ihm etwas Grauenhaftes. Wäre die Kaste ein rein unsittliches Verhältnis, so wäre der Kampf gegen sie leichter. Zudem ist der Hindu mehr als jeder andre ein Gesellschaftsmensch. Sein Denken und Empfinden ist nicht individuell, sondern social. Wie schwer muß ihm das „nein" werden gegen seine ganze sociale Stellung.

„Ich überlege mir seit langem," sagte mir völlig aus eigener Initiative ein Hindu, der einen tieferen Eindruck von dem Wesen des Christentums empfangen hat, „warum das Christentum, das besser ist, als unsere Religion, noch nicht mehr gewirkt hat in Indien. Ich kann keinen andern Grund finden, als daß es die Missionare mit der Kaste versehen haben."

Sollen wir also denken, daß ein verhängnisvoller Fehler der Missionspolitik vorliegt? Wir glauben an die göttliche Leitung der Missionspolitik und vergegenwärtigen uns ohne jeglichen Zweifel, daß es auch bei durchaus evangelischer Stellung der Mission zur Kaste eher oder später zu einem Zusammenstoß der Interessen und zu einem Kampf auf Tod und Leben zwischen Kaste und Christentum hätte kommen müssen. Fleisch und Blut der Kaste kann das Reich Gottes nicht ererben! Könnte unsere Missionspolitik der Missionspolitik des Bonifatius ähnlich sein, der mit solchem Geschick auf die nationale Zukunft seiner Bekehrten einzugehen und zu wirken verstand (vgl. den Aufsatz über Bonifatius im Jahrgang 1890 dsr. Ztschr.), hätten wir eine jahrtausendlange Entwicklung vor uns, wie jener, brächten wir das Christentum in einer Gestalt, die eine äußere Annahme ohne völlige innere Erneuerung ermöglichte, so wäre eine Schonung der Kaste von seiten der Mission und eine allmähliche Christianisierung der Kaste möglich. Aber es fehlt unserer Missionsarbeit jegliche Handhabe für eine eventuelle Umgestaltung der nationalen Verhältnisse Indiens. Wir haben keinen Beruf, darüber auch nur nachzu-

denken.[1]) Unsere Arbeit ist nichts anderes als eine dem in Herrlichkeit kommenden Christus vorantönende Johannesstimme: „Thut Buße; denn das Himmelreich ist nahe herbeigekommen." Unsere Zeit ist kurz. Wir bringen das Christentum in einer durch jahrhundertelange Entwicklung konzentrierten und gereinigten Gestalt, in einer Gestalt, die auf unmittelbare völlige Entscheidung dringt. Diese Entscheidung erschöpft alle eigene Kraft der Bekehrten und gründet sie auf den Fels der ewigen Gnade allein. Wir finden nirgends in unsern eingeborenen Gemeinden die Ansätze oder nur das innere Bedürfnis einer selbständigen Weiterentwicklung über das hinaus, was ihnen gegeben ist — natürlich, da ihnen ja der ganze Reichtum der Offenbarung Gottes in der einfachsten Gestalt überliefert ist. Sie haben alles, was sie brauchen, für Zeit und Ewigkeit. Und doch, wie nahe läge es z. B. für einen Hindu, den indischen Begriff der Meditation in den christlichen Glaubensbegriff einzuschmuggeln. Es geschieht nichts dergleichen. Bald nach dem Heimgang der Apostel zeigen sich im Morgenlande und im Abendlande Ansätze selbständiger Entwicklung — eine lange Geschichte weissagend, die sie zu ihrer eigenen Korrektur nötig hatten. Die Kirche ging damals ihrer Geschichte entgegen, während sie jetzt vor ihrem nahenden Ende steht. Nirgends kann man das so klar erkennen, als in der Mission, deren von Gott ihr eingegebene Politik eine auf rasche Entscheidung zielende ist, eine Politik des Zeugnisses vor dem Ende (Matth. 24, 14). Das unverhüllte Zeugnis fordert den Glauben. Da aber der Glaube nicht jedermanns Ding ist, so werden wir nicht erwarten dürfen, ganze Kastenverbände dem Glauben zufallen zu sehen. Unser Zeugnis fordert individuellen Glauben. So muß die Kaste unsere Gegnerin sein, da sie den individuellen Glauben bindet.

Wir halten es nicht für richtig, in der Heidenpredigt die Kaste direkt anzugreifen, wenn ein solcher Angriff nicht bestimmt provoziert wird, — oder gar sie lächerlich zu machen. Daß die Kaste nichts Lächerliches ist, so lächerlich sie oft in ihren Auswüchsen erscheint, glauben wir gezeigt zu haben. Was will man auch sagen? Will man jene Legende angreifen, daß die Brahminen aus dem Antlitz des Brahma, die Sudra aus dem Fuß desselben entstanden seien? Man würde damit nur ernsthaft nehmen, was von den Hindus kaum ernsthaft genommen wird. Jener Legende gegenüber giebt es auch in der indischen Litteratur Aussprüche, die den gemeinsamen Ursprung aller Menschen betonen. Theoretische Polemik trifft das nicht, was man treffen will. Die Kaste hängt eben

---

[1]) Wir können dieser Anschauung nicht völlig beitreten. D. H.

nicht von theoretischen Meinungen ab. Wer der Sprache Herr ist und die Verhältnisse ganz genau kennt, mag immerhin die Kastensünden geißeln. Im allgemeinen werden dazu nur begabte Eingeborene imstande sein. Jedenfalls darf sich niemand steigern zu dem Satze: die Kaste ist Sünde; denn dieser Satz wäre nicht wahr.

Viel wichtiger ist der positive Weg der Verkündigung des Evangeliums. Ohne es auszusprechen, kämpfen wir gegen die Kaste, wenn wir von der Gerechtigkeit und Liebe Gottes predigen, von dem Blute des einen Erlösers, von dem einen Wege zum Leben. Gelingt es, diese Gedanken dem Hindu verständlich zu machen, gelingt es, die Worte Christi in sein Gewissen zu legen, so ist eben damit die Kaste überwunden, oder ihre Überwindung von innen nach außen ist nur eine Frage der Zeit.

Es giebt, dank der Arbeit der Mission, dank der Bibelverbreitung in Indien nicht wenige, die dem Christentum innerlich zugethan sind, ohne Christen zu werden. Sie gleichen einem Feinde, der die Waffen gestreckt, aber sich in eine Festung verborgen. Diese Festung heißt: die Kaste. „Es ist noch nicht Zeit," sagen sie. Was wir auch thun mögen, wir können sie aus dieser Festung nicht herauslocken. In der kurzen Zeit, die ich in Indien bin, habe ich das: „es ist noch nicht Zeit" so oft gehört, daß ich fast Bedenken trage, es nur im Sinne des: „ich bitte dich, entschuldige mich" zu nehmen. Wäre es so zu nehmen, so wäre unsere Lage eine tief traurige; denn wir würden dann Indien das Evangelium zum Gerichte predigen. Der Sinn dieses: „es ist noch nicht Zeit" ist ohne Zweifel: wenn meine Brüder und Freunde mit mir kommen, dann werde ich kommen. Aber wann werden jene kommen?

Könnten wir doch die, die aus der Kaste wirklich zu uns kommen, mit ungetrübter Freude begrüßen. Aber es sind nicht selten Überläufer, an denen auch der Kaste nicht viel gelegen ist. Nun ist ja das weltüberwindende römische Reich aus Überläufern entstanden und unser Heiland aß mit Zöllnern und Sündern. Und doch — die Kirche Christi bedarf der Nathanaele, und die Besten aus jeglichem Volk hätten immer noch Ursache, sich als Zöllner und Sünder zu Jesu Füßen zu setzen. Die Besten Indiens werden Mühe haben, sich auch nur mit dem Zöllner Zachäus zu vergleichen.

Es giebt bekehrte Brahminen, die eine Zierde der Kirche geworden sind. Aber es sind sehr wenige. Andere gleichen Bäumen, die ihrem natürlichen Boden entnommen kränkeln. Ihr Charakter war der Charakter ihrer Kaste. Die Bildung eines christlichen Charakters aber scheint mehr

Zeit zu erfordern, als die Spanne eines Menschenlebens. Andre sind Streber, die das Himmelreich um des Geldes willen suchen.

Der kernhafteste Teil des indischen Volkes sind die Sudras. Sie bilden in den meisten Gemeinden das Rückgrat. Sehe ich recht, so haben wir aus den Sudras nirgends erheblichen Zuzug, wo schon Pariagemeinden vorhanden sind. Nur da, wo noch keine Gemeinde vorhanden ist, lassen einzelne Sudrafamilien sich willig finden. Gerade bei den Sudras ist die Kaste verhältnismäßig am gesundesten und sie sind neuerdings am ängstlichsten, eine Religion anzunehmen, die den Anschein einer Pariareligion hat.

Aber ists denn nicht möglich, die Kaste zu halten und doch Christ zu werden? möchte jemand fragen. Konnte doch ein Paulus sich auf sein römisches Bürgerrecht berufen, obwohl er Christ war. Waren doch Christen römische Beamte und Soldaten im Dienst des Kaisers. Ist die Kaste mehr, als das römische Reich? — Allerdings, sie ist mehr. Denn zu dem römischen Reich war ein lediglich formales Rechtsverhältnis möglich. Die Kaste aber ist eine Lebensordnung, die alle, auch die inwendigen Lebensregungen beherrscht. Wer Christ werden will, muß allerdings die Kaste brechen; denn er tritt in ein andres Lebensverhältnis ein.

Je unleugbarer das ist, um so unbefangener darf die evangelische Mission alles das tolerieren und geradezu konservieren, was nur formal ist an dem Kastenbewußtsein der Bekehrten. Warum sollen wir die Sudrachristen zwingen, mit Pariachristen zu essen? Wir machen dadurch die Sudras zu Parias, wozu wir kein Recht haben. Achtet doch die Kirche auch im Abendlande den Unterschied der Stände. Soweit das Kastenbewußtsein nichts ist, als Standesbewußtsein, hat es sein Recht. Ist doch die Lebensführung des Sudra eine höhere, als die des Paria. Er ist intelligenter und steht moralisch im allgemeinen höher. Auch Europäern gegenüber hat die Kastensitte ein gewisses Recht der Erhaltung. Warum quälte man die berechtigten Empfindungen der armen Leute mit jener berüchtigten Tasse Thee. Es ist europäische Sitte, Thee zu trinken, indem man die Tasse an die Lippen setzt. Warum verlangt man von Hindus zu thun, wofür sie ein Gefühl des Ekels haben? Das heißt nicht, christianisieren, sondern europäisieren. Petrus mußte sich von Paulus um seiner Heuchelei des vormaligen Essens und des nachmaligen Nichtessens mit den Heiden strafen lassen (Gal. 2, 11—13). Heuchelei ist alles, was nicht aus dem Glauben kommt. Daß aber die erzwungene Teilnahme der Hindus an einer europäischen Tasse Thee nicht aus dem Glauben kommt, ist sattsam bewiesen. Hatte nicht jener Sudrachrist, dem die Ordination angeboten wurde unter der Bedingung, wenigstens eine Tasse Thee mit

seinem Missionar zu trinken, zum mindesten das Recht der Ehrlichkeit auf seiner Seite, wenn er sagte: „Behalten Sie Ihre Tasse Thee und Ihr Amt; ich bedarf beides nicht.“ Er ist nachher ohne jene Tasse Thee ordiniert und ein gesegneter Zeuge Christi geworden, der den geringsten Paria seinen Bruder nannte. Von der Gemeinschaft des Glaubens und der Liebe mit unsern indischen Brüdern haben wir in der That bessere und gewichtigere Zeugnisse, als eine gemeinsam eingenommene Tasse Thee.

Man sollte meinen, es müsse der Mission auf das äußerste daran gelegen sein, ihren eingeborenen Dienern die möglichst freie Bewegung unter ihren Stammesgenossen zu ermöglichen.

Es ist aber keine Frage, daß ein Sudrakatechet sich unter den Heiden freier bewegen kann, als ein Pariakatechet. Das gilt selbst für die Arbeit unter den Parias. Es müssen gewaltige Stürme über Indien ergehen, ehe der Pariabevölkerung der Respekt vor dem Sudra ganz abhanden kommt. Die heidnischen Sudras aber betrachten den christlichen Sudra zwar nicht als ihren Kastengenossen, wohl aber bis zu gewissem Maße als ihren Standesgenossen. Man kann es oft beobachten, wie fein die Hindus den Ton ihrer Verkehrsformen zu variieren wissen. Dieser Vorteil würde der Mission entgehen, wenn ihre Sudrachristen etwa mit Parias Tischgemeinschaft hätten, wenn sie nicht mehr in der Weise ihres Volkes äßen und sich kleideten.

Die Art, wie Hindus sich kleiden, ist so viel sittsamer, kleidsamer und dem Klima entsprechender, als die Annahme europäischer Kleidung. Es wäre ein Unrecht, diese begünstigen zu wollen. Freilich giebt es eine Strömung unter den eingeborenen Christen, die in möglichster Anlehnung an englische Sitte bewußt oder unbewußt das Ziel verfolgen, den indischen Christen durch Hilfe des europäischen Einflusses eine korporative Stellung gegenüber oder neben der Kaste zu gewinnen. Das würde denn schließlich auf Konstituierung einer christlichen Kaste hinauslaufen. Wir sehen darin eine ernste Gefahr, soweit wir das Ziel der Christianisierung Indiens im Auge haben, leugnen auch nicht, daß diese Dinge für uns sehr oft den unangenehmen Beigeschmack der Streberei haben. Zu einem Landprediger der Leipziger lutherischen Mission, der für seine Person bekennt, daß er, wozu ihn ein Zwang nie gebracht hätte, von innen heraus von der Kaste frei geworden ist, sagte ein eingeborener Christ einer andern Gemeinschaft: „Sie sind kein Christ, sondern ein Hindu; denn Sie tragen den Zopf.“ Die Antwort lautete völlig korrekt: „ich bin ein christlicher Hindu.“

Christliche Hindus sinds, die wir brauchen. Sie werden die Werkzeuge vornehmlich sein, mit denen Gott in Indien sein Werk zur Entscheidung bringt.

Was die Kastenvorurteile in den christlichen Gemeinden selbst anlangt, so haben wir keinen Grund, ihr Vorhandensein zu leugnen. Sie sind dort vielleicht noch mehr vorhanden, wo man sie gesetzlich zurückzudrängen, als da, wo man sie evangelisch zu heilen sucht. Im allgemeinen, glaube ich, überschätzt man ihre Bedeutung. Es ist doch so, daß durch die Taufe mit der Kaste wesentlich und völlig gebrochen ist. Darüber besteht kein Zweifel — für niemanden. Wir kämpfen also eigentlich mit Wind und Luft oder mit einem aus dem Taufgrabe erstandenen Gespenst des alten Menschen, wenn wir innerhalb der Gemeinde mit der Kaste kämpfen. Es muß ein kurzes Wort des Gesetzes genügen, jenes Gespenst zu bannen. Durch lange Diskussion geben wir ihm eine Wesenheit, die es nicht hat. Sein wirklicher Tod ist das Evangelium, dessen Predigt das Mittel ist, alle Lebensanwandlungen des alten Menschen zu töten.

Das Kastengefühl eines Christen ist doch im wesentlichen nichts andres, als ein Standesgefühl. Ein solches Standesgefühl entbehrt nicht jeder sittlichen Berechtigung. Hat dieses Standesgefühl hochmütige Impulse, so ist der Hochmut zu strafen, nicht die Kaste und nicht der Stand. Auch Parias haben hochmütige Impulse.

Es ist e i n Evangelium, das unsere Christen glauben, e i n Brot des Altars, das sie alle essen, e i n Kelch, aus dem alle trinken. Das genügt wahrhaftig, um die Kaste von der Thür der Kirche zu weisen. An dieser Einheit der Kirche wird keine evangelische Gemeinschaft je rütteln lassen. Wenn sich die Standesunterschiede im Nahen zum Altar hie und da zum Ausdruck bringen, wenn es Sitte geworden, daß erst die Sudramänner, dann die Pariamänner, dann die Sudrafrauen, dann die Pariafrauen nahen, so haben wir dafür Parallelen auch in den kirchlichen Gewohnheiten des Abendlandes. Man denke an die Chöre der Brüdergemeine oder an die festen Sitten bei den Abendmahlsgängen in deutschen Landgemeinden. Wenn ein hochgestellter Sudra es sich als Übung der Demut auflegt, als letzter hinter allen Parias das Sakrament zu empfangen, so ist das gewiß zu achten. Wir würden aber geneigt sein, einer andern Bethätigung der Demut den Vorzug zu geben. Denn dadurch wird die Kastenfrage an einem Orte angerührt, wo sie durch das Wesen der Dinge ausgeschlossen ist.

Daß Standesunterschiede als solche die christliche Liebe nicht aufheben, darf auch für Indien behauptet werden. Gegen Verletzungen der

Liebe führen wir das Schwert des Wortes Gottes, nicht aber gegen einen Stand, er sei hoch oder niedrig.

Gott allein weiß, wie sich die Dinge in Indien weiter entwickeln werden. Von den großen Schwierigkeiten, unter denen die Mission hier arbeitet, geben auch diese Darlegungen Zeugnis. Gott stärke die Treue der heimatlichen Kirche für die Geduldsarbeit in Indien.

Der Buddhismus in China

und was wir von ihm für die christliche Missionsthätigkeit lernen können.[1])

Von Charles Piton, ehemaligem Missionar in China.

Unter die merkwürdigsten litterarischen Erzeugnisse des Menschengeschlechts rechne ich die Reichs-Annalen Chinas, welche alle wichtig erscheinenden Ereignisse dieses Staates, von seinen ersten Anfängen an bis zu der Jetztzeit, also Jahrtausende hindurch ohne Unterbrechung, nach einem streng durchgeführten, einheitlichen Plan, kurz zusammenfaßt, in chronologischer Ordnung, aufführen.

Wir lesen daselbst, unter dem zehnten Monat des achten Regierungsjahrs des Kaisers Ming Ti, welches mit dem 65. der christlichen Zeitrechnung zusammenstimmt, folgenden Eintrag:

„Seine Majestät sendet Gesandte nach Indien, um daselbst das Gesetz Buddhas zu holen. Sie verschafften sich dort Bücher und brachten den Schamanen Nieh-mo-teng mit. In der Hauptstadt angelangt, wies man demselben den Tempel Hung-lu als Wohnung an."

Inmitten einer Menge andrer Notizen von für uns sehr geringer Bedeutung, wie die Ernennung von Staatsbeamten, Anzeigen von Umzügen des Kaisers aus einem Palast in den andern, könnte diese erste Erwähnung des Buddhismus in der Geschichte dieser großen Nation fast übersehen und unbeachtet bleiben. Und doch deutet sie uns eine der tiefgehendsten Umwälzungen an, die je in der religiösen Entwicklung eines großen Volkes stattgefunden haben.

Vergegenwärtigen wir uns den religiösen Zustand desselben in dem angegebenen Zeitpunkt.

In den ältesten schriftlichen Denkmälern, welche durch des Konfucius Fürsorge der Nachwelt überliefert worden sind und welche wir unter dem Namen der „Klassiker" kennen, finden wir die alten Chinesen als einem

[1]) Vortrag, gehalten im Akademischen Missionsverein in Basel.

stark naturalistisch gefärbten Monotheismus ergeben. Als oberste Spitze einer reich gegliederten geistlichen Hierarchie erscheint uns Schang-ti, wörtlich der „höchste Gott", symbolisiert und vielleicht auch identifiziert mit dem sichtbaren Himmel. Diesem beigegeben erscheint in späterer Zeit die Erde, ohne daß sie jedoch eine gesonderte Gottheit dargestellt hätte.[1])

Schang-ti streng untergeordnet galten noch als Objekte des Kultus die hauptsächlichen Himmelskörper, als von geistlichen Wesen beseelt gedacht, dann in immer absteigender Linie die höchsten Bergspitzen und die wichtigsten Wasserläufe als Repräsentanten der Schutzgeister der Gegend, die sie beschatten oder bewässern. Zu unterst der Stufenleiter, als breite Basis der Pyramide, deren Spitze Schang-ti bildet, finden wir die Ahnen.

Wie andern Völkern des Altertums ist auch den Chinesen die Geisterwelt ein getreues Abbild des irdischen Daseins und findet eine vollkommene Übereinstimmung in bezug auf hoch und nieder zwischen den zwei Gebieten statt. Dieser Anschauung ist es ohne Zweifel zuzuschreiben, daß heute der Kaiser allein Schang-ti, den höchsten Gott, zu verehren berechtigt ist, was er als Hoherpriester seines Volkes zu bestimmten Zeiten auf dem Altar des Himmels und in dem Tempel des Himmels, beide im südlichen Teil Pekings gelegen, mit großem Gepränge thut. Seine Vertreter in den Provinzen bringen desgleichen den ihren Landesteilen vorgesetzten Berg- und Flußgeistern die vorgeschriebenen Opfer dar; dem Volk dagegen bleiben als seinem Kultus überwiesen, seine Ahnen.

In dieser Form tritt uns heute der sogenannte Konfucianismus entgegen; nicht daß Konfucius der Schöpfer dieser Religionsform wäre, sondern nur ihr Reformator, oder besser „Konservator" und „Überlieferer".

Neben dem Konfucianismus bestand aber, während der letzten Jahrhunderte vor unserer christlichen Zeitrechnung, eine Philosophenschule, deren Gründer Lao-tse, ein älterer Zeitgenosse des Konfucius, war. Eine „Philosophenschule" sage ich, denn Lao-tse war wirklich ein Philosoph, was man dem Konfucius nicht nachsagen kann. Aber diese Philosophenschule war sehr bald in eine Art Alchimisten-Gesellschaft ausgeartet, die einen willkommenen Sammelpunkt für die ohne Zweifel schon vorher vorhandenen Zauberer, Schwarzkünstler, Tagewähler u. dgl. bildete und so nach und nach in den sogenannten Taoïsmus unserer Tage ausartete.

Zu dieser Ausbildung des Taoïsmus hat besonders beigetragen der berühmte Chi-huang-ti oder „Erster göttlicher Herrscher", der Erbauer

[1]) Konfucius verwahrt sich aufs entschiedenste gegen solche Auffassung. „Durch die Opfer, die wir dem Himmel und der Erde darbringen," sagt er, „dienen wir dem höchsten Gott."

der großen chinesischen Mauer. Erst Fürst des Vasallenstaates Tschin, war es diesem Mann gelungen, die kaiserliche Tschu-Dynastie zu stürzen und sich zum Oberherrscher der chinesischen Welt aufzuwerfen. Er wollte dies aber im Vollsinn des Wortes sein und sich nicht mit einer Art Ehren-Souveränität begnügen, wie dies bisher der Fall gewesen. Das Vasallentum ward abgeschafft und eine unbeschränkte Alleinherrschaft auf dessen Trümmern aufgerichtet. Die Konfucianisten, die Konservativen jener Zeit, welche Einsprache gegen diese Neuerungen erhoben, wurden zum Schweigen gebracht und ihre Anführer lebendig begraben. Auch der Herrschertitel wurde abgeändert. Das bisherige Wang „König“ wurde mit Huang „Herrscher“ ersetzt und die Silbe Ti „Gott“ angefügt. Daraus entstand das heute noch gebräuchliche „Huang-ti“, das gemeiniglich mit „Kaiser“ übersetzt wird, aber eigentlich mit „göttlichem Herrscher“ wiedergegeben werden sollte.[1]) Dazu wollte der Usurpator nicht nur Chi-huang-ti „Erster göttlicher Herrscher“, sondern zugleich auch der letzte und einzige seiner Art sein und darum strebte er nach Unsterblichkeit. Er warf sich in die Arme der entarteten Schüler des Lao-tse, die sich damals eifrigst mit Auffindung des Unsterblichkeitstrankes abplagten und that sein Möglichstes, den Taoïsmus an die Stelle des Konfucianismus zu stellen, ja er versuchte selbst den Schang-ti und die ihm untergeordneten Naturgeister durch andere Gottheiten von seiner eigenen Fabrikation zu ersetzen.

Glücklicherweise hat dieser verrückte Neuerer sein Vorhaben nicht lange verfolgen können. Er, der nach Unsterblichkeit trachtete, starb plötzlich während einer Reise, nur 49 Jahre alt, nach einer Regierung von zwölf Jahren.

Man hätte erwarten sollen, daß die ihm nachfolgende Han-Dynastie sich beeilen würde, den alten Stand der Dinge wieder herzustellen. Dem war aber nicht so. Ihre Herrscher scheinen im Gegenteil von dem Bewußtsein durchdrungen gewesen zu sein, daß das alte Feudalwesen und die damit verbundenen religiösen Auffassungen und Ceremonien den Zuständen und Bedürfnissen ihrer Zeit nicht mehr genügten. Es war ein Bedürfnis vorhanden nach etwas Neuem in — wenn ich so sagen darf — Staat und Kirche.

Wir sehen darum die zwei Jahrhunderte vor und zwei Jahrhunderte nach Christo einander auf dem Thron folgenden Herrscher der Han-Dynastie in stetigem Schwanken begriffen. Der eine versuchte ebenfalls

---

[1]) Mit dieser Neuerung that Chi-huang-ti dasselbe wie Domitian, als er Dominum se et Deum primus appellari jussit.

im Taoïsmus sein Heil, sein Nachfolger trachtete den Konfucius wieder zu Ehren zu bringen, während sein Sohn wieder zum Taoïsmus zurückkehrte.

In diese Zeit des Herumtastens fällt nun das Ereignis, welches in jenem Eintrag in den Reichs-Annalen verzeichnet ist und dessen Tragweite uns im Licht des eben gezeichneten geschichtlichen Rahmens erst recht verständlich sein wird.

Wir sehen da ein Volk, das seit Jahrhunderten ein merkwürdiges Geistesleben entwickelt hat, das eine einheimische, so reine Religion besaß, als wir je eine außer dem Christentum kennen, welche auch schöne sittliche Früchte im gesellschaftlichen Leben getragen hat; wir sehen dieses Volk kaiserliche Gesandte nach einem entfernten Reiche absenden, um eine neue Religion daselbst zu holen. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich sage, daß, seit die Welt steht, kein ähnlicher Fall verzeichnet worden ist.

In was unterschied sich nun der damals in Indien herrschende ursprüngliche Buddhismus von den in China befolgten Religionen?

Der Buddhismus ist mit Recht „der vorchristliche Versuch einer erlösenden Universalreligion“ genannt worden. Mit dieser Benennung ist sein Einzigartiges unter den heidnischen Kulten kurz und treffend gekennzeichnet. Er hat mit dem christlichen Erlösungswerk das gemein, daß er wie dieses eine Universalreligion sein will, und die Welt, die im Argen liegt, zu erlösen behauptet; er unterscheidet sich aber vom Christentum darin, daß er jeden Menschen seinen eigenen Heiland sein läßt, während jenes die Dazwischenkunft eines göttlichen Mittlers nötig erachtet; daß er ferner die vollendete Erlösung in das Aufgehen der Persönlichkeit, in das Nirvâna verlegt, während das Christentum sie in der ewigen Fortdauer der geheiligten Persönlichkeit findet.

Doch dies nebenbei; für unsern gegenwärtigen Zweck behalten wir nur im Auge, daß Çakya Muni anerkennt, daß die Welt im Argen liegt, daß der Mensch einer Erlösung aus derselben bedarf und daß in seiner Nachahmung der Weg zur Erlösung zu finden ist.

Das sind nun Anschauungen, welche dem Konfucianismus grundfremd sind und denen auch der Taoïsmus nicht gerecht zu werden vermag.

Der Konfucianismus kommt hauptsächlich im Ahnenkultus zu seiner praktischen Anwendung. Derselbe beruht aber auf der kindlichen Pietät. Als man Konfucius frug, wie dieselbe auszuüben sei, antwortete er: „So lange deine Eltern leben, diene ihnen nach dem Ritus; sterben sie, so begrabe sie nach dem Ritus; und nachher opfere ihnen nach dem Ritus.“

So unfaßlich es uns auch scheint, das ganze Altertum hat die Über-

zeugung gehabt, daß die Seelen der Abgeschiedenen die Opfergaben, wenn auch nicht grob materiell, so doch wirklich genießen, die ihnen dargebracht werden; und der Chinese unserer Zeit hat immer noch dieselbe Überzeugung.

Die Lehre einer Vergeltung nach dem Tode verträgt sich aber durchaus nicht mit dem Ahnenkultus. Es wäre schnurstracks gegen die kindliche Pietät, anzunehmen, daß der Vater in der andern Welt seine im irdischen Dasein begangenen Unthaten zu büßen hätte. So lange er Nachkommen auf dieser Erde hat, welche die vorgeschriebenen Opfer darbringen, wird es ihm in der andern Welt gut ergehen; stirbt sein Geschlecht dagegen aus, dann gerät er in die Zahl der hungrigen Geister, welche auf die Almosen wohlthätiger Leute angewiesen sind. Aus den Reihen der Seligen geht er über in die Reihen der Verdammten.

Man sieht, daß der Ahnenkultus der Forderung des Gewissens nicht gerecht wird, welche in den apostolischen Worten ihren Ausdruck gefunden hat: „Es ist dem Menschen gesetzt einmal zu sterben und hernach das Gericht," „da er erhalten wird nach dem er gehandelt hat bei Leibesleben: es sei gut oder böse." Das Sehnen nach Erlösung und der Versuch, dieses Sehnen zu stillen, sind dem Konfucianismus grundfremde Dinge.

Noch zu Konfucius Zeiten muß diese große Lücke in des Meisters Lehre seinen Jüngern fühlbar gewesen sein. „Meister," frug ihn einstens einer derselben, „was ist nach dem Tod?", eine Frage, in der wir den ersten Pulsschlag eines erwachenden sittlichen Gewissens erkennen. Der Meister fühlte ohne Zweifel das Ungenügende der ahnenkultischen Anschauungen gegenüber solcher Frage und wich ihr darum aus. „Ach was!" antwortete er, „wir kennen ja das Leben nicht einmal, warum sollen wir uns um den Tod bekümmern." Aber die Frage: „Was ist nach dem Tod?" muß immer wieder aufgetaucht sein. Ein denkendes, sittlich so hoch stehendes Volk wie die Chinesen konnte nicht anders, als sie immer wieder aufzuwerfen.

Der Taoïsmus hatte versucht, den gewünschten Aufschluß zu geben. Seine Unsterblichkeitstränklein und Zauberformeln konnten indes dem gesunden Menschenverstand der Chinesen nicht in die Länge genügen.

Da kommt ihnen die Kunde von dem Einsiedler des Geschlechts der Çakya (dies ist bekanntlich die Bedeutung des Namens Çakya Muni), von dem Furore, welchen seine Lehre jenseits des Himalaya gemacht, und sofort ordnet der Kaiser die Gesandtschaft ab, nicht etwa nur, um Näheres über die neue Lehre in Erfahrung zu bringen. Man muß schon ordentlich über ihren Inhalt unterrichtet gewesen sein, gewußt haben, daß es sich um eine welterlösende Religion handelte, denn die Gesandten bringen sofort einen

Lehrer mit, dem alsbald ein kaiserliches Gebäude zur Wohnung angewiesen wird.

Wir dürfen jedoch nicht wähnen, daß mit diesem Kommen eines Schamanen[1]) an den kaiserlichen Hof die indische Religion ins Reich der Mitte schon eingepflanzt gewesen wäre. Ihr Gegensatz zum Konfucianismus war ein zu schroffer, als daß dies so leicht hätte geschehen können. Der Schamane, der so glänzend empfangen worden, war ja als solcher dem Cölibat geweiht und jeder, der zur Vollkommenheit gelangen wollte, mußte dasselbe Gelübde auf sich nehmen. Vom Standpunkt des Ahnenkultus ist der Cölibat aber ein an seinen Vorfahren verübtes Verbrechen. „Es giebt dreierlei Verfehlungen gegen die kindliche Pietät," sagt Mencius und mit ihm jeder Chinese, „und keine Nachkommen haben ist die schwerste von den dreien." Schamane werden das heißt die ganze Reihe seiner Vorfahren dem Elend in der andern Welt preisgeben. Trotzdem der Kaiser Ming-ti den Schamanen Nieh-mo-teng hatte von Indien kommen lassen, hütete er sich darum sehr, seinem Volk zu gestatten, das Keuschheitsgelübde abzulegen. Jahrhundertelang begnügte man sich in China mit aus Indien gekommenen Buddhistenpriestern und das Verbot ward erst hinfällig, als einmal China in eine Reihe kleiner Reiche zerfallen war. Da hat der Herrscher des am weitesten westlich gelegenen Reiches es zum erstenmal gewagt, die lange eingehaltene Schranke zu durchbrechen. Aber bis auf den heutigen Tag sind der Rekrutierung der Buddhistenpriester Schranken gesetzt, indem jeder derselben immer nur je einen Schüler haben darf.

Auch sonst hat der Buddhismus in China noch verschiedenartige Schicksale erfahren. Bald war er in Gunsten, bald wurde er verfolgt; bald lesen wir von einem Kaiser, der selbst die Kutte anzog, bald von tausenden von Mönchen, die der Welt wieder zurückgegeben wurden, und als endlich nach mehr als tausendjährigen Kämpfen unter dem Einfluß der philosophischen Schule der Sung-Dynastie die gegenwärtig noch herrschende gegenseitige Duldung der drei Religionen, Konfucianismus, Buddhismus und Taoïsmus, von den kampfes- und streitesmüden Chinesen anerkannt wurde, da hatte der Buddhismus eine gänzliche Umwandlung erfahren. Der Schamane Nieh-mo-teng hätte wohl unter ihrer neuen Gestalt kaum noch die von ihm importierte Religion erkannt. Der Chinese

[1]) Schamane, chinesisch Sa-men, ist ein dem Sanskritausdruck Schramana nachgebildetes Wort. Letzteres bedeutet eigentlich „Stillen der Leidenschaften" und bezeichnete ursprünglich einen Schüler des Buddha. Heute nennt man bekanntlich Schamanen die Zauberpriester der Tartaren Nordasiens.

hatte während dieser Kampfeszeit den Buddhismus nach seinen Bedürfnissen umgeformt.

Die dem gemeinen Menschenverstand so schwer faßliche Lehre vom Nirvâna hatte der das Gewissen mehr befriedigenden Auffassung von Himmel und Hölle Platz gemacht. Der abgeschiedenen Seele wird in der Unterwelt vom Richter Yama je nach Befund ihr Wohnort im Ort der Seligen oder in dem der Verfluchten angewiesen.

Die Lehre vom Selbstschaffen seiner Seligkeit durch Kasteiung und Entsagung hat der Auffassung einer Mittlerschaft der Priester und der Sühnung der Sünden durch stellvertreterische Büßungen weichen müssen.

Man wundert sich oft über die Ähnlichkeit dieses reformierten Buddhismus mit dem Katholizismus. Diese Wahrnehmung hat auch die katholischen Missionare sehr unangenehm berührt und haben sie hierin eine durch den Teufel angestellte Nachäffung ihrer heiligen Religion zu finden gemeint.

Heute finden wir über das ganze große chinesische Reich hin buddhistische Klöster verbreitet, ohne daß wir deswegen behaupten könnten, daß die Chinesen als Volk Anhänger des Çakya Muni geworden wären. Der Chinese nimmt zu den buddhistischen Mönchen nur dann seine Zuflucht, wo der Konfucianismus ihn im Stich läßt, oft schon im Leben, besonders aber angesichts des Todes.

Es liegt ja für einen Chinesen in der Natur der Sache, daß nicht jeder Mensch ein „Schramana“ werden kann, da würde das Menschengeschlecht in kurzem von der Erde verschwunden sein; kann aber nicht jedermann sich diesem Stand ergeben, so müssen die, so es können, denen, die es nicht vermögen, überlegen sein. Und die, welche dann diesen Stand erreichen, müssen denen, die nicht dahin gelangen, behilflich sein können zum Heil, indem sie, die Geistlichen, den Laien etwas von ihrem Verdienst zukommen lassen. Auf diesem Wege ist die Priesterschaft Roms entstanden; auf eben demselben ist auch die Priesterschaft der buddhistischen Kirche zustande gekommen.

Deswegen nimmt der Chinese schon zu Lebzeiten zu den in seiner Nähe in Klöstern oder Tempeln zu seiner Verfügung sich haltenden Buddhistenpriestern (Bonzen) seine Zuflucht, wenn er fürchtet, durch eine bewußte oder unbewußte Verschuldung sich ein Unglück zugezogen oder sich demselben ausgesetzt zu haben. Opfer, dargebracht durch die Priester, Gebete durch sie abgeleiert, Ceremonien durch sie vollzogen, haben für den auftraggebenden Laien verdienstlichen Wert.

Kaum hat ein Vater oder eine Mutter die Seele ausgehaucht, so

dingt man eine Anzahl Buddhistenpriester, um die Sünden des Verstorbenen zu sühnen und ihn aus dem Ort der Qual zu retten. Man dingt ihrer mehr oder weniger für kürzere oder längere Zeit, je nach den vorhandenen Mitteln. Sie kommen, um je nach Umständen während eines Tags und einer Nacht, oder während zweier Tage und dreier Nächte, oder auch während sieben Tagen und acht Nächten die vorgeschriebenen Ceremonien zu vollziehen. Dieselben bestehen hauptsächlich im Herleiern von unverstandenen Gebeten, denn sie sind Nachahmungen der Sanskritlaute, unter Begleitung von Musikinstrumenten. Nachdem die ausbedungene Anzahl Tage und Nächte verlaufen ist, nehmen die Priester ihren Lohn in Empfang und gehen, um in einem andern Trauerhaus dieselbe Handlung auszuüben. Die Angehörigen des Verstorbenen aber schreiten zu seiner Bestattung mit der Überzeugung, daß sie ihr Bestes gethan, um seine Leiden in der Unterwelt möglichst abzukürzen.

Aus der Umgestaltung, die der Chinese dem Buddhismus hat widerfahren lassen, schließen wir mit Sicherheit auf das Vorhandensein eines Sünden-Sühnungs-Bedürfnisses bei den Chinesen, dem der Konfucianismus und der Taoïsmus nicht haben gerecht werden können, und da doch kaum jemand wird behaupten wollen, daß der Buddhistenpriester dasselbe befriedigen könnte, bieten wir dem Chinesen mit um so größerer Zuversicht die Botschaft des Heils in Christo an, als allein Leben und Seligkeit dem geängsteten Gewissen darbietend.

Deswegen ist es in der Heidenpredigt eine beliebte Art, Christum dem Buddhistenpriester entgegenzuhalten:

„Wenn ihr miteinander Streit habt, sagt man etwa den umstehenden Heiden, schimpft ihr euch nicht einander: „Du bist schlechter als ein Buddhistenpriester“? Hieraus geht hervor, daß ihr dieselben als sehr schlechte Leute anseht, und ich glaube, ihr irrt euch nicht. Und doch, wenn euer Vater, eure Mutter stirbt, nehmt ihr nicht eben zu diesen Buddhistenpriestern eure Zuflucht, dingt sie um teures Geld, damit sie die Seelen eurer lieben Verstorbenen retten? Wenn sie nun so schlechte Leute sind, so werden sie Mühe haben, ihre eigenen Seelen zu retten; wie können sie dann aber andern zur Seligkeit behilflich sein? Seht dagegen Jesum, den hat niemand je einer Sünde zeihen können &c.“ (Hier eine Schilderung der Sündlosigkeit und Heiligkeit Jesu.)

„Was thun diese Buddhistenpriester, um eurer Eltern Seelen zu retten? Sie singen Gebete ab, aber nur gegen Lohn. Nehmen sie das geringste eigene Interesse an dem Ergehen der Verstorbenen? Bewahre! Ums Geld ist es ihnen zu thun, solange sie keins kriegen, solange lassen sie getrost alle Welt zum Teufel fahren.

„Seht dagegen Jesum an, der ist freiwillig und umsonst auf unsere Erde niedergestiegen, um aller Menschen Sünden zu sühnen. (Hier eine längere Schilderung des Leidens und Sterbens Christi.)

„Endlich wartet ihr, bis eure Eltern tot sind, um für ihr Seelenheil zu sorgen und sie selbst getrösten sich bei ihrem Streben, daß nach ihrem Tode die sühnenden Handlungen vollzogen werden. Ich frage euch aber: Ist es nicht besser, daß eine solche wichtige Angelegenheit besorgt wird, solange man noch am Leben ist und daß man selbst das Nötige thut? Darum ermahne ich euch alle, laßt es nicht bis zum Tod anstehen. Erstens könnt ihr ja gar nicht sicher darauf zählen, daß dann alles nach eurem Wunsch geschieht, besonders aber ist es dann sicherlich zu spät. Sowie der Mensch gestorben, wird seine Rechnung unwiderruflich abgeschlossen, alles, was nachher geschieht, ist vergeblich. Darum thut Buße und bekehrt euch, solange ihr noch am Leben seid, glaubt an Jesum als den wahrhaftigen und besten Priester ꝛc."

So ausgezeichnet kann der Buddhismus zur Heidenpredigt verwertet werden. Wir sehen aber auch aus der ganzen Geschichte des Buddhismus in China, was der Kern und Stern unserer Predigt sein muß.

Nicht die Auffassung, die heutzutage wie eine wahre Epidemie in der christlichen Kirche um sich greift und welche den Tod Christi seines Sühnwertes entkleidet, auch nicht der Unitarismus und andere verwandte Richtungen, welche gegenwärtig in Japan importiert werden und sich nicht wesentlich über den monotheistischen Konfucianismus erheben, sind es, von denen den Chinesen Hilfe kommen kann. Wenn wir dem Buddhismus wollen den Rang ablaufen, wenn wir den Chinesen bieten wollen, was sie bei ihm gesucht und nicht gefunden haben, so müssen wir ihnen eben dasjenige bringen, was er ihnen nicht hat bieten können, und das ist die christliche Versöhnungslehre. „Christus und zwar der Gekreuzigte, den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Thorheit," das und nichts anders hat Paulus bei den Korinthern gewußt. „Lasset euch versöhnen mit Gott," hierin hat er die apostolische Predigt zusammengefaßt. Und diese seine Versöhnungsbotschaft gründete der Heidenapostel auf die Heilsthatsache: „Gott war in Christo und versöhnte die Welt mit ihm selber und rechnete ihnen ihre Sünden nicht zu."

Dies sind die Grundgedanken, die in aller Heidenpredigt hindurchtönen müssen; diese werden ein lebendiges Echo besonders in den Chinesenherzen finden; da werden die Chinesen merken, daß, was sie im Buddhismus gesucht, aber nicht gefunden haben, ihnen in vollkommener Weise im Evangelium Christi dargeboten wird.

Eine Reise in Hunan.[1])

Von Missionar Griffith John in Hankau.

Eine feine Provinz.

Ich verließ Hankau in Begleitung des Herrn Archibald von der Nationalen Bibelgesellschaft von Schottland am 8. März und kehrte am 4. April wieder zurück. Der weiteste Punkt, zu dem wir vordrangen, war Chang-teh, eine der größten und wichtigsten Städte des Reichs, ungefähr 350 (engl.) Meilen von Hankau entfernt. Mein Besuch in Hunan hatte einen doppelten Zweck: 1. Ich suchte eine gute Gelegenheit zu predigen; 2. ich wünschte etwas dazu beizutragen, diese vielversprechende Provinz missionarischen Operationen zugänglicher zu machen. Hunan ist eine feine Provinz, und unseres Schweißes wert. An landwirtschaftlichen Erzeugnissen sowie mineralischen Hilfsquellen ist es überreich. Seine Bewohner sind verhältnismäßig tapfer, männlich und offen. Sie haben mehr Charakter als die Leute dieser Provinz (Hupeh). „Die Leute von Hupeh," so sagen die Hunaniten, „sind von Bohnenbrei gemacht, aber die Hunanleute von Eisen." Die Unterdrückung der Tai-ping-Rebellion ist hauptsächlich der Tüchtigkeit und dem Mut der Hunanleute zuzuschreiben. Überall sieht man die Hunanleute die besten und einflußreichsten Stellungen sowohl als Civil- als auch als Militärbeamte bekleiden. Der große Tsing Kwot fan, Vater des jetzigen chinesischen Gesandten in England (Marquis Tsing), war ein Eingeborener von Hunan, auch der Großsekretär Tso, der Besieger von Kaschgar. Auch Kwo, der erste Gesandte, den die Chinesen nach England schickten, und Peng, der berühmte Admiral des Yangtse, und noch viele Namen von gutem Klang könnten genannt werden. In der Provinz selber lebt eine ganze Reihe hoher Beamter, die sich ins Privatleben zurückgezogen haben, unter ihnen nicht wenige von weitreichendem Einfluß wegen der Dienste, die sie dem Staate geleistet haben, wie um ihres hohen offiziellen Ranges willen.

Fremdenhaß.

Während all dies Hunan sehr zur Ehre gereicht, muß auf der andern Seite hervorgehoben werden, daß eben dieser Umstand einen friedlichen Verkehr mit seinem Volk geradezu unmöglich gemacht hat. Er hat die Leute stolz, unzugänglich und fremdenfeindlich gemacht in einem Grade, der selbst in China ungewöhnlich ist. Ihr Haß gegen die fremden Barbaren ist eine provinzielle Eigentümlichkeit. Der Adel und die Gelehrten der Provinz sehen auf Hunan als auf das Palladium des Reiches; und die endliche Austreibung der ge-

[1]) Diese Reisebeschreibung des englischen Missionars John stammt allerdings bereits aus dem Jahre 1883; aber bei dem traurigen Interesse, welches die Provinz Hunan als der Hauptherd der jetzigen fremdenfeindlichen Bewegung in China neuerdings in Anspruch nimmt, ist sie im vorigen Jahre zum zweiten Male veröffentlicht worden. Der Name Hunan ist jetzt in aller Munde; so dürfte es zeitgemäß sein, die Erfahrungen, welche ein Missionar vor neun Jahren in dieser Provinz gemacht, zu allgemeinerer Kenntnis zu bringen, zumal wir an einem Überfluß von Kenntnis chinesischer Zustände gerade nicht leiden. — Evangelische Missionsstationen existieren meines Wissens in dieser Provinz noch nicht. Die katholische Mission registriert 5500 Christen und neun europäische Missionare in derselben. Wd.

haßten Barbaren ist bei ihnen ein ausgemachter Glaubensartikel. Es ist geradezu eine Beleidigung für sie, den Fremden seinen „teuflischen Kopf“ in ihren Bereich stecken zu sehen; und ihr fester Grundsatz ist, dem, der das wagt, das Leben so zu verbittern, daß er gewiß nicht zum zweiten Male den Versuch wiederholt. So ist selbst das Reisen in Hunan mit vielen und besondern Schwierigkeiten verbunden. Nicht wenige der Städte sind bis auf den heutigen Tag für uns verschlossen, und man kann sich nicht einer von den Städten ohne einen gewissen Grad von Gefahr nähern. Mit welchen Gefahren ein Versuch, sich bleibend unter diesem Volke niederzulassen, verbunden wäre, kann aus der folgenden Erzählung gefolgert werden. Die gegenwärtigen Erscheinungen sind nichts weniger als ermutigend.

Das gemeine Volk friedfertig.

Der Hauptgrund unserer Hoffnung für Hunan ist die Thatsache, daß die Wurzel des Widerstandes, dem wir dort begegnen, weniger in den Gefühlen des Volkes, als in der Politik der gewalthabenden und gebildeten Klassen zu finden ist. Das Volk von China, einerlei ob in Hunan oder anderswo, ist gewöhnlich friedfertig und harmlos, ausgenommen, wenn es von seinen Obersten aufgestachelt ist. Es hegt keine besondere Vorliebe für uns, ist aber auch einem Verkehr mit uns nicht abgeneigt. Sich selbst überlassen, würde es gerne mit uns Verbindungen eingehen, von denen es sich gewisse, offenbare Vorteile versprechen dürfte. Aber das Volk ist unwissend, und ganz unter der Kontrolle des Adels und der Gelehrten und kann, wenn sein Argwohn rege gemacht und seine Leidenschaften geweckt worden sind, sehr grausam und rachsüchtig sein. Wenn ein Fremder Hunan besucht, so werden von diesen Leuten fast an allen Orten, wo sich der Fremde zeigt, massenhaft Plakate ausgegeben, um das Volk aufzuhetzen und die unverzügliche Vertreibung zu wege zu bringen. Alle diese Plakate atmen den tiefsten Haß. Die Beschuldigungen, die man gegen uns vorbringt, sind einfach fabelhaft, und die Sprache ist oft zu gemein, um sie wiedergeben zu können. Das Christentum wird dargestellt als ein System, das es darauf anlegt, alle Ordnung umzukehren, es ist ein Feind aller Tugend. Den fremden Lehrern wird zur Last gelegt, daß sie die unnatürlichsten Verbrechen begehen, Verbrechen, die, soviel ich weiß, nirgends existieren als nur in China.

Lügen-Plakate.

Eines der Plakate, die ich von Chang-teh mitgebracht habe, hebt so an: „Die englischen Rebellen haben ihren gemeinen Wohnsitz am Rande des Meeres. Ob ihr Herrscher ein Mann oder eine Frau ist, macht ihnen nichts. Was ihre Gattung anbelangt, so sind sie halb Menschen halb Tiere. In dem „Buch der Berge“ werden sie Lo Chung (nacktes Ungeziefer), und in der Sprache Chinas Hüh Pen (Schlammfisch) genannt.“ Weiter wird dann eine schreckliche Karikatur sowohl des „fremden Teufels“ als auch seiner Religion gegeben. Ein andres Plakat, das ich von den Mauern derselben Stadt abriß, enthielt folgende Gedanken: „Was von Anbeginn der Welt bis heute China an die Spitze der Civilisation auf Erden gestellt hat, ist seine Verehrung für die orthodoxe Lehre (Konfucianismus). Wo diese Lehre ist, da ist Ordnung;

wo sie nicht ist, da ist Konfusion. Sie ist in hohem Grade konservativ und wehrt der Auflösung und Anarchie. Es giebt kein Beispiel in der Geschichte, wo nicht das Darangeben der orthodoxen Lehre und das Befolgen ketzerischer Lehren zum Untergang führte. Wieviel mehr muß das der Fall sein, wenn aller Anstand beiseite gesetzt, die öffentliche Moral untergraben, die fundamentalen Grundsätze der Regierung keine Geltung haben und die Kardinalbeziehungen der menschlichen Gesellschaft aufhören zu bestehen, wie es thatsächlich der Fall ist bei der heutzutage sogenannten fremden Religion. Diese fremden Teufel haben kein sehnlicheres Verlangen, als unser Land mit ihrer Religion zu beflecken; und darum ist niemand unter uns, in dem noch ein menschliches Herz schlägt, der sie nicht von Herzensgrunde haßt und aufs tiefste verabscheut, und der nicht fühlt, daß er nicht ruhen darf, bis seine Hoffnung, sie gänzlich ausgerottet zu sehen, befriedigt ist." Das Plakat schließt mit dem Vorschlag, man solle eine Anzahl Leute dingen, um den Fremden aufzulauern und sie so behandeln, daß sie den Mut verlieren wiederzukommen. „Obendrein sollte eine große Anzahl Leute im geheimen gedungen werden, von deren Tüchtigkeit und Mut man versichert sein dürfte. Und nachdem man diese mit Reisegeld reichlich versehen hätte, müßten sie ausgesandt werden, die Wasserwege und Landstraßen zu patrouillieren. Sollte ihnen dann ein „fremder Teufel" in den Weg kommen, so müßten jene, je nachdem die Umstände es erlaubten, diese ihres Geldes berauben, oder ihnen die Kleider vom Leibe reißen, oder ihnen die Nahrungsmittel entziehen, oder endlich ihnen Ohren und Nase abschneiden!" Zum Widerstande aufreizende Brandschriften dieser Art sind in der ganzen Hunanprovinz verbreitet. Nach und nach fängt der Sauerteig an zu wirken und Stimmung zu machen unter dem Volk. Die Folge ist, daß man uns fürchtet und auf uns sieht als auf wirkliche Inkarnationen alles dessen, was scheußlich ist in der Natur und gemein in Sitten. Da und dort in Hunan scheinen die Leute sehr überrascht zu sein, zu finden, daß wir trotz alledem menschlichen Wesen so ähnlich sind. „Seht doch! sie sind ja geradeso wie wir, nur ihre Kleider ausgenommen." Solche Rufe sind nicht selten. Aber ich wollte ja von meiner Reise erzählen!

In einer gefährlichen Lage.

Die erste Stadt in Hunan, die wir erreichten, ist Yoh-chau, an der Öffnung des Tung-Ting-See gelegen und von Hankau ungefähr 150 (engl.) Meilen entfernt. Es gab eine Zeit, wo es für einen Fremden nicht ratsam war, an dieser Stelle ans Land zu gehen, und selbst jetzt kann er sich dieser Stadt nicht nähern, ohne sich bis zu einem gewissen Grad einer schlechten Behandlung auszusetzen. Kaum hatten wir geankert, so verließen wir auch schon das Boot und begaben uns ohne Aufenthalt in den dichtesten Teil der belebtesten Vorstadt. Nachdem wir eine Weile gepredigt und Bücher verkauft hatten, gingen wir zur Stadt, wo wir die Arbeit fortzusetzen gedachten. Zuerst benahm sich das Volk recht ordentlich und wir hatten keine Schwierigkeit, uns unsers Auftrags zu entledigen. Es dauerte aber nicht lange, da gab man uns zu verstehen, daß wir in Hunan seien und daß wir hier mit Elementen zu thun hätten, die viel weniger leicht zu kontrollieren seien, als die, welche wir in Hupeh zurückgelassen. Die Rufe: tötet ihn und schlagt ihn drangen ungemütlich häufig an unser Ohr. Um weiterem Unheil vorzubeugen, sahen

wir uns genötigt, dem Mandarin einen Besuch zu machen und ihn um eine Bedeckung zu bitten, die uns das Geleite bis zu unserm Bote gäbe. Derselbe, nur zu froh, uns auf die Weise los zu werden, gewährte ohne Verzug unsere Bitte. Während wir noch verhandelten, versammelte sich eine große Volksmenge vor dem Rathaus, und man hatte das Gefühl, daß sie mit Unheil schwanger gingen. Auf unserm Weg zum Boot warf man uns einige Steine nach; aber unter dem Schutz der Bedeckungsmannschaft gelang es uns doch, ohne Schaden das Weite zu gewinnen.

Gefahren zu Wasser.

Unter dieser Überschrift wird die Fahrt über den See geschildert, die ich hier übergehe.

In Lung-yang der Aufenthalt nicht gestattet.

Der erste Platz von Bedeutung, den wir erreichten, nachdem wir über den See gefahren waren, war die Stadt Lung-yang. Um das, was nun folgt, dem Verständnis näher zu bringen, muß vorausgeschickt werden, daß zur Zeit unserer Ankunft in Lung-yang zufällig auch ein römischer Priester sich dort aufhielt. Er befand sich auf dem Wege von Chang-teh nach Hankau, nachdem er einen vergeblichen Versuch gemacht hatte, in Chang-teh ein Haus zu kaufen und sich daselbst zu etablieren. Da er in seinem Boote lebte und dieses auf der entgegengesetzten Seite des Flusses vor Anker lag, so hatten der Priester und die Leute von Lung-yang sich während der sieben oder acht Tage, die er sich an Ort und Stelle aufhielt, gegenseitig gar nicht gesehen. Es schien jedoch, daß der Magistrat und die Vornehmen der Stadt Wind davon bekommen hatten, daß er nach Lung-yang gekommen war mit der Absicht, sich unter den Lung-yangern bleibend niederzulassen, und schon waren sie entschlossen, ihm einen warmen Empfang zu geben, sollte er es wagen, ans Land zu gehen. Ich muß hier bemerken, daß wir von vornherein nichts von seinen Absichten wußten, und daß wir nichts von ihm sahen während unseres kurzen Aufenthalts in Lung-yang. Da unsere Ankunft erst gegen Abend erfolgte, so gingen wir an jenem Tag nicht mehr ans Land. Am andern Morgen aber, gegen neun Uhr, betraten wir das Ufer und begannen mit unserer Arbeit des Predigens und Bücherverkaufens. Eine Zeitlang ging alles gut von statten, so daß mir der Gedanke kam, noch nie mit Leuten zu thun gehabt zu haben, die so harmlos zu sein schienen, wie die Bürger von Lung-yang. Bald aber, nachdem wir das Stadtthor passiert hatten, eilte an uns ein Mann vorüber mit einem langen Streifen roten Papiers, welches sich als ein Plakat herausstellte, in welchem die fremden Barbaren verlästert wurden und das Volk aufgereizt wurde, en masse sich zu erheben und sie aus der Stadt hinauszuwerfen. Ich wandte mich um, folgte dem Mann und sah, wie er das Plakat an die Mauer klebte. Es schien mir indessen das Klügere zu sein, keine Notiz davon zu nehmen, und so fuhr ich fort in meiner Arbeit. Nach einer Weile kam noch ein andrer mit einer Handvoll Plakate, die er unter die Leute zu bringen gedachte. Er hielt sie mir vors Gesicht und sagte mir, ich hätte augenblicklich die Stadt zu verlassen. Ich gab ihm zur Antwort, daß ich vollkommen berechtigt sei, dazubleiben; daß meine Absicht nicht sei, Häuser zu mieten oder Boden zu erwerben, sondern einfach das Evangelium

zu predigen und gute Bücher unter die Leute zu bringen; und daß ich vor dem Verlassen der Stadt entschlossen sei, den Magistrat zu sehen und mit ihm über die Sache zu verhandeln. Darauf sagte er, daß die Sache das Volk angehe und nicht den Magistrat, und daß das Volk darauf bestehe, daß ich die Stadt unverzüglich verlasse. Ich erinnerte ihn an die Thatsache, daß das Volk nicht ruhiger sein könnte, und daß er und zwei oder drei andere, die mit ihm unter einer Decke zu stecken schienen, die einzigen seien, die gegen unsere Gegenwart in der Stadt Protest einzulegen hätten. Hierauf faßte er mich an, und mich beim Rocke ziehend, erklärte er, daß ich die Stadt augenblicklich verlassen müsse. Die andern machten einen ähnlichen Angriff auf Herrn A. Unterdessen sammelte sich um uns eine Menschenmenge, deren Aufregung von Minute zu Minute wuchs. Inmitten derselben erblickte ich drei oder vier Soldaten und konnte sie von Zeit zu Zeit in einem Flüsterton sagen hören „mo ta“ (schlagt ihn nicht). Diese waren augenscheinlich von der Obrigkeit geschickt worden, uns so lange wir uns in den Händen des Pöbels befanden, vor ernstlicher Unbill zu schützen; und das thaten sie nicht aus Verlangen uns eine Freundlichkeit zu erweisen, sondern um sich den Rücken zu decken, falls in einer Stadt, die unter ihrer Gerichtsbarkeit steht, uns irgend etwas Ernstliches widerfahren sollte. Wir zeigten nun unsere Pässe und versuchten den Leuten die Sache klar zu machen; aber jene Männer, welche von Anfang an die Rolle von Rädelsführern gespielt, waren unerbittlich. Nichts schien sie zufrieden stellen zu wollen, als unsere unmittelbare Räumung der Stadt und schleunige Abreise von Lung-yang. Wir baten sie, uns die Richtung zum Rathaus anzugeben; aber sie weigerten sich ganz entschieden. Wir baten Leute aus dem Volk, aber sie lehnten ab aus Furcht. Da machten wir uns selbst auf den Weg, das Rathaus zu suchen, und waren endlich mit Hilfe der Knaben, die mitsamt der Menge uns folgten, so glücklich, es zu finden.

Unverschämte Lügen.

Beim Rathaus angelangt, suchte man uns den Eingang zu verwehren; und nachdem wir glücklich hineingelangt waren, versuchte man uns zu überreden, das Haus zu verlassen, ohne den Mandarin gesehen zu haben. Nach langem Warten endlich, und nach vielem unnützen Hin- und Herreden von seiten der Unterbeamten, wurden wir dem großen Manne vorgestellt. Sie wissen zur Genüge, wie sehr den Chinesen als Volk der Wahrheitssinn abhanden gekommen ist, und wie sehr sie in ihrem Elemente zu sein scheinen, wenn sie einem ins Gesicht hinein lügen. Wir erlebten ein schlagendes Beispiel dieser moralischen Versunkenheit im Gerichtssaal zu Lung-yang. Es war nämlich durch den Magistrat von Yoh-chau dem Magistrat von Lung-yang eine Botschaft, uns betreffend, zugegangen. Wir hatten mit den Boten auf ihrer Herreise eine Unterredung gehabt und begegneten ihnen noch einmal auf ihrer Rückreise. Somit kann kein Zweifel darüber obwalten, ob diese Botschaft wirklich hierher gelangt und übermittelt worden ist oder nicht. Als wir die Aufmerksamkeit des Mandarin von L. auf diese Thatsache zu lenken suchten und andeuteten, daß man infolgedessen wohl wissen könnte, wer wir seien und woher wir kämen, wollte er schlechterdings nichts wissen von einem Dokument, das an seine Adresse gelangt sei, und brachte alle Unterbeamte, die anwesend

waren, dahin, seine Versicherung zu bekräftigen. „Ist irgendwelche Nachricht von Yoh-chau hier bei uns angekommen?“ Die Frage wurde mit übel angebrachter Entrüstung gestellt. „Nein! Nein! Nein!“ lautete die prompte und emphatische Antwort. Es war ein trauriger Anblick. Aber es wäre verlorene Liebesmühe, mit Leuten zu streiten, die das Lügen ebenso leicht nehmen, wie das Schlürfen einer Tasse Thee.

Offizielle Rechtsstörung.

Endlich schien dem Magistrat ein Licht aufzugehen darüber, daß wir ja doch mit dem katholischen Priester in keinerlei Zusammenhang ständen und daß wir nach L. gekommen seien, nicht um Eigentum zu erwerben oder uns an Ort und Stelle bleibend niederzulassen. Es schien ihn sogar ein wenig zu belustigen, als das Versehen offenbar zutage trat, und er sprach seine Bereitwilligkeit aus, uns zu erlauben, für einen oder zwei Tage in der Stadt zu bleiben, um unsere Arbeit zu thun. Hierauf sandte er nach einigen Polizeidienern, um ihnen die Ursache unseres Kommens nach L. auseinanderzusetzen und ihnen Instruktionen, unsere Sicherheit betreffend, zu erteilen. Als diese einer nach dem andern ihre Erscheinung machten, fiel es uns nicht schwer, in ihnen eben dieselben Leute wiederzuerkennen, die uns in den Straßen belästigt hatten. „Wie ist das!“ sagte ich zu dem Mandarin, „das sind ja eben dieselben Leute, die all das Unheil angerichtet haben. Sie haben das Äußerste geleistet, um den Pöbel aufzureizen. Selbst die Plakate sind von ihnen in der Stadt herumgetragen und an die Mauern und Thore geklebt worden. Es ist mir mehr als klar, daß der heutige Aufruhr hier in diesem Saal ausgeheckt worden ist und daß diese Leute auf höheren Befehl hin gehandelt haben.“ Der Mandarin gab sich nicht einmal die Mühe, diese Thatsache zu leugnen, sondern entschuldigte einfach sich und die Polizisten damit, daß niemand gewußt habe, wer wir seien und was uns hierher geführt habe. Hierauf ließ er zwei der Vornehmsten der Stadt zu sich bitten. Während er sich mit ihnen über das Mißverständnis, das ihm begegnet war, unterhielt, wurde es uns immer mehr klar, daß der ganze Plan im Rathaus ausgeheckt worden war, und zwar vom leitenden Adel, mit dem Mandarin selbst an der Spitze. Ich versuchte ihnen nachzuweisen, wie gemein ein solches Benehmen sei. Sie dagegen schienen offenbar die Sache so anzusehen, als ob ihnen ein famoser Streich gelungen sei, baten uns aber doch, die Sache nicht übel aufzunehmen, da der Streich nicht gegen uns beabsichtigt worden.

Ein aufgeregter Volkshaufe.

Unterdessen hatte sich der große Platz vor dem Rathaus mit einer aufgeregten Volksmenge gefüllt, und wir mußten uns sagen, daß unter den obwaltenden Umständen an eine weitere Arbeit hier nicht zu denken sei. Es war dem Adel und den Magistratspersonen gelungen, die Furcht und Wut der unwissenden Menge zu einem solchen Höhepunkt zu bringen, daß gewöhnliche Mittel nicht mehr ausreichend schienen, sie im Zaume zu halten. Für uns handelte es sich nun hauptsächlich darum: wie kommen wir wieder auf unser Boot zurück und von diesem Platz hinweg, ohne weiter insultiert zu werden. Wir sprachen darum unsere Willigkeit aus, L. augenblicklich zu verlassen und baten um Bedeckungsmannschaft. Der Magistrat fühlte selbst den Ernst der

Lage und sandte darum nach Soldaten von einem in der Nähe aufgeschlagenen Lager. Diesen Soldaten haben wir es zu verdanken, daß wir ohne ernstliche Gefährdung unser Boot erreichten. Es hätte uns wohl Schlimmes begegnen können. Selbst mit Hilfe dieser starken Bedeckung entkamen wir doch nur mit knapper Not. Ein Kerl, dem Aussehen nach der reine Halsabschneider, machte einen Angriff auf mich auf der Straße, und würde mich im Nu niedergestreckt haben, wenn nicht die Soldaten tapfer eingeschritten wären. Ich werde nie den Anblick vergessen, den der freie Platz vor dem Rathaus darbot, als wir dem inneren Hof entschlüpften. Eine Menge, die nach tausenden zählte, wogte dort auf und nieder; und unter den Tausenden nicht wenige, die mit Behagen ihre Hände in unser Blut getaucht haben würden. Die Soldaten und Polizisten bahnten uns eine Gasse mitten durch jenen Menschenknäuel, und mit Hilfe des Militärmandarin und seiner „Braven" legten wir den Weg zurück und gelangten schließlich zu unserm Boot, ohne eine Verletzung davonzutragen. Wir waren gezwungen, augenblicklich den Anker zu lichten, da jedes längere Verweilen unserm Boote einen Angriff eingetragen haben würde. Gerade als wir in der Richtung nach Chang-teh absegelten, sahen wir jenen Priester auch seine Reise nach Hankau fortsetzen.

Große Geduld vonnöten.

Chang-teh liegt ungefähr dreißig Meilen oberhalb Lung-yang. Wir brauchten aber beinahe zwei Tage, um diese kurze Strecke zurückzulegen. „Geduld ist euch vonnöten." Ich kenne keine Schriftstelle, die mir so oft in den Sinn kommt als diese, wenn ich in China reise und überhaupt mit den Chinesen zu thun habe. Kaum waren wir angekommen, da hörten wir auch schon, daß die katholischen Priester vor uns dagewesen seien; ferner, daß ein Haus, das den Römischen gehörte, zerstört, und ein anderes, welches von einem Heiden abzukaufen ihnen gelungen war, von der Obrigkeit geschlossen und versiegelt worden sei; endlich, daß an den Straßenecken überall Plakate angeklebt worden seien und daß der Priester selber das Weite habe suchen müssen. Ich verschaffte mir ein Exemplar der Plakate, die bei der Gelegenheit ausgegeben worden waren. Sein Inhalt war folgender: „Ein fremder Teufel ist am 23. angekommen. In der Kia-kiai-Straße, am westlichen Thor, da wohnt ein Mann Namens Kwo, einer der Lumpenhunde der Stadt, der schon sein Haus für den Zweck hergegeben hat, daß es in eine römisch-katholische Kapelle verwandelt werde. Die Kapelle soll demnächst eröffnet werden, um für die verderbte Lehre Jesu Propaganda zu machen. In der Kia-kiai-Straße sind Leute angestellt, um den Fluß zu beobachten und eine Landung des Teufels zu verhindern. Wir, der Adel, die Gelehrten und die Kaufleute samt dem Volk haben auf den 28. eine Generalversammlung im Stadttempel anberaumt. Dort werden wir zu Rate sitzen und dann in corpore zu jener besagten Straße gehen. Wir werden den Teufel aus unsern Grenzen jagen. Kwo, den Verräter, werden wir zu Tode peitschen, sein Haus demolieren und so die Wurzel von diesem Unheil von uns hinausthun. Öffentliche Anzeige." Unmittelbar nach unserer Ankunft in Chang-teh übersandten wir unsere Karten dem Mandarin, zusammen mit einer Erklärung über die Absicht unseres Besuchs. Seine Antwort lautete, er wolle mit dem Präfekten der Stadt Rücksprache nehmen und im Laufe des Tages uns das Resultat wissen

lassen. Wir warteten aber vergeblich an jenem Tag. Am andern Morgen meldeten wir uns zum zweiten Male bei ihm an. Diesmal lautete seine Antwort, er könne uns keinen Schutz angedeihen lassen; jener Priester sei genötigt worden, das Weite zu suchen, ohne daß ihm gesetzlicher Schutz zuteil geworden sei, und es gehe nicht wohl an, den einen Fremden so und den andern anders zu behandeln. Als wir sahen, daß die Obrigkeit uns an Ort und Stelle zu ignorieren wünschte und die Aufregung unter dem Volke beständig zugenommen, wir also nicht ohne die allergrößte Gefahr ans Land gehen konnten, beschlossen wir, Chang-teh den Rücken zu kehren, ohne bei dieser Gelegenheit gelandet zu sein. Wir konnten es aber nur bedauern, hegen aber die Hoffnung, den Platz vor Ablauf des Jahres wiederzusehen und dann den Stand der Dinge zum Besseren gewendet zu sehen.

Kein Bleiben gestattet.

Der Leser möge übrigens wissen, daß der Widerstand gegen den Priester, sowohl in Lung-yang als auch in Chang-teh, seinen Ursprung nicht in der Thatsache hat, daß er ein römischer Katholik ist, sondern darin allein, daß er einen Versuch gemacht hatte, sich bleibend niederzulassen. Jedem Fremden, einerlei ob Protestant oder Katholik, der es versuchen sollte, sich in jener Gegend niederzulassen, würde es ähnlich ergehen. Es giebt Städte in Hunan, in welche noch keinem protestantischen Missionar gestattet worden ist, einzutreten und irgendwelche Arbeit in Angriff zu nehmen. Lung-yang und Chang-teh gehören nicht dazu. Beide Städte sind wiederholt besucht und es ist versucht worden, die Missionsarbeit selbst innerhalb der Mauern zu beginnen. Erst als ein Versuch gemacht wurde, Häuser zu mieten oder zu kaufen, in der Absicht, eine Mission an Ort und Stelle zu gründen, brach diese bittere, fremdenfeindliche Gesinnung aus; und das Resultat ist, daß selbst die gewöhnliche Arbeit des Predigens und Bücherverkaufens in diesem Teil der Provinz jetzt nur mit vielen Unannehmlichkeiten und keinem kleinen Risiko verbunden ist.

Entmutigt aber nicht hoffnungslos.

Der Lung-yang-Fall wirft ein helles Licht auf die Art und Weise, wie die meisten Aufläufe, mit welchen Fremde auf ihren Reisen in China zu thun haben, in Scene gesetzt werden. Das Volk wird durch Plakate entflammt; es wird zu Thätlichkeiten übergegangen; der Fremde muß das Weite suchen und die Neuigkeit von einem gerechten Aufstand und einem glorreichen Sieg der gerechten Sache wird ausposaunt. Die Plakate gehen stets vom Adel und den Literaten aus und zwar unter voller Anerkennung der Obrigkeit, werden aber einfach dem Volke zugeschrieben. In dem Mandarin von L. und den beiden Gelehrten, die wir auf dem Rathaus sahen, haben wir zweifellos die eigentlichen Urheber des an jenem Tag ausgegebenen Plakates zu suchen, und jener Sturm, der unser Leben bedrohte, muß vom Rathause selber ausgegangen sein. Das ist eine kurze Beschreibung einiger der Erlebnisse, die wir auf dieser Reise gemacht haben. Wir sind keineswegs entmutigt durch derartigen Widerstand; denn wir wissen, daß die Sache Gottes Sache ist und daß er mit uns ist. Wir blicken vielmehr zuversichtlich aus nach der Zeit, wo alle Hindernisse hinweggefegt sein werden und das herrliche Evangelium von Christo freien Lauf haben wird und gepriesen werden wird in allen Provinzen und Städten des Landes.
Genähr.

Begründung des Antrages

betreffend eine ständige Berichterstattung über den Stand der Heidenmission auf der preußischen Generalsynode

vom Herausgeber.[1])

Es handelt sich bei diesem Antrag eigentlich um eine selbstverständliche Sache, und man muß sich wundern, daß es erst eines besondern Antrages bedarf, um einem ständigen Missionsberichte auf der Generalsynode das Bürgerrecht zu erobern. Auf den meisten Provinzialsynoden steht ein Bericht über den provinziellen Stand des Missionslebens bereits auf der Tagesordnung, während die Generalsynode bisher die Missionsthätigkeit der Kirche noch nicht zu einem stehenden Gegenstande ihrer Berichterstattung gemacht hat.

Wir befinden uns heute, obgleich wir in der größten Missionszeit der christlichen Kirche leben, bezüglich der Heidenmission noch immer in einer ähnlichen Lage wie einst der Apostel Paulus. Wie dieser seinerzeit dafür zu kämpfen hatte, daß die Heiden von Rechtswegen Miterben seien und mit einverleibt und Mitgenossen der Verheißung in Christo durch das Evangelium, nicht bloß Gäste und Fremdlinge, sondern Bürger mit den Heiligen und Gottes Hausgenossen, so haben wir der Heidenmission auch heute noch das volle Bürgerrecht in dem Gesamtorganismus der kirchlichen Thätigkeit erst zu erringen. Noch immer wirkt das alte Vorurteil nach, als ob die Mission etwas der kirchlichen Thätigkeit Accidentielles und nicht eine integrierende Äußerung des christlichen Lebens wäre, als ob ihr innerhalb der organisierten Kirche höchstens ein Gast-, aber nicht das Bürgerrecht gebühre.

Warum treiben wir Mission? Es genügt noch nicht, auf diese Frage die Antwort zu geben: weil es uns von Christus befohlen ist; wir müssen weiter fragen: warum enthält das Evangelium Christi einen Missionsbefehl? Doch nur darum, weil das Christentum seinem innersten Wesen nach auf Mission angelegt ist, weil seine ganze Heilslehre in der Weise von universalen Heilsgedanken durchzogen ist, daß es sich als die Weltreligion charakterisiert. Weil alle Wurzelgedanken des Evangeliums auf ein allgemeines Weltheil hinauslaufen, darum schließt die evangelische Geschichte mit einem Missionsbefehl ab, und darum ist die Mission eine Centralaufgabe der christlichen Kirche. Sieht man die Arbeit der Kirche mit den Augen ihres königlichen Hauptes und mit den Augen des großen Heidenapostels an, so zerfällt sie wesentlich in zwei Teile: daß die Kirche bewahrt und pflegt, was sie bereits erobert hat, und es wieder gewinnt, wenn sie es verloren, und daß sie erobert, was sie noch nicht gewonnen hat. Diese beiden Thätigkeiten sind einander völlig ebenbürtig: das ausbreitende Handeln der Kirche steht gleichberechtigt neben dem bewahrenden, pflegenden und wiedergewinnenden, es ist nicht bloß ein einzelner Zweig, sondern der eine der beiden Hauptäste an dem gemeinsamen Wurzelstamme der Kirche.

---

[1]) Auf mehrfachen Wunsch veröffentliche ich nachträglich auch in der A. M.-Z. dieses Referat mit dem Wunsche, daß der Vorgang der Preuß. Gen.-Synode auch in andern Landessynoden Nachfolge finden möge. — Der Bericht selbst, den ich dann auf besonderen Beschluß der Synode später noch zu erstatten hatte, ist durch mehrfache Publikation in den Zeitungen den Lesern vermutlich bekannt. Wck.

Diese biblische Anschauung kann auch nicht dadurch entkräftet werden, daß man sagt: die organisierte Kirche habe mit der Heidenmission, wie sie heute getrieben wird, offiziell nichts zu thun, da ihr Betrieb in den Händen freier Gesellschaften ruht. Ganz recht; das ist unter weisheitsvoller göttlicher Führung so geworden, und wir erblicken in dieser göttlichen Führung einen Segen für die Mission, den wir ihr auch in Zukunft ja erhalten wollen. Aber ist auch der praktische Missionsbetrieb nicht in die Hand der amtlichen Kirchenorgane gelegt, so darf man doch die freien Gesellschaften auch als Organe der Kirche betrachten. Gott sei Dank, daß die Kirche noch mehr Organe hat als ihre offiziellen Behörden und Körperschaften, und daß die freien Gesellschaften einen Dienst leisten, den die amtlichen Organe gar nicht so leisten können wie die freien Gesellschaften, selbst wenn sie es heute wollten. Und Gott sei Dank, daß die freigesellschaftliche Missionsthätigkeit sich trotz ihrer Unabhängigkeit von den amtlichen Kirchenorganen so sehr in einer kirchlichen Richtung bewegt, daß sich jetzt beide gegenseitig in die Hände arbeiten. Beide, die organisierte Kirche und die freien Missionsgesellschaften, sind Bundesgenossen, die gemeinschaftlich zur Lösung der Missionsaufgabe berufen sind — viribus unitis, aber suum cuique; der eigentlich praktische Missionsbetrieb den freien Gesellschaften, die Weckung und Pflege des heimatlichen Missionslebens vornehmlich der organisierten Kirche.

Und diese letztere Arbeit ist es zunächst, die das Interesse auch der Generalsynode in Anspruch nehmen muß. Was leistet der durch sie vertretene Kirchenkreis für die Ausbreitung des Christentums? Was insgesamt? In welchem Verhältnis stehen die Leistungen der einzelnen Provinzen zu einander? In welchem Verhältnis stehen unsre Gesamtleistungen zu den Leistungen des übrigen Deutschlands, der übrigen evangelischen Christenheit? Bedürfen diese Leistungen einer Steigerung, und was kann wohl die Generalsynode thun, eine solche zu bewirken?

Aber damit ist das Missionsinteresse der Generalsynode nicht erschöpft. Sie muß auch Kenntnis nehmen von der Thätigkeit der innerhalb ihres Kirchenkreises bestehenden selbständigen Missionsgesellschaften. Mit wie viel Kräften, auf welchen Gebieten, mit welchem Erfolge arbeiten sie? Welche neuen Aufgaben treten an sie heran, und sind ihre Kräfte diesen Aufgaben gewachsen? Hat die Generalsynode Wünsche bezüglich ihrer Thätigkeit, und was kann sie etwa thun, um ihnen die Hände zu stärken?

Und auch damit ist die Aufgabe der Generalsynode bezüglich ihrer Missionspflicht noch keineswegs erledigt. Die Mission ist heute zu einer öffentlichen Angelegenheit geworden, die das Interesse der wissenschaftlichen und wirtschaftlichen Welt, der Tageslitteratur, der Parlamente, der Kolonialpolitiker lebhaft beschäftigt: müßte es nicht einen sonderbaren Eindruck machen, wenn die Generalsynode an ihr vorübergehen wollte? Ob es ein wirklicher Gewinn für die Mission ist, daß man heute ihr Geschrei auf den Gassen hört, das ist eine andere Frage, die ich jetzt nicht erörtern will; ich konstatiere es nur als Thatsache, daß selbst nichtkirchliche Organe wenigstens wegen der hohen Bedeutung, die sie für die christliche Kultur hat, sich mit der Mission beschäftigen. Das ist erfreulich; aber es knüpfen sich auch an diese öffentliche Missionsdiskussion nicht geringe Gefahren für die christliche Mission. Nämlich außer

den schiefsten Beurteilungen derselben auf Grund eines Mangels an elementarster Missionskenntnis: Trübungen ihrer religiösen Aufgabe, Ratschläge zu problematischen Experimenten, Versuchungen zur Verweltlichung und Bedrohungen ihrer Freiheit — ganz zu geschweigen der Gefahren, die von Rom her drohen, sowohl infolge der wachsenden römischen Angriffe und Eindrängungen als der jetzt mode gewordenen Überschätzung wie alles römischen Wesens überhaupt, so auch der römischen Missionsmethode.

Angesichts dieser Situation, die man fast als eine Krise für die deutsche evangelische Mission bezeichnen muß, darf eine so hochansehnliche kirchliche Versammlung wie die preußische Generalsynode um so weniger teilnahmslos an der Mission vorübergehen, als nicht nur die junge deutsche Kolonialpolitik erhöhte Anforderungen an sie stellt, sondern überhaupt ein Zeitalter der Thüröffnung für die Ausbreitung des Evangeliums eingetreten ist, wie es die Welt in keiner früheren Missionsperiode erlebt hat. Mit allen Glocken läutet unser Herrgott am Ende unsers Jahrhunderts in die Christenheit hinein: es ist Missionszeit heute. Sollte sich nicht auch die Generalsynode zu einem Echo dieses Rufes machen? Und sollte sie nicht mit ihrer kirchlichen Autorität tragend, helfend, schützend hinter den freien Missionsgesellschaften stehen, daß sie unbeirrt und unverwirrt durch das oft so missionsunverständige Tagesgeschrei ihre religiösen, ihre evangelischen Ziele und Wege fest im Auge behält! Es thut so dringend not, daß die amtlichen Organe unsrer Kirche in den großen Zeitfragen eine führende Rolle spielen, und daß wir in den Kämpfen, die uns verordnet sind, nicht bloß auf wenige Einzelpersönlichkeiten angewiesen sind.

Die organisierte Kirche verdankt der freien Mission viel; es ist eine große Fülle belebender Rückwirkungen von dieser auf jene ausgegangen. So darf die freie Mission von der organisierten Kirche, auch von ihren Synoden den Gegendienst einer kräftigen Förderung aller Missionsinteressen erwarten. Die Kirche kräftigt sich selbst, je treuer sie der Mission dient; wie umgekehrt die Mission sich selbst stärkt, je lebendiger ihre Beziehung zu den kirchlichen Organen ist. Es wird heute vielfach die Parole: Verkirchlichung der freien Thätigkeiten ausgegeben, ein Schlagwort, das, wie die meisten Schlagworte, leichter ausgesprochen als ausgeführt ist. Und hoffentlich wird es nie in der Weise ausgeführt, daß die gottgewirkte und gottgesegnete freie Glaubens- und Liebesarbeit einem offiziellen Kirchenbegriff zuliebe ertötet wird. Sie müssen beide nebeneinander sein, nur ist eine kanonische Regulierung des Verhältnisses beider zu einander heute noch nicht gefunden. Man kann der Lösung dieses Problems auch nur auf dem praktischen Wege näher kommen, daß die organisierte Kirche die Interessen der freien kirchlichen Thätigkeiten, in unserm Falle die der Mission zu den ihren macht, daß sie sich eine wirkliche Missionssachkunde erwirbt und jede Gelegenheit benutzt, thatkräftig das Werk der Mission zu fördern. Nur wer wirklich mitthatet, soll und kann auch mitraten. Der Einfluß der organisierten Kirche auf den Missionsbetrieb hängt ganz von den Missionsthaten ab, die sie thut.

Das sei genug der Motivierung unsers Antrages, den ich Sie herzlich bitte, einstimmig anzunehmen. (Ist geschehen.)

Eine Kontroverse mit dem allg. ev.-protest. Missionsverein.

S. 248 ff. des vorigen Jahrgangs unserer Zeitschrift hatte ich auf Grund einer Reihe von Mitteilungen älterer amerikanischer Missionare in Japan einige kritische Bemerkungen gemacht über die „liberale Theologie", welche seitens der Missionare des genannten Vereins[1]) in die junge japanesische Theologenwelt eingeführt werde, wie über die Missionsmethode dieser Theologie. Wie zu erwarten war, haben dieselben eine Entgegnung hervorgerufen. Zuerst seitens der Redaktion des Vereinsorgans (Z. M. R. 1891, 191) die allgemeine Versicherung, „daß alle Zweifel an dem gesunden, wahrhaft christlichen und evangelischen Geiste unserer Mission . . . völlig unberechtigt sind und am allerwenigsten durch die Methode der Lehrer in unserer theologischen Akademie in Tokyo begründet werden können." Dann eine speciellere Entgegnung unter der Überschrift: „Schmiedels Antwort auf Dr. Warnecks Urteil über unsere Missionare" (ebd. 1892, 60). Leider hat Missionar Schmiedel meine Ausführungen selbst nicht vor sich gehabt und darum ermangelt auch seine Antwort der Kraft einer speciellen Widerlegung. Nichts sollte mich mehr freuen, als wenn ich sachlich unrecht gehabt hätte, d. h. wenn es nicht wahr wäre, daß seitens des allg. evang.-protestantischen Missionsvereins in Japan der „fortgeschrittenste neutestamentliche Kriticismus" vertreten und gelehrt würde, „daß die bekannten vier Briefe Pauli die einzigen echten Schriften des Neuen Testaments seien, wir nichts Gewisses über Leben und Lehre Jesu wüßten, daß speciell das Johannesevangelium ganz ungeschichtlich und die Apostelgeschichte eine bloße Fiktion sei." Schmiedel beschränkt sich darauf, Folgendes zu erklären:

> daß er und seine Kollegen den Amerikanern gegenüber, welche noch nicht gelernt haben, „die Bibel geschichtlich zu verstehen," „die deutsche Auffassung des Christentums wie die deutsche Wissenschaft," „unsern vaterländischen Protestantismus verteidigen und seine Principien auseinandersetzen." „Die Auseinandersetzung dieser Principien sei ihre Pflicht gegenüber den Vielen, welche die christliche Wahrheit suchten, sie aber in den bisher überlieferten Formen nicht finden könnten." „Wäre es einem solchen ernsten mit brennendem Eifer die Wahrheit suchenden Frager gegenüber etwa „„pädagogische Weisheit"", mit gewissen Resultaten, von denen man selbst überzeugt ist, hinter dem Berge zu halten? Gewiß nicht. Es giebt nur Einen Weg, solche eifrige Frager zu befriedigen: . . . ihnen einen Blick zu eröffnen in die Unendlichkeit der Wissenschaft und die Tiefe der Religion."

Schmiedel versichert, er rufe seinen Studenten oft zu: „werdet gute Berg-

[1]) Ich hatte keineswegs den Missionar Spinner besonders angegriffen. Im Gegenteil, ich hatte die Vermutung durchblicken lassen, daß sich die betreffenden Beschwerden auf ihn nicht bezögen. Man muß eben manchmal die Leser zwischen den Zeilen lesen lassen.

leute, steigt hinab in den Schacht der Bibel, brecht erst das Gestein, fördert es erst zutage, ehe ihr anfangt, es zu schmelzen;" und auch an Ermahnungen zur Demut ließen seine Kollegen und er es nicht fehlen. Dann heißt es: „Worin bestehen denn nun „„die Hypothesen der modernen kritischen Theologie"", die wir verbreitet haben? Etwa in besonders radikalen Ansichten? Haben wir vielleicht Lomann-Stecksche Kritik gepredigt oder Baur in den Himmel gehoben? Durchaus nicht. Wir haben unsere Studenten mit den Untersuchungen bekannt gemacht, wie sie in gangbaren Lehrbüchern und Kommentaren in Deutschland jedem Studenten vorgelegt werden. Wenn diese Untersuchungen russischen (sic!), amerikanischen und englischen Theologen neu sind, so ist das doch nicht unsere Schuld. Was in der Schweiz für konservativ, in Deutschland für gemäßigt gilt, erscheint ihnen als radikal. Aber das kann doch für uns kein Grund sein, das, was wir nach gewissenhafter Forschung für wahr halten, zu verschleiern. Im Gegenteil, es ist notwendig, daß die Japaner lernen, die Bibel geschichtlich zu betrachten. . . . Wie soll sonst das japanische Christentum . . . eins werden, wenn nicht auf dem Boden des historisch gefundenen biblischen Christentums?" . . . „Wenn man uns aber gar nachsagt, wir hätten die Hypothesen der kritischen Theologie als Resultate verbreitet, so kann nichts weniger zutreffend für unsere ganze Lehrmethode sein. . . . Fertige Resultate mitzuteilen und auswendig lernen zu lassen, ist englisch-amerikanische Sitte, während ein in Deutschland erzogener Theolog gelernt hat, durch Vorlegung und Auseinandersetzung der verschiedensten miteinander ringenden Ansichten über einen Punkt die Studenten ihr Resultat sich selbst erarbeiten zu lassen. Von dieser Methode, die sich besonders in der Bibelwissenschaft gut durchführen läßt, sind wir nie abgewichen."

Endlich werden einige Zeugnisse dafür angeführt, daß „mit den japanischen und ausländischen Missionaren der Kongregationalisten" die Arbeiter des allg. evang.-protestantischen Missionsvereins „immer geglaubt haben, am besten sich zu verständigen".

Dies der wesentliche Inhalt der Entgegnung. Ich überlasse es dem Leser, zu beurteilen, ob in ihrem Kern die amerikanischerseits erhobene Beschuldigung auf Unwahrheit beruhte. Da ich zur Zeit noch nicht mit genügendem Detailmaterial ausgerüstet bin, so enthalte ich mich des abschließenden Urteils. Zunächst werde ich mich an meine Gewährsmänner um Specialinformation wenden. Unterdes wird es sehr zur Klärung dienen, wenn die Vertreter des allg. evang.-protestantischen Missionsvereins in Japan ohne alle Phraseologie folgende Fragen zu beantworten die Güte haben wollen:

1. Was lehren sie positiv über die Echtheit der heiligen Schriften des Neuen Testaments? Welche sind die kritischen Resultate, „von denen sie selbst überzeugt sind" und „mit denen sie nicht hinter dem Berge halten?" Denn — bei allem Respekt vor ihrer Methode, die „die japanischen Studenten ihr Resultat sich selbst erarbeiten läßt" — so halten die Lehrer doch selbst „nach gewissenhafter Forschung etwas für wahr". Was ist das?

2. Worin besteht „das historisch gefundene biblische Christentum“, von dem sie erwarten, es werde die christlichen Japaner eins machen? Vor Jahren erklärte Buß in seiner „Christlichen Mission“, daß dieses Christentum noch nicht gefunden sei. Ist es jetzt gefunden und wie ist es beschaffen? Was lehren die Missionare des allg. evang.-protestantischen Missionsvereins über das Gewisse, was wir über Leben und Lehre Jesu wissen? Nur eine runde und klare Antwort hierauf kann den Vorwurf meines Gewährsmanns entkräften. Gehört zu diesem „Gewissen“ z. B. die Auferstehung?

3. Welche „in Deutschland gangbaren Lehrbücher und Kommentare“ benutzen die Arbeiter des allg. evang.-protestantischen Missionsvereins?

Ich begnüge mich vorläufig mit diesen Fragen. Soweit ich bis jetzt die Situation zu übersehen vermag, dürfte darüber kaum ein Zweifel sein, daß das von den „bisher überlieferten Formen“ losgemachte „einfache biblische Christentum“, welches nach Schmiedels Erklärung seitens des allg. evang.-protestantischen Missionsvereins in Japan vertreten und verbreitet wird, nicht identisch ist mit dem, was die Missionare der übrigen evangelischen Missionsgesellschaften verkündigen; nur das ist noch nicht ersichtlich: in welchen bestimmten Punkten es sich unterscheidet. Mit der allgemeinen Behauptung, daß es „die deutsche Auffassung des Christentums“, „die deutsche Wissenschaft,“ „den vaterländischen Protestantismus“ repräsentiere, sind diese Unterscheidungspunkte nicht klar gestellt. Es giebt doch noch ca. 600 mehr deutsche Missionare als die drei des allg. evang.-protestantischen Missionsvereins in Japan, die in aller Bescheidenheit „die deutsche Auffassung des Christentums“ auch vertreten z. B. in Indien und China, und es sind ihnen nie ähnliche Vorwürfe seitens ihrer englischen und amerikanischen Mitarbeiter gemacht worden, wie jetzt jenen in Japan.[1]) Bei aller Verschiedenheit der nationalen Färbung hat man sich in der Glaubenssubstanz eins gewußt. Oder vertreten die jugendlichen deutschen Missionare des allg. evang.-protestantischen Missionsvereins etwa allein „die deutsche Wissenschaft“? Was ist deutsche Wissenschaft? Selbst wenn man dabei nur an die theologische Wissenschaft denkt, ist die denn etwa eine so in sich geschlossene und geklärte, daß man von ihr als einer einheitlichen reden kann? Weist die deutsche Wissenschaft nicht eine ganze Menge Richtungen auf, die sich untereinander bekämpfen? Wie können die Missionare des allg. evang.-protestantischen Missionsvereins sich also

[1]) Auch dem D. Faber in China, dem früheren rheinischen Missionar, der jetzt im Dienste des allg. evang.-protestantischen Missionsvereins steht, sind sie nicht gemacht worden.

schlechthin als die Vertreter der deutschen Wissenschaft hinstellen? In Wahrheit repräsentieren sie eine Richtung dieser Wissenschaft, die man kurzweg als die „liberale“ bezeichnet. Daß diese eine Richtung schlechthin der Ausdruck der „deutschen Wissenschaft“ und unseres „vaterländischen Protestantismus“ sei, dagegen dürfen sich diejenigen Vertreter der Mission, welche ihr nicht angehören und die doch auch nicht ganz und gar wissenschaftliche Idioten sind, in aller Bescheidenheit Protest einzulegen erlauben. Auch das erscheint uns als eine kühne Behauptung, daß den amerikanischen und englischen Theologen in Japan die „Untersuchungen“ der „deutschen Wissenschaft“ etwas absolut Fremdes und Neues seien und daß „das Bestreben, die Bibel geschichtlich zu verstehen, ihnen noch nicht nahe getreten sei“. Nach den Mitteilungen meiner Gewährsmänner steht die Sache vielmehr so, daß die Einführung des fortgeschrittenen Kriticismus in die jungen, für diese Fragen durchaus nicht reifen Missionsgemeinden bezw. Missionsschulen als etwas Neues beanstandet worden ist. Das ist eben die Differenz, ob es missionarische Weisheit gewesen ist, die kritischen Streitigkeiten in eine eben erst entstehende christliche Kirche hineinzutragen, die so schon an unklaren Gärungen einen Überfluß und an eitler Selbstüberhebung wie an phrasenhafter Rhetorik mindestens keinen Mangel hat. Das ist auch der Punkt, an dem meine Kritik einsetzte. Wie viel wird gerade seitens der „liberalen“ Theologie gegen die Einführung unserer Dogmen in die jungen Missionskirchen polemisiert; mir scheint, daß die Einführung unserer Kritik mit der Fülle ihrer Hypothesen viel schlimmer ist.

Was die Selbstüberhebung und rhetorische Phrase der doch noch wenig ausgereiften japanischen Theologen betrifft, so hat meine Rundschau in der Mainummer des vorigen Jahres Beweise genug für sie gebracht. Nr. 1, 1892 des Organs des allg. evang.-protestantischen Missionsvereins (Z. M. R. 55 ff.) fügt, ohne es zu wollen, verschiedene neue hinzu. Da wird nämlich Bericht erstattet über „die Einweihung unserer neuen theologischen Akademie“[1]) und eine Inhaltsangabe der bei dieser Gelegenheit gehaltenen Reden mitgeteilt. Unter andern sagte da der im Dienste des genannten Vereins stehende ordinierte Prediger Minami wörtlich:

„In Sizilien und Unteritalien hat sich die Philosophie rasch entwickelt und zwar deshalb, weil sie dort frei war von der Priesterherrschaft. Japan kann man mit dem alten Sizilien vergleichen. Wie damals die Philosophie in Graecia magna, kann sich das Christentum in Japan frei entwickeln. Die ausländische Form des Christentums kann man in Japan nicht ohne weiteres annehmen. Aber was ist zu thun? Das von Luther ausgesprochene

[1]) Beiläufig bemerkt ist in dieser „Akademie“ nicht Japanisch, sondern Deutsch und Englisch die Unterrichtssprache.

Princip der Freiheit und Innerlichkeit ist im Protestantismus selbst noch nicht genügend ausgeführt, Reste des Katholizismus sind noch nicht überwunden. Es war dies noch nicht möglich wegen des noch andauernden Übergewichts der Tradition in den westlichen Ländern. In Japan sind wir an diese Traditionen nicht gebunden und können deshalb um so kräftiger mitarbeiten an der Entwicklung des Christentums, an der vollen Entfaltung seines innern Princips, an der Entfaltung des Christentums der Zukunft. Die Aufgabe ist schwer aber herrlich. Unsere Schule ist berufen, daran mitzuarbeiten."

Das sind ja sehr bekannte Klänge, die sich nur besonders komisch machen im Munde eines Mannes, der, ich weiß nicht ob seit sechs Jahren oder etwas länger, das Christentum kennt!!

Und der Kandidat der Theologie Maruyama, der der Redakteur der vom allg. evang.-protestantischen Missionsverein herausgegebenen japanischen Zeitschrift Schinri ist, sagte am Schluß seiner die Frage: „Wer ist ein Theolog?" beantwortenden Rede:

„Kurz, der Theolog ist eine geistig, sittlich, gemütlich vollkommene, harmonische Persönlichkeit, welche andre segensreich zu beeinflussen imstande ist, d. h. der menschliche Mensch. . . . Wenn Mensch sein auch Mensch werden heißt, so dürfte Theolog sein auch Theolog werden heißen. Ich sage, Theolog sein ist ein Heil für andre, aber auch für sich selbst; denn es erfordert eine ernstliche Selbsterziehung zu einem menschlichen Menschen."

Überhaupt tragen die Reden, welche gelegentlich der Einweihungsfeier der „Akademie" gehalten wurden, einen sehr allgemeinen Charakter. Eigentlich christliches Gepräge und missionarischen Zug haben wir in denselben vermißt. Besonders lobend erwähnt der Bericht die „herzliche Begrüßungsrede" des „der möglichst weitherzigen, universalistischen Kirche Amerikas" angehörigen Missionars Perin, in welcher man „ein erfreuliches Zeichen wechselseitiger Sympathie zwischen unserer Mission und der genannten, höchst achtungswerten Kirchenschaft erblickt."[1]) Beiläufig bemerkt waren Vertreter andrer evangelischer Missionen persönlich nicht anwesend. Nun, dieser Perin erklärte als „den eigentlichen Zweck des Predigers" — die „Menschenbildung". „Er hat keine höhere Pflicht als diese und sollte sich bei keinem geringeren Werk beruhigen. Wenn

[1]) 1891, 83 f. charakterisiert die Z. M. R. selbst diese Körperschaft als „nicht-orthodox", obgleich pantheistisch scheinend „den Pantheismus aufs entschiedenste ablehnend", die Gottheit Jesu leugnend; Jesum faßt sie als „nur die jedem Menschen innewohnende natürliche Religion zur Entfaltung bringend". „Die Bedeutung seines Leidens als eines stellvertretenden Sühnopfers, die kirchliche Dreieinigkeitslehre, die orthodoxe Inspirationslehre, die Annahme eines absolut bösen Wesens und die Ewigkeit der Höllenstrafen lehnen sie ab." — Durch „die wechselseitige Sympathie" zwischen dem allg. evang.-protestantischen Missionsverein und dieser freigeistigen „universalistischen Kirche", welche in derselben Nummer der Z. M. R. betont wird, die meine Kritik als unberechtigt zurückweist, scheint mir die Widerlegung gerade nicht an Wucht zu gewinnen.

das wahr ist, dann scheint mir, daß der Mittelpunkt in all unserem Predigen die Meisterschaft Jesu sein sollte" 2c. Unser einer hätte gedacht, bei der Einweihung einer Missionsschule inmitten einer jungen Missionskirche hätte doch auch von specifischer Christenbildung müssen die Rede sein.

Doch ich breche ab; wir werden ja vermutlich noch einmal auf den Gegenstand zurückkommen müssen. Von meinem biblisch gläubigen Standpunkt aus durfte ich nicht schweigen, so gern ich auch die Polemik mit dem allg. evang.-protestantischen Missionsverein sonst vermeide. Aber wie sich die Dinge in Japan entwickelt haben, kann ich für den genannten Verein selbst wie für die Christianisierung Japans in der Pflege der kritischen Theologie nur eine Gefahr erblicken und darum war es vor Gott und Menschen meine Pflicht, freundlich zu warnen. Wck.

Literatur-Bericht.

1. **Richter:** „Evangelische Mission im Nyasa-Lande." Mit 2 Karten und 8 Bildern. Berlin 1892, Buchh. der Berliner Missionsgesellschaft. Geb. 2,50 M. — Eine sehr zeitgemäße missionarische Monographie. Zwei angesehene deutsche Missionen: Brüdergemeine und Berlin I beginnen soeben im Norden des Nyasa[1]) mit der Bebauung eines ganz neuen Missionsgebietes, das innerhalb der deutschen ostafrikanischen Interessensphäre liegt und schon darum das Interesse der deutschen Missionsfreunde in besonderem Maße in Anspruch nimmt. Es ist leicht, auf einem Missionsgebiete sich wirklich heimisch zu machen, wenn man die Geschichte desselben von Anfang an mit durchlebt. Ich bin oft gefragt worden: wie arbeitet man sich am besten in die Mission ein? Einer der bequemsten Wege ist, eine neue Mission von ihren Anfängen an sorgsam zu studieren und Schritt für Schritt ihrem Fortgang zu folgen. Ich habe es selbst gerade mit den central- und ostafrikanischen Missionen, die sämtlich erst seit Mitte der siebziger Jahre im Gange sind, so gemacht und kann aus eigener Erfahrung bezeugen, wie lebendig das Interesse und wie leicht die Specialkenntnis eines solchen Gebietes wird, wenn man durch ununterbrochene Lektüre der Berichte den Verlauf einer Mission verfolgt, deren Begründung man sozusagen selbst mit erlebt hat. Ich rate also, es mit den neuen deutschen Nyasamissionen so zu machen. Mit dem Studium des Richterschen Buches muß man dann beginnen und in dem Missionsblatt aus der Brüdergemeine und in den Berichten der Berliner Missionsgesellschaft I sorgfältig alle die neue Mission angehenden Nachrichten verfolgen; in zehn Jahren wird man dann einen ganz respektablen Stock solider Missionskenntnis sich gesammelt und auf Grund dieser Specialbekanntschaft mit einem einzelnen Missionsgebiete nicht nur ein leidliches Maß von Missionsverständnis erlangt, sondern auch Anregung und Anweisung zu weitergehenden Missionsstudien empfangen haben.

[1]) Der Verf. schreibt noch Nyassa; hoffentlich bürgert sich endlich auch bei uns die richtige Schreibweise Nya-sa ein.

Die vorliegende Arbeit thut den Dienst einer allgemeinen Orientierung über das Nyasagebiet und sie thut ihn in vortrefflicher Weise. Erst wird Land und Leute im allgemeinen beschrieben, dann folgt ein, allerdings sich wesentlich auf Livingstone beschränkender Abschnitt über die Entdeckung und Erforschung des Sees und seiner Umgebung, dann — und das bildet den Hauptteil des Buches — die Geschichte der sämtlichen Nyasamissionen auf Grund eingehenden Quellenstudiums. Zum Schluß wird endlich eine kurze Darstellung der kolonial-politischen Vorgänge und ein Überblick über den bisherigen Verlauf der beiden neuen deutschen Missionsunternehmungen gegeben. Eine statistische Tabelle und eine Specialkarte erleichtern die sofortige Orientierung. Da das Buch auch flott geschrieben ist und schon als Lektüre fesselt, so hoffen wir, daß es sich nicht nur einen großen Leserkreis gewinnen, sondern auch vielen dazu dienen wird, sich auf dem Nyasa-Missionsgebiet heimisch zu machen.

2. **Wangemann**: „Berlin I und III in Deutsch-Ostafrika und in Deutschland.“ Separatabdruck aus den Berliner Missionsberichten Nr. 1 u. 2 1892. Berliner Missionsbuchhandlung. 15 Pf. — Eine ausführliche Auseinandersetzung zwischen der alten Berliner Missionsgesellschaft I und der jungen Berliner deutsch-ostafrikanischen Missionsgesellschaft, bei welcher die letztere eine Kritik erfährt, die manchmal etwas schneidig, im ganzen aber gerecht und nicht unverdient ist. Es ist nicht gerade erquicklich, die hier sehr offen verhandelte Episode der deutschen Missionsgeschichte noch einmal von ihren ersten Anfängen an im Zusammenhange zu lesen. Berlin III wird jetzt wohl auch selbst nicht mit viel Befriedigung auf seine Kindheitsgeschichte zurückblicken; hoffentlich tritt es nun in ein Stadium der Solidierung, welches Männern von Fach zu ähnlicher Kritik, wie sie bisher geübt werden mußte, keine Veranlassung mehr bietet.[1])

3. „Jahrbuch der sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1892.“ Leipzig, Wallmann. 1 M. — Die Missionskonferenz im Königreich Sachsen, die jetzt 886 Mitglieder zählt, erfreut sich eines frischen Gedeihens und übt eine regsame Thätigkeit. Zu derselben gehört auch die Herausgabe eines Jahrbuchs, das durch die Gediegenheit seines Inhalts sich einen ehrenvollen Platz in der periodischen Missionsliteratur erworben hat. Diesmal bringt es außer sechs Missionsstunden, die mehr als „Entwürfe“ sind, zwei unter ihnen aus der mittelalterlichen Mission: Anskar und Otto von Bamberg, einem Materialnachweise für Missionsstunden über die einzelnen Stationen der Leipziger Mission und dem üblichen Literaturberichte eine statistische Übersicht über die sämtlichen deutschen Missionen in 1890, einen Artikel über das Missionsgebiet und den Vortrag des neuen Direktors der Leipziger Mission, von Schwartz, über die Bedeutung der lutherischen Kirche auf dem Gebiete der Mission.

---

[1]) In Nr. 2 der „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission“ veröffentlicht der Vorstand der „Evang. M.-G. für Deutsch-Ostafrika“ die Erklärung: „daß der Charakter der Wangemannschen Darlegungen ihn zu dem Beschluß veranlaßt habe, dieselben unbeantwortet zu lassen.“ Dagegen läßt sich nichts einwenden; wohl aber muß beanstandet werden, daß der genannte Vorstand — wie es scheint — an jedes Pfarramt ein neues Anschreiben gerichtet hat mit dem Ersuchen, nicht nur Lose für seine Lotterie zu vertreiben, sondern auch Abonnenten für sein Missionsblatt zu sammeln. Diese Art der Werbung ist wider das Versprechen, in den Kreisen andrer M.-GG. nicht sammeln zu wollen.

Die Missionsthätigkeit des hamburg-bremischen Erzbistums im Mittelalter.

Von Pastor Iken in Bremen.

Die Missionsarbeit des Mittelalters hat sich auf die germanischen, skandinavischen und slavischen Völker Europas hin erstreckt. Als dieser Zeitabschnitt begann, waren wohl die vielen Länder des römischen Reiches und teilweise auch die eingedrungenen germanischen Stämme bereits für das Christentum gewonnen, aber alle außerhalb desselben stehenden Völkerschaften mußten noch herzugebracht werden. Und das geschah in langer, mühseliger Arbeit teils durch die unermüdliche Thätigkeit gottbegeisterter Mönche und Geistlicher, teils aber auch durch weltkluge Maßregeln vieler Fürsten in Staat und Kirche; und zwar zuerst an den eigentlichen Deutschen, sodann an den Bewohnern der nordischen und östlichen Länder. Freilich konnte damit nicht verhindert werden, daß ein Teil von Europa in Spanien und Süditalien, sowie hernach im griechischen Kaiserreiche an den jugendlich aufstrebenden Islam wieder verloren ging und erst nach und nach teilweise vom Christentum zurückerobert werden konnte. Überhaupt hat die mittelalterliche Missionsthätigkeit über Europa nie hinausgereicht, denn die zeitweilige Eroberung des heiligen Landes war keine Christianisierung desselben und die kirchliche Besetzung eines Landstrichs im heutigen Nordamerika kann auch als zu unbedeutend nicht in Betracht kommen. Und je länger je mehr verwandelte sich die Missionsthätigkeit des Mittelalters, entsprechend dem Geiste des damaligen Christentums, in eine Ausbreitung der kirchlichen Herrschaft mit den brutalen Gewaltmaßregeln der Kreuzzüge und der Inquisition und entfernte sich dadurch immer mehr von dem Sinne ihres himmlischen Auftraggebers. Trotz alledem kann man die Leistungen des Mittelalters, namentlich in seinen ersten Jahrhunderten, nicht hoch genug schätzen für die Ausbreitung des Evangeliums auf unsrer Erde.

Als Teilnehmer an dieser großen und erfolgreichen Thätigkeit erscheinen vor allem jene merkwürdigen irischen Mönche, Culdeer genannt, die vom 6. bis zum 8. Jahrhundert zuerst nach Schottland und dem wieder heidnisch gewordenen England und dann nach dem Festlande hin eine wahrhaft großartige und gesegnete Thätigkeit entfalteten und für die Bekehrung des südlichen und mittleren Deutschlands von höchster Wichtigkeit

wurden. Sie arbeiteten noch ohne Verbindung mit dem aufkommenden Papsttum und dessen kirchlicher Organisation. Anders wars in letzter Beziehung, nachdem England durch den Mönch Augustinus für die Papstkirche gewonnen war, mit den von hier ausgehenden Missionaren, den angelsächsischen Mönchen, die in die Fußstapfen jener traten und in den neugewonnenen Gebieten des Frankenreiches von den Zeiten Karl Martells bis zu Karl dem Großen eine im übrigen nicht minder bedeutungsvolle Wirksamkeit hatten. Von da aus geht der Missionstrieb auf die fränkische Kirche selber und hernach auf das eigentliche Deutschland über. Große Anstrengungen werden jahrhundertelang in der deutschen Kirche gemacht, um die Heidenvölker des Nordens und Ostens, von denen man so viel erlitten, zur Erkenntnis Christi und damit zu einem ruhigeren Leben zu führen. Und wenn auch die deutsche Kirche in dieser Zeit die Hauptarbeit verrichtet, sie wird doch wirksam unterstützt bei den nordischen Völkern durch die fortgehende Mitarbeit Englands, während im Osten auch die griechisch-katholische Kirche mit eingreift, um das russische Bojarenreich für seinen besonderen Glauben zu gewinnen.

Bei dieser Arbeit der deutschen Kirche kommt in erster Linie diejenige des hamburg-bremischen Erzbistums in Betracht. War doch diesem bei seiner Gründung geradezu die Aufgabe zuerteilt worden, die Bewohner der skandinavischen Länder samt einem Teil des Ostens zu bekehren. Und es hat diese Aufgabe gelöst im Laufe mehrerer Jahrhunderte einerseits durch ernste, glaubensvolle Anstrengung, andrerseits aber auch unterstützt durch die politischen Maßregeln vieler Fürsten. Und als die Aufgabe gelöst war, schien dieses Erzbistum eine Zeitlang dadurch zu einem neuen großen Kirchengebiete, zu einem nordischen Patriarchate aufwachsen zu sollen. Aber die römische Kirchenpolitik sorgte dafür, daß es hierzu nicht kam. Das Erzbistum mußte, nachdem es jene Völker gewonnen, von deren kirchlicher Leitung zurücktreten und zu einem unbedeutenden deutschen Sprengel heruntersinken. Doch so ungerecht das damals manchem kirchlichen Würdenträger desselben erschien und so schmerzlich sie es empfanden, es war in Wahrheit das Richtige. Nicht zur Ausbreitung der eigenen Herrschaft, sondern der des Reiches Christi waren sie berufen.

Die Missionsthätigkeit dieses hamburg-bremischen Erzbistums, welche im 9. Jahrhundert anhebt und bis ins 13. Jahrhundert sich erstreckt, ist bereits öfter zur Darstellung gekommen, aber in der Regel nur in einzelnen ihrer Teile, insbesondere in der Wirksamkeit des Ansgarius, oder sonst von wesentlich historischen Gesichtspunkten aus[1]). Eine kurze und

[1]) Die beste und eingehendste Darstellung, die sich auch auf das Ganze erstreckt

übersichtliche Erzählung des Ganzen, welche vor allem die missionsgeschichtlichen Gedanken in den Vordergrund treten läßt, dürfte in diesen Blättern wohl gerechtfertigt erscheinen. In den folgenden Aufsätzen soll sie versucht werden. Es wird dabei in dem ersten derselben der Anfang der nordischen Mission zur Sprache kommen, wie er im 9. Jahrhundert geschah und sich wesentlich an die Namen Ansgar und Rimbert knüpfte. Die zweite Arbeit hat den neuen Aufschwung darzustellen, den diese Mission im 10. Jahrhundert durch die Erzbischöfe Unni, Adaldag und deren nächste Nachfolger gewonnen. Darauf folgt die Besprechung des Höhepunktes, den sie im 11. Jahrhundert insbesondere unter dem großen Erzbischof Adalbert erreicht, der aber zugleich ihr Ende herbei- und zur kirchlichen Loslösung der nordischen Länder führt. In einem vierten Aufsatz muß endlich noch die Missionsthätigkeit Hamburg-Bremens im Osten betrachtet werden. Diese letztere geht seit dem 10. Jahrhundert mit der nordischen parallel, tritt aber gegen diese wesentlich zurück und ist weit weniger erfolgreich, bis sie im 13. Jahrhundert mit der Bekehrung Livlands zu einem bedeutsamen Abschlusse gelangt.

1. Anfang der nordischen Mission durch Ansgar und Rimbert.

Die erste Missionsthätigkeit, die von den Küstenländern der Weser und Elbe ausgegangen ist, knüpfte sich an die Existenz des mächtigen Kaiserreiches Karls des Großen. Die Franken hatten sich an die Spitze der germanischen Völkerwelt gestellt und mit der Ausbreitung ihrer Herrschaft zugleich die des Christentums gefördert. War letzteres von den vorigen Frankenkönigen bereits nebenbei geschehen, so setzte es sich Karl geradezu zur Aufgabe. Jede Eroberung für den Staat sollte bei ihm auch eine für die Kirche sein. Doch nur mit der gewaltigsten Anstrengung konnte dies im nördlichen Deutschland erreicht werden. Es ist uns weh, dabei wahrzunehmen, wie sehr hier Politik und Mission zusammengearbeitet und wie die äußersten Gewaltmittel nicht verabscheut wurden, um die widerstrebenden Sachsenstämme zum Glauben an Christum zu zwingen. Aber es fehlte daneben doch nicht an dem heiligen Ernst, welcher das Heil der Seelen erstrebt und dafür zu jeglicher Hingabe bereit ist. Der Geist jener irischen Mönche war noch lange nicht in der mittelalterlichen Kirche erstorben. Durch Kaiser Karl wurde neben anderen Kirchengrün-

und mit großer Genauigkeit auf alles Wesentliche eingeht, ist die von G. Dehio: Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen bis zum Ausgange der Mission. Berlin 1877.

dungen im Sachsenlande auch das Bistum Bremen an der Weser gegründet und später unter das Erzbistum von Köln gethan. Auch an der Elbe zu Hammaburg hat derselbe Fürst eine Kirche geweiht und einen Priester, Namens Heridag, dabei angestellt. Er konnte damals nicht ahnen, welche Bedeutung die beiden Orte in ihrer Verbindung für die Weiterverbreitung des Christentums gewinnen sollten. Wohl aber mag Karl bei der Gründung Hamburgs auf die Förderung des Evangeliums über die Grenze seines Reiches, das er bis zur Eider ausgedehnt, nach den Völkern des Nordens und Ostens geblickt haben.

Mit dem Tode dieses großen Kaisers tritt dann freilich für alle seine Bestrebungen ein Stillstand ein, der vielfach zum Rückschritt wird. Unter einem ohnmächtigen Nachfolger zerfällt das gewaltige christliche Herrschaftsgebiet, und nun dringen die fremden Heidenvölker von Norden und Osten herein und stellen die Existenz der neugebildeten Christenreiche in Frage, bis diese sich nach und nach mit neuer Kraft dagegen erheben. Doch der tiefere christliche Trieb ist damit glücklicherweise noch nicht erloschen. Auch bei den Sachsen gehts in dieser traurigen Periode mit der Christianisierung nicht zurück, sondern vorwärts. Ja selbst der Gedanke der weiteren Heidenbekehrung ist noch lebendig und fördert liebliche Blüten, die gerade jetzt, wo die weltlichen Nebengedanken zurücktreten, um so freundlicher erscheinen, bis sie dann im Sturm der Zeiten abgeknickt werden und ersterben. Hiervon vernehmen wir in der darzustellenden Missionsthätigkeit des Ansgar und seines Nachfolgers Rimbert. Dieselbe hat ihren ersten Antrieb noch von der aufstrebenden Macht des großen Karl empfangen, aber sie fällt recht eigentlich in die Folgezeit, wo diese Macht immer mehr verloren geht. Sie arbeitet längere Zeit in hingebendster Weise und nicht ohne Erfolg an der Bekehrung einiger Gebiete in Dänemark und Schweden. Doch erlahmt sie immer mehr unter den denkbar schwierigsten Umständen, bis sie endlich eingestellt werden muß, ohne eine sichtbare Spur ihres Wirkens zurückzulassen. Aber der Anfang ist mit ihr gemacht; in späteren glücklicheren Zeitläufen kann daran wieder angeknüpft und mit besserem Erfolge weitergearbeitet werden.

Bei näherem Hinblick auf diese Missionsperiode fällt unser Auge vor allem auf die Persönlichkeit des Ansgar, der ihr das Gepräge verliehen hat. Durch die feine und zartsinnige, wenn auch historisch nicht immer genügende und nicht ganz untendenziöse Biographie desselben, welche sein Nachfolger Rimbert geschrieben, liegt dieselbe im hellen Licht der Geschichte. Ansgars Leben und Wirken hat infolge davon viele Bearbeitungen gefunden und seine Bewunderung war oft größer, als der Erfolg seiner

Thätigkeit zu rechtfertigen schien. Doch verdient der Mann unsre vollste Anerkennung, insbesondere darum, weil er sich völlig rein gehalten von allen eigensüchtigen oder weltlichen Bestrebungen, was von nur wenigen seiner späteren Nachfolger gesagt werden konnte.

Es liegt außerhalb der hier gestellten Aufgabe, die Jugendzeit und die vielen Einzelheiten aus dem Leben dieses Mannes, wie sie in jener Biographie vorliegen, zu schildern, so bedeutsam sie auch für seine Berufsthätigkeit erscheinen wollen. Nur kurz kann hier das Wesentlichste erwähnt werden. Wir hören, wie der Mann, geboren 801 in einem Orte der heutigen Pikardie aus edlem Frankenstamme, schon im 5. Jahre seine Mutter verliert und nun der Klosterschule zu Corbie an der Somme zur Erziehung übergeben wird. Von Jugend auf bekundet Ansgar einen hohen Sinn, der sich einerseits mit Hilfe reicher Phantasie zu einem schönen Innenleben entwickelt, andrerseits aber auch ein thatkräftiges Handeln in ihm entstehen läßt. Einen tiefen Eindruck macht auf den dreizehnjährigen der Tod des großen Kaisers und treibt ihn, das zu ergreifen, was bei allem Hinschwinden der Erdendinge allein Bestand hat. Es war naheliegend, daß der Jüngling bei solchem Empfinden unter die Mönche des Klosters trat. Ansgar wurde ein Jünger Benedikts zu Corbie. Aber er sollte, wie so viele andre Klosterbrüder jener Zeit, damit nicht den Aufgaben des Erdenlebens entzogen werden. Schon früh übergab man ihm die Leitung der Schule, der er selber angehört hatte. Als dann im Sachsenlande 822 jene Neugründung von seinem Kloster aus an der Weser erfolgt war, als Neu-Corbie oder Korvei (wie es in der Folge genannt ward) im Sollingerwalde fertig dastand, wurde auch er dahin beordert, um dort wiederum die Schule zu übernehmen. Er fand da einen reichen und gesegneten Wirkungskreis unter den Äbten Adalhard und Warinus. Korvei wurde eine Hauptstätte zur Christianisierung und Kultivierung des schwerbezwungenen Sachsenvolkes, hier wurde auch die Predigt und der Unterricht in der Volkssprache geübt, soweit es die kirchlichen Ordnungen zuließen. Ansgar gewann damit eine treffliche Vorschule für seinen weiteren Wirkungskreis, zu dem er bald berufen werden sollte.

Damals schien nämlich die Thür aufgethan zu sein zur Missionierung des Dänenlandes. Bereits seit längerer Zeit waren kleine Versuche gemacht, auch hierhin das Evangelium zu bringen. Der unermüdliche Willebrord, Apostel der Friesen, hatte zu seiner Zeit schon einige Streifzüge dahin unternommen (719), und bei den Beziehungen, die der Handel wie der Seeraub gewährte, konnte die Kunde von Christo oft genug den Nordländern näher getreten sein. Karls Kirchengründung zu Hamburg und

seiner weiterschauenden Ideen dabei für die Nordländer ist bereits gedacht. Er stellte das Hamburgische Kirchengebiet in Nordalbingien absichtlich unter keinen der Bischöfe, um mehr daraus zu machen. Nach seinem Tode ließ man das freilich fallen. Ludwig verteilte das Gebiet an die Bischöfe von Bremen und Verden, und zwar so, daß der nördliche Teil mit der Kirche zu Meldorf an Bremen, das übrige mit Hamburg an Verden kam. Aber der Missionstrieb im Reiche blieb lebendig. Er zeigte sich zuerst in jenem Erzbischof Ebo von Rheims, einem der ersten und aus Bewegungen jener Tage wohlbekannten Kirchenfürsten. Es gab in jenen Tagen unter den jütischen Kleinkönigen viele Thronstreitigkeiten, auf der einen Seite standen die Söhne des verstorbenen Königs Göttrick, auf der anderen Harald und Reginfried. Harald ward verdrängt und flüchtete zu Kaiser Ludwig (814), wo er längere Jahre verweilte. Bei seiner Rückkehr übernahm Ebo auf der Reichsversammlung zu Attigny das Werk der christlichen Propaganda im Dänenlande (822) und ließ sich von Papst Paschalis I. dazu den Auftrag geben. Als Begleiter ward ihm der Priester Halitgar zuerteilt, und auch der Bischof Willerich von Bremen schloß sich ihm an; den Hof Welanao (Münsterdorf) in Nordalbingien schenkte der Kaiser ihm zur Unterstützung. Über Ebos Wirken fehlen die näheren Nachrichten, aber ohne Erfolg kann es nicht gewesen sein. Als Harald nach einigen Jahren wieder verdrängt ward, suchten auch die Göttrickssöhne eine Annäherung an den Kaiser. Damals kam Harald mit großem Gefolge in das Frankenland und bat um die Taufe. Am Johannistage 826 fand ein glänzendes Fest zu Mainz statt, der fremde König, seine Frau und sein Sohn nebst 400 Dänen wurden durch die Taufe in den Christenbund aufgenommen. Für ihre Rückkehr handelte es sich um Mitsendung eines Mannes, der sich gänzlich der Weiterverkündung des Christentums widmen könnte. Ebo, der vielbeschäftigte Reichsfürst, war hierzu nicht mehr imstande. Da schlug der Abt Wala von Corbie den jungen Ansgar in Neu-Korvei vor als einen Mann, der sich vor allen andern eignen werde. Es war ein glücklicher Griff, einen gediegeneren und zugleich gewandteren Heidenboten hätte man damals im Frankenreiche schwerlich gefunden.

Ansgar war sofort bereit, dem Rufe Folge zu leisten. In Ingelheim, wohin man ihn rief, erklärte er sich darüber vor dem Kaiser, und der Papst ernannte ihn darauf als Subdelegaten des Ebo zur Predigt unter den Heiden.[1]) Der junge Mönch Autbert aus vornehmem Stande schloß

---

[1]) Die betreffende päpstliche Bulle von Eugen II kennen wir nur aus einer

sich ihm an. Die lange Reise mit den zurückkehrenden Dänen zuerst den Rhein hinunter und dann von Dorstadt zu Land war mühsam und entsagungsvoll, aber sie bot Gelegenheit, die Sprache und Sitten der Dänen kennen zu lernen. Harald gelang es, im südlichen Jütland, dem heutigen Schleswig, Fuß zu fassen, und die Christenboten versuchten hier anzuknüpfen. Der Christenglaube ward verkündet, soweit man sich verständlich machen konnte, einige Knaben auf dem Sklavenmarkte gekauft, wozu der König andre schenkte, und zur Erziehung behalten, bald auch eine Schule, wahrscheinlich zu Hatheby (Schleswig) gegründet. Die Nordländer zeigten Ansgar gegenüber durchaus keinen Fanatismus für ihre Götter Odin und die Asen, ihr Glaube war bereits stark erschüttert, wie sich in der gelegentlichen leichten Annahme des neuen Glaubens kund gab. Aber es war auch noch nicht viel Entgegenkommen zu spüren, sondern eine rohe Wildheit, die große Geduld verlangte, um etwas auszurichten. Von Harald hatte Ansgar wenig Hilfe, zumal derselbe nach einem Jahre wiederum weichen mußte. Ansgars Gefährte Autbert erkrankte und starb zu Korvei.

Aber bald sollte Ansgar auf einen anderen Posten berufen werden. Kaiser Ludwig erhielt 829 zu Worms eine Gesandtschaft aus Schweden mit der Nachricht, daß dort viele, wie auch der König, dem Christenglauben zugethan seien und um einen Boten desselben bitten. Wieder wurde Ansgar als der geeignetste Mann erachtet und erhielt dazu den Ruf. Er übergab sein bisheriges Werk dem Gefährten Gislemar und ging zum Kaiser. Dann wurde mit dem Mönche Witmar und einem stattlichen Zuge anderer die Reise nach Schweden angetreten (830). Ansgar sollte in großartiger Weise als Gesandter des Kaisers auftreten. Aber es kam anders. Das Schiff wurde unterwegs von Wikingern angefallen und genommen, und nur weil man dem Lande nahe war, konnten die Fahrenden entrinnen und ihr nacktes Leben retten. Die Absicht schien verfehlt und viele gingen daher zurück; Ansgar aber und Witmar nebst einigen anderen setzten getrost die Reise fort. Ihr Ziel war Birka am Mälarsee, wo der König Björn ihrer wartete. Die Christenboten wurden denn auch freundlich empfangen, König und Volk zeigten ein ganz anderes Entgegenkommen, als man in Jütland gefunden. Ansgar konnte ungehindert vom Christenglauben reden, ja mehrere meldeten sich bald zur Taufe. Unter diesen war besonders der Ortsvorsteher Herigar (Hergeir), der auf seinem Erbgute ein Kirchlein erbauen ließ und sich als ein eifriger Anhänger erwies. Besondere Freude aber erregte Ansgars Wirken bei

---

späteren von Nikolaus I vom Jahr 865. Siehe Lappenberg: Hamburger Urkundenbuch XVIII.

den hier vorhandenen Christensklaven, die jetzt wieder Gottes Wort vernehmen und das Sakrament empfangen konnten. Nach 1½ Jahren kehrte der Gottesbote zurück, um dem Kaiser zu berichten und weiteres einzuleiten für das wohlbegonnene Missionswerk.

Ludwig sah sich damit veranlaßt, die Sache in größerem Stile anzufassen. In seiner Geistlichkeit lebten noch die Ideen seines Vaters. Damals hatte er auch gerade Ruhe vor seinen Söhnen und suchte wieder mit Nachdruck als Kaiser aufzutreten. So wurde auf dem Reichstage zu Diedenhofen (831) der Plan Karls wieder hervorgezogen. Man faßte den Beschluß, „an der äußersten Grenze des Reiches" das Erzbistum Hamburg zu gründen, um von da aus die nördlichen und östlichen Heidenvölker zu bekehren, und Ansgar mit dieser Würde zu beauftragen. Als nächstes Gebiet erhielt er Nordalbingien, den sächsischen Teil des heutigen Holsteins, auf welches die Bischöfe von Bremen und Verden wieder Verzicht zu leisten hatten. Zugleich empfing er das Kloster Turholt in Flandern zu seiner Unterstützung. Die Ausführung war aber nicht so leicht, da auch Ebos Ansprüche befriedigt werden mußten. Der Papst bestätigte demgemäß Ansgar in seiner neuen Würde, aber er beauftragte beide Männer gleichmäßig mit der Legation unter den Heiden, und Ansgar mußte es sich gefallen lassen, daß bei der Auseinandersetzung Schweden, der hoffnungsvollere Teil, an den Rheimser Metropoliten fiel, während er selber Dänemark bekam.[1]) Ebo schickte infolge dessen seinen Neffen Gauzbert als Bischof nach Schweden, der auf dem gelegten Grunde gut weiter arbeitete und sogar im Orte Sigtuna eine zweite Kirche erbauen konnte.

Ansgar hatte derweil einen schweren Posten zu versehen. Schon das Reichsgebiet Nordalbingien war wenig vom Christentum berührt worden und bedurfte einer missionierenden Thätigkeit. Nur in den zwei Orten Hamburg und Meldorf fanden sich Kirchen, alles andere war noch Heidentum. Der Gottesbote setzte hier kräftig ein. Bald erhoben sich auch Gotteshäuser zu Heiligenstätten und Schönfeld, kleinere Bethäuser kamen an anderen Orten hinzu. In Hamburg wurde eine klösterliche Nieder-

[1]) Obgleich hier nicht auf die genaueren historischen Fragen eingegangen werden kann, muß doch erwähnt werden, daß die meisten älteren unser Erzbistum betreffenden kaiserlichen und päpstlichen Urkunden von den gewichtigsten Historikern für unecht oder interpoliert gehalten werden, weil man sich später bemühte, die weitgehendsten Ansprüche des Erzbistums als altbegründet zu erweisen. So wird die kaiserliche Stiftungsurkunde für Hamburg vom 15. Mai 834 (Hamb. Urkdb. VIII) für unecht erklärt und die päpstliche Bestätigung Gregors IV (a. a. O. IX) wohl in der Hauptsache für richtig, aber mit späteren Zusätzen versehen gehalten.

lassung gegründet, wo befreite Knaben erzogen werden sollten, ebenso wie in Turholt. Kam damit hier die Arbeit etwas vorwärts, so schien es damit in Dänemark gar nicht gelingen zu wollen. Ansgar konnte vor der Hand wenig thun, zumal die verwirrten Verhältnisse im Frankenreiche, vor allem nach Kaiser Ludwigs Tode (840), wenig geeignet waren, die Dänen für ihn günstig zu stimmen. Und nun traf ihn noch der Schlag, daß im Vertrage von Verdun (843) die Celle Turholt an Karl den Kahlen fiel und von diesem ihm genommen wurde. War er damit schon seiner besten Mittel beraubt, so sollte es bald noch schlimmer kommen. Die immer größere Schwäche der Christen reizte die Nordleute zu verstärkten Plünderungen ihrer Küstenländer. So kam auch 845 ein Seeräuber auf das eben aufblühende Hamburg. Die Stadt wurde geplündert und ging in Flammen auf. Kaum konnte der Erzbischof sein Leben retten. Eine trübe Zeit schien für ihn zu beginnen. Auch aus Schweden traf traurige Kunde ein. Das Heidentum hatte hier heftig reagiert. In einem Volksaufstand war Gauzberts Neffe Nithardt erschlagen, der Bischof selber vertrieben; doch blieben hier, wie sich hernach zeigte, getreue Anhänger des augenblicklich verfolgten Christenglaubens.

Glücklicherweise sollte Ansgar nicht allzulange geprüft werden. König Ludwig der Deutsche nahm sich seiner thatkräftig an.[1]) Hamburg sollte neu hergestellt und für das verlorene Turholt mit dem eben jetzt erledigten Bistum Bremen entschädigt werden. Es war ein glücklicher Gedanke, die beiden einander so nahe liegenden Stifter zu vereinigen und dadurch dem Erzbistum an der weit mehr gesicherten Weserstadt einen festen Halt zu verleihen. Schwierig erschien die Sache nur insofern, als Bremen zum Metropoliten-Verbande von Köln gehörte und nun mit Hamburg zu einem einzigen Erzbistum verbunden werden sollte. Aber da auch Köln gerade jetzt erledigt war, ließ es sich machen und hat erst hernach zu weiteren Erörterungen geführt.[2]) Die Sache kam damals nach allerlei Schwankungen auf den Mainzer Synoden von 847 und 848 zu stande und

[1]) Die von Adam von Bremen in seiner Hamburgischen Kirchengeschichte (I, 24) zuerst mitgeteilte und seither in fast allen Biographien Ansgars wiederholte Erzählung, daß dieser nach seiner Flucht von Hamburg eine Zuflucht bei der Frau Ikia in Ramesloh gefunden und von ihr dieses Gut zum Geschenke erhalten habe, findet sich in Ansgars Vita noch nicht und scheint erst später aufgekommen zu sein, um die alte Zugehörigkeit dieses früheren Verdischen Besitztums zu Bremen zu erweisen.

[2]) 850 erhob sich der neue Erzbischof Günther von Köln gegen diese Abmachung, wurde aber vom König und den Fürsten zur Nachgiebigkeit veranlaßt. Hernach hat Papst Nikolaus I in einer Bulle vom 31. Mai 864 die Sache bestätigt (s. Hamb.

empfing in der Folge die völlige päpstliche Bestätigung.[1]) Ansgar wurde 848 durch zwei Königsboten in Bremen eingeführt und erhielt damit eine feste Basis für seine Wirksamkeit. Er wie seine Nachkommen haben dann auch fast immer in Bremen gewohnt, obwohl erst viel später der offizielle Sitz von Hamburg hierher verlegt wurde (1224).

Fast siebzehn Jahre lang durfte der Erzbischof nun noch in seiner neu errichteten Stellung thätig sein, und er hat sie wohl ausgenutzt. Konnte er doch jetzt wieder in Dänemark etwas anfangen. Hier war wohl König Harald, der so wenig vom Glücke begünstigte, ganz vertrieben und lebte im Frankenlande zu Dorstadt, aber sein Gegner Horich war ebenfalls zu völligem Frieden mit dem deutschen Könige bereit. Ansgar durfte im Auftrag des letzteren öfter zu ihm kommen und mit ihm unterhandeln. Der Dänenfürst lernte den gediegenen Mann schätzen und richtete sich in vielen Dingen nach seinem Rat. Von Annahme des Christentums war zwar bei ihm noch keine Rede, doch gestattete er dem fremden Priester, in Schleswig eine Kirche zu erbauen und Geistliche anzustellen, gab auch seinen Unterthanen die Wahl des Glaubens frei. Es waren freilich vor allem gefangene Christensklaven, die sich infolge davon zu den Gottesdiensten Ansgars sammelten, doch folgten ihnen nach und nach auch verschiedene Dänen. Bei diesen gings zwar recht langsam, die meisten begnügten sich mit dem in jenen Zeiten aufgekommenen „Primsigning“ (primum signum) d. h. mit der vorläufigen Bezeichnung mit dem Kreuze, dem später die wirkliche Taufe nachfolgen sollte.[2]) Aber es schien nun wirklich eine bessere Zeit zu kommen, zumal sich die Verhältnisse auch immer friedlicher gestalteten. Ansgar konnte Gott von Herzen dankbar sein.

Auch in Schweden gestaltete sich alles günstiger. Ansgar vernahm die Kunde, daß der Ausbruch des Heidentums sich gelegt und außer den treugebliebenen Christen auch andre Verlangen nach christlicher Predigt zeigten.

Urkundenbuch XIV, wo es ebenso bei Adam (I, 29) 864 statt 858 heißen muß). Doch sind spätere Proteste und Ansprüche Kölns, wie sich zeigen wird, darum nicht ausgeblieben.

[1]) Für uns liegt eine frühere als die oben erwähnte Bulle von Papst Nikolaus I aus dem Jahre 864 vor.

[2]) Durch die Bezeichnung mit dem Kreuze wurden die Leute Katechumenen und erhielten das Recht, die Kirche zu besuchen und dem Hochamte beizuwohnen. Die Verschiebung der Taufe bis ans Lebensende geschah nach Vita I, 24, um durch dieselbe von allen Sünden gereinigt zum ewigen Leben einzugehen. Doch war dies in der Regel wohl nur Vorwand bei den Unentschiedenen, die mit dem Heldentum noch nicht brechen mochten.

Da Gauzbert damals Bischof von Osnabrück geworden war und zur Rückkehr an seinen alten Posten keine Lust hatte, schickte Ansgar zuerst den Einsiedler Ardgar zur Nachforschung nach Schweden, durch welchen ihm dann auch Gutes berichtet wurde. Dann machte er sich, im Einverständnis mit Gauzbert, selber auf den Weg dahin, diesmal mit einer Empfehlung des Dänenfürsten wie des deutschen Königs versehen. König Olaf nahm ihn freundlich in Birka auf, wollte aber nichts thun, ohne den Volkswillen vernommen zu haben. Hiervor hatte Ansgar große Sorge und machte sich auf das Ernsteste gefaßt. Aber es kam besser. Schon die Loswerfung fiel gut für das Christentum aus, und auch in der Volksversammlung gewann die günstige Meinung die Oberhand. In zwei Landschaften wurde die Predigt des Christenglaubens gestattet. Der König selber schenkte nun einen Platz zum Kirchenbau, und schnell ward damit der Anfang gemacht. Ansgar konnte den mitgebrachten Erimbert, einen Neffen Gauzberts, und andre Gottesboten hier lassen, während er mit freudigem Danke die Rückreise antrat. Nach Gauzberts Tode (an welchen der Erzbischof Ebo seine Rechte abgetreten hatte) fiel, der Bestimmung gemäß, dieses Schwedengebiet seiner Legation wieder zu und blieb von da an beim hamburg-bremischen Kirchenstuhle. Ansgar hat nach dem Erimbert noch zwei andre Vertreter, Ragenbert und Rimbert (einen geborenen Dänen) hinschicken und durch sie das Werk weiter betreiben können.

Einmal schien dann wieder in Dänemark sein gesegnetes Wirken gestört werden zu sollen. 854 entbrannte ein wilder Krieg, in welchem König Horich und viele seiner Anhänger ihr Leben verloren. Der neue König Horich II, ein junger Sohn des ebenfalls gefallenen Guttorm, schien dem Christentum feindlich gesinnt. In seinem Namen wurde die Kirche zu Schleswig geschlossen, die Priester vertrieben und die christlichen Regungen unterdrückt. Ansgar entschloß sich zu einer persönlichen Unterredung mit dem Regenten. Es konnte das bedenklich erscheinen, gelang aber über Erwarten. Der König fand großes Wohlgefallen an der herrlichen Persönlichkeit des fremden Kirchenfürsten, der auch nichts unterlassen haben wird, seine Sache in annehmbarster Weise darzustellen. Er gestattete freie Verkündigung des Christenglaubens wie unter seinem Vorgänger. Die Kirche zu Schleswig wurde wieder eröffnet, ja sie durfte sogar mit einer Glocke versehen werden, um die Gläubigen öffentlich zur Messe zu rufen. In Ripen konnte sodann eine zweite Kirche erbaut werden. König Horich schickte sogar an den Papst Geschenke und bemühte sich, seine Unterthanen vom Seeraub zurückzuhalten.

Von nun an durfte der Erzbischof eine ruhige Fortentwicklung seines

Werkes erleben. Große Schritte geschahen zwar nicht. Dazu war die Zeit noch nicht gekommen. Im Gegenteil, mit dem Zusammenbruch der karolingischen Weltmacht gestalteten sich die Verhältnisse immer trüber. Je schwächer die Christenvölker dastanden, um so wilder und beutelustiger schienen die Nordleute zu werden. Selbst Bremen sollte 858 einen Plünderungszug derselben erleben. Ansgar mußte sich mit der stillen Pflege kleiner Häuflein in Dänemark und Schweden begnügen. Wohl mochte er sorgenvoll in die Zukunft blicken, aber bei dem bisherigen wunderbaren Gelingen durfte seine Seele auch wieder getrost werden. War es Gottes Wille, so konnten diese kleinen Gemeinden das ganze nordische Heidentum mit der Zeit über den Haufen werfen, wie einst die kleinen Gemeinden der alten Christenheit mit dem römischen Heidentum gethan. In seiner letzten Lebenszeit legte er die Sache der nordischen Mission noch in dringenden Sendschreiben dem deutschen Könige und dessen Sohne, sowie allen deutschen Kirchenfürsten ans Herz. Es heißt im Brief an die letzteren: „Ich flehe euch an, daß ihr euch bei Gott dafür verwenden möget, daß dieses Sendamt es verdienen möge, zu wachsen und Frucht zu tragen in dem Herrn. Denn schon ist durch Gottes Gnade sowohl bei den Schweden, als bei den Dänen die Kirche Christi gegründet, und die Priester verwalten ohne Hindernis ihr ordentliches Amt. Gott der Allmächtige mache euch alle zu Teilnehmern dieses Werkes in frommer Zuneigung und zu Miterben Christi an himmlischer Glorie."[1]) Als Ansgar am 3. Februar 865 zu Bremen seine Augen schloß, konnten die vielen, die ihn beklagten, sich zu ihrem Troste sagen, daß sein hohes und edles Streben, sein unermüdliches Wirken nicht umsonst gewesen. Die nordische Mission war zu stande gekommen.

Freilich sollten auch diese Anfänge nicht bleiben. Der Gerechte wurde weggerafft vor dem Unglück. Ansgar erlebte nicht mehr den gänzlichen Untergang dessen, was er gegründet, aber über seinen Freund und Nachfolger Rimbert ist das Schicksal desto gewaltiger hereingebrochen.

Dieser Rimbert (oder Rembertus), 865—888 Erzbischof von Hamburg-Bremen, war kein unwürdiger Nachfolger des großen Heidenapostels im Norden. Wahrscheinlich auch ein Franke von Geburt und im Kloster Turholt gebildet, war er von Ansgar früh herangezogen und durfte sich lange dessen erhebenden Umgangs erfreuen.[2]) Von seiner Bedeutung haben

[1]) Der Brief an die Bischöfe befindet sich Hamburger Urkundenbuch XVII. Die angeführten Worte aus demselben stehen auch bei Adam I, 35.

[2]) Er ist nicht zu verwechseln mit dem oben erwähnten nach Schweden gesandten Rimbert, welcher ausdrücklich als geborner Däne bezeichnet wird, was mit den Angaben über unsern Rimbert nicht übereinstimmt.

wir den besten Beweis in der Vita, die er von seinem Vorgänger geschrieben und die bereits als ein in seiner Art vorzügliches Werk charakterisiert ist. Aber Rimbert hatte mehrfache Unglücksschläge zu kosten, durch welche seine Wirksamkeit in ein möglichst trauriges Licht gestellt wird. Schon das ist ein Unglück für ihn gewesen, daß er keinen geeigneten Biographen gefunden, welcher uns einen wirklichen Einblick in sein Thun gewährt hätte. Die Vita Remberti nämlich, von einem unbekannten Verfasser, ist ein fast ungenießbares Machwerk, im beschränktesten Mönchsstil und in frommen Phrasen geschrieben, ohne Verständnis für die Persönlichkeit und Thaten des Mannes, von denen wir kaum eine Andeutung erfahren. Sodann brach über Rimbert die ganze Sturmflut der normannischen Einfälle herein und vernichtete alles, was er und sein Vorgänger zu stande gebracht. Und endlich wurde seine Körperkraft früh durch die gewaltigen Anstrengungen geschwächt, so daß er, oft von der Gicht gelähmt, den Abt Adalgar von Korvei, seinen späteren Nachfolger, als Gefährten und vielfachen Vertreter gebrauchen mußte. Wir erfahren von ihm nur im allgemeinen, daß er seinen Sprengel persönlich bereist, so oft er konnte, und auch wie die Reise nach Dänemark, so auch die weite Fahrt nach Schweden nicht gescheut, daß er bei solcher Gelegenheit die vorhandenen Christen getröstet und die Priester gestärkt habe. Ob ihm dabei, etwa in der ersten Zeit, irgend eine Erweiterung des Werkes gelungen, wird uns nicht gemeldet und ist nach der Lage der Dinge wohl kaum anzunehmen.

Bald genug sollte denn der vollständige Rückschritt eintreten. Gerade die Völker, die man bekehren wollte, kehrten immer mehr ihre heidnische Wildheit und Plünderungssucht hervor.

„Es war, als ob jetzt mit einem Male die ganze Völkermasse des skandinavischen Nordens aufstände, um sich gegen das Frankenreich in den Kampf zu stürzen. Gerade damals erhoben sich zuerst in Norwegen und Dänemark, bisher in kleinere Reiche gespalten, umfänglichere Herrschaften, die tiefer in die Freiheit der Gemeinden eingriffen. Unbeugsame Geister, die sich der Übermacht eines Einzelnen nicht fügen wollten, verließen zuhauf ihre Heimat und suchten ihr Glück in der Ferne. Waffenbrüderschaften und Kriegsgefolge sammelten sich zu den verschiedenartigsten Unternehmungen; je kühner und gefahrvoller der Streit, um so mehr reizte er die Phantasie, um so höher steigerte er den Mut dieser wilden Nordlandssöhne. Und zugleich stürmten auch die nordischen Könige in den Kampf, um durch den Glanz ihrer Siege den Ruhm ihrer Herrschaft zu sichern. Vor allem war das fränkische Reich der Schauplatz der normannischen Heldenthaten.“ — „Überall stürmten die Meeresrappen, wie sie ihre Schiffe nannten, an die Küsten heran; wo sich ein sicherer Landungs-

platz zeigte, wo ein Fluß in das Meer mündete, da legten die beherzten Schiffer an, zückten ihre Schwerter und beuteten weit in der Runde."[1])

Das deutsche Reich war unter Ludwig dem Deutschen noch einigermaßen von diesen Angriffen verschont geblieben. Als aber dieser treffliche Fürst die Augen schloß und auf ihn Ludwig III. (876—882) und dann Karl der Dicke (882—887) folgten, kam auch die ganze wilde Brandung hierher. Schrecklich war vor allem der Einfall des Jahres 880, wo das sächsische Heer eine entsetzliche Niederlage an der Elbe erlitt und infolge davon auch die sogenannte dänische Mark an der Eider preisgeben mußte.[2]) Nur im einzelnen gelang es da und dort, sich der wilden Feinde zu erwehren. So erfahren wir, daß 884 Rimbert einen Normannen-Haufen bei Norden in Friesland besiegt, indem er eilend die Bewohner zur Wehr aufgerufen und während des Kampfes wie Moses auf einem Hügel gestanden und gebetet habe. Aber auch andre Feinde folgten den Nordländern. So drangen bald die Obotriten von Osten her über die Grenze und machten bis Hamburg hin alles unsicher. Endlich kamen dazu noch als die schrecklichsten Plünderer die Ungern, welche über den Osten Deutschlands herfielen und tief hinein bis nach Bremen ihre jährlichen Eroberungszüge ausdehnten.

Unter solchen Umständen konnten weder Rimbert noch seine nächsten Nachfolger an eine Fortsetzung der Mission denken. Schweden scheint schon bald aufgegeben zu sein; bei den großen Gefahren vor Seeräubern wars nicht mehr möglich, die Beziehungen dahin aufrecht zu erhalten. Vielleicht hielten sich die dänischen Gemeinden noch etwas länger, aber auch sie mußten allmählich von der hochgehenden Sturmflut weggeschwemmt werden. Wie konnten die Nordleute noch Achtung vor dem Christenglauben haben, da die Christen sich ihnen immer mehr in ihrer Wehrlosigkeit zeigten und auch keinen Mut mehr bewiesen, ihren Odinsglauben zu bekämpfen? Rimbert mußte in seinem Eifer erlahmen; was der treue Schüler Ansgars auch unternehmen mochte, nirgends fand er Entgegenkommen bei den Heiden, nirgends Hilfe in der Heimat. Wohl nahm er sich treulich der vielen Armen und Geplünderten seines Sprengels an und kaufte manchen Gefangenen von den Feinden wieder frei, soweit seine Mittel reichten; auch auf verschiedenen Reichstagen erschien er, um hier seiner Pflicht als Reichsfürst zu genügen. Aber an ein Hinausgehen über die Grenzen war nicht mehr zu denken.

---

[1]) W. Giesebrecht: Geschichte der deutschen Kaiserzeit I, 155 ff.

[2]) Karl der Große hatte zum Schutze von Nordalbingien im Norden dieses Landes die dänische Mark und im Osten die sächsische Mark angelegt und beide mit starken Schutzwehren versehen.

Als er 888 starb und sein Genosse Adalgar ihm nachfolgte, war von der nordischen Legation keine Rede mehr. Wohl bestand sie noch und wird, so scheint es, einmal wieder vom Papste in Erinnerung gebracht, aber unter Rimberts drei Nachfolgern konnte sie nicht geltend gemacht werden.[1]) Die Zeiten mußten erst anders werden, ehe die bremischen Erzbischöfe sich dieses Berufes wieder erinnern konnten.

Trotz aller dieser Niederlagen und des scheinbar spurlosen Verschwindens der christlichen Anfänge in jenen Heidenländern darf man die bisherige Arbeit der christlichen Mission keineswegs unterschätzen. Es muß festgehalten werden, das nordische Heidentum war damals tief erschüttert, und wenn auch ein augenblicklicher Sturm diese Völker aufregte und gegen die Christenländer ausziehen ließ, so war doch kein religiöser Fanatismus dabei zu verspüren. Der Sturm mußte sich wieder legen, die wilden Wasser eingedämmt werden, sobald in den Christenländern geordnete und feste Zustände eingekehrt waren. Dann aber stand das Christentum da als jugendkräftige Religion, umgeben von der gesamten Kulturkraft des Menschengeschlechts. Und mit ihm machten die Nordländer jetzt immer deutlichere Bekanntschaft durch ihre Einfälle in die Christengebiete, durch die vielen unter ihnen lebenden Christensklaven. Ja diese Religion hatte bereits bei ihnen Fuß gefaßt und viele angezogen, was für den Augenblick zwar verwischt, aber so leicht nicht vergessen sein konnte. Die erste Missionsperiode unter den Nordländern scheint auf den ersten Blick erfolglos gewesen zu sein, in Wirklichkeit aber hat sie in einer höheren Hand zur Grundlegung für die folgenden dienen müssen.

---

[1]) In der Bestätigungsbulle von Papst Stephan V für Adalgar (s. Hamburger Urkundenbuch XXIV) lesen wir nichts von der nordischen Legation, wohl aber wird sie bei dessen Nachfolger, dem Erzbischof Hoger, in der Bulle von Papst Anastasius III 912 (a. a. O. XXVIII) erwähnt, hier aber so ausführlich, daß die Echtheit der Stelle, wenigstens in dieser Genauigkeit, zweifelhaft erscheint. Die Bulle für den 3. Nachfolger, Reginward, kennen wir nicht.

Indische Reisefrüchte.

Von R. Grundemann.

III.

Die Mission und die Kunst.[1])

Vortrag, auf der Missionskonferenz in der Provinz Brandenburg am 16. Febr. 1892.

. . . .

. . . .

Es ist nicht möglich eine Geschichte der christlichen Kirche zu schreiben ohne Berücksichtigung der christlichen Kunst. Die Kunst bildet einen bedeutsamen Zug des christlichen Lebens. Wie öde und kahl würde unser Kultus sein, wenn man die herrlichen romanischen und gotischen Dome beseitigen oder wenn wir den Ausdruck preisgeben wollten, den das tiefste christliche Glaubensleben gefunden hat in der Malerei von den Tagen des Fra Giovanni da Fiesole an bis auf unsern unvergeßlichen Pfannschmidt — oder wenn wir Namen wie Händel und Bach aus der Geschichte streichen wollten! Was würde aus unsrer Erbauung im Gottesdienste ohne Choral und Chorgesang? Wer möchte es wünschen, daß in unsern Häusern kein Christusbild sei oder aus denselben die herrlichen Zeichnungen Ludwig Richters verbannen? **Kurz**: Unser christliches Leben ist durchwachsen von Kunst. . . Sollen wir heidnischen Völkern das Christentum bringen, so werden wir diesen Faktor nicht unberücksichtigt lassen dürfen.

1.

Wir beginnen mit der Definition. Fragen wir zunächst: **Was ist Kunst?** Die Kunst steht der Natur gegenüber.

Unter Natur, einem im Grunde nicht christlichen Begriff . . . . verstehen wir Christen jetzt den Zustand der Welt und des Menschenlebens, in welchem der Schöpfer die in Sünden gefallene Menschheit menschlich betrachtet sich selbst überläßt. Alles, was so von selbst geworden zu sein und noch zu werden scheint, ist „natürlich.“ Genau genommen steht die Bethätigung des geistlichen Lebens der Natur gegenüber. Wir machen

[1]) Es ist unsres Wissens das erste mal, daß dieser Gegenstand in der Missionsliteratur zur Besprechung kommt. Vermutlich wird der Verf. auch im Leserkreise dieser Zeitschrift, wie es schon bei den Hörern des Vortrags der Fall war, auf Widerspruch stoßen bei aller Anerkennung des Grundgedankens, der seine Ausführungen leitet. Eine Entgegnung ist mir bereits zugegangen. Ich werde abwarten, ob andre folgen und erst dann meine eigne Stellung zu der nicht unwichtigen Frage präzisieren. Jedenfalls bitte ich, etwaige Entgegnungen möglichst knapp und missionssachlich zu halten, da der Raum eine zu weite Ausdehnung der Debatte über diesen einen Gegenstand nicht gestattet. Wck.

jedoch einen Unterschied zwischen geistlich und geistig, auf den näher einzugehen uns hier zu weit abführen würde.

Hier genügt es zu sagen, wo der Mensch mit geistiger Thätigkeit, selbstbewußt handelnd der Natur gegenübertritt, und sie zum Ausdruck seines Denkens und Wollens macht, da beginnt im Gegensatz zur Natur die Kunst. Kunst kommt her von Können. Das instinktmäßig wirkende Tier muß wirken, wie es wirkt. Auch die staunenswerten Architekturen der Biene, des Bibers und andrer Tiere sind keine Kunstwerke. Der Mensch allein, der als Herrscher über die Kreatur gesetzt ist, muß nicht müssen, der Mensch kann können. In dem Einfluß des bewußten Menschengeistes auf die bewußtlose Materie haben wir die Kunst.

Begreiflicherweise läßt sich dieser Begriff nicht individualisieren. Hier empfinden wir sehr deutlich, daß wir einzelne Menschen nur Glieder sind in der Kette zusammengehöriger Gemeinschaften. Mögen in der Entwicklung auch Einzelne die hervorragenden Träger der Kunst gewesen sein, und noch sein, so gewinnt doch erst in Verbindung mit dem Begriffe der Nationalität der Begriff der Kunst seine faßbare Gestalt.

Wir sprechen von Kulturvölkern im Gegensatz zu Naturvölkern. Man könnte die ersteren auch als Kunstvölker bezeichnen. Die Naturvölker aber möchte ich sagen sind im besten Falle ein prähistorischer Begriff. Heutzutage wenigstens existieren sie nur in der Idee derjenigen Völker, die eine verhältnismäßig hohe Stufe der Kultur erreicht haben. Es giebt sehr niedrigstehende, kulturarme Völker, aber keines, das ein instinktives Leben führte, wie es dem tierischen Leben oder etwa dem frühsten Kindesalter entspräche.

Wir sind im Bewußtsein unsrer hohen Kultur nur allzu geneigt, die niedriger stehenden Völker zu unterschätzen. Früher sprach man viel von Wilden. In unsrer Zeit ist die Bekanntschaft mit den auf einer niederen Kulturstufe stehenden Völkerschaften weiter fortgeschritten. Man braucht nur etwa im Völkermuseum zu Berlin die reichhaltige Sammlung z. B. von den Bismarckinseln zu betrachten. Unsre dortigen kannibalischen Schutzbefohlenen sind allerdings auf die allergeringsten Kulturmittel beschränkt. Aber man staunt über ihre Leistungen, die hineinragen bis in das Gebiet der Kunst im höheren Sinne des Wortes. Namentlich möchte ich aufmerksam machen auf künstlich geschnitzte Larven mit einem bestimmten Gesichtsausdruck. Ein anderes Stück wurde von einer Autorität als einem ägyptischen Kunstwerke täuschend ähnlich bezeichnet.

Selbst also sogenannte Naturvölker haben Leistungen aufzuweisen, die wir als Kunstwerke betrachten müssen. Man unterscheidet aber von den

höheren oder schönen Künsten die nützlichen Künste, die wir gewöhnlich Handwerke nennen. Diese sind auch bei niedrigstehenden Völkern, wenn gleich mit einer gewissen, durch ihre Lebensbedingungen gegebenen Einseitigkeit, oft in großer Ausbildung vorhanden. An ihre Leistungen schließt sich alsbald an, was ich als ein Mittelglied im Übergange zu den schönen Künsten bezeichnen möchte: das Ornament. Es wäre eine höchst interessante Aufgabe, die Ornamente der verschiedenen Völker zum Gegenstande eines vergleichenden Studiums zu machen, wozu unser Völkermuseum eine gute Gelegenheit bietet. Man würde dort die Anfänge der Skulptur und Malerei erkennen, wie sie von vornherein eine nationale Gestaltung haben. Dieses nationale Element[1]) bleibt auch bei der weitesten Entwicklung der Kunst ihr charakteristisch. Es gehört mit zu den wesentlichen Elementen des Kunstbegriffs. Ein Blick in die verschiedenen Abteilungen eines ethnographischen Museums zeigt uns sofort diese spezifische Verschiedenheit. Ohne daß wir uns im einzelnen über die Unterschiede Rechenschaft geben können, werden wir einen ganz bestimmten Eindruck von der chinesischen, einen andern von der indischen, einen andern von der arabisch-maurischen Kunst erhalten. Und hier spreche ich von schönen Künsten, nicht bloß von einer ornamentalen Kunstindustrie. Alle diejenigen Völker, welche eine gewisse Stufe der Entwicklung überschritten, die es zu einer Literatur und Wissenschaft gebracht haben, sind in der That in dem Besitz einer Baukunst, Skulptur, Malerei und weiter einer Musik und Dichtkunst, wenn auch im einzelnen mancherlei zu bemerken wäre über die zunftmäßige Gestaltung dieser Kunstmäßigkeit, die ein freies Walten des Genies oft sehr vermissen läßt.

Danach muß ich darauf gefaßt sein, daß mancher Künstler in den Leistungen jener fremden Kulturvölker das Schöne, wie er es auffaßt, nicht bloß vermissen, sondern zum großen Teil in demselben unerträgliche Karikaturen sehen wird. Es erklärt sich dies sehr einfach durch die Verschiedenheit des Schönheitsideals bei den verschiedenen Völkern. Den Indern und Chinesen geht es mit den Leistungen unsrer Kunst ebenso, nur daß bei ihnen vermöge der nationalen Abneigung noch viel weniger von Unparteilichkeit vorhanden ist. Aber auch bei uns fehlt es noch sehr an der letzteren. Und das ist ein wichtiger Punkt, der gerade für unsre Betrachtung maßgebend ist.

---

[1]) Ich muß hier den Ausdruck national ein wenig anders als gewöhnlich gebrauchen; in unserm Sinne kennt der Inder keine Nationalität. Es sind Völkergruppen, die durch den gleichen Kulturstand verbunden sind, welche ich hier unter Nationen verstehe.

Der Missionar bringt das europäische Kunstideal mit in das fremde Land. Mag er ein gefördertes Kunstverständnis haben oder nicht, er bringt ein bestimmes Ideal mit, das sofort in schroffen Gegensatz gegen das Ideal des Volkes tritt, dem er seine Thätigkeit widmet. Die feinen Unterschiede zwischen der Kunstauffassung einzelner europäischer Völker treten dabei weit zurück gegenüber der großen Kluft, welche die Kunst der europäischen Völkergruppe von der jener fremden Kulturvölker scheidet.

Vorurteile sind im Verkehr mit Fremden immer bedeutende Hindernisse. Ganz abgesehen von der sonstigen Aufgabe des Missionars, möchte ich hier von ihm nur ein Verständnis für die Kunst jener Fremden fordern, denn auch sie haben in der Kunst die Thätigkeit, durch welche der Geist, das sinnlich Wahrnehmbare umgestaltet und zum Ausdruck des nationalen Ideals macht. Nur auf Grund dieser Definition glaube ich, wird uns ein richtiges Verständnis der Beziehungen der Mission zur Kunst gelingen.

Damit habe ich aber erst den einen der beiden in Betracht kommenden Begriffe erläutert. Eine Definition des zweiten, nämlich **Mission** könnte an dieser Stelle sehr überflüssig erscheinen. Ich muß jedoch fürchten, daß meine Ausführungen mancherlei Mißverständnissen ausgesetzt sein würden, wenn ich nicht ganz bestimmt die Grenzen bezeichnete, in denen ich für dieselben den Missionsbegriff verwende. Wir haben in dem Missionsbefehle eine klare Begriffsbestimmung. Über den einen Punkt kann ich kürzer hinweggehen, daß man nämlich zu wenig das *μαθητεύσατε* betont. Die Aufgabe der Mission ist es, die Heiden zu dem Herrn Christus in die Schule zu bringen; fertige Christen kann sie nicht liefern. Die allmähliche Förderung zu dem Ziele wirkt der Herr selbst, der durch seinen heiligen Geist die Seinen lehrt. Die Missionsfreunde würden sich viel Enttäuschungen ersparen, wenn sie in diesem Punkte schlicht und einfach bei dem Wortlaut des Missionsbefehls blieben.

Für unsern heutigen Gegenstand aber ist noch wichtiger der zweite Punkt, in welchem mir die Fassung des Missionsbegriffes sich enger an den Wortlaut des Missionsbefehls anschließen zu sollen scheint. Nach dem letzteren sind *τὰ ἔθνη* — „die Völker" das Objekt der Mission. Damit sollte von vornherein die bloß individualistische Auffassung ausgeschlossen sein. Vielfach hört man von der Mission reden, als habe sie nur einzelne Seelen zu gewinnen, ganz abgesehen von deren Beziehung zum Volksganzen. Oft wird es als ein Missionserfolg berichtet, wenn die Mission in irgend einem Lande einen oder den andern Fremdling, der sich nur zufälligerweise dort aufhält, gewonnen hat, während sich die Ein-

gebornen ihrem Einflusse verschließen. Auch ist es keineswegs als eine normale Missionsthätigkeit anzusehen, wenn hier ein Mann, da eine Frau, dort ein Waisenknabe oder Mädchen getauft wird. Freilich im ersten Anfang geht es nicht ohne solche Einzelbekehrungen, dennoch sollte sofort von Anfang an auf die Gewinnung von Familien hingearbeitet werden, denn auf der Familie baut sich das Volk auf. Erst wo diese zum Objekt der Missionsthätigkeit wird, kommt man der Lösung der Missionsaufgabe näher; denn diese hat eine unabweisbare Beziehung zum Volksganzen. Es müßte von großer Tragweite sein, wenn dieser Punkt in der Theorie wie in der Praxis der Mission seine volle Beachtung fände.

2.

Besonders wichtig aber ist er für die Erörterung der Beziehung der Mission zur Kunst. Beide Begriffe zeigen einen Parallelismus in sofern das nationale Element in beiden einen maßgebenden Faktor bildet. Wo man sich der Aufgabe der Mission als Volkschristianisierung bewußt geworden ist, wird man ein so bedeutsames Stück des Volkslebens, wie es die Kunst ist, nicht unnötig bekämpfen, vielmehr wird es als Grudsatz gelten müssen, diese volkstümliche Kunst, soweit als möglich, zu erhalten.

So weit als möglich — denn in vielen Beziehungen ist die Kunst heidnischer Völker so mit dem Heidentum verwachsen, daß viele ihrer Erscheinungen unmöglich in der heidenchristlichen Gemeinde eine Stelle finden dürfen. Aber es kommt eben auch nicht auf die einzelnen Erscheinungen an, sondern auf das Kunstideal, das mit christlichem Inhalte zu erfüllen ist.

Diese Aufgabe mutet dem Missionar eines der größten Opfer zu, das ihm sein Beruf überhaupt auferlegt. Vater und Mutter samt der ganzen Freundschaft zu verlassen ist schwer. Aber viel schwerer ist eine derartige Selbstverleugnung, in der es sich darum handelt, eine bestimmte Geistesrichtung daran zu geben, und in eine ganz fremdartige sich hineinzuleben. Das schön zu finden, was dem Inder als schön erscheint, uns aber abgeschmackt, albern oder gar häßlich vorkommt, das ist eine große Aufgabe, die nicht ohne die ernstesten Kämpfe lösbar scheint. Und doch muß sie an den gestellt werden, der den Indern ein Inder werden will, auf daß er auch die Inder zu Jüngern Christi machen helfe.

Daß da, wo man Christianisierung und Europäisierung fast mit einander verwechselt, die nationale Kunst keine Gnade findet, liegt auf der Hand. Aber ebenso kann sich die einsichtige Missionsbetrachtung nicht verhehlen, daß daraus eine Entfremdung der Heidenchristen von ihrem

eignen Volkstume entspringt, die der Intention des Missionsbefehls zuwider läuft. Eine ihren Landsleuten entfremdete christliche Gemeinde ist wie ein verkapselter Gegenstand, der sich innerhalb eines organischen Körpers befindet, aber aus dem Organismus selbst ausgeschieden ist. Solche Christen haben die Fühlung mit ihren heidnischen Volksgenossen verloren, und anstatt von diesen immer neue Scharen dem Christentume zuzuführen sind sie vielmehr ein Hindernis, das die andern vom Christentume fern hält.

Die Schonung, ja die Pflege des nationalen Elements, ist eine sehr wichtige Bedingung für einen nachhaltigen Erfolg des Missionswerks. Es ist in der That betrübend, wenn man christliche Gemeinden sieht, die als verschwindende Pünktchen in der heidnischen Volksmasse stehen, ohne aus dieser weiteren Zuwachs zu gewinnen. Es giebt solche, die seit Jahren, ja Jahrzehnten keinen einzigen Katechumenen mehr haben. Das sind gleichsam isolierte kleine Salzklümpchen im Teig, die sich beim Einmengen nicht auflösten, daher aber auch ihre Aufgabe den Teig zu salzen nicht ausgeübt haben und nicht ausüben können.

Leider tragen manche christliche Eingeborne zum Teil selbst dazu bei, indem sie vermöge des Nachahmungstriebes oder aus Trachten nach hohen Dingen es den Europäern gleich thun möchten. Dem wird am besten vorgebeugt, wenn der Missionar sich der angedeuteten Selbstverleugnung befleißigt und damit seine Anhänger von ihren nationalen Eigentümlichkeiten nicht abbringt, sondern sie in denselben befestigen hilft.

Nach dieser allgemeinen Skizzierung der Aufgabe der Mission gegenüber der Kunst, gehe ich nunmehr auf die Besprechung der einzelnen Kunstzweige ein. Ich bedaure es, nur die wichtigsten derselben hervorheben zu dürfen. Sehr gern würde ich auf die gerade in Indien weit entwickelten nützlichen Künste eingehen. Es würden uns dabei Fragen, die für die Mission von größter Tragweite sind, entgegentreten, wie z. B. betreffs der Bekleidung und des Schmuckes. Andrerseits wäre es sehr interessant, wenn wir auch auf den höchsten Zweig der Kunst, die Poesie, eingehen könnten. Der gegebene Rahmen aber zwingt mich zur Beschränkung auf die mittleren Zweige Baukunst und Bildhauerei, Malerei und Musik.

1. Baukunst und Bildhauerei

fasse ich zusammen, weil sie in der That in Indien so verwachsen sind, daß die erstere zum großen Teil von der letzteren ihr charakteristisches Gepräge erhält. Am bekanntesten sind bei uns die alten Felsentempel

als Repräsentanten der indischen Baukunst. Sie gehören aber einer längst vergangenen Geschichtsperiode an, daher ich sie hier von der Betrachtung ausschließe ebenso, wie die Bauwerke der mohammedanischen Fremdherrschaft, welche freilich weit und breit in Indien eine hervorragende Rolle spielen. Nur beiläufig erinnere ich an solche Prachtstücke, wie den Tâdsch-Mahâl, der mit Recht die Bewunderung aller Nationen auf sich zieht. Aber diese Bauwerke gehören nicht der spezifisch-indischen Kunst an. Suchen wir in Kürze die letztere zu skizzieren, wie sie jetzt das indische Leben beherrscht. Als Hauptvertreter der Architektur haben wir die Tempel ins Auge zu fassen. In weiten Gebieten Indiens, namentlich im Norden, finden wir dieselben nicht als großartige, die Wohnungen der Menschen weit überragende Gebäude. Meist sind sie verhältnismäßig klein und unansehnlich. Sie sind keine Versammlungsräume. Ihr wichtigster Teil ist der Schrein mit dem Götzenbilde, der oft nur aus einem Kasten besteht, welcher am Stamme eines alten heiligen Baumes aufgestellt ist. Meist aber ist über denselben ein kleines Gebäude errichtet mit einer Art Kuppel, die wir Pagode zu nennen pflegen — oder es ist ein ganzes System solcher kuppelartiger Türmchen vorhanden. Vielfach sind solche Tempel nicht höher als die umgebenden Profanbauten und oft wird die Aufmerksamkeit auf sie erst gelenkt durch eine oder einige lange Bambusstangen mit roten oder weißen Fähnchen, die freilich ihre besondere Bedeutung für den Kultus haben mögen. Selbst in der berühmten Tempelstadt Benares mit ihren 1480 Tempeln verschwinden die letzteren fast vor den massigen Palästen der Râdschas, (die sich am Ganges Stätten für ihr seliges Ende bereitet haben) sowie hinter den schlanken Minârets der Moschee mit der Aurangzeb nach Zerstörung der Stadt das Heidentum dort meinte überwunden zu haben. Wie hat er sich geirrt! Es giebt dort verhältnismäßig wenige Mohammedaner, während hunderttausende von Heiden zu den vielen Tempeln und Tempelchen wallfahrten und mit Entzücken sprechen von dem Kuhtempel, der uns eher den Eindruck einer unsaubern Viehmarkthalle macht, oder dem goldenen Tempel, dessen vergoldete Kuppeln in dem dichten Gewirr der umgebenden Gebäude wenig zur Geltung kommen.

Viel großartiger sind die Bauwerke, die ich im südlichen Indien gesehen habe. Dort finden sich an den berühmten Tempelorten ausgedehnte Anlagen mit verschiedenen Gebäudekomplexen, umgeben von großen Granitmauern. Oft sind sie quadratisch angelegt mit mehreren konzentrischen Mauern. Die vier Thore, welche genau in der Mitte einer jeden Mauerseite von den vier Himmelsrichtungen ins Innere führen,

sind in der äußeren Mauer überbaut mit jenen charakteristischen Tempeltürmen. Diese kann man sich am einfachsten vorstellen, wenn man sich eine schlanke Pyramide denkt, die halbiert ist und deren beide Hälften soweit auseinander gerückt sind, daß die Grundfläche anstatt des ursprünglichen Quadrats nur ein Rechteck bildet und daß an die Stelle der Spitze ein First getreten ist. Die Höhe beträgt oft mehrere hundert Fuß. Die großen Seitenflächen sind über und über mit Bildhauerarbeiten bedeckt. Tritt man durch eines der Thore, so überschaut man zunächst wohlgepflegte Gartenanlagen, welche den Raum zwischen der ersten und zweiten Mauer einnehmen. Im Innern befinden sich die verschiedenen Schreine in getrennten Gebäuden. Für größere Versammlungen ist meist eine großartige Säulenhalle vorhanden — an zwei Orten, soviel ich mich erinnere, wurde sie die „Tausendsäulenhalle" genannt. Bei allen Festlichkeiten fehlt nicht ein temporäres Schattendach, ein sogenanntes „Pandel" das aus Bambusstangen und Palmwedeln leicht errichtet und mit künstlich geschürzten Palmblättern verziert wird. In diesem einfachen Bauwerk erkennt man unschwer die Urform jener großartigen Säulenhallen.

Was aber der indischen Architektur hauptsächlich den Stempel der Kunst aufprägt, ist die Skulptur. Beim ersten Anblick tritt dem Europäer die Verschiedenheit des Kunstideals in den Steinmetzarbeiten entgegen, die in großer Fülle die meisten jener heiligen Gebäude schmücken. Dem Schönheit im europäischen Sinne suchenden Blicke erscheinen jene Darstellungen geradezu beleidigend, wie Goethe dies in den Zeilen ausdrückt:

Ich möchte auch wohl in Indien leben,
Hätt' es in Indien nur keine Steinhauer gegeben.

Die Inder sehen eben die Dinge anders an als wir und daher wird auch ihre Darstellung eine von der unsrigen ganz verschiedene. Unsre Kunst idealisiert; die indische stilisiert. Sie wendet feste typische Formen an. So z. B. ein sehr häufiges Symbol, die Bananenblüte (Zeichen der Fruchtbarkeit), ist nach jener Blüte, wie sie in der Natur vorkommt, schwer wieder zu erkennen, und verhält sich zu jener etwa wie der Wappenadler zu dem wirklichen Vogel.

Selbst der Mensch wird gewissermaßen stilisiert. Für Männer und Frauen gelten feste Typen. Besonders ist mir das männliche Gesicht mit dem strammen Schnurbart in der Erinnerung geblieben.

Ferner: Die indische Kunst wirkt durch die Menge und die Massenhaftigkeit. Unsrem Gefühl ist es unerträglich, ein und dieselbe Figur ein oder ein paar Dutzend mal neben einander zu sehen. Dort wird gerade dadurch der Effekt erzielt. In der Massigkeit aber

offenbart sich eine ganz unbändige Phantasie, die unter der Herrschaft der Materie gefesselt ist. Götter werden den Menschen gegenüber in 4—5fach vergrößertem Maßstabe dargestellt. Zwei Arme genügen ihrer großen Macht nicht. Solch ein indischer Götze muß mindestens vier Arme haben, manchmal sieht man sechs oder acht, ja zehn Arme an einer Figur. Daß bei ihnen der unsinnige Schmuck, der uns im wirklichen Leben in Indien so abstoßend entgegentritt, wie Nasenringe, Armringe, Halsketten, sich in erhöhtem Maße findet, versteht sich von selbst. Endlich ist noch zu erwähnen, daß die Wirkung oft durch die Kostbarkeit des ganzen oder teilweisen Materials erzielt wird, z. B. durch angesetzte silberne oder goldene Hände u. s. w., was auf uns immer einen recht unangenehmen Eindruck macht.

Auf die architektonischen Formen kann ich im einzelnen nicht näher eingehen und bemerke nur, daß sie oft einen sehr unruhigen Eindruck machen wie z. B. jene Säulen, die abwechselnd aus breiteren und schmaleren Werkstücken gebildet sind. Diese Unruhe, sodann für unser Gefühl ein Mangel an Harmonie und endlich etwas Großthuerisches dürften die hauptsächlichsten Züge sein, die für uns die indische Baukunst und Bildnerei charakterisieren.

Wie hat sich nun die Mission hierzu zu stellen? Der Kürze wegen will ich mich beschränken auf den Kirchenbau — obgleich ein Missionar noch manches andre zu bauen hat und auch die Betrachtung der indischen Profanbauten manches Interessante haben würde. Ich bemerke darüber nur, daß die Mission an den letzteren sehr wenig geändert hat. Die christlichen Eingebornen bauen ihre Wohnhäuser ebenso wie ihre heidnischen Landleute es thun. Selbst die Schulen sind nur in seltenen Fällen Gebäude im europäischen Stil, der ohnehin aus Rücksicht namentlich auf das Klima, mancherlei Veränderungen unterworfen ist. Meist hat den Ausschlag gegeben, daß die Aufführung eines europäischen Gebäudes ungleich kostspieliger ist, als eines im landesüblichen Stil.

Schwieriger aber ist die Frage bezüglich der Kirchen, wenigstens in allen den Fällen, wo es sich nicht bloß um Notbauten handelt, wie auf Dörfern bei den meist sehr armen Christengemeinden. In solchen Fällen ist freilich oft das praktische Bedürfnis das maßgebende und man überläßt es den Gemeinden selber zu bauen wie sie wollen, besonders wenn sie in anerkennenswerter Willigkeit auf eigne Kosten ohne Zuschuß der Mission bauen. Solche Kirchlein habe ich bei den Kols gesehen. Das eine hatte ganze 47 Rupies, etwa 70 Mk. gekostet, abgesehen von der unbezahlten Arbeit der Gemeindeglieder. Dennoch bemerkte ich zu

meiner Freude wenigstens etwas Holzschnitzerei an der Thür, ganz ähnlich, wie sie sich dort an den Wohnhäusern findet. Aber das fensterlose Gebäude sah nach unsern Begriffen doch recht dürftig aus. Noch dürftiger erschienen mir manche Dorfkirchen im südlichen Indien mit ihren Strohdächern und den kleinen vergitterten Löchern, welche in den Lehmwänden die Stelle der Fenster vertreten. An diesen Gebäuden, die eher einer ärmlichen Scheune als einer Kirche glichen, habe ich nicht einmal etwas von Ornamenten bemerkt, obwohl die innere, bunte Ausschmückung nicht fehlte.

Ganz anders aber, wo es sich nicht um derartige Notbauten sondern um wirklich repräsentierende Kunstbauten handelt, wie in größeren Städten oder auf den Hauptstationen oder auch auf Dörfern, wo begüterte Christen für ihre Kirchen etwas leisten können. In solchen Fällen habe ich leider immer nur mehr oder weniger veränderte europäische Architektur gefunden, während ich eine im christlichen Sinne veränderte indische Architektur zu finden wünschte.

Vor allen Dingen ist schon die Zweckmäßigkeit geschlossener Bauwerke, die bei uns das Klima verlangt, unter indischem Himmel sehr fraglich. Ich bin nur in der kühleren Jahreszeit dort gewesen, aber die Temperatur bei zahlreich versammelter Gemeinde, wurde in mancher Kirche schon recht drückend. Vollends aber in der heißen Jahreszeit muß sie fast unerträglich werden.

Was den Stil betrifft, so haben die alten dänisch-hallischen Missionare bona fide den zu ihrer Zeit herrschenden Zopfstil mitgebracht, der allerdings hie und da einige Veränderungen erfuhr. Später hat man den in der Heimat wieder zu Ehren gekommenen gotischen Stil eingeführt oder sich bemüht, ihm nahe zu kommen. Oft begnügte man sich mit Spitzbogenfenstern — die eigentlich doch durch ein entsprechendes Gewölbsystem motiviert sein sollten — und mit einer polygonen Chornische. Die Anglikaner aber haben in der That gotische Gebäude mit korrekter Durchführung aller Formen hergestellt.

Am auffallendsten dürften den Indern die Türme der christlichen Kirchen sein. Ich habe leider versäumt, mich darüber näher zu informieren, was übrigens auch sehr schwierig gewesen wäre, da der Inder auf jede Anfrage aus Höflichkeit oder Berechnung nicht das, was er selber denkt und fühlt, ausspricht, sondern immer die Antwort giebt, welche nach seiner Meinung dem Fragesteller die erwünschte ist. Ich vermute jedoch, daß unsre spitzen Türme recht weit von dem architektonischen Ideal des Inders abweichen. Auch ein etwaiger Versuch, ihm die Symbolik jener nach oben weisenden Finger klar zu machen, dürfte wenig Erfolg haben.

Was aber endlich die für die indische Kunst so wichtige Ornamentierung und Verwendung der Skulptur betrifft, so ist sie, soviel ich mich erinnern kann, (abgesehn von unbedeutenden rein formalen Verzierungen) ganz ausgeschlossen. Viel erklärt in dieser Beziehung der Umstand, daß die evangelische Mission in Indien zu weit überwiegendem Teile dem reformierten Bekenntnisse angehört, das aller Bildnerei abhold ist. Aber auch an und in den lutherischen Kirchen habe ich nichts derart bemerkt.[1]) Der Inder duldet freilich keine kahlen, ungeschmückten Räume. Als Ersatz sind sehr beliebt (namentlich im Süden) die bunten Bibelsprüche, mit denen oft selbst die Lehmwände der ärmlichen Dorfkapellen sehr reichlich verziert sind. Die Buchstaben werden aus farbigem Glanzpapier sehr geschickt ausgeschnitten, und oft in der sonderbarsten Farbenzusammenstellung an die Wand geklebt. Auch sieht man wohl Guirlanden von sehr steifen sonderbar stilisierten Blumen. Die zu Weihnachten in erdrückender Fülle kreuz und quer durch die Kirche gezogenen bunten Papierketten, die oft lange Zeit beibehalten werden, seien hier nur im vorübergehen erwähnt.

Was für einen Eindruck macht nun diese christliche Architektur auf die eingeborne Bevölkerung? Ohne Zweifel den des Fremdartigen. Bei dem Kunstsinn des Inders, den ich besonders bei den Tamulen weit entwickelt fand, kann man für derartige Gebäude keine Zustimmung erwarten. Sie stehen in zu schroffem Gegensatz gegen alles, was ihm an einem Bauwerk schön und bewundernswert erscheint. Ganz abgesehen von dem religiösen Gegensatz ist die Bauart der Kirchen eines von den Hindernissen, die dem Inder den Eintritt in das Christentum erschweren. Die braunen Landsleute, welche in solchen Gebäuden ihren Gottesdienst halten, erscheinen auch dadurch von der Volksgemeinschaft abgesondert. Die Bauart der Kirchen ist nur einer, und vielleicht ein unbedeutenderer, unter den Scheidungsgründen. Aber sie wirkt mit zu der Auffassung, die mir ein sonst sehr verständiger Tamule aussprach, er könne nur konstatieren, daß seine Landsleute, sobald sie getauft seien, nicht mehr als Tamulen betrachtet werden dürften. Hätte ich etwa direkt nach dem Eindruck gefragt, den ihm solche Kirche mache? so würde er freilich in den überschwenglichsten Ausdrücken die wunderbare Kunst und Größe der Europäer auch in ihren schönen Bauwerken gerühmt haben — obgleich ihm dieselben gewiß geradezu häßlich erscheinen. Das ist eben indisch!

Etwas anders liegt die Sache bei den braunen Christen. Ich bin

[1]) Höchstens fand ich vom Tüncher Ornamente mehr oder weniger nach indischen Motiven angemalt.

überzeugt, daß auch sie die angedeutete Bauart im Grunde nicht für schön halten. Aber doch haben sie das Bewußtsein: das gehört mit zu dem Wege der Europäer (oder im besseren Falle: zum Wege der Christen), den wir nun einmal betreten haben, und darum gewöhnen sie sich allmählich daran, den Stil trotz gegenteiliger Empfindungen für schön zu halten. Ja durch ihre Identifizierung mit dem herrschenden Volke gehoben, thun sie sich wohl gar darauf etwas zu gut. Ich habe nirgends davon gehört, daß sie den Versuch machen, ihre Kirchen dem indischen Geschmack mehr anzupassen. Sie kommen vielleicht gar nicht auf den Gedanken, ob dies überhaupt möglich sei. Ich denke besonders an ein südindisches Dorf Mötupatti, wo die nicht unbemittelte Gemeinde eine derartige Kirche (wenn ich nicht irre mit Spitzbogenfenstern) bauen ließ. Der Turm war nur halb fertig, und man bat mich, die nötigen Mittel zur Vollendung derselben zu schaffen.

Läßt sich aber daran etwas ändern? Muß nicht mit der neuen Religion auch eine neue Form der religiösen Gebäude eingeführt werden? Du willst doch nicht etwa die Stätten des christlichen Gottesdienstes wie die heidnischen Tempel bauen? So etwas hat wohl nur Roberto de' Nobili fertig gebracht, aber jetzt gehen selbst die Katholiken mit ihrem beliebten Substituieren nicht so weit — obgleich sie doch in diesem Stücke nicht skrupulös sind.

Es liegt mir sehr fern, einen so groben Mißgriff empfehlen zu wollen. Eine besonnene Betrachtung aber sollte doch das Kunstideal eines Volkes nicht mit seinem Götzendienste identifizieren, obgleich die beiderseitigen Äußerungen in Wirklichkeit bisher verbunden sind. Eine nach indischem Sinne stilisierte Rosenguirlande wird in der Kirche ohne Bedenken zugelassen. Warum sollte eine dem indischen Sinne entsprechende Form des Gebäudes selbst unzulässig sein? Das, was den Götzentempel zum Götzentempel macht, der Schrein mit dem Bilde, werden wir nie aufnehmen. Die Katholiken haben ihn unbedenklich genommen und die Heiligenbilder in ihren Kirchen entsprechen ganz den Götzen in den heidnischen Tempeln.

Aber solche architektonische Form, wie die den klimatischen Verhältnissen durchaus angemessene Säulenhalle, ist keineswegs mit dem Götzendienst so verquickt, daß sie an sich schon etwas Heidnisches sein müßte, und das um so weniger, als, wenn ich nicht irre, sich oftmals gar kein Schrein in derselben vorfindet. Die einfachste Urform, das Schattendach oder Pandel pflegt von den Christen in Südindien bei allen hohen christlichen Festen zur Verherrlichung der Feier angewendet zu werden,

geradeso, wie es bei den heidnischen Festen in den heidnischen Tempeln errichtet wird. Darin findet niemand etwas Anstößiges. — Sollte solch eine Halle, die wohlthätigen Schatten gewährt und jedem kühlenden Luftzuge Durchgang gestattet, nicht ein geeignetes Vorbild für die Gestaltung christlicher Kirchen in Indien sein?

Nun aber kommt der furchtbare indische Steinhauer und möchte auch ein Wort mitreden. Sollten seine vermeintlichen Versündigungen gegen den europäischen Geschmack ihn schlechterdings unfähig machen, auch wenn er ein guter Christ geworden ist, mit seiner Kunst irgend etwas zum Schmucke der Kirche beizutragen? Man wird einwenden, jene oft schamlose Darstellung der Göttergeschichten verbietet doch ein für allemal, etwas Ähnliches an christlichen Kirchen zu versuchen. Mir scheint gerade das Gegenteil. In der Hand des christlichen indischen Meisters würde die Skulptur sogar ein bedeutsames Missionsmittel werden. Ich denke, es wird sich unter den eingebornen Christen noch einmal so ein indischer Thorwaldsen finden, der imstande wäre, den breiten Architrav solcher Halle mit Darstellungen aus der biblischen Geschichte in Haut Relief zu schmücken.

Uns Europäern würde solch Kunstwerk nicht schön erscheinen, auch wenn es gegenüber der heidnischen Skulptur den umgestaltenden Einfluß des Christentums deutlich zeigte. Aber die vorübergehenden Heiden würden sagen: Das ist doch schön! Ich glaube die stumme Predigt solcher plastischen Darstellungen könnte sogar mehr wirken, als viele laute Basārpredigten, da wo die Herzen durch anderweitige Hindernisse verschlossen sind.

In Summa, was ich als Aufgabe der Mission in Bezug auf die Bauart der Kirchen in Indien bezeichnen möchte, ist dies, danach zu streben, daß ihre Bauwerke, vor allen die Kirchen, so ausgeführt werden, daß sie nicht zur Absonderung der Gemeinden aus dem Volksleben Veranlassung geben, vielmehr durch eine in christlichem Geiste erfolgende Verwirklichung des indischen Schönheitsideals in der Baukunst und Bildnerei der Christianisierung des Volkes die Wege bahnen helfe.

2. Die Malerei.

Für die Malerei haben die Inder eine überraschende Begabung. Ich sah einfache Tamulenfrauen, die den Vorplatz ihrer Häuser mit tapetenartigen Zeichnungen schmückten, welche aus freier Hand mit Reismehl auf dem frisch gestrichenen Kuhdung (al fresco) ausgeführt wurden. Die Systeme von Kreisen und Rauten, die ich beobachtete, waren wenigstens in einigen Fällen so genau, als wären sie mit Zirkel und Lineal gemacht.

Indien hat auch seine Malerschulen, die freilich den Einrichtungen unsrer mittelalterlichen Zünfte näher kommen, als unsern modernen Malerakademien. In Tritschinopoly ist ein Meister, der mit seinen Gesellen Götzenbilder auf Marienglas malt und recht tüchtiges leistet.[1]) Ähnliche Malereien werden in Benares angefertigt. Die Farbe meist in sehr satten Tönen ist geschickt und gleichmäßig behandelt. Licht und Schatten ist richtig verteilt. Beachtenswert ist eine sehr feine, minutiöse Ausführung von Einzelheiten, die jedoch nie zur sklavischen Nachahmung der Natur wird, wie dies bei den Chinesen der Fall ist.

Auch die indische Malerei hat für uns, vermöge des verschiedenen Schönheitsideals, nichts ansprechendes. Die grellen, oft nach unserm Gefühl unharmonischen Farben, lassen sie noch abstoßender wirken als die Skulptur — (obgleich zuweilen auch letztere angemalt ist.) Manches derart muß uns geradezu anwidern wie z. B., wenn eine menschliche Figur mit sattgrüner Hautfarbe erscheint.

Hier finden wir sodann ebenfalls die schon oben erwähnte unbändige Phantasie — in unnatürlichen Proportionen — oder in solchen Darstellungen wie Nandi, der Reitstier Schivas mit fast menschlichem Gesichte und stutzerhaftem Schurrbart dargestellt wird.

Eigentümlich ist die häufige Darstellung des Schauerlichen, die zuweilen an unsre Mordgeschichtenbilder erinnert. Die Kali mit ihren vielen Armen, die verschiedene Mordwaffen schwingen auf einer Leiche stehend mit einem frisch abgehauenen Kopfe in der Hand oder Narsinga, der Mannlöwe, eine Inkarnation des Wischnu, der einem zerrissenen Menschen ganz gemütlich die Eingeweide aus dem Leibe zerrt, sind sehr beliebte Stoffe der indischen Malerei. Dagegen sind mir unsittliche Darstellungen in derselben nicht entgegengetreten, wenn ich von einigen offenbar unter europäischer Hilfe hergestellten Buntdrucken absehe. Ich habe ja freilich nur ein sehr beschränktes Urteil, da meine Zeit in Indien nicht zu einem eingehenden Studium der Kunst ausreichte. Aber was ich von Bildern gesehen habe, schien mir immer in den Grenzen des Anstandes zu bleiben — was sich von manchen europäischen Bildern nicht rühmen läßt.

Die Mission hat auch wieder in ihren Kirchen Gelegenheit, sich mit der Malerei zu berühren. Nach reformierter Auffassung wird dies jedoch völlig abgelehnt, sofern es sich nicht handelt um bloß ornamentale Bemalungen. Die lutherischen Leipziger und die anglikanischen Hochkirchlichen

---

[1]) In der Versammlung zu Brandenburg waren bei dem Vortrage Proben davon ausgelegt.

lassen Gemälde zu, nicht bloß als Schmuck der Wände, sondern auch als Altarblätter. Auf Leipziger Stationen sah ich einige von deutschen Künstlern gut ausgeführte Blätter und selbst über den schlichten Lehmwürfeln, welche die Altäre der Dorfkirchen bilden, standen biblische Bilder in Farbdruck.

Ich bin in diesen Dingen sicherlich nicht engherzig oder ängstlich — aber gegen diese Anwendung der Altarbilder in jungen, von eingefleischten Götzendienern umgebenen Christen, kann ich meine Bedenken doch nicht unterdrücken.

Besonders möchte ich darauf hinweisen, daß die indischen Christen solche europäischen Bilder gar nicht verstehen, selbst wenn ihnen gelegentlich eine Erklärung gegeben würde. Das Organ ist bei ihnen ein andres als bei uns. Das Auge, welches unter der Tropenpracht und im Tropenlicht sehen lernte, ist ein anderes als dasjenige, welches von Jugend auf weit nüchterner an gemäßigte Verhältnisse gewöhnt ist. Die Malerei ist auch eine Schrift des Geistes, die man lesen gelernt haben muß, wenn man sie verstehen will. Uns sind die indischen Bilder ebenso unverständlich, wie die sonderbaren Züge der verschiedenen Alphabete. Ihnen aber geht es mit unsern Bildern in derselben Weise. Darum kann ich Bilder europäischer Künstler in den indischen Missionskirchlein nicht für zweckmäßig halten.

Im übrigen aber möchte ich der Malerei auch in jenen ihr gutes Recht gewahrt wissen, wenn sie mit Ausnahme von Altarbildern zur Schmückung vorhandener Wandflächen verwendet würde. Biblische Geschichten in farbenprächtiger Darstellung nach indischen Schönheitsbegriffen, würden sich sicherlich als ein gutes Missionsmittel erweisen. Vermöchte aber die Architektur Gelegenheit zur Verwendung von Glasmalerei zu bieten, so würde diese einen besonders tiefen Eindruck auf das indische Gemüt nicht verfehlen.

Weiter hat die Malerei der Mission einen wichtigen Dienst zu leisten durch die Illustration literarischer Werke. Seit der Wiederbelebung des Holzschnitts um die Mitte unsres Jahrhunderts, hat sie ja in diesem Zweige ein außerordentlich großes Arbeitsfeld gefunden. Wie eine mächtige Flut ergießen sich die illustrierten Zeitschriften über alle christlichen Völker. Von Jahr zu Jahr mehren sich die Werke, die ihren Gegenstand behandeln in „Wort und Bild.“ Die geförderte Technik der Presse gestattet eine großartige Massenverbreitung selbst guter Holzschnitte. Die Wichtigkeit dieses Zweiges der Kunst in Bezug auf das Volksleben, ist nicht zu verkennen. Auch in der Mission hat man ihn daher schon in ausgedehntem Maße angewendet.

Die Missionspresse entfaltet ja überhaupt eine ausgedehnte Thätigkeit. Manchmal möchte man ihr etwas mehr Mäßigung wünschen — was an dieser Stelle nicht näher zu erörtern ist. Mit den hunderttausenden von Traktaten, Handbüchern und periodischen Blättern, die von den Pressen verschiedener Denominationen[1]) in den verschiedensten Sprachen Indiens geliefert werden, finden ebenso viele Holzschnitte ihre Verbreitung. Die Aufgabe, welche sich die Mission in dieser Beziehung stellen sollte, wird jedoch nur sehr wenig erfüllt.

Schon die europäische illustrierte Literatur läßt viel zu wünschen übrig. Wort und Bild paßt oft nur wie die Faust aufs Auge. Der Schriftsteller hatte kein Verständnis für die Malerei und dem Maler war es nicht gelungen, sich in den Text einzuleben. Noch öfter aber zeigt sich der Schaden in gröbster Weise, wo fertige Clichés zur Illustration eines oft ganz fremdartigen Textes benutzt sind, in dem sie manchmal nicht mit einer Silbe Erwähnung finden, oder wo durch Rücksicht auf dieselben der Text von der sachgemäßen Behandlung abgelenkt wird.[2]) Leider haben sich auch unsre Missionsblätter in diesem Stücke oft versündigt und Langhans hat seinerzeit darüber seine scharfe Satire ausgeschüttet.

Die bildliche Darstellung sollte immer zum Text stimmen und beides in Wechselwirkung einander erläutern. Schriftsteller und Künstler sollten einander die in Hände arbeiten — dazu aber müßten sie selbst ein Herz und eine Seele sein. Das ist sehr schwierig. Selbst so treffliche Männer wie Pfannschmidt und Gerok, haben in solcher gemeinsamen Arbeit einmal eine ernste Differenz gehabt. Jedoch sollte das Ziel wenigstens erkannt und angestrebt werden.

In Indien aber ist die Sache noch viel schwieriger. Selbst wenn man Bilder hat, die leidlich zum Texte passen, so sind diese zum größten Teil nur nach europäischer Auffassung gemalt und dem Inder geradezu unverständlich, oder geben zu den gröbsten Mißverständnissen Anlaß. Unter den Beispielen, die mir davon entgegengetreten sind, sei hier nur folgendes angeführt. Ein Schutzengel schwebt von heller Glorie umstralt über einem europäischen Knaben, der auf einem gefährlichen Wege wandelt, gefolgt von seinem treuen Hündchen, so etwa nach Richterscher Art. Man fragt

---

[1]) Vor allen sind die amerikanischen Methodist-Episkopalen zu erwähnen.

[2]) Indien in Wort und Bild von Schlagintweit, ein großes Prachtwerk, macht sich ähnlicher Vorwürfe in vollstem Maße schuldig. Die einzige Darstellung der Mission, die in Indien wahrlich schon einen beachtenswerten Faktor bildet, wird (wenigstens in der ersten Auflage, die zweite kenne ich nicht) in einer unbedeutenden Methodistenkapelle gegeben.

die Beschauer: Was bedeutet das Bild? Nach mehreren vergeblichen Versuchen findet folgende Erklärung allseitige Zustimmung: „Das ist ein junger Saheb (Herr) der von einem Wolfe verfolgt wird und, indem er sich zu retten versucht, in das Feuer fällt.“ Ähnliche Beispiele ließen sich dutzendweise anführen. Trotzdem fährt die illustrierende Presse fort, europäische Clichés in großer Zahl zu importieren. Sie leistet damit in Wirklichkeit nicht eine Illustration sondern eine Obskuration. Die Aufgabe der Mission, wirklich indische Bilder für ihre Presse herstellen zu lassen, scheint meines Wissens kaum in Angriff genommen zu sein. Und doch würden gute, dem Leser verständliche Holzschnitte oder vollends Farbdruckbilder in Indien eine außerordentliche Wirkung ausüben.

Endlich komme ich auf die Laterna magica, durch welche ebenfalls die Malerei in ausgedehntem Maße in den Dienst der Mission gestellt wird. Ich kann dies vorzügliche Mittel nicht genug empfehlen. Der tiefe Eindruck, welchen die betreffenden Vorführungen nie verfehlen, mag zum Teil mit auf dem Wunderbaren beruhen, das die Sache für den Beschauer mit mangelhaftem optischen Verständnis hat. Diesen Umstand sollte die Mission nicht ausbeuten,[1]) vielmehr dafür sorgen, daß die Versammlung jedesmal erfährt, wie alles mit rechten Dingen zugeht. Auch gehört Übung und Gewandtheit beim Erklären der Bilder dazu. Nach dem, was ich davon gesehen habe, scheint mir allerdings solche illustrierte Verkündigung des Evangeliums der gewöhnlichen Basârpredigt weit vorzuziehen, namentlich weil sie weit weniger Gelegenheit bietet mit spitzfindigen Fragen Diskussionen herbeizuführen. Sie hat vielmehr das Kerygmatische, während jene gar zu leicht polemisch wird. Ich würde in der That wünschen, daß jeder Missionar einen solchen Apparat besäße, wenn wir die zugehörigen Bilder in wirklich zweckentsprechender Ausführung besäßen. Ich habe nicht davon gehört, daß solche im indischen Sinne gezeichneten Bilder schon irgendwo gebraucht werden. Vielfach hat man die Bilder, die für europäische Kinder gemalt sind, oder falls sie eigens für die Mission angefertigt wurden, geschah dies von Künstlern, die von indischer Auffassung keine Ahnung haben.

Der Missionar aber täuscht sich über die erfreuliche Wirkung seiner Vorführungen. Meistens dürfte er kaum erfahren, wie viel schiefes Verständnis bei den Beschauern mit unterläuft. Es wird auch hiermit nicht anders gehen als mit dem erwähnten Schutzengel.

---

[1]) Ein melanesischer Missionar machte den Insulanern sogar Taschenspielerkunststücke vor, freilich nur, um sie hernach zu erklären und versuchte damit den Aberglauben zu überwinden.

Auch in diesem Stücke liegt die Aufgabe der Mission klar vor Augen. Sie hat die Ausbildung einer christlichen indisch-nationalen Malerei herbeizuführen. Die Aufgabe ist sehr schwer. Es scheint unmöglich einem europäischen Künstler zuzumuten, daß er sein Schönheitsideal preisgebe und Bilder male, die von seinem Standpunkt betrachtet nur Karikaturen sind. Allein um Christi willen sollte doch kein Opfer zu groß sein. Sollte es nicht einen oder den andern europäischen Christen geben, der wirklich den Mut hätte so den Indern ein Inder zu werden, daß er auch in das indische Ideal sich einlebte, soweit dies mit dem Christentum vereinbar ist und dann Bilder male, die dem Inder zu Herzen gehen, daß er sagt: „Das ist Fleisch von meinem Fleische!" Ich glaube, daß es so selbstverleugnungsbereite Christen giebt. Welche Veränderungen sie im Rahmen der indischen Auffassung im christlichen Geiste hervorrufen würden, (sicherlich würden sie Christum nicht mit vier oder sechs Armen malen!) darauf kann ich hier nicht näher eingehen. Das Ziel würde immer sein, eine christlich gereinigte und veredelte, aber trotzdem immer indisch nationale Malerei.

Fast möchte ich den Vorschlag aussprechen, man möge doch gleich den Baseler Industriebrüdern und, wie ich schon die Sendung eines Ökonomiebruders empfohlen habe,[1]) auch einen Malerbruder aussenden, einen talentvollen Missionszögling, der hier so viel wie möglich Malerei studiert hat und der zunächst indische Studien zu machen und sich in die indische Kunst einzuleben hätte. Er könnte dann Schüler um sich sammeln und so eine Art indisch christlicher Malerschule bilden. Seine Schüler würden einst, unter Fühlung mit verständnisvollen Missionaren, selbst als Meister wirken. Dann würde ein Leben Jesu oder andre biblische Stoffe auf Marienglas gemalt eine weite Verbreitung finden, auch würde es nicht an wahrhaft geeigneten Holzschnitten für die Presse und eben solchen Bildern für die laterna magica fehlen. Auch würde die christlich-indische Malerei befruchtet durch europäische Einflüsse (namentlich bezüglich der Technik) bald ihre Superiorität über die bisherige indische Malerei zeigen und auch dies würde der Mission zur Förderung gereichen.

Ich habe den obigen Vorschlag jedoch nur zögernd angedeutet. Ich habe nicht die gleiche Freudigkeit, wie in Bezug auf den Ackerbau, die Ausbildung und Aussendung eines besondern Maler-Missionars zu empfehlen, weil im letzteren Falle alles auf besondere Begabung ankommt,

---

[1]) Siehe oben S. 18.

über die sehr schwer vorher ein zutreffendes Urteil zu gewinnen sein dürfte. Was wir zunächst thun können, ist dies, dahin zu wirken, daß die betreffende Aufgabe namentlich von den Leitern der Mission durchschaut und von ihnen auch den angehenden Missionaren der richtige Blick für dieselbe geöffnet werde. Vielleicht daß mancher, ohne speciell für diesen Zweck ausgebildet zu sein, in Indien schon mancherlei Vorbereitungen treffen kann. Unter Gottes Fügungen wird zu rechter Zeit auch der rechte Mann gefunden werden, der durch allseitige Ausrüstung zu durchgreifenden Maßregeln geschickt ist. Daß aber die Mission, wenn sie Indiens Völker und nicht bloß entnationalisierte Bruchteile derselben gewinnen will, auch die indische Malerei zu christianisieren und nicht zu verdrängen hat, kann nicht zweifelhaft sein.

3. Die Musik.

Ich komme endlich zur Musik. Für diesen Zweig der Kunst gilt vielleicht noch mehr, als für die beiden schon besprochenen das Wort des Wandsbecker Boten von den Mißverständnissen, die daher kommen, daß zwei einander nicht verstehen können. Der herrlichste europäische Kunstgesang schneidet dem Inder durch die Ohren. „Sie heulen doch wie die Schakale," sagte einer, als er einen guten vierstimmigen Kirchenchor hörte.[1]) In einem andern Falle wurde der christliche Kirchengesang charakterisiert: die Leute hätten geschrieen Ghi, Ghi! (Butter, Butter!), daß es nicht auszuhalten gewesen wäre.

Andrerseits ist uns die indische Musik unerträglich. Für den Anfänger gehört ein großes Maß der Überwindung dazu, sie ruhig mit anzuhören. Es ist kaum möglich einem, der sie nicht selbst gehört hat, davon eine zutreffende Vorstellung zu geben. Die Inder haben nämlich eine ganz andre Toneinteilung. Bei uns hat die Skala sieben ganze und fünf halbe Töne. In der indischen Musik entsprechen demselben Umfange etwa 20—24 Töne. Irgendwie ein lang gehaltener Ton (messa di voce, portamento) kommt nicht vor, scheint vielmehr auf das indische Ohr geradezu beleidigend zu wirken. Die Melodie bewegt sich sehr schnell bei festem Takte in sehr kleinen Intervallen ruhelos hin und her. Plötzlich springt sie in eine höhere Oktave, in der sich ein entsprechendes Gegnirgel[2]) wieder-

---

[1]) Eine tamulische Recension eines europäischen Konzerts, welche dieses in den überschwenglichsten Ausdrücken preist (Leipzig. M. Bl. 1891. S. 359 ff.), ist offenbar gemeiner Heuchelei und Stellenjägerei entsprungen.

[2]) Dieser Provinzialismus scheint mir am bezeichnendsten.

holt. Ich weiß nicht recht, ob man überhaupt nach unsern Begriffen von einer Melodie sprechen kann. Ich möchte das Ganze vielmehr den gemusterten Hintergrund (Begleitung) nennen, auf dem sich eine Melodie erheben könnte. Nimmt man dazu noch ein starkes Näseln, sowie das gänzliche Fehlen eines Schlußtones — der Gesang hört oft ganz unvorbereitet mit einer Disharmonie auf[1]) — so hat man den indischen Nationalgesang, Bhadschan.

Die Instrumentalmusik berühre ich nur kurz. Sie besteht großenteils in einem unerträglichen Trommeln (Buttern wie eine Amerikanerin sagte) sowie in einem Geklimper auf einer einseitigen Guitarre (Ektar). Sehr beliebt ist ein hoboenartiges Instrument mit zwei Röhren, deren eine einen konstanten Baßton giebt, während auf der andern in nur wenigen Tönen herumgekribbelt wird. Man hat auch Streichinstrumente und die indischen Musiker gewöhnen sich sehr bald an den Gebrauch unsrer Geige, auf der sich sehr gut alle ihre Töne hervorrufen lassen. Endlich sind noch die Becken oder Cymbeln zu erwähnen, deren bimmelndes an- und abschwellendes Gesumme ich mir am ehesten gefallen lassen mochte.

Unser einer möchte diese ganze indische Musik überhaupt nicht für Kunst halten. Damit würden wir aber die Inder selbst sehr beleidigen. Sie haben in der That ein fein ausgesponnenes musikalisches System, das ein ganz bedeutendes Studium erfordert; auch giebt es eine ausgedehnte wissenschaftliche Literatur über die Musik. Es gehört viel Fleiß dazu, um ein tüchtiger indischer Musiker zu werden. Für uns zwar sind die Leistungen eines solchen von denen eines Stümpers gar nicht zu unterscheiden.[2])

Sollen wir nun der indischen Musik überhaupt das Todesurteil sprechen?[3]) Fast scheint es, als hätte die Mission es wenigstens teilweise

[1]) Unsre Melodien gleichen den abgepaßten Mustern, die indischen dagegen gemustertem Stoffe, der nach der Elle verkauft wird und an beliebiger Stelle abgeschnitten werden kann.

[2]) Die Inder sind zur Ausübung europäischer Musik nicht völlig untauglich. Die Kapellen der Sipahi-Regimenter bringen es meist unter der Leitung deutscher Meister zu einer ganz leidlichen Militärmusik — vielleicht könnte ich ihr noch ein günstigeres Prädikat beilegen, wenn ich mehr davon gehört hätte. Mir wurde aber versichert, daß diese Musiker, die jahrelang Tag für Tag auf europäische Weise Musik gemacht haben, sobald sie vom Militär entlassen sind, keine einzige europäische Weise mehr spielen.

[3]) So that es in der folgenden Diskussion ein Geistlicher, der die Losung ausgeben wollte: „Fort mit den Bhadschans! Allein unsre Choräle und christlichen Volksmelodien haben den richtigen Ausdruck für christliche Gefühle.“

gethan. Die Leipziger haben in den Kirchen seit der Zeit der Väter nur den deutschen Choral; die Baseler haben auch das geistliche Lied im Volkston — manche englische und amerikanische Denominationen nur ihre Lieder zugelassen. Hier und da hat man es ja auch zu einem leidlichen, ja selbst zu einem schönen Gemeindegesang gebracht und bei Kols und dravidischen Völkern (deren inneres Musikorgan dem unsrigen wahrscheinlich viel näher steht als das der Hindus) habe ich sogar ganz hervorragende Leistungen des Chorgesanges gehört.[1]) Die lutherischen Tamulen haben auch offenbar die Choräle liebgewonnen, die schon ihre Großväter gesungen haben. Aber etwas Fremdartiges ist und bleibt ihnen trotzdem alle europäische Musik. Es mag ihnen damit gehen wie mit den Kirchen und Türmen. Aber es bricht sich die im indischen Herzen gewurzelte Sangeslust immer wieder nach eigner Weise Bahn. Ich habe es nirgends gefunden, daß es in einer christlichen Gemeinde gelungen wäre, die Bhadschans zu unterdrücken. Überall sind sie für den außerkirchlichen Gebrauch frei gelassen; auf manchen Gebieten sind sie zum Teil auch in den Kirchen zugelassen. Aber nichts ist charakteristischer, als wenn man die indischen Christen bei den verschiedenen Arten des Gesanges beobachtet. Ernst und andächtig singen sie unsre Kirchenlieder; aber wenn sie zu den Bhadschans übergehen, so leuchten die schwarzen Augen ganz anders; ein fühlbarer Pulsschlag belebt die singende Gemeinde ganz anders als vorher und an jedem einzelnen scheint alles mitzusingen, selbst das Gesicht und alle Glieder. Da singen sie mit Leib und Seele.

Hiernach werden wir sicherlich die Mission von der Aufgabe, die indische Musik zu erhalten und zu pflegen nicht entbinden können. Was darin bisher geschehen ist, kommt aber weniger auf Rechnung ihrer Wirksamkeit als vielmehr auf die ihrer Zulassung. Und doch ist durch die Initiative der indischen Christen in diesem Zweige der Kunst bereits viel mehr geschehen als in den beiden andern. Es giebt schon eine christliche indisch-nationale Musik, deren Wichtigkeit für die Mission vielfach noch nicht genügend gewürdigt wird. Sie bildet ein Band, das die indischen Christen mit ihren noch nicht christlichen Landsleuten verbindet. Solchen Musikaufführungen hören auch die Heiden gern zu und finden sie „süß."

[1]) Die Schulmädchen in Rantschi stimmten ihre dreistimmigen Gesänge sicher und rein an, ohne daß ihnen zuvor jemand einen Ton angegeben hätte. Auch auf den Baseler Missionsstationen und in Tinneveli habe ich z. T. sehr guten europäischen Gesang gefunden.

In Tandschaur hatte schon im Anfang unsres Jahrhunderts der Meistersänger Wedanaichen seine Kunstschule gegründet. Er war Poet und Komponist zugleich. Seine über die Grenzen des Tamulenlandes hinaus bekannten Lieder werden noch heute von Christen und Heiden gern gehört.[1]) Ich selbst hörte seine Enkel mit seinen Gesellen singen. Zu Ahmednagar im Mahratta-Gebiet aber habe ich einen genaueren Einblick in diese indisch-christliche Musik thun dürfen.

Der Dichter und Komponist, ein bejahrter Pastor, eine ehrwürdige Erscheinung, eröffnete die Aufführung, indem er seinen Turban abnahm und ein Gebet sprach. Dann erklärte er, daß die Vorträge vom Gebet handeln sollten. Seine drei Begleiter saßen neben ihm: einer mit einer Trommel, der andre mit der Guitarre, der dritte, ein Blinder, mit kleinen Messingbecken. Die fremdartige Musik mit ihren sonderbaren Schnörkeln begann, und dazu der näselnde Gesang der vier Künstler. Der Inhalt der ersten Strophe war etwa dieser: Welch ein großes Ding ist es doch, daß wir, die wir uns kaum getrauen einen Menschen um etwas zu bitten, vertrauensvoll zu dem allmächtigen Gott beten dürfen! Die Musik drückte mit ihrem An- und Abschwellen die verschiedenen Gefühle aus. Der sanfte, glockenähnliche Klang der Cymbeln milderte das „Buttern“ der Trommel, die auf der einen Seite den Baßton und auf der andern die Oktave desselben erklingen ließ. Nach Schluß der Strophe sprach der Dichter ein Recitativ, begleitet nur von einem Ton der Guitarre, der zu bestimmten Silben immer wiederholt wurde. Er machte einen Übergang zu der zweiten Strophe, die wieder von allen Instrumenten begleitet die thörichte Art des heidnischen Gebetes schilderte. (Sie versprechen ihren Göttern etwas, das aber in keinem Verhältnis zu dem Erbetenen steht. „Schenke mir einen Palast, ich will dir auch einen Pfennig geben.“) Auch wie man die Götter betrügt, wurde angedeutet. Es wechselte weiter Recitativ und Strophe. Es wurde das rechte Gebet beschrieben, das vor allen geistliche Gaben erbittet, denen Gott in Gnaden auch die nicht erbetenen irdischen zufügt. Das Gedicht schloß mit der Geschichte von einem armen Knaben, der einen Brief an den Herrn Jesus auf die Post giebt. Der Brief kommt schließlich in die Hände eines Wohlthäters, der sich seiner annimmt und ihm eine gute Ausbildung geben läßt. — Obgleich ich nicht eben den Kunstgenuß der lautlos dem Gesange lauschenden Menge teilen konnte, machte dieser Kirtam — so nennt man derartige Gesänge — auf mich einen tiefen Eindruck.

Die christlichen Sänger ziehen oft weit im Lande herum und halten ihre Vorträge vor den Heiden. Sie thun damit sicherlich ein echtes Missionswerk. Die mit demselben erzielten Erfolge haben denn die meisten

---

[1]) Er starb 1864, nachdem er bis in sein 91. Lebensjahr gedichtet und gesungen hatte. Sehr bezeichnend ist, daß seine Kunst auch von den Heiden hochgeschätzt wurde. Der König setzte ihm ein Jahrgehalt aus. Vergl. Ev.-Luth. Miss.-Blatt 1864, S. 311 ff.

Denominationen bewogen auch in den Gottesdiensten indische Melodien zuzulassen, ja es fehlt nicht an Bemühungen, seitens der Missionare, diese Musik in den christlichen Gemeinden zu pflegen. Man hat versucht, die Bhadschans in europäischer Notenschrift zu fixieren. Ich besitze ein paar derartige Sammlungen, die mir indessen den Eindruck machen, die Sache sei verfehlt. Wie oben dargelegt, hat die indische Musik ein ganz anderes Tonsystem als die unsrige. In unsre Noten gefaßt verlieren jene Lieder gerade ihr charakteristisches Gepräge. Daher glaube ich, die Mission sollte betreffs des Gesanges und der Musik überhaupt den eingebornen Christen freie Hand lassen. Es finden sich unter ihnen schon die Meister, welche die Pflege und Förderung bestens besorgen können. Zu meiner Freude habe ich ein paar mal in Missionsschulen besonderen Unterricht in dieser Art von Musik gefunden. Es wäre zu wünschen, daß solcher in allen Missionsschulen erteilt würde und z. B. in solcher Tüchtigkeit, daß je mehr und mehr in ganz Indien die Christen als die besten Sänger bekannt würden.

Ein pium desiderium aber muß ich hier noch hinzufügen, bezüglich des christlichen, harmlosen Volksliedes. Bis jetzt sind — mit einigen sogleich zu erwähnenden Ausnahmen — alle christlichen indischen Lieder religiös und erbaulich, und das ist den heidnischen Liedern ziemlich parallel, die sich fast alle auf die Götzen und den Götzendienst beziehen. In einem gesunden Christentum aber sollten alle Seiten des Lebens im Liede wiederklingen dürfen, wenn sie von christlichem Sinne durchdrungen sind, auch ohne ausdrücklich religiöse Beziehungen. Hier besteht noch eine fühlbare Lücke. Ich sah die Mädchen in einem Waisenhause spielen. Es war ein anmutiger Reigentanz. Dazu mußte natürlich gesungen werden — aber sie sangen ein Passionslied,[1]) weil sie eben kein harmloses Volkslied haben.

Nur bei den Kols, deren viele bei aller Heimatliebe nach Assam auszuwandern gezwungen sind, habe ich gehört von einem Heimatsliede, das ihnen ein Missionar gedichtet — aber nach deutscher Weise. Auch auf Baseler Stationen, wenn ich mich recht erinnere, fand ich ein paar Nachbildungen von deutschen Volksliedern. Ebenso sind mehrfach Kinderlieder übersetzt oder bearbeitet und werden von den kleinen Braunen recht

---

[1]) An einer Stelle erinnerte es an das „drei Engelslied", das mir die Mädchen in der Spinnstube eines meiner Filiale manchmal singen, ohne es aus irgend einem Buche gelernt zu haben.

niedlich gesungen — aber nach deutschen Melodien. Dazu ist auch der Inhalt oft recht fremdartig — wenn auch z. B. für den „Hafer, den der Bauer abmäht" der Reis gesetzt ist. Aber warum giebt man ihnen nicht indische Original-Kinderlieder? Ich sahe sie so treffend „Elefant" spielen. Sollte nicht z. B. ein Elefantenlied ihnen noch willkommener sein als jene deutschen Spiellieder? Vor allen Dingen aber sollten wir die Kleinen nach der Weise ihres Volkes singen lehren und nicht nach unsern Melodien. — Aber nicht bloß für Kinder, sondern auch für die erwachsene Jugend sollten die indischen Christen ihre harmlosen Lieder haben. Die heidnischen Vergnügungen in Gesang und Tanz geben sie daran. Es ist nicht unbillig, daß man ihnen irgend welchen edleren Ersatz dafür gewährt und ihrer Sangeslust angemessene Bahnen weist. Schon um die Kirchenlieder vor Mißbrauch, wie in dem erwähnten Falle, zu schützen, sollte man die Lösung der angedeuteten Aufgabe nicht vernachlässigen. Auch hier wird zunächst die Anregung geeigneter eingeborner Dichter und Komponisten angezeigt sein.

In der Musik finden wir die Mission der nationalen Kunst am meisten nahe gekommen. Hier haben wir bereits eine Kunst, die gleicherweise von Christen und Heiden anerkannt wird, die sich jedoch in entschiedenen Gegensatz gegen alles heidnische Wesen stellt. Die Lösung des Problems in dem einen Zweige beweist, daß sie auch in den andern möglich ist. Möchte sie auch fortan in der Architektur und Skulptur sowie in der Malerei kräftige Fortschritte machen.

Vorstehender Vortrag fand in seinen wesentlichsten Teilen Widerspruch von solchen, welche die Interessen unsrer Kunst wahren zu sollen meinten. Ich war darauf gefaßt. Hätte ich ihn vor einer Versammlung von Künstlern gehalten, so hätte man vielleicht versucht mich zu steinigen. Je mehr jemand von seinem Kunstideal erfüllt ist, desto weniger wird er imstande sein, irgend ein andres Ideal daneben gelten zu lassen. In diesem Sinne wurde mir von eines Malers Sohn zugerufen: „Fort mit der vermeintlichen indischen Kunst, die in Wahrheit keine Kunst sondern Karikatur ist!" Auch von andrer Seite wurde betont, so wie die Wahrheit nur eine sei, könne auch das Schöne nur eins sein für alle Völker.

Es ist nicht schwer, diesen Einwand zu widerlegen. Die Veränderung unsres Schönheitsideals im Laufe der Zeit beweist ja deutlich, daß auch wir nur eine in der Entwicklung vorübergehende Erscheinung, aber nicht das vollkommne Ewig-Schöne haben. Solange noch verschiedene Sprachen auf Erden sind, welche die Mission nicht ignorieren, geschweige denn durch die Sprache eines christlichen Volkes verdrängen darf, wird sie der Kunst der verschiedenen

Nationen die gleiche Anerkennung schuldig sein. Es wäre thöricht z. B. die Chinesen, die jetzt ihre schrägen, geschlitzten Augen schön finden, dahin zu bestimmen, daß sie fortan den europäischen Gesichtstypus ihrem Schönheitsideale einverleibten.

Erst wo die vielen Sprachen aufhören werden, werden auch die verschiedenen Schönheitsideale verschwinden und auch unser jetziges wird da keinen Bestand haben, wo wir das Ewig-Schöne in vollem Lichte schauen dürfen und nicht bloß in einzelnen im Medium des Irdischen gebrochenen Strahlen.

Dazu aber muß immer wieder daran erinnert werden, daß man nicht Völker gewinnen kann, wenn man die Elemente des Volkslebens zertrümmert. Mit jeder Negierung der nationalen Kunst schiebt die Mission der Erreichung ihres Ziels einen Riegel vor. Das wußte Paulus wohl, der den Juden ein Jude und den Griechen ein Grieche ward. Möge unsre Mission von dem großen Heidenmissionar auch in diesem Stücke immer mehr lernen.

Die Missionspredigt am zweiten Pfingsttage.[1])

Von P. Strümpfel in Tauhardt bei Eckartsberga.

In seinem vor der letzten Provinzialsynode erstatteten Bericht über den Stand der Heidenmission in der Provinz Sachsen pro 1887—1890

---

[1]) Schon in ihrer ersten Tagung 1879 hat die preußische Generalsynode den Antrag der sächsischen Provinzial-Missionskonferenz betreffs der Feier eines jährlichen kirchlichen Missionsfestes angenommen, aber den Provinzialsynoden es überlassen, für jede Provinz den geeignetst erscheinenden Tag zu bestimmen. Wir lassen ununtersucht, ob dieser letztere Beschluß praktisch gewesen, jedenfalls ist er, soweit wir wissen, durchgeführt worden. Die sächsische Provinzialsynode bestimmte, abermals auf Antrag der sächsischen Provinzial-Missionskonferenz, den zweiten Pfingstfeiertag als kirchlichen Missionsfesttag, und zwar aus zwei Gründen: dem äußerlichen, weil da auf eine volle Kirche zu rechnen sei und dem innerlichen, weil die Festthatsache (Ausgießung des heil. Geistes und Gründung der christlichen Kirche) mit der Mission im engsten Zusammenhange stehe.

Leider hat der betreffende Provinzial-Synodalbeschluß unter der Geistlichkeit der Provinz nicht die Nachachtung gefunden, die ihm als einer kirchenautoritätlichen, auch seitens des Königlichen Konsistorii bestätigten Anordnung gebührt. Es wird am 2. Pfingsttage wohl überall eine Missionskollekte gesammelt, aber nicht überall eine Missionspredigt gehalten, und auf die letzere war es doch gerade abgesehen. Wir wollen jetzt auf die Gründe dieser Versäumnis nicht eingehen, sondern uns mit der Veröffentlichung der nachfolgenden Abhandlung begnügen in der Hoffnung, daß es ihr gelingen wird, auch diejenigen von dem inneren Naturzusammenhange zwischen dem Pfingst- und dem Missionsgedanken zu überzeugen, welche noch in der vorurteilsvollen Meinung befangen sind, daß man der

erklärt D. Warneck, daß auf die Frage, ob die kirchliche Missionsfeier am 2. Pfingstfeiertage sich einigermaßen ins Bewußtsein der Gemeinde eingelebt habe, aus der überwiegenden Mehrzahl der Ephorieen mit Nein geantwortet sei. Vielfach werde nur eine Missionskollekte gesammelt, aber keine Missionspredigt gehalten. Warneck verlangt deshalb, daß das Konsistorium wieder an den bezüglichen General- und Provinzial-Synodalbeschluß erinnere. Offenbar hat sich der 2. Pfingsttag als Tag einer Missionspredigt besonders bei den Pastoren nicht allerwärts eingelebt. Generalsuperintendent D. Schultze entschuldigte dies in der Synode, indem er die Wahl des Tages als nicht eben glücklich bezeichnet, da viele sich nicht dazu entschließen könnten, die heilige Festthatsache dieses Tages vor der Missionsthatsache in den Hintergrund treten zu lassen. Wir fragen uns aber zunächst, welcher andere Tag geeigneter erscheinen dürfte, um ex officio in der ganzen Landeskirche zu einer Missionspredigt bestimmt zu werden. Den Epiphaniastag haben wir leider nicht überall mehr als vollen Festtag mit dem erwünschten vollzähligen Kirchenbesuch, und mancher wird bestätigen, wie schwer es hält, nach dem Predigtreichtum der Weihnachts- und Neujahrszeit die Epiphaniasfeier wieder zu beleben. Selbstverständlich wird kein Homilet der Mission im Epiphanien-

---

pfingstlichen Festthatsache Abbruch thue, wenn man sie mit der Mission in Zusammenhang bringe. Hoffentlich genügt diese Überzeugung, dem Provinzial-Synodalbeschlusse allgemeine Nachachtung zu verschaffen.

Aber ich glaube, daß auch für diejenigen Leser der A. M.-Z., welche der Provinz Sachsen nicht angehören, die schönen Beweisführungen des Verfassers von Interesse sein werden. Und zwar darum, weil sie an einer bestimmten Festgeschichte und einem bestimmten Lehrartikel die organische Verwurzelung des Missionsgedankens mit dem Ganzen der Heilsgeschichte und Heilslehre illustrieren. So lange ich in Missionssachen mitzureden bevorrechtet worden bin, ist es mein ceterum censeo gewesen immer und immer zu wiederholen: die Mission ist kein isoliertes opus supererogationis, kein bloßes Anhängsel an das Evangelium Christi, sondern ein integrierender Bestandteil seines Grundwesens. Darum darf sie auch nicht bloß gelegentlich und nebensächlich behandelt werden, sie gehört vielmehr in die ordentliche Predigt und den Unterrichtsorganismus, damit die Gemeinde sich endlich daran gewöhne, die Realisierung des göttlichen Heilsuniversalismus durch die Ausbreitung der Kirche in der ganzen Welt ist eine ordinäre Christenpflicht. In der demnächst erscheinenden ersten Abteilung meiner Missionslehre: „Die Begründung der Sendung“ hoffe ich den wissenschaftlichen Beweis für dieses große Missions-ABC im vollen Umfange zu führen.

Darum ist es mir eine große Freude, diese pfingstliche Missionsmonographie, welche ganz auf dem angedeuteten Grundgedanken ruht, zu veröffentlichen, weil sie mir den Beweis liefert, daß er Wurzel zu schlagen beginnt. Wck.

lichte vergessen können. Auf dem Lande ist der Winter besonders die Zeit der Missionsstunden und die jährliche Hauskollekte wird vielerorts auch in diese Tage fallen. Aber zu der von allen Kanzeln gleichzeitig zu haltenden offiziellen Missionspredigt erscheint der Epiphaniastag trotz allem nicht ganz geeignet. Wir erinnern uns, daß vor mehr als 10 Jahren auf der sächsischen Provinzial-Missionskonferenz D. Wangemann für den Himmelfahrtstag als den Stiftungstag der Mission eintrat. Allein abgesehen davon, daß das Himmelfahrtsfest nicht überall eines zahlreichen Kirchenbesuchs sich erfreut, dürfte gerade der Umstand, daß an diesem Tage nur eine Hauptpredigt zur Verfügung steht, jene Bedenken hinsichtlich Zurückdrängung der heiligen Festthatsache erst recht hervorrufen. Es bliebe vielleicht noch der II. p. trin. (Evangelium vom großen Abendmahl) übrig, welcher aber öfters schon tief in den Juni und in die Zeit der größeren Missionsfeste hineinfällt. So kommen wir immer wieder auf den zweiten Pfingsttag zurück und fragen uns, ob die Gründe gegen denselben stichhaltig sind. Wir geben zu, daß leider der Kirchenbesuch des ersten Feiertags hinter dem des zweiten in vielen Gegenden erheblich zurückbleibt und viele Geistliche gerade darum für den zweiten Tag die eigentliche Pfingstpredigt nicht missen mögen. Wenn D. Warneck bei seiner Umfrage auch nach den Gründen jenes Nein geforscht hätte, so würde wohl viel öfter dieser äußere Grund angeführt worden sein als jener innere, daß durch die Missionssache die Festthatsache in den Hintergrund gedrängt werde. Die Berechtigung des letzteren Einwandes vermögen wir nicht anzuerkennen. Wir glauben, daß die Pfingstpredigt vielmehr an praktischem Gehalt gewinnen wird, je mehr sie dem Missionsgedanken Raum gewährt. Weisen nicht die Perikopen des zweiten Pfingsttages besonders darauf hin, namentlich die Epistel, welcher man die Überschrift geben möchte: „Der Pfingsttag der Heiden?“ Und ist nicht die Mission selbst eine heilige Festthatsache, ein integrierender Bestand der Pfingstverkündigung? Bleiben wir nur nicht immer bei der Wirkung des heiligen Geistes an der einzelnen Seele stehen, fassen wir den ganzen dritten Artikel ins Auge, insbesondere die Bedeutung des heiligen Geistes für Kirche und Reich Gottes!

Im folgenden versuchen wir die Grundzüge der Missionspredigt am zweiten Pfingsttage darzustellen und zu zeigen, wie natürlich Pfingstpredigt und Missionspredigt zusammengehören.

1. Der Grund der Mission ist der allumfassende Heilsratschluß Gottes. Der Vater sendet den eingebornen Sohn als Gabe an die Welt,

wie das Evangelium des zweiten Pfingsttages ausspricht, der Sohn sendet vom Vater den heil. Geist als Gabe an die Seinen zunächst, aber zur Ausrichtung des ewigen Liebeswillens, daß die verlorene Welt gerettet werde. Mission, Sendung, ist das Ziel dieser göttlichen Sendung. Der heilige Geist ist die göttliche Missionsgabe an die Gemeinde der Gläubigen und durch sie an die Welt, nach Petri Wort: euer und eurer Kinder ist diese Verheißung und aller, die ferne sind, welche Gott unser Herr herzurufen wird. Act. 2, 38. 39. Ist doch nach demselben Petruswort die Taufe der Quellbrunn, aus welchem der Geistesempfang hervorgeht, und diese Taufe ist vom Herrn für alle Völker bestimmt. Wohl darf man zu Pfingsten predigen von der Taufe, welche unser Pfingsten und die feste Burg unserer Heilsgewißheit ist, aber die Universalität des göttlichen Heilswillens, auf welche wir zum Troste des christlichen Gewissens dabei zurückgehen, nötigt uns zum Blick auf das Ganze der Menschheit, insbesondere auf die Heiden, an denen dieser Heilswille noch nicht verwirklicht ist. Ein Heil für alle! Daß es vollbracht ist, ist der Grund der Geistesausgießung, denn Pfingsten ist die Folge der Himmelfahrt; daß es vollbracht ist, ist aber auch der Grund der Mission, denn diese ist die Verkündigung des Generalpardon von Golgatha für die ganze Welt. Dem Sohne Gottes ist alle Gewalt gegeben im Himmel, darum kann er den Geist ausgehen lassen und alle Himmelskräfte senden zum Dienste der Seinen, aber es ist ihm auch alle Gewalt gegeben auf Erden, darum hat er nicht bloß das Eigentumsrecht an alle Menschen, sondern auch die Macht, sie sich zu gewinnen, Herzen aufzuthun und zu überwinden. Christi Königtum wird bestätigt durch Pfingsten und durch die Mission, diese Fortsetzung seines Wirkens im heiligen Geiste.

2. Der Trieb zur Mission ist eine notwendige Frucht der Geistesausgießung. Es erfüllte sich am Pfingsttage das Wort: Der heil. Geist wird zeugen von mir und ihr werdet auch zeugen. Mit hinreißender Kraft erfüllte der Zeugentrieb die Pfingstgemeinde, daß sie mit neuen Zungen die großen Thaten Gottes redete. Die Zunge ward gelöst zum Botenamte an alle, die auf Erden wohnen. Was ist das Sprachenwunder anders als die Einladung aller Völker als Gleichberechtigte (Act. 10, 34. 35) zum Reiche Gottes, die Ouvertüre der vielsprachigen Missionsarbeit bis an das Ende der Tage! Wie der heilige Geist in der ersten Gemeinde den Missions- und Zeugentrieb erweckte, so erweckt er ihn fort und fort und die Voraussetzung jeder neuen Missionsperiode ist ein Geisteswehen in der Christenheit. Wir dürfen also von der Mission als

dem Werke des heiligen Geistes predigen, insofern er a) nicht bloß durch der Propheten Mund vom Heil der Heiden weissagt, sondern auch b) die Christenheit erinnert alles des, das der Herr gesagt hat (Joh. 14, 26) und durch solches Erinnern den lange vergessenen Missionsbefehl wieder ins Herz und in den Sinn schreibt (Hebr. 8, 10), endlich c) insofern er durch die Stimme der Friedensboten die fernen Heiden beruft, und sammelt, daß sie eingehen in die Gemeinschaft Christi und seiner Gemeinde.

Der Trieb zur Mission ist die Wirkung desselben heiligen Geistes, durch dessen Ausgießung die christliche Kirche am Pfingstfeste gegründet ist, der ferner die Kirche als den Leib Christi erfüllt und durch das Band des Friedens einigt. Wenn wir von der Herrlichkeit der christlichen Kirche predigen, so preisen wir den heiligen Geist: „der du durch Mannigfaltigkeit der Zungen die Völker der ganzen Welt versammelt hast in Einigkeit des Glaubens.“ Und unsere Zuversicht dazu, daß der heil. Geist heute noch in der Kirche lebt, beruht außer der Verheißung des Herrn nicht zum wenigsten auf der fortgehenden berufenden und sammelnden Thätigkeit des heil. Geistes, wie sie uns in der Heidenmission vornehmlich entgegentritt, sowie auf der Thatsache, daß der apostolische Zeugentrieb in der Mission sich lebendig erweist in Glaubensfreudigkeit, Liebeseifer und Hoffnungskraft. Ist nicht die Mission darum der Trost der Kirche Christi in ihren geringen Tagen (Luk. 4, 23—27) und die rechte Herzensfreude aller Kinder Gottes? Wir würden zweifeln, ob die Kirche wahrhaft lebt und ob auch noch heiliger Geist sei, wenn bei den geöffneten Thüren in aller Welt der Zeugentrieb ihr fehlte. Wach auf, du Geist der ersten Zeugen, fleht das Missionslied. Ohne diesen apostolischen Zeugengeist und ohne den der Kirche vom heiligen Geiste ursprünglich eingepflanzten Missionstrieb gäbe es keine christliche Kirche, sondern wäre mit der Pfingstgemeinde ausgestorben. Predigen wir von der Pflanzung der Kirche durch den heiligen Geist, so müssen wir auch predigen von der Ausbreitung der Kirche durch denselben Geist. Denn die Ausbreitung ist die immer neue Pflanzung der ursprünglichen Ekklesia vermittelst der geschichtlich gewordenen Kirche. Dabei erneuern sich die Pfingstwunder und die Kirche erlebt immer von neuem ihre eigene Jugend. Wir können von der Mission sagen, daß sie Zeugnis giebt a) von dem Lebensanfang der Kirche, b) vom gegenwärtigen Leben der Kirche, c) von dem großen Lebensziel der Kirche.

Zum Schlusse dieses Abschnitts sei es erlaubt, eine Geschichte und ein Bild zur homiletischen Verwendung mitzuteilen. In Ranchi fragt der

braune Lehrer, als er die Mädchen in der Geographiestunde nach Deutschland und Berlin geführt hat: „Kinder, was ist für euch Heiden hier im Lande Indien von Berlin gekommen?" Anfängliches Schweigen; endlich hebt eine Kleine den Finger: „Der heilige Geist." Das Kind meinte die Missionare und nannte den, der sie sendet. In London auf der allgemeinen evangelischen Missionskonferenz 1888 sprach Dr. Taylor aus Amerika: „Wir brauchen einen neuen Geist des Gebetes, überhaupt eine neue Taufe mit dem heiligen Geiste. Sind wir aber bereit ihn zu nehmen, wenn Gott ihn giebt? Fürchten wir uns nicht vor seinem Feuer? Ja, das brennt, aber es zündet auch. Man nehme eine Kanone: das Rohr ist nichts! die Kugel ist nichts! das Pulver ist nichts! Nun kommt aber der zündende Funke und das Pulver wird zum Blitz, die Kugel zum Donnerkeil, das Rohr zum Feuerschlund. Ach, wir haben längst alles, was das Missionswerk bedarf, wir sind längst reich und gescheit genug, aber es fehlt der zündende Funke, das Feuer von oben." Ein anderer Redner machte aufmerksam auf den Fortschritt, der in den drei Versen Ps. 51, 12. 13. 14 liege; zuerst heiße es „ein neuer, gewisser Geist," dann „dein heiliger Geist," und endlich „der freudige Geist." Zu dieser Freudigkeit müsse es bei uns kommen. Gewiß ein trefflicher Wink auch für die Missionspredigt zu Pfingsten, um so mehr als der freudige Geist als rechter Missionsgeist sich kund macht in den folgenden Versen: Denn ich will die Übertreter u. s. w. v. 15. Herr thue meine Lippen auf v. 17.

Der Trieb zur Mission wird wirksam durch die Zuversicht, daß der Geist durchs Wort wirkt und das aus dem Glauben geborene Zeugnis mit seiner Kraft begleitet.

3. Die Kraft der Mission ist nicht Kraft von Menschen, sondern Kraft von Gott. Die Welt zu Christo ihrem Heilande zu führen ist zwar Menschenhänden befohlen, ist aber doch nicht Menschenwerk. So gewiß wir nicht aus eigener Vernunft noch Kraft an Jesum Christum unsern Herrn glauben oder zu ihm kommen können, so gewiß können wir mit unserer Kraft keinen Heiden zu Christo bringen, sondern der heilige Geist beruft, erleuchtet, heiligt. Das ist der Trost der Missionare, wie jedes Erziehers und Seelsorgers. Bekehrung ist Gnadenwunder. Wir glauben, daß solche Wunder geschehen, wo das Wort Gottes lauter und rein gelehret wird (1. Bitte) und der himmlische Vater seinen heiligen Geist giebt (2. Bitte). Der heilige Geist ists, der die Widerstände

bricht und die Herzen öffnet, er thuts vermittelst des Wortes der Zeugen. Wo in Beweisung des Geistes und der Kraft Zeugnis gegeben wird von Christo, da kanns nicht fehlen, es geht ihnen durchs Herz wie den Hörern der Pfingstpredigt Petri. Welche Fülle von Beispielen hiefür liefern die Missionsberichte! Daß nun weiter aus den Erweckten neue Kreaturen werden, ist wiederum Beweis von der erneuernden und lebendigmachenden Kraft des heiligen Geistes. Der Geist Gottes schwebte auf dem Wasser als das Lebensprincip der Schöpfung, aber noch viel mehr bewies er sich als Princip neuen Lebens zu Pfingsten, als das Brausen vom Himmel die Neuschöpfung der Menschheit verkündigte. Der Geist ists, der da lebendig macht, sagt der Herr. Wo tritt aber die wiedergebärende und neuschaffende Kraft des heiligen Geistes deutlicher zu Tage als da, wo aus Räubern ehrliche Arbeiter, aus Wilden barmherzige Samariter, aus Verlorenen liebe Brüder werden, in der Heidenmission? Wiederholen sich da nicht die Wunder Christi, daß die Blinden sehen, die Lahmen gehen, die Aussätzigen rein werden und die Toten auferstehen? In der That, die Mission predigt von den Wundern Gottes des heiligen Geistes. „Siehe, ich mache alles neu!“ Das ist ein Missionstext zu Pfingsten, wobei man jedes Wort besonders nehmen mag: ich — mache neu — alles, nämlich Herz, Leben und Welt. Jener Strom aus dem Heiligtum, den Hesekiel im Geiste fließen sah, an dessen Ufer nie welkende Fruchtbäume wachsen, dessen Wasser das tote Meer gesund machen, ist ja nichts anderes als der heilige Geist, der vom Throne des erhöheten Herrn, vom Himmel ausgeht, die Seelen mit Heilskräften erfüllt und in das Meer der toten Heidenwelt sich ergießt, um alles neu und gesund zu machen. Das ist der Strom lebendigen Wassers im neuen Jerusalem, an dessen Ufern Holz des Lebens wächst, dessen Blätter zur Gesundheit der Heiden dienen.

Ein anderes Bild von der Kraft des heiligen Geistes sind die Feuerflammen, durch welche das Johanneswort von der Taufe mit heiligem Geist und mit Feuer, auf welches Christus bei der Himmelfahrt ausdrücklich hinweist Act. 1, 5, erfüllt worden ist. Daß diese Feuertaufe auch den Heiden zugedacht sei, lag dem Täufer wohl noch fern. Das Feuer vom Himmel, welches er für die Heiden erwartete, war das verzehrende Feuer, wie es im Geiste des Alten Bundes Elias im Kampfe gegen das Heidentum der Baalspfaffen herabrief. Aber schon Elias empfing die Offenbarung, daß der Herr vielmehr im stillen sanften Sausen sei. Das deutete auf die Missionskraft, die im Neuen Bunde wirk-

sam werden sollte, auf den heiligen Geist, welcher ein Geist der rettenden Gnade ist, dessen Liebesfeuer in die Herzen brennt, um sie zu reinigen, aber auch wärmt und leuchtet, Licht und Leben schafft. Der heilige Geist ist die Missionskraft, welche jenes Feuer anzündet, von dem der Herr sagt: was wollte ich lieber, denn es brennte schon!

Was irgend die Mission ausrichtet, das bewirkt diese Missionskraft. Darum bedarf die Mission nicht nur Männer und Geld, sondern vor allem diese Kraft. Das Geld muß gesalbt und geweiht sein von dem Geiste, der die erste Gemeinde so opferfreudig machte; die Männer müssen angethan sein mit der Kraft aus der Höhe, um wahre Zeugen des Herrn zu sein (Act. 1, 8).

4. Der Beruf zur Mission ist der Beruf Israels. In Jerusalem geschah das Pfingstfest, jüdische Männer waren die ersten Zeugen, das Heil kam von den Juden. Das ist die Erfüllung des Missionsberufs Israels. Zu Israel sprach der Herr: Ich habe dich zum Lichte der Heiden gemacht, und Hesekiel 37 wird von der Lebendigmachung der Totengebeine Israels geweissagt mit deutlichem Hinblick darauf, daß die geistliche Belebung Israels zur Folge haben wird die Bekehrung der Heiden, denn es heißt: „Ich will meinen Geist in euch geben, daß ihr wieder leben sollt und will sie reinigen, ich will unter ihnen wohnen und will ihr Gott sein und sie sollen mein Volk sein, daß auch die Heiden sollen erfahren, daß ich der Herr bin, der Israel heilig macht, wenn mein Heiligtum ewiglich unter ihnen sein wird." Ist diese Weissagung schon ganz erfüllt am Pfingsttage, als der Israel rechter Art, der aus dem Geist erzeuget ward, den Beruf zum Segen aller Geschlechter auf Erden erfüllte, als aus Israel die erste Gemeinde sich bildete? Oder sollen wir noch einer anderen Erfüllung warten, wenn durch Israels Bekehrung am Ende die Heidenmission vollendet wird? Das sind Pfingstfragen, zu welchen die Schrift uns leitet. Vom Beruf zur Mission spricht auch das Evangelium des dritten Pfingsttages Joh. 10, 1—10, über welches man auch einmal predigen sollte. Am Pfingsttage geschah, wovon der Herr dort spricht, daß die Thür sich aufthat für alle nach Leben und nach voller Genüge hungernden Seelen, daß sie die Stimme des Hirten erkenneten, der sie auf frische Weide führte, nachdem sie lange genug von Räubern und Mördern geplagt waren, daß durch die geöffnete Thür die Schafe herausgingen aus dem Schafstall des Alten Bundes, aus der Hürde und dem Zaun des Gesetzes Mosis, und Dreitausend zugleich sich

herandrängten mit der Frage: Was sollen wir thun? Wo finden wir Weide? Die Heiden sind jetzt noch die hinter den Mauern ihrer Abgeschlossenheit verschmachtenden Schafe, welche auf nährende, gesunde Weide herauszuführen der Missionsberuf der Christenheit ist. Nur die haben den Beruf, welche durch die rechte Thür zu den Schafen eingehen mit Hirtenabsicht, nicht um zu würgen, zu stehlen und umzubringen wie die Opium- und Branntweinhändler. Christus ist die Thür, nach welcher die Heidenwelt hinstrebt wie die hungrige Herde im Stall nach der Thür, daß sie aufgethan werde. Es sei verstattet folgende Disposition über den Text vorzulegen: Der Hirtendienst der Knechte Christi an den Völkerherden Gottes. a) Die verschlossenen Hürden, in die Gott die Schafe eingezäunt (Unzugänglichkeit der Länder, Schwierigkeit der Sprache und fremden Sitte, vergl. das chinesische „fremder Teufel“ mit Joh. 10, 5), b) der gesegnete Eingang, den die Hirten bei den Schafen finden durch die rechte Thür (vergl. die Geschichte von Kajarnak), c) der herrliche Ausgang auf grüne Weide, dessen Hirt und Herde froh werden dürfen (Joh. 10, 9. 11).

5. Die Frucht der Mission ist das Pfingsten der Heiden, wie es die Epistel des 2. Pfingsttages schildert. Mit Staunen und Verwundern sahen die Gläubigen aus der Beschneidung, daß auch auf die Heiden die Gabe des heiligen Geistes ausgegossen ward. Hier ist der Ort, von der segensreichen Rückwirkung der Mission auf die alte Christenheit zu sprechen oder vielmehr von der „segensreichen Wechselwirkung zwischen der missionierenden Kirche und der jungen Missionskirche“ (Haccius). Das Echo „Jesus der Herr“ tönt über die Meere zu uns herüber und giebt Zeugnis vom Wirken des Geistes, da ja niemand Jesum einen Herrn heißen kann ohne durch den heiligen Geist (vergl. Phil. 2, 11 mit 1 Kor. 12, 3), und der Lobgesang der Erlösten erklingt in jenem erhabenen Duett, welches Paulus in der Adventsepistel Röm. 15, 6 ff. preist. „Mag auch jemand das Wasser wehren, daß diese nicht getauft werden?“ Bei diesem Vers der Pfingstepistel darf man den Einwendungen gegen die Mission begegnen mit dem Hinweis auf die vor Augen liegenden Geistesfrüchte. Welche Freude, welcher Grund zum Preis der Gnade ist für uns jedes Tauffest, von welchem die Berichte unserer Mission erzählen? Nicht immer sinds Massentaufen, wie die der 3000 in Jerusalem, öfter sinds kleine Häuflein von Haus- und Familiengenossen wie bei Kornelius. Oft rauscht es, als wollte es regnen, aber zunächst tröpfelts nur. Zwar wehet der Geist wo er will, aber es muß ausgesprochen werden,

daß die Frucht der Mission zusammenhängt mit dem Maß der Geistesfülle in der heimischen Christenheit, mit ihrem Gebetsgeist. Als die Pfingstgemeinde in der Fülle des Geistes lebte, da wurden täglich hinzugethan, die da gläubig wurden, zu der Gemeine. Je mehr heiliger Geist, desto mehr Weltüberwindung, je mehr Zufluß von den Bergen, desto voller fließen die Ströme und erfüllen das Blachfeld. Darum stehen der innere Fortschritt und die äußere Fortpflanzung der Christenheit im Zusammenhang. Daß man in diesem Jahre gleichzeitig das 375jährige Jubiläum der Reformation und das 400jährige Jubiläum der Entdeckung Amerikas feiert, erinnert daran, wie der heilige Geist die Kirche immer tiefer in Christum und eben zugleich immer weiter in die Welt hineinführt. Fragen wir endlich

6. nach dem Ziel der Mission oder der Missionshoffnung, so ist dies in der Pfingstgeschichte offenbart: es ist die Einheit des Menschengeschlechts in Christo und die Zusammenfassung aller Dinge unter ihn als das Haupt (Eph. 1, 10). Pfingsten ist das umgekehrte Babel. Dort der Zerfall der Menschheit, da Gott nicht mehr der einheitliche Ruhepunkt und das Gemeinschaftsband war, aus der Trennung von Gott die Zertrennung der Sprachen und Völker, das polyglotte und polytheistische Heidentum, hier von oben her die Heilung, ein Herr und ein Geist, und von innen heraus durch die Versöhnung mit Gott die Vereinigung der Sprachen und Zungen zum Lobe Gottes. Die Mission ist das rechte Gegenstück zu dem babylonischen Turmbau der Sünder, durch sie baut der große Baumeister, der heilige Geist, an dem Wunderbau der einen heil. Kirche, dessen Herrlichkeit jetzt noch durch die Baugerüste (konfessionelle Spaltung, Rivalität und andere Menschlichkeiten in der Mission) verdeckt ist, aber unverhüllt einst erscheinen wird, wenn die Neuschöpfung der Welt, deren Eintritt zu Pfingsten, in der Zeiten Mitte, geschehen ist, vollendet sein wird. Das Ziel der Mission ist, daß alles Fleisch des Geistes voll werde in so völliger Weise, wie es die Joelweissagung, der Pfingsttext Petri, verkündigte. Zwar ist die volle Tragweite dieser Verheißung dem Propheten selbst noch verborgen gewesen, aber die Erfüllung geht stets weit über alle Weissagung, und das Ziel der Mission wird all unser Ahnen und Hoffen übersteigen. „Der Weltkreis ist voll Geistes des Herrn," dies im Pfingstintroitus von der Kirche liturgisch verwertete apokryphische Weisheitswort (Weish. 1, 7) wird dann Wahrheit sein. Sinnig hat Tholuck in einer Predigt die Beziehung der drei ersten Vaterunserbitten auf die drei Personen der Gottheit ausgeführt. Es ist

das Reich des heiligen Geistes, in welchem Himmel und Erde eins werden und der Wille Gottes auf Erden wie im Himmel geschieht. Durch den heiligen Geist machen Vater und Sohn Wohnung im Menschen (Ev. des 1. Pfingsttags). So ist im heiligen Geiste alles Ziel der Menschheit beschlossen: „Zu ihm sind alle Dinge."

Blicken wir zurück, so sehen wir, wie reich die Fülle der Missionsgedanken ist, welche die Pfingstverkündigung in sich schließt. Sollte wirklich die heilige Festthatsache zurücktreten müssen, wenn eine Missionspredigt zu Pfingsten gehalten werden soll? Ist nicht vielmehr die Mission ein unvergleichlicher Dolmetscher der heiligen Festthatsache? Ohne Zweifel ist Pfingsten dasjenige Fest, welches nicht ohne weiteres in seiner Bedeutung der großen Gemeinde verständlich wird. Des Geistes Wehen ist allermeist nur verständlich für die, die aus dem Geist geboren sind. Die Pfingstpredigt hat darum ihre besonderen Schwierigkeiten. Sollten wir die Hilfe verschmähen, welche uns durch die Mission geboten wird? Wir Prediger sind wohl reich hinsichtlich der göttlichen Geheimnisse, über die wir zu Haushaltern gesetzt sind, aber durchaus nicht immer so reich an dem Vermögen, dieselben recht mitzuteilen. Seien wir dankbar, wenn die Mission uns zu Pfingsten mitpredigen hilft, und unsere Gemeinden werden dann auch dankbar sein.

Volkszählung und Religionsstatistik in der Kapkolonie.

Von G. Kurze.

Am 5. April 1891 hat in der Kapkolonie eine Volkszählung stattgefunden, die sehr vielseitig gehandhabt wurde und z. B. auch die Religion und die kirchliche Zugehörigkeit der einzelnen Bevölkerungselemente des Kaplandes berücksichtigte. Die vorläufigen Ergebnisse dieser Religionsstatistik, wie sie die Kapstadter Zeitung „De Volksbode" (Nr. 242 vom 31. Dez. 1891) nach den offiziellen Angaben des Zensusdepartements veröffentlicht, verdienen es, auch an dieser Stelle zur Kenntnis der Missionsfreunde gebracht zu werden. Wir haben die verschiedenen Daten in der beifolgenden Tabelle zusammengestellt und fügen nur noch ein paar Randbemerkungen zur Erläuterung bei.

Zunächst weisen wir mit Genugthuung auf die verhältnismäßig hohe Zahl der eingeborenen evangelischen Christen hin, welche sich den Listen nach im Frühjahr 1891 auf 369 173 Seelen belief. Es zeigt sich da wieder ein-

mal recht deutlich, wie die evangelischen Missionsstatistiker in ihrer Gewissenhaftigkeit und aus ängstlicher Scheu, in den Fehler ihrer katholischen Kollegen zu verfallen — die bekanntlich in majorem ecclesiae gloriam die Zahl ihrer Heidenchristen sehr nach oben abrunden — den numerischen Zuwachs auf den evangelischen Missionsgebieten eher zu niedrig als zu hoch taxieren. So berechnet z. B. Merensky in seiner vortrefflichen Übersicht über den „Gegenwärtigen Stand der evangelischen Mission in Südafrika" (Allg. M.-Z. 1890, S. 536) die Zahl der evangelischen Eingeborenen in dem Gebiete, welches obiger Zensus umfaßt (die Kapkolonie im engsten Sinne, Britisch-Bassuto und Betschuanenland, Pondoland) für das Jahr 1888 auf nur 264795 Seelen. Gleichzeitig erhellt aus der Tabelle, wie unbedeutend trotz aller römischen Trompetenstöße und Flunkereien bisher der Ertrag der katholischen Missionsthätigkeit unter den Eingeborenen der Kapkolonie gewesen ist; denn der Zensus verzeichnet nur 2422 katholische Eingeborene, womit übrigens Merenskys Schätzung (2000 Seelen) in der genannten Übersicht sehr gut übereinstimmt.

In Bezug auf die in der Kolumne eins obenanstehende Niederländisch-Reformierte Kirche differieren die Angaben in der Zensustabelle über die Gesamtseelenzahl dieser Gemeinschaft (297 983) von der Zahl, welche das offizielle Jahrbuch dieser Kirche, der „Kerkelijke Almanak" für 1891, anführt; in letzterem finden sich nur 220000 Seelen verzeichnet. Was Genauigkeit anlangt, möchten wir indes dem Regierungszensus den Vorzug einräumen.

Die Bezeichnung „Lutheraner" in der Tabelle ist nicht im strengen Sinne des Wortes zu fassen; denn es sind unter dieser Rubrik nicht bloß die Eingeborenen auf den Berliner sondern auch den Rheinischen Missionsstationen mit einbegriffen, auf denen ja teilweise der reformierte Lehrtypus vorherrscht.

Die zwei Juden, welche den Malaien zugezählt sind, dürften sogenannte „schwarze" Juden aus Kotschin sein. Von den 15099 Malaien wohnen übrigens nicht weniger als 11000 in der Kapstadt selbst und deren nächster Umgebung.

Was die Angehörigen der Brüdergemeine anlangt, so fehlten in unserer Quelle alle Angaben, wie sich die 16 128 eingeborenen Christen auf die verschiedenen Rubriken verteilen; wir haben diese Zahl daher provisorisch unter Kolumne sechs eingereiht.

Als „Heiden" sind alle diejenigen eingetragen, welche vor den Zensusbeamten erklärten, keiner Religionsgemeinschaft anzugehören; es sind leider 530 Weiße darunter.

1 Kirche	2 Weiße	3 Hottentotten	4 Fingus	5 Kaffern	6 Mischlinge	7 Malaien	8 Gesamtzahl d. Angehörigen d. betr. Kirche.
Niederl. Reformierte	222 649	8 023	964	4 691	63 574	82	297 983
Reformierte . . .	7 978	27	2	30	300	—	8 337
Anglikaner . . .	69 789	1 823	11 314	9 899	46 142	91	139 058
Wesleyaner . . .	19 509	4 326	31 066	32 360	18 854	17	106 132
Independenten . .	2 634	8 154	7 009	15 683	36 130	82	69 692
Presbyterianer . .	12 562	2 329	7 277	6 012	4 596	6	32 782
Lutheraner . . .	10 674	1 644	366	2 789	19 782	—	35 249
Baptisten	6 205	—	—	—	749	—	6 954
Herrnhuter . . .	169	—	—	—	16 128	—	16 297
Schottische Freikirche	99	31	2 204	1 466	39	—	3 839
Primitiv-Methodisten	54	116	340	1 587	1 066	3	5 249
Evangelische . . .	352 322	26 473	60 542	74 517	207 360	281	720 572 [1]) 721 495 [1])
Katholiken . . .	14 852	103	28	517	1 768	6	17 274
Juden	3 003	—	—	—	—	2	3 005
Mohammedaner . .	—	—	—	—	—	15 099	15 099
Heiden	530	22 545	165 389	528 338	753 824	24	1 470 650
	370 707	49 121	225 959	603 372	962 952	15 412	2 227 523

Literatur-Bericht.

1. **Schmiedel**: „Kultur- und Missionsbilder aus Japan." Zweite Flugschrift des allg. evang.-prot. Missions-Vereins. Berlin, Haack. 1891. 50 Pf. — Der erste Teil dieses frisch geschriebenen Schriftchens giebt eine Reihe anschaulicher Schilderungen wesentlich aus dem religiösen und politischen Leben der Japaner samt allgemeinen Übersichten und Betrachtungen über die dortige Missionsbewegung, der zweite Teil beschäftigt sich dann, gleichfalls in recht konkreter Darstellung, mit der Arbeit des allg. evang.-prot. Missions-Vereins; er enthält viele anmutende Partien, besonders wo er die Spezialgeschichte einzelner Gemeindeglieder erzählt. Mit Nachdruck wird hervorgehoben: „In der Betonung des Gebets sind wir ganz mit den orthodoxen Christen hier einig" und hinzugefügt: „Ich habe manchmal das Gefühl, daß es in freisinnigen

[1]) Die obere Zahl (720572) ist das Ergebnis der Summierung der einzelnen Posten in der Kolumne 8, während die untere Zahl (721495) aus der Zusammenzählung der einzelnen Summen in den Kolumnen 2—7 entstanden ist. Wir können nicht konstatieren, ob diese kleine Differenz auf einem Druck- oder Rechenfehler in unserer Quelle beruht. Vorläufig nehmen wir die untere Zahl als die genauere an.

Kreisen zu Haus nicht genug geübt wird." Wie es in andern Dingen bezüglich der Einigkeit mit den „orthodoxen" Missionaren steht, wird freilich nicht gesagt; aber das erfahren wir, daß die „deutsche Wissenschaft", welche der allg. evang.-prot. Missions-Verein in Japan vertritt, repräsentiert wird durch Keim („den tiefsten deutschen Leben-Jesu-Forscher"), Harnack, Pfleiderer, Bassermann, Wendt, so daß wir in der vorliegenden Schrift bereits einige Antwort auf die in unserer „Kontroverse"[1]) gestellten Fragen erhalten. Die großen Fragen: „Wunder, göttliche Eingebung der Bibel, Gottheit Christi, Dreipersönlichkeit Gottes" werden als die Suchenden besonders beschäftigend bezeichnet; nur hätten wir gern gelesen, wie sie seitens der Sendboten des allg. evang.-prot. Missions-Vereins beantwortet werden. Ebenso hätten wir gern etwas über den Inhalt der Vorträge über Auferstehung, Johannesevangelium und Apostelgeschichte vernommen. Sehr nach unserm Sinn ist es, daß die Studenten ernst darauf hingewiesen werden, „daß sie erst die Bibel kennen müssen," sonst sei eine Kritik ein „Luftgebäude". Auch sonst ist noch manches da, dessen man sich nur freuen kann. Wir empfehlen das Schriftchen speciell allen, die in der Kontroverse zwischen uns und dem allg. evang.-prot. M.-V. sich ein selbständiges Urteil bilden wollen.

2. **Schneider**: „Amtskalender für evangelische Geistliche auf das Jahr 1892. 2. Teil: Theol. Jahrbuch." Gütersloh. 1,50 Mk. — Auf kleinem Raum eine große Fülle des Inhalts, freilich auch unter Anwendung einer Petitschrift, die für manchen Leser ein wahres Augenpulver ist. Neben der Zusammenstellung der neuen kirchlichen Gesetzgebungsakte und Verordnungen, dem Personalstatus der evang. Kirche Deutschlands, der kirchlichen Statistik, Chronik und einem Nekrologe ist ein verhältnismäßig breiter Raum den Vereinsnachrichten und unter dieser Rubrik auch der Heidenmission gewidmet. Die gebotene Übersicht, obgleich im einzelnen nicht völlig irrtumsfrei, und in ihren statistischen Angaben nicht überall die neusten Ergebnisse bietend, zeugt von großem Fleiß und rühmlicher Sorgfalt; besonders der Abschnitt über die deutschen Missionsgesellschaften giebt eine gute Orientierung. Wiescher (S. 158) für Miescher ist wohl nur ein Druckfehler. Das Missionsdepartement der Brüdergemeine (S. 161) hat vier Direktoren; Organ der Neuendettelsauer Missionsanstalt (S. 169) sind die kirchlichen Mitteilungen aus und über Nordamerika, Australien und Neuguinea.

3. **Bliss**: The Encyclopaedia of Missions. Descriptive, historical, biographical, statistical. With a full assortment of maps, a complete bibliography, lists of Bible versions, missionary societies, mission stations and a general index. 2 Quartbände. New York. Funk and Wagnalls. 1891. 48 sh. — Ein Missionslexikon von riesigem Umfange (Vol. I 661, Vol. II 6[illegible] Quartseiten in Doppelkolumnen und Kleindruck) und staunenswerter Stofffülle, ein Standardwerk, das in der

[1]) Vergl. die vorige Nummer, für welche auch diese Schriftanzeige bestimmt war. Der Raummangel nötigte jedoch sie für diese Nummer zurückzustellen.

gesamten Missionsliteratur nicht seines gleichen hat. Mit geradezu bewunderungswürdigem Fleiße ist hier auf Grund sorgsamster Quellenstudien und umfassendster Expertise alles über die mannigfachsten Verzweigungen der Missionskunde Wissenswerte zusammengetragen und in alphabetischer Ordnung übersichtlich gemacht. Da ist die Geschichte der einzelnen Missionsgesellschaften und Missionsgebiete, eine Übersicht über alle irgend bedeutenden Missionsstationen, eine Menge Biographien von Missionaren, eine reiche Angabe der Missionsliteratur, der Missionsstatistik, der missionarischen Bibelübersetzungen samt einer Fülle von geographischem, ethnologischem, linguistischem und religionsgeschichtlichem Material. Außer 26 meist trefflichen General- und Spezial-Karten sind dem umfangreichen Werke 5 ausführliche Appendices beigegeben: eine die Missionsliteratur aller Sprachen und Kirchenabteilungen (auch die römisch-kath.) umfassende Bibliographie, wie sie in solcher Ausführlichkeit noch niemals zusammengestellt worden ist (I 575—661); eine Liste sämtlicher Bibelübersetzungen (II 547—577); eine Übersicht über sämtliche Missions- und Bibelgesellschaften (578—588); eine desgl. über die Missionsstationen (589—605) und statistische Special- und General-Tabellen (606—634).

Während über die Missionsstationen meist nur kurze Notizen gegeben werden, sind viele der zahlreichen Artikel besonders über die Missionsgesellschaften und Missionsgebiete kleine Monographien, die in ihrer Gesamtheit eine förmliche Missionsbibliothek bilden. Freilich diese größeren Artikel sind nicht immer im richtigen Ebenmaß zu einander gehalten. Während z. B. Japan 38 Kolumnen umfaßt, kommen auf Indien nur 16, oder während der Church Miss. Soc. 29 Kolumnen gewidmet sind, wird die Prop. G. Soc. mit nur 3 abgefertigt ꝛc. Daß das amerikanische Material einen größeren Umfang einnimmt als ihm im Verhältnis der amerikanischen Missionsleistung zu dem Ganzen der evang. Missionsleistung eigentlich gebührt, daß z. B. fast Neun Zehntel der Biographien auf amerikanische Missionare kommen, ist ein sehr begreiflicher Mangel des großen Werks. Wäre der Redakteur ein Engländer oder ein Deutscher gewesen, so würde vermutlich dieses Mißverhältnis zu gunsten der englischen bezw. deutschen Mission ausgefallen sein. Im ganzen sind jedoch meine Erwartungen bezüglich der Berücksichtigung der nichtamerikanischen speciell der deutschen Missionen übertroffen worden. Während wir bisher gewöhnt gewesen sind, in der englischen Missionsliteratur einer geradezu großartigen Ignorierung der deutschen Missionsleistungen zu begegnen, findet unsre Bescheidenheit das, was die vorliegende Encyklopädie in dieser Beziehung bringt, für amerikanische Autoren aller Anerkennung wert. Zwar es ist weder vollständig noch durchgehends korrekt. So fehlen z. B. die neueren deutschen Miss.-Gesellschaften (allg. ev. prot. M.-V., Neukirchner- und Bayrische M., Berlin III und unsre Frauenvereine) und einige der erwähnten GG., z. B. Leipzig kommen ziemlich dürftig weg; eines Mannes wie Wallmann wird gar nicht, Graul's nur oberflächlich gedacht; von der norddeutschen M.-G. wird fälschlich angegeben, daß sie in Dahome arbeite, während sie auf der Sklavenküste übergangen ist; an biographischem Material über deutsche Missionare ist ein großer Mangel u. s. w., kleinerer Versehen, Schreibfehler

und dergl.[1]) gar nicht zu gedenken. Aber im ganzen hat es mich überrascht, daß überhaupt so viel und verhältnismäßig auch so viel Richtiges über deutsche Missionen gesagt ist. — Die südafrikanischen und australischen selbständigen Missionen fehlen ganz.

Natürlich ist es mir unmöglich gewesen, ein so voluminöses Werk ganz durchzulesen, ich bin daher augenblicklich auch nicht imstande, über die Zuverlässigkeit seines Inhalts ein eingehendes Urteil zu fällen. Vermutlich wird die specielle Prüfung viele Inkorrektheiten finden; wohl die meisten, zumal nicht-amerikanischen Gesellschaften werden in derselben Lage sein, wie die Ch. M. S., deren Recensent im Int. (1891, 920) eine Reihe Inkorrektheiten und Defekte bezüglich dieser Gesellschaft aufzählt.[2]) Aber das ist bei einem Werke von solchem Umfange und bei der eminenten Schwierigkeit der Bewältigung des gesamten missionsstofflichen Detailmaterials nicht anders zu erwarten. Hier heißt es: in magnis voluisse sat est, und was ich gelesen hat mir allen Respekt gegeben vor dem, was thatsächlich hier geleistet ist. Zum Schluß nur noch eine Bemerkung bezüglich der statistischen Tabellen.

Der Herausgeber leitet diese Tabellen ein mit der Bemerkung: „Die Statistik ist wohl der verwickeltste (perplexing) Teil des Werks dieser Encyklopädie gewesen und mehr als einmal war ich nahe daran, sie überhaupt aufzugeben.“ Das glaube ich wohl; aber gerade darum, weil ihm die Schwierigkeit nicht bloß der Beschaffung des Zahlenmaterials, sondern seiner einheitlichen Rubrizierung, der Subsumierung unter die richtigen Generalnenner ꝛc. voll bekannt war, begreife ich nicht, daß er es an jeder Aufstellung von missionsstatistischen Grundsätzen hat fehlen lassen. Zunächst haben wir vergeblich nach einer begrifflichen Fixierung von Mission überhaupt gesucht. Diese große Missions-Encyklopädie enthält keinen Artikel über Namen und Begriff von Mission. Und wie nötig wäre doch eine Verständigung darüber gewesen. Wir in Deutschland sind uns ja allmählich darüber einig, daß Mission nur die Kirchenpflanzungsarbeit unter Nichtchristen bezeichnet und daß sowohl die Propaganda unter andern christlichen Kirchenabteilungen inkl. Rom wie alle innerkirchliche Rettungs- und Liebesarbeit nicht zur eigentlichen Mission gehört, die dem Wesen der Sendung entsprechend es nur mit Nichtchristen zu thun hat.

---

[1]) Eine Korrektur pro domo. In ziemlicher Vollständigkeit gedenkt die Encyklopädie auch meiner missionslit. Arbeiten, aber sie schreibt stets: Warneck Geo. Um der Identität meiner Person willen bemerke ich, daß das G. vor meinem Namen Gustav bedeutet.

[2]) Der betreffende Recensent rügt u. a. die Verwechselung der engl. Kapläne in Indien mit Missionaren und bemerkt entschuldigend: „Wir wissen aus Erfahrung, daß es absolut unmöglich ist, Schriftstellern, welche der Kirche von England nicht angehören, den Unterschied zwischen einem Kaplan und einem Missionar begreiflich zu machen.“ Wir erlauben uns darauf zu erwidern, daß deutsche Missionsschriftsteller zu dieser Erfahrung schwerlich Beweise liefern. Z. B. die Allg. M. Z. hat sich in dieser Beziehung nie versündigt. Wohl giebt es in der Church of England Dinge, die ein außerenglischer Nichtkirchenmann schwer begreift; aber so schwer von Begriffen sind wir in Deutschland nicht, daß wir Regierungskapläne in Indien von Missionaren nicht zu unterscheiden fähig wären.

Aber wie unklar ist der Begriff in England und zumal in Amerika, wo auch alle proselytierende Thätigkeit unter Christen als Mission bezeichnet wird. Die Folge dieser Unterlassung einer begrifflichen Fixierung von Mission ist eine große statistische Verwirrung, nämlich daß auch — wogegen wir hundertmal protestiert haben, bis jetzt leider für viele unserer englischen und amerikanischen Mitarbeiter vergeblich!! — in der vorliegenden Statistik die eigentlichen Heidenmissionsgebiete mit den christlichen Ländern, in denen für die eigne Denomination gearbeitet wird, bunt durcheinander gemischt werden, was natürlich ganz irrige Zahlenverhältnisse giebt. — Zum zweiten werden die gewonnenen Heidenchristen nur unter dem Generalnenner „Kommunikanten" rubriziert, dagegen fehlt jede Angabe der Getauften. Auch das giebt Verwirrung. Z. B. bei der Leipziger, Goßnerschen, Hermannsburger Mission werden die sämtlichen „Christen" als Kommunikanten aufgeführt und ich fürchte, daß diese Verwechselung keineswegs auf die genannten deutschen Gesellschaften sich beschränkt. — Und zum dritten; um nur noch dies zu bemerken, ist die Statistik sehr lückenhaft. Aber schlimmer ist, daß trotz dieser vielen Lücken eine Summierung stattfindet, welche natürlich ein ganz falsches Gesamtergebnis liefert. Ich habe wiederholt auf diese saloppe Aufstellung von statistischen Tabellen hingewiesen, welche eine Spezialität mancher englischen M.-G., z. B. der Londoner- und der Ausbreitungs-G. sind und A. M. Z. 1889, 488 das Wirrnis dieser Statistik an einer einzelnen Tabelle aus dem Rep. der Londoner M.-G. illustriert. Die Encyklopädie hätte doch, wenn ihr solche saloppe Statistiken vorlagen, die Lücken entweder durch Schätzung oder durch Einsetzung von Zahlen aus einem älteren Berichte ergänzen müssen. So aber sind ihre Summen nicht brauchbar. Schade, daß der ungeheure Fleiß, der auf die Sammlung der Zahlen verwendet ist, wenigstens für den deutschen Missionsstatistiker kein befriedigendes Gesamtergebnis liefert.

Warneck.

Eine Missionsjubiläumsschrift.

Von E. Wallroth.

Im Jahrgang 1887 dieser Zeitschrift wurde William Careys Leben auf Grund des Buches von G. Smith, London 1885 geschildert und auch die berühmte 1792 erschienene Enquiry auf S. 99 als ein gewaltiger Missionsaufruf dieses „Schuhflickers" und großen Missionars mit ihren großen, weitgehenden Folgen erwähnt. Zum hundertjährigen Jubiläum dieser Schrift ist dieselbe nun unter dem alten Titel „An Enquiry into the Obligations of Christians to use means for the Conversion of the Heathens by William Carey" in Faksimile der ersten Ausgabe von 1792 (Leicester) 87 S. stark, mit dem Motto „He being dead, yet speaketh" nebst einer Einleitung von 23 S. wieder abgedruckt; London, Hodder and Stoughton, Paternoster Row 27. In diesem selbigen Jahre 1892 feiert die englische Baptisten-Missionsgesellschaft ihr hundertjähriges Jubelfest und ihr Entstehen hängt mit dieser Enquiry aufs engste zusammen.

Unter der mühsamen Arbeit eines armen Schusters sammelt Carey im kleinen von jeder Bibliothek fernen Orte, unterstützt durch sehr wenige Bücher, fern von beratenden Männern, in aller Stille eine Weltübersicht und schreibt einen Weckruf zur Mission, wie er ähnlich von Baron Justinian von Welz 1664 erlassen wurde,[1]) nur mit dem Unterschiede, daß er auch die Christenheit wirklich in Bewegung setzte. Als Motto schrieb Carey auf seine Schrift: Röm. 10, 12—15: „Es ist hie kein Unterschied ꝛc."

Nach einer Einleitung, welche Sündenfall, Sünde, Erlösung kurz bespricht, wirft Carey im ersten Abschnitt die Frage auf: Ist Jesu Befehl an seine Jünger Matth. 28, 19 für uns noch bindend? Gewiß! Die Verheißung ist ja dazu gegeben und der Trost: Ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende. Es war allerdings nicht des Apostels Paulus Pflicht, den Bewohnern Otaheites das Evangelium zu verkündigen, denn diese Insel war damals noch nicht entdeckt; aber jetzt ist sie es und jetzt ist es unsere Pflicht, ihnen das Heil zu geben. Hingewiesen wird auf die katholischen Missionare, auf die Herrnhuter in Grönland und Labrador, auf die englischen Händler, welche keine Reise, Mühe, Arbeit scheuten, um

[1]) Über letztere Schrift vgl. Allg. Miss.-Ztschr. 1891, 152 u. 495.

Gewinn zu erlangen. Selbst der verabscheuungswürdige Sklavenhandel gebe Zeugnis ab, wie man sich mühe und Völker schinde, um Geld zu erhalten. Wohl wären auch in der Heimat Heiden, leider! leider! aber sie hätten doch alle Gnadenmittel vor sich, welche sie verachteten. Hingegen besäßen die Heiden keine Bibel, oft keine Schreibschrift, keinen Prediger, kein gutes, geordnetes Staatswesen. Das Erbarmen, die allgemeine Menschenliebe, vor allem aber das Christentum müsse zur Mission treiben.

Der zweite Abschnitt bietet einen kurzen Rückblick über die bisherigen Unternehmungen der Heidenbekehrung, beginnt mit dem Pfingstfest, den Missionsreisen des Paulus, den Bekehrungen durch Petrus und andere Apostel, bespricht die Arbeit der Apostelschüler, die Mission des Mittelalters und die der folgenden Jahrhunderte. Hervorgehoben wird Elliot, David Brainerd, Ziegenbalg, das Missionsseminar des Waläus in Leyden, die Mission der Brüdergemeine und Wesleys erste Versuche in Westindien.

Der dritte Abschnitt giebt eine tabellarische Weltübersicht nach Ländern, deren Breite und Länge, Einwohner und Religion und zwar Europa auf 8, Asien auf 7, Afrika auf 2½, Amerika auf 6½ Seiten. Mag auch bald eine Zahl zu hoch, bald zu niedrig angesetzt sein,[1]) so bleibt doch diese Übersicht geradezu staunenswert, wenn man die Schwierigkeiten bedenkt, unter denen Carey arbeitete.

Der vierte Abschnitt bespricht die Ausführbarkeit des Vorschlages, mehr als bisher für die Heidenbekehrung zu thun und beantwortet die fünf Einwendungen und Hindernisse der Mission: die große Entfernung der Völker, ihre wilden Sitten, die Lebensgefahr, die Schwierigkeit des

[1]) Das Evang. Miss.-Mag. 1892, S. 137 erwähnt ebenfalls diese Enquiry des Carey und summiert: „nach ihm sind 420 Mill. Heiden, 130 Mill. Mohammedaner, 100 Mill. römische Katholiken, 44 Mill. Protestanten, 30 Mill. griechische Christen ꝛc. und 7 Mill. Juden, die Gesamtbevölkerung der Erde 731 Mill. — Heute schätzt man, fährt das Magazin fort, die Bevölkerung der Erde auf etwa 1433 Mill. Menschen und zwar auf: 835 Mill. Heiden, 175 Mill. Mohammedaner, 195 Mill. römische Katholiken, 135 Mill. Protestanten, 85 Mill. griechisch-katholische Christen und 8 Mill. Juden.“ — Nach anderer Schätzung z. B. Fournier de Flaix. Rom 1889: giebt es 230 Mill. Katholiken, 143 Mill. Protestanten, 98 Mill. Griechen, fast 5 Mill. andere Christen, 176½ Mill. Mohammedaner, 190 Mill. Brahmisten, fast 148 Mill. Buddhisten, 256 Mill. Ahnenkultus und Konfutseismus, 43 Mill. Taoismus, 14 Mill. Schintoismus, 117½ Mill. andere Heiden, im ganzen 1429½ Mill. Bewohner (Petermann, geogr. Mitt. 1891, Lit.-Ber. S. 191, Nr. 2183). Nach Wagner und Supan 1891 beträgt die Bevölkerung der Erde etwa 1480 Mill. Bewohner.

Lebensunterhaltes und die der fremden, unbekannten Sprachen. Aber Entfernungen werden auch fast überwunden; wir segeln, sagt Carey, durch die große Südsee und jene Bibelstelle Jes. 60, 9 scheint dieses Wagnis zu fordern. Barbarische Lebensweisen, wilde Sitten haben auch die Missionare der alten und mittelalterlichen Kirche nicht abgeschreckt, den Deutschen, Galliern, Britten das Evangelium zu bringen. Elliot und Brainerd wurden dadurch nicht vor den Indianern bange und solche Wildheit wird eben durch Gottes Wort gebändigt und durchs Evangelium gezähmt. — Lebensgefahr ist allerdings zu erwarten, aber das thut nichts. Paulus, Barnabas gaben ihr Leben dem Herrn und manche Gefahr erscheint anfangs größer, erweist sich aber später als unbedeutend, wie Elliot, Brainerd und die Brüdergemeinemissionare beweisen. — Auch die Schwierigkeit des Lebensunterhalts erscheint größer, als sie in Wirklichkeit ist. Ein christlicher Prediger ist eben Gottes Diener, muß als solcher auf vieles, auf manche Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens verzichten können.[1]) Nach dem Worte des Herrn sollen zwei zusammengehen, einer dem andern helfen; in manchen Gegenden muß der Missionar durch Ackerbau und Viehzucht buchstäblich den Unterhalt sich verdienen. — Der letzte Einwand, die Erlernung der fremden Sprachen, wird glänzend widerlegt. Sie müssen mit großer Geduld, mit Demut, Mut und Nachsicht gegen die Eingeborenen, wenn erforderlich, erst erforscht und dann gelernt werden. Zuerst der Dolmetscher, dann der Lehrer und Meister. „Die Missionare müssen sich sehr in acht nehmen, sich nicht gleich beleidigt zu fühlen, noch von sich zu hoch zu denken, so daß sie die armen Heiden verachten und dadurch Grund zum Mißtrauen und Vorwand geben, daß jene das Evangelium zurückweisen. Es muß jede Gelegenheit ergriffen werden, ihnen Gutes zu thun. Arbeitend, reisend bei Tag und Nacht müssen die Missionare dieselben unterrichten, mahnen, tadeln. Vor allen Dingen aber muß man für sie beten, daß der heilige Geist sich auf das Heidenvolk niederlasse.“ Und wie hat der spätere große Professor des Fort-William College in Kalkutta und Leiter des Übersetzungskollegiums in Sirampur diese Mahnung selbst in Thaten umgesetzt.

Der fünfte Abschnitt lautet: Eine Untersuchung über die allgemeine Verpflichtung der Christen hierzu und welche Mittel zur Förderung dieses

[1]) Dies ist bei Carey keine Redensart; nicht nur in England, wo er diesen Missionsaufruf abends nach der Arbeit schrieb und dann öfters hungrig zu Bett gehen mußte, sondern auch in den Sumpfniederungen Bengalens hat er diesen Heldenmut bewiesen.

Werkes anzuwenden seien. Hauptsächlich ist ein inbrünstiges und gemeinsames Gebet erforderlich; nicht mit Macht noch Gewalt, sondern mit seinem Geist wirkt der Herr und Bibelstellen wie Sach. 12, 10. 14; 3, 1—4 bleiben in Kraft. Deshalb betont Carey die monatlichen Gebetsversammlungen für die Ausbreitung des Gottesreiches und die Ausrottung des Sklavenhandels. Eine offene Thür ist vom Herrn gegeben. Wenn Handelsleute, Kauffahrer die größten Hindernisse zu überwinden wüßten, wenn sie um des Gewinnes willen fast vor nichts zurückschreckten, müßten dies die Christen um des Gottesreiches und seiner Ausbreitung willen noch viel weniger. Ernste Christen sollen zu einer Gesellschaft, einem Verein zusammentreten, mit einem Herzen für dies Werk und einem Geist voll kräftiger Überzeugung. Solche Gesellschaft müsse sich einen Ausschuß wählen, die passenden Missionare aussuchen, mit dem Notwendigsten ausrüsten und immer mit ihnen in Verbindung bleiben. Zunächst sollten die Baptisten zu solcher Missionsgesellschaft zusammentreten; aber dann nicht sie allein, sondern auch andere Christen müssen derartige Missionsvereine bilden. In Dörfern und Städten muß diese Reichssache Gottes bekannt gemacht werden; Pfennigsammlungen, Zeichnungen größerer wöchentlicher Beiträge seien einzurichten, Reiche und Arme müssen beisteuern und auf diese Weise wären die erforderlichen Mittel zu beschaffen. Mancher gebrauche nicht den westindischen Zucker, weil er auf die unrechtmäßigste Weise erworben werde; nun gut: das dadurch ersparte Geld, seien es sechs Penny, sei es ein Schilling die Woche, muß für die Heidenbekehrung geopfert werden. Unser Schatz ist im Himmel, wo der Rost ihn nicht frißt und die Diebe nicht danach graben und stehlen. Welchen Schatz, welche Ernte muß ein Charakter wie Paulus, Elliot, Brainerd und andere, welche dem Herrn sich willig hingaben, erwarten dürfen! Dies ist eine Freudenkrone, würdig des Kampfes, des Ringens! Sicherlich ists wert, mit all unserer Macht für diese Sache und das Königreich Christi zu kämpfen.

Diese Enquiry des William Carey steht vor uns wie ein gewaltiges Eingangsthor zur neuen Missionszeit, wie die Ouvertüre eines gewaltigen Tonkunstwerkes, wie das Programm einer weltbewegenden, geistigen Machtentfaltung. Eine Fülle jetzt geläufiger Missionsgedanken und gangbarer Methoden wird hier angeregt; wie eine Urkunde wichtigen Inhalts muß diese Schrift des Schuhflickers und Missionars W. Carey uns teuer, ja heilig sein. — Ich enthalte mich, trotzdem es verlockend erscheint, einzelnes näher zu beleuchten und eingehender zu besprechen. Wo das Leben eines Rufers im Streit und ein Missionsjahrhundert wie das neunzehnte diesen

Weckruf zur Missionsarbeit so köstlich bewahrheitet hat, kann man gern schweigen, den Mann selbst nur reden lassen, auf die erreichten Ziele seiner Arbeit hinweisen. In diesem Sinne lese man das Leben W. Careys z. B. in der Allg. Miss.-Ztschr. 1887, 97 f. oder Evang. Miss.-Mag. 1892, 129 f. oder seine älteren Lebensdarstellungen daselbst 1857 und Vormbaum: Evangelische Missionsgeschichte in Biographien IV, Heft 6 (1860). — Heute[1]) ist der dreihundertjährige Jahrestag des großen Pastoren und Schulmannes Johann Amos Comenius, dies Jahr ist das vierhundertjährige Jubelfest der Entdeckung der Neuen Welt; so ist 1892 auch ein Jubeljahr, ein Jahr der Erinnerung an einen Comenius der Mission, an einen Kolumbus im Reiche Gottes, an W. Carey, den Verfasser der gewaltigen Enquiry und den Bahnbrecher der gesamten neueren Mission.

Indische Reisefrüchte.

Von R. Grundemann.

IV.

An den Sekretär der Englischen Kirchenmission, Herrn William Gray M. A.[2])

Mörz, im März 1892.

Sehr geehrter, lieber Herr!

Sie waren so freundlich, mir eine allgemeine Empfehlung an die Agenten der Kirchenmission in Indien zu geben. Es thut mir sehr leid, daß ich bisher versäumt habe, Ihnen den herzlichsten Dank für Ihre Freundlichkeit auszudrücken. Als ich mich zur Reise rüstete, hatte ich mir vorgenommen, Ihnen vom Missionsfelde selber einen Brief zu schreiben. Dort aber war ich bald so überhäuft mit Beobachtungen und deren Aufzeichnung, daß ich die Notwendigkeit fühlte, alle meine Zeit nur darauf zu verwenden. Ich hoffe daher, Sie werden mich gütigst entschuldigen und auch diesen verspäteten Ausdruck meines tiefsten Dankes annehmen. Sie haben mir den Weg geöffnet und mir schätzenswerte Hilfe gewährt, gründlich mit dem Missionswerk auf jenem weiten Gebiete bekannt zu werden.

Ich freue mich von der Vortrefflichkeit dessen, was ich auf den Stationen Ihrer Gesellschaft gesehen habe, Zeugnis geben zu können.

---

[1]) Am 28. März.

[2]) Übersetzt aus dem Englischen. — Die numerierten Fußnoten sind dem Original nicht beigefügt.

Obgleich ich selbstverständlich meine Zeit meistens auf die deutschen Missionsfelder verwendet habe, konnte ich doch in Bombay, Sikandra, Sigra, Kalkatta, Madras und namentlich auf mehreren Stationen in Tinneweli Ihre Mission beobachten. Ich muß den Eifer treuer Arbeiter, wie ich sie an jedem der genannten Orte kennen lernte, höchlichst rühmen. Große christliche Versammlungen, die andächtig der Predigt des Evangeliums lauschen, gut gebildete eingeborene Gehilfen und Pastoren und erfolgreiche Schulen muß ich besonders hervorheben als Züge, die Ihrem Werke alle Ehre machen. Daß dasselbe in gesundem evangelischen Geiste getrieben wird, war mir sehr erfreulich, um so mehr, als ich in andern Missionen bemerken mußte, wie man großen Wert auf äußere Formen legt, die, wie ich glaube, den verderblichen Wegen der Romanisten gefährlich nahe kommen.[1]

Selbstverständlich finden sich in dem Missionswerke auch Hindernisse, welche immer die Gebete und die Energie der Christen in der Heimat anstacheln sollten und die besonders seitens der Missionsleiter viel Weisheit erfordern.

Ich darf nicht so anmaßend sein, Ihnen die schwachen Punkte darzulegen, welche im System und in der Praxis desselben sich finden, oder

[1]) Die Bemerkung bezieht sich auf die besonders durch die Ausbreitungsgesellschaft (Society for the Propagation of the Gospel) vertretene hochkirchliche Partei, während die Kirchenmission die evangelische Partei in der anglikanischen Kirche vertritt. Jene beansprucht die Mission κατ' ἐξοχήν zu sein und sieht alle andern Missionsarbeiten nur als Vorbereitungen an, deren Früchte ihr selbst zuzufallen bestimmt seien. — Unter den wenigen Missionaren der genannten Gesellschaft, die ich in Indien kennen lernte, sind einige treffliche von echtem Missionsgeist beseelte Männer mit klarem, nüchternen Blick und praktischem Geschick, denen ich alle Hochachtung zolle, zumal sie mich mit der größten persönlichen Liebenswürdigkeit aufgenommen haben. Im Hinblick auf diese wird es mir schwer, hier eine mißbilligende Bemerkung zu machen. Dieselbe gilt jedoch dem System, das in der evangelischen Mission große Verwirrung anrichten muß. Giebt es doch sehr hochkirchliche Geistliche in Indien, die als ziemlich weltförmige Lebemänner bekannt sind, andrerseits aber im „Romanisieren" Unglaubliches leisten. Ich selbst hörte eine Predigt am Totenfeste, in der, wenn ich mich recht erinnere, das Fegfeuer anerkannt und jedenfalls die Fürbitte für die Verstorbenen warm empfohlen wurde. Der Gottesdienst ist mit katholischen Ceremonien ausgestattet. Man hat Grund zu befürchten, daß Anrufung von Heiligen und deren Bilder in derartigen Kirchen starken Resten von Heidentum einen willkommenen Halt geben. Recht auffallend war es auf einer S. P. G.-Station, wie unsere freundlichen Wirte bei Tische sich ganz in katholischer Weise bekreuzten.

Dieser Richtung gegenüber weht im Gebiete der Kirchenmission durchweg eine gesunde, echt evangelische Luft.

Ihnen Ratschläge zu Veränderungen zu geben. Doch hoffe ich, Sie gestatten mir, einige dieser Punkte, welche dem Beobachter in hervorstechender Weise entgegentreten, hier anzudeuten.

Beim Hinblick auf die besonderen Arbeiten Ihrer Gesellschaft für die **Mohammedaner** kann ich nicht den Eindruck zurückhalten, daß denselben die Thüren zur Zeit noch fest verschlossen sind.[1])

---

[1]) Auch an dieser Stelle thut es mir herzlich leid, Dinge öffentlich sagen zu müssen, die einem lieben Gastfreunde, dem ich mich zum innigsten Danke verpflichtet fühle, nur schmerzlich sein können. — Die Berichte melden ja dann und wann die Bekehrung eines oder mehrerer Mohammedaner in Bombay. Von einer dort gesammelten Gemeinde aber bekommt man wenig oder gar nichts zu sehen. Die meisten, welche gewonnen werden, scheinen nicht aus der 160 000 Seelen starken, seßhaften, mohammedanischen Bevölkerung, sondern aus den verschiedensten Gegenden herzukommen. Die Sprache macht dabei jedenfalls große Schwierigkeit. Hindostani, Arabisch, Gudscherati und Persisch kommen dabei vorzugsweise in betracht. Solche vereinzelt gewonnene Fremdlinge zerstreuen sich bald wieder. Bei manchem wird der Rückfall zuvor offenbar. Aber auch betreffs der übrigen darf man wohl nicht so optimistisch denken, daß sie als eifrige Christen den Samen des Evangeliums in ihre Heimat tragen. Dergleichen kommt unter Gottes Walten in der Mission ja dann und wann vor, so wie ein Samenkorn, vom Winde fortgeführt, in weiter Ferne keimt. Aber hierauf kann man nicht eine Missionsmethode bauen. Eine Mission, welche auf die Eingeborenen nicht Einfluß gewinnen und Gemeinden aus der ansässigen Bevölkerung sammeln kann, steht eben noch vor verschlossener Thür.

Für die eingeborenen Mohammedaner wurde freilich durch Basarpredigten gearbeitet. Es war sogar ein eignes Predigtlokal für dieselbe vorhanden, das jedoch später, wenn ich nicht irre, aufgegeben wurde.

Thatsache ist, daß der Missionar (wie auch der Jahresbericht konstatiert) hauptsächlich mit literarischen Arbeiten beschäftigt war, d. h. er übersetzte ein apologetisches Werk von Grau ins Englische — eine Arbeit, die, wie der Bruder wohl selbst fühlte, eigentlich viel einfacher und ebensogut in Europa gemacht werden könnte und mit seinem Beruf als Missionar unter indischen Mohammedanern doch nur sehr leise Berührung haben kann.

Die einzige Arbeit unter Mohammedanern, die ich als anscheinend hoffnungsvoll in Bombay kennen lernte, war eine Mädchenschule, in der Kinder — wenn ich nicht irre, meist von moslemisierten Hindus — unterrichtet wurden. Die Lehrer und Lehrerinnen außer der Vorsteherin, der Frau des Missionars, waren zwar nicht Christen, aber es wurden doch biblische Geschichten und christliche Lieder gelernt und letztere ansprechend gesungen. Diese Schule, die einen recht günstigen Eindruck machte, gehört jedoch der Indian Female Normal School and Instruction Society und nicht der C. M. S. Man darf aber von solchem Schulunterricht nicht bald direkte Erfolge erwarten. Seit Jahrzehnten werden die Missions-Heidenschulen auch von vielen Mohammedanern besucht, die den Religionsunterricht mit in den Kauf nehmen, wie auch die Hindukinder. Nach dem Verlassen der Schule aber sind sie vielleicht noch mehr als die letzteren von den socialen Fesseln gebunden, die ein Aufwachsen der gepflanzten Keime, menschlich betrachtet, fast unmöglich machen.

Mit andern Zweigen der Mission steht es in dieser Beziehung ganz anders. Ja, es giebt in Indien Felder, die zur Ernte reif sind und unter dem Mangel an Arbeitern Schaden leiden. Wohl ist die Zahl Ihrer Arbeiter für indische Mohammedaner verhältnismäßig klein gegenüber der der Heidenmissionare. Dennoch konnte ich nicht umhin, zu denken, wie viel mehr Früchte sie würden sammeln können, wenn sie unter einer Bevölkerung arbeiteten, in der der Herr die Thüren für das Kommen seines Reiches bereits aufgethan hat.

Ich will gewiß nicht die Ansprüche, welche auch die Mohammedaner auf das Evangelium haben, abstreiten. Aber bekanntlich bestellt und sät der Landmann das eine Feld im Herbst, das andere im Frühling. Die indischen Mohammedaner scheinen mir bis jetzt noch einem für Mais bestimmten Felde in der Herbstzeit ähnlich. Zu der Zeit darf man die Kerne nicht stecken, wenn sie nicht verloren sein sollen.

Ich bedaure ferner einen andern Punkt, der einen bedenklichen **Stillstand** zeigt. Es giebt Christengemeinden, die bereits ziemlich lange bestehen, aber jetzt kaum noch zunehmen. Ich denke, es ist eine sehr ermutigende Thatsache, wenn uns die Statistik zeigt, wie im allgemeinen die Seelenzahl der eingeborenen Christen in einem bedeutend höheren Prozentsatz sich vermehrt als die übrige indische Bevölkerung. Die christlichen Eingeborenen sollten auch in jeder Hinsicht ihre Überlegenheit gegenüber den Heiden beweisen. Nun aber giebt es gewisse Gemeinden, die in betreff ihres Wachstums hinter der Bevölkerung überhaupt zurückstehen, und die ziemlich zum Stillstand gekommen sind. Es war allerdings nicht eine von Ihren Missionsstationen, auf der ich eine beträchtliche Abnahme der Gemeinde gegen früher vorfand, während auf einigen andern in den letzten zehn Jahren kein einziger Taufbewerber sich gemeldet hatte. Einige von Ihren Stationen jedoch, namentlich in Nordindien, schienen von einer ähnlichen Lage nicht fern zu sein. Leider habe ich es versäumt, mir genaue statistische Angaben über dieselben zu verschaffen. Die angedeuteten Zustände beweisen, daß sich an solchen Orten die Mission

Der Sonntagsgottesdienst in Verbindung mit jener C. M. Mohammedanermission war von den heidnischen Dienern des Missionars und ihren Familien besucht (ich weiß nicht, ob sonst einer in der kleinen Versammlung nicht zu denselben gehörte). Ein bekehrter Mohammedaner, der als Missionsgehilfe angestellt war, hielt die Predigt — aber mir wurde gesagt, daß sie nicht zu verstehen gewesen sei. Der Missionar selbst hielt dann eine Hindostani-Ansprache in der vom Volke völlig verstandenen Mundart, die er wie seine Frau vollkommen beherrscht. Die Leute hörten auch andächtig zu. Aber das Ganze machte doch eben mehr den Eindruck der Heidenpredigt, als der Mohammedanermission.

nicht in gesunder Entwicklung befindet. Ich wage nicht hier ein Mittel zur Heilung des Schadens anzugeben. Die Christen in der Heimat, sonderlich die Leiter der Mission, sollten auf solche Verhältnisse viel mehr ihre Aufmerksamkeit richten, als dies bisher geschieht. Eine genaue Untersuchung der Ursachen und eine ernstliche Prüfung einiger Punkte der Missionsmethode dürften irgend einen Weg zur Abstellung solcher Mängel des Werkes finden lassen.[1])

[1]) Leider ist die Missionsmethode in manchen Beziehungen noch recht wenig entwickelt. Hie und da stellt freilich die Macht der Thatsachen Fehler und Verkehrtheiten, die in den Anfängen der Mission vorgekommen sind, in ein grelles Licht, und man muß sich wohl oder übel dazu verstehen, andere Wege als bisher einzuschlagen. Die Mission ist eben nicht ein rein göttliches unfehlbares Werk, sondern sie hat ihre sehr schwache menschliche Seite, vermöge deren auch in dieses heilige Werk, selbst bei dem redlichsten Eifer der Arbeiter, allerlei Mißgriffe eindringen können. Für die Leser dieses Blattes bedarf es einer weiteren Begründung dieses Gedankens nicht. So fest und unveränderlich einerseits das Evangelium ist, welches die Mission den Heiden zu bringen hat, so wenig können die Formen, in denen dies geschieht, auf Unfehlbarkeit Anspruch machen.

Das wird von vielen Missionsfreunden übersehen. Oft ist es Pietät gegen die alten würdigen Gründer der Mission, von deren Wegen man nicht abweichen will. Oft werden die wirklichen Verhältnisse zu wenig beachtet und selbst nicht genügend verstanden. Eine rein theoretische Betrachtung der Mission versäumt oft oder lehnt es selbst ab, den Schwierigkeiten und Hindernissen der praktischen Ausführung in genügender Weise Rechnung zu tragen. So sind denn Erscheinungen in der Mission entstanden, die nicht nur ihre gesunde Entwicklung hemmen, sondern auch den Bestand ihrer bereits errungenen Erfolge gefährden. Es kann nur nachteilig sein, wenn solche Erscheinungen in der Heimat unbekannt und namentlich seitens der Leiter des Missionswerkes unbeachtet bleiben. Daher hielt ich mich verpflichtet, auf einige derselben aufmerksam zu machen.

In der Heimat freut man sich mit Recht über die fortschreitende Zahl der Heidenchristen. Oft aber täuscht man sich in diesem Stücke, indem man stillschweigend annimmt, daß die Fortschritte annähernd gleichmäßig über das ganze Land verbreitet seien.

Wir würden staunen, wenn uns dieselben innerhalb der letzten zehn Jahre etwa auf zehn Karten von Indien graphisch dargestellt würden. Auf einigen einzelnen Gebieten sehen wir großen Zuwachs. Andere Gemeinden zeigen wenigstens eine Vermehrung der Seelenzahl, die das natürliche Wachstum übersteigt, wenn auch die Übertritte aus den Heiden nur tropfenweis erfolgen. Dann aber kommt die Reihe der Gemeinden, die sich nahezu im Stillstande befinden oder gar schon im Rückgange, trotzdem in ihnen immer noch Missionsarbeit mit angestrengten europäischen und eingeborenen Kräften betrieben wird. Dem europäischen Missionsfreunde bleibt diese betrübende Erscheinung verhüllt durch die Fülle jener großartigen, mehr oder weniger territorial beschränkten Erfolge.

Es liegt mir fern, hiermit eine tadelnde Kritik des Missionsbetriebes in den betreffenden Gebieten zu geben. Tadeln ist leicht, aber besser machen sehr schwer.

An dritter Stelle habe ich ein Versprechen zu erfüllen, das ich einigen der **eingeborenen Pastoren in Tinneweli** gab. Ich habe diese freundlichen, braunen Männer lieb gewonnen. Die, welche ich näher kennen lernte, haben eine hübsche (fair) theologische Bildung und zeigen viel von wahrhaft christlicher Gesinnung. Sie sind willig, ihre Pflichten nach besten Kräften zu erfüllen. Sie leiden jedoch an einem Mangel an Energie, der ihre Arbeit beträchtlich schädigt, wie sie selber deutlich fühlen. Ich hatte mit zweien von ihnen eine lange Unterredung. Sie klagten mir sehr, daß sie in einer sehr verantwortungsvollen Lage wären, und doch nicht genügendes „Rückgrat“ hätten, um den Schwierigkeiten derselben begegnen zu können. Sie gedachten besserer Zeiten, als sie noch unter Leitung eines europäischen Missionars standen, und drückten in rührender Weise ihr Verlangen aus, aufs neue solchen Vorgesetzten zu erhalten. Sie baten mich, bei meiner Rückkehr den Vätern in London ihre demütige Bitte mitzuteilen, wieder mehr Missionare nach Tinneweli zu senden.

Natürlich waren sie bekannt mit der neuen Anordnung, die von Ihrem Deputierten Rev. J. Barton vorgeschlagen wurde und inzwischen vom Komittee angenommen worden ist. Sie fürchteten, daß ein europäischer Missionar, der über so viele (mindestens einige zwanzig) eingeborene Pastoren gesetzt würde, nicht imstande sein möchte, einem jeden von ihnen das Maß von Beistand und Leitung zuteil werden zu lassen, dessen sie bedürften. Daher sprachen sie mir die obige Bitte aus.

Ich verstehe Ihr Bestreben sehr wohl, jene eingeborenen Pastoren zu einem höheren Grade von Selbständigkeit zu fördern, ebenso wie Sie Sich bemühen, die heidenchristlichen Gemeinden zur finanziellen Unabhängigkeit

---

Es kann aber mit einem solchen Schaden nicht besser werden, wenn er nicht zunächst deutlich erkannt wird. Dazu sollen diese Zeilen mithelfen. Die Aufgabe der Missionsleitung wird es sein, die Gründe des Stillstandes auf Grund umfangreichen Materials zu untersuchen. Ich bin überzeugt, daß die Isolierung der Christen aus dem Volkszusammenhange als einer der wichtigsten dargethan werden wird. Auf Grund einer klareren Einsicht in die Verhältnisse wird man sodann anderweitige Versuche vornehmen können, durch die sich ein erfolgreicherer Weg ermitteln läßt. Wir sollten nicht davor zurückschrecken, wenn es sich herausstellt, daß langjährige Vorarbeiten für einen solchen die Bedingung bilden. Einige Zweige der Missionsarbeit scheinen mir diesen vorbereitenden Charakter zu haben, namentlich die ärztliche Mission und die Senanamission. Wendet man dieselben aber sofort an zur direkten Erzielung des höchsten Missionserfolges — der Gemeindesammlung, so wird sehr leicht den weiteren Erfolgen ein Riegel vorgeschoben. Auf alle Fälle liegen hier noch der Missionsmethode zahlreiche Aufgaben zur Lösung vor.

zu bringen. Mit diesem Ziel kann man nur herzlich übereinstimmen. Doch bin ich völlig überzeugt, daß es für jetzt noch nicht zu erreichen ist. Es sind betrübende Fälle von Schädigung der Mission durch die Schwachheiten von eingeborenen Gehilfen vorgekommen. Ich erinnere mich eines mir mitgeteilten Falles (vielleicht identisch mit dem C. M. Intelligencer 1891, S. 593, Z. 16 v. u. angedeuteten), der deutlich zeigt, wie auch die besten dieser Männer einer Stellung von höherer Verantwortlichkeit nicht gewachsen sind.

Eine ehrwürdige Dame, die mehr als ein halbes Jahrhundert lang mit der Tinneweli-Mission verknüpft ist, drückte mir ihre tiefe Betrübnis aus über die Zurückziehung der Missionare von jenem gesegneten Felde. Sie ist jetzt in ihrem Kreise mit ihrer Autorität noch ein Ersatz für den fehlenden Missionar. Wenn sie aber heimgeht, so scheint dort die Sache des Evangeliums recht bedroht. An dem Mangel genügender europäischen Kräfte zur Leitung der eingeborenen Prediger und Gehilfen ist die Nigermission zu Schaden gekommen. In Tinneweli liegt die Sache nicht ganz so schlimm, aber doch auch so, daß die warnende Parallele alle Beachtung verdient.

Die Pastoren selbst sowie die geförderteren Gemeindeglieder fühlen die Gefahr. Jener Christ von Parappedu (C. M. Report 1890, S. 163 f.) hatte, wie mir scheint, ganz recht mit seinem Verlangen nach mehr europäischen Missionaren in den Distrikten. Seine Hinweisung auf Adam und Eva in der Antwort auf Herrn Bartons Einwand, daß die eingeborenen Christen nicht immer Kinder sein sollten, die auf die Muttermilch angewiesen seien, war freilich recht verkehrt. Ich meine jedoch, er fand nur nicht den rechten Ausdruck für ein Stückchen echter Weisheit, nämlich, daß Kinder, wenn schon entwöhnt, noch nicht ihre Nahrung selbst wählen und nehmen können, sondern von ihren Müttern gefüttert werden müssen, viel länger, als sie mit ihrer Milch ernährt wurden.

Es ist beklagenswert, daß infolge einer irrigen Missionsmethode in Tinneweli die Säuglingszeit der Gemeinden viel zu lange ausgedehnt wurde. Aber jetzt, nachdem sie in einigen Fällen fast ein Jahrhundert auf die Muttermilch angewiesen waren, können sie unmöglich in wenigen Jahrzehnten zur vollen Unabhängigkeit gebracht werden. Mag auch eine strenge Erziehung zur finanziellen Selbständigkeit angewendet werden durch fortschreitende Zurückziehung von Beiträgen der Missionsgesellschaft;[1]) doch

[1]) Bei diesem Plane giebt es freilich einige ernste Schwierigkeiten. Große Kirchen in europäischem Stil erfordern behufs ihrer Reparaturen Fonds, die weit über die Mittel der armen Schânârchristen hinausgehen. Wenn man sie in früheren

der Mangel an europäischen Missionaren macht diese jungen Gemeinden ebenso hilflos, wie kleine Kinder, die von ihrer Mutter verlassen sind. Ich kann nur tiefes Mitleid mit ihnen haben.

Ich freue mich, aus dem letzten Jahresberichte zu ersehen, daß die erwähnten Anordnungen zunächst nur versuchsweise angenommen sind, und hoffe, daß die Bitte der Tinneweli-Christen um mehr Missionare in nicht zu ferner Zeit von den Leitern der C. M. S. erhört werden wird.[1])

Zeiten zur Bestreitung ihrer kirchlichen Kosten angeleitet hätte, so würden sie nie solche teuren europäischen Gebäude hergestellt haben, die nicht einmal weder den klimatischen Verhältnissen, noch dem architektonischen Ideal der Eingeborenen zu entsprechen scheinen. Vielleicht werden noch Zeiten kommen, in denen diese europäischen Kirchen in Ruinen liegen und die christlichen Gemeinden in einfachen in einem indisch-christlichen Stil errichteten Kirchen ihre Gottesdienste halten.

[1]) Tinneweli mit seinen 100 000 evangelischen Christen, von denen mehr als 54 000 der englischen Kirchenmission angehören, ist bekanntlich eines der erfolgreichsten Missionsfelder gewesen, das für uns immer ein besonderes Interesse behalten wird, da einst deutsche Männer (Schwartz, Rhenius) dort die christliche Kirche pflanzten. Staunenswert geradezu wirken die christlichen Dörfer, die mitten in der roten Sandwüste, wo die fahlblättrige Palmyrapalme auf weite Strecken die einzige Vegetation bildet, entstanden sind, überragt von den stattlichen Türmen europäischer Kirchen. Solche Dörfer, deren mehrere gegen oder über tausend Seelen zählen, sind meist frühere Hauptstationen, auf denen die Missionare ihren Sitz hatten, nebst den verschiedenen Schulen. Um diese Mittelpunkte waren je eine Anzahl kleinerer Filialdörfer entstanden. Vor fünfundzwanzig Jahren gab es in Tinneweli zehn solche Hauptstationen mit ebensoviel europäischen Missionaren. Auf den Außendörfern waren eingeborene Prediger oder Pastoren angestellt. Der ganze kirchliche Apparat aber wurde im großen und ganzen mit fremdem Gelde unterhalten. Je größer die Zahl der Christen wurde, desto größer wurden auch die Summen, welche die Missionskasse auf dies Feld verwenden mußte. Dazu war es nicht abzusehen, wie unter diesem System die christliche Kirche jener Landschaft jemals hätte selbständig werden können. Hier war in alter Zeit gefehlt. Die Mission hatte für die jungen Christen gesorgt, ohne sie daran zu gewöhnen, selbst für ihre kirchlichen Bedürfnisse etwas zu thun.

Daß es so nicht weiter gehen konnte, war klar. Der treffliche Sekretär der C. M. S., Henry Venn, war es, der 1861 den Plan zur Abhilfe entwarf. Sehr richtig sollte alsbald mit der Gewöhnung zur finanziellen Selbständigkeit begonnen werden, indem die Gesellschaft fortgehend ihre Leistungen verminderte und von den Christen fortgehend wachsende Beiträge namentlich zur Besoldung ihrer Pastoren verlangte. Freilich fungierte der neue Apparat nicht so, wie man erwartet hatte. Die Schânâr, aus welchen mit geringen Ausnahmen jene Gemeinden bestehen, sind arme Palmbauern, und wenn sie zunächst nur sehr wenig geben konnten, so waren sie auch bei fortschreitendem (verhältnismäßigen) Wohlstande, dessen sich nun manche von ihnen erfreuen, nicht aufgelegt zu den Beiträgen, die ihnen und ihren Vätern fremd gewesen waren. Die beabsichtigte Gewöhnung ging bei weitem langsamer, als man erwartet hatte. Die Mission ist nun einmal eine langsame Geduldsarbeit.

Schließlich kann ich nicht umhin, in Verbindung mit der Tinneweli-Mission einen Punkt zu erwähnen, der, wenn er in der Heimat hinreichend bekannt wäre, die Herzen vieler Missionsfreunde mit Betrübnis erfüllen würde. Ich meine die **Überreste der Kaste** in den *heidenchristlichen Gemeinden*. Wenn man die Missionsblätter liest, so

---

Neben der finanziellen wollte man aber *auch* die sozusagen „amtliche" Selbständigkeit herbeiführen. Die europäischen Missionare sollten zurückgezogen und das geistliche Amt eingeborenen Pastoren übertragen werden. Diese Änderung hätte noch viel allmählicher gehen sollen als jene andere. Aber die menschlichen Wünsche drängen in der Mission oft weit schneller vorwärts, als die uns zu langsam scheinenden wirklichen Fortschritte. Missionsfreunde sind nicht selten wie Kinder, die das langsame Aufblühen einer Blume nicht erwarten können und mit künstlicher Nachhilfe die Blüte wohl gar verkümmern. Der an sich treffliche Plan hätte vielleicht sehr segensreich gewirkt, wenn er im Laufe von drei bis vier Jahrzehnten zur Ausführung gebracht wäre. Anstatt dessen wurden die zehn Missionare von 1869—1875 auf fünf reduziert, zwei Jahre später auf zwei, die, hauptsächlich mit Schularbeit beschäftigt, mit der Gemeindepflege und der Leitung der inzwischen vermehrten Pastoren nichts mehr zu thun hatten. Letztere (gegen vierzig) wurden direkt unter die Leitung des in Palamkotta wohnenden zum Bischof geweihten Missionar *Sargent* gestellt. Bei der weiten Entfernung von jenen andern Stationen war der alternde Mann nicht imstande, die immer wachsende Zahl der Pastoren genügend zu leiten. Vor seinem Ende (1889) war dieselbe auf 65 gestiegen — aber die Zustände waren auch bereits dermaßen gefährdet, daß vom Komittee ein Specialkommissar hinausgesandt wurde, der bald nach dem inzwischen erfolgten Hinscheiden des Bischofs eintraf. Der letztere war ein vortrefflicher Mann, der im Laufe von 48 Jahren mit hingebungsvoller Arbeit in der Tinneweli-Mission viel geleistet hat. Aber in diesem Stücke scheint es ihm doch an dem klaren Blick gefehlt zu haben, sonst hätte er nicht so lange eine Arbeit fortführen können, der ein einzelner Mann überhaupt nicht im entferntesten gewachsen war. In andern Missionen (z. B. wenn ich mich recht erinnere bei den Kols) haben die eingeborenen Pastoren wöchentliche Besprechungen mit dem Missionar, dessen Leitung sie unterstellt sind. Dort in Tinneweli waren sie nahezu ganz sich selbst überlassen. Ich will auf die dadurch hervorgerufenen Übelstände nicht im einzelnen eingehen. Aber es sind nicht einzelne Fälle, sondern weitverbreitete Schäden, von denen ich nur die völlige Unfähigkeit zur Verwaltung größerer Geldsummen andeute.

Es war hohe Zeit, den durch verfrühte amtliche Verselbständigung herbeigeführten Schaden möglichst wieder gut zu machen. Der Specialkommissar hat nun eine Reorganisation vorgeschlagen, die das ganze Feld in vier Bezirke teilt, die künftig je unter Leitung eines Missionars stehen sollen. Jeder derselben soll zwei bis sechs kleinere Kirchenkreise unter sich haben, deren Organisation uns hier zu weit führen würde.

Bedenken wir aber, daß auch bei dieser Ordnung auf einen Missionar noch 23 eingeborene Pastoren, 40 Katechisten, 98 Schullehrer und Gemeinden mit 18400 Seelen kommen, so müssen wir befürchten, daß auf diese Weise dem Schaden nicht genügend abgeholfen wird. Ein Mann, der außerdem noch missionierend unter der

bekommt man den Eindruck, daß jenes ungeheure Übel Indiens von der evangelischen Mission (mit alleiniger Ausnahme der Leipziger) völlig überwunden werde. Eine nur oberflächliche Betrachtung an Ort und Stelle könnte diesen Eindruck bestätigen. Eine tiefere Nachforschung aber enthüllt bald ein gut Teil von Kastenleben, das auch in den christlichen Gemeinden sich noch vorfindet.

Ich besuchte eine blühende Gemeinschaft mit einer großen schönen Kirche. In der Nähe ist eine kleine Gemeinde von Pareierchristen. Den letzteren würde man den Besuch jener Kirche nicht gestatten. Sie haben ihre eigene kleine Lehmkapelle. Obgleich ein paar eingeborene Pastoren behaupteten: „Schânâr und Pareier kommen frei in den Kirchen zusammen" — sagte mir ein sehr glaubhafter europäischer Zeuge: „Unsere Schânârchristen würden es nicht gern sehen, wenn die Pareier in ihre Kirche kämen." Ebenso: „Sie würden in einem Pareierdorfe keine Speise annehmen." (Ein Heide von hoher Kaste war nämlich damals in dem Christendorfe in großer Verlegenheit, da sein Koch ihm zu folgen verhindert war). Als ich darauf bemerkte, wir meinten, daß die Kaste unter den eingeborenen Christen völlig abgeschafft sei, erhielt ich die Antwort: „Wir sprechen und schreiben nicht gern darüber; die Leute daheim würden uns nicht verstehen." Ganz dieselben Worte hörte ich ein andermal von einem andern europäischen Missionar.

In dem erwähnten Dorfe sind neben tausend Schânârchristen nur zwei Heiden: der Wäscher und der Barbier. Diese werden wahrscheinlich nie übertreten, noch würde auch irgend einer von jenen tausend eines der genannten Geschäfte übernehmen wollen.

Alle diese Thatsachen kommen einem, der die Mission selbst sorgfältig aus den Jahresberichten und den Missionsblättern der C. M. S. studiert hat, sehr fremdartig vor. Ich meine, die heimatliche Missionsgemeinde ist berechtigt, eine volle Darstellung der wirklichen Verhältnisse des Missionswerkes zu beanspruchen. Wir können das Reich Christi, der ein König der Wahrheit ist, nicht fördern durch Zurückhaltung und Verhüllung von Thatsachen.

Ich habe die Veröffentlichungen der C. M. S. immer sehr hoch geschätzt, besonders den Intelligencer, den ich bei weitem für das beste englische

---

heidnischen Bevölkerung wirken soll, kann unmöglich allen jenen eingeborenen Gehilfen genügend mit Rat, Mahnung, Warnung und Weisung beistehen, auch selbst wenn er mit den einzelnen Gemeinden (was aber in manchen Fällen doch sehr nötig wäre) nichts zu thun hätte. Die Pastoren selber fühlen dies. Daher die dringenden Bitten, die ich in Obigem meinem Versprechen gemäß ausgerichtet habe.

Missionsblatt halte. Jetzt bin ich überrascht, daß weder im Intelligencer noch im Jahresbericht irgend etwas angedeutet ist von dem schweren Ausbruch des Kastengefühls, welcher zu Palamkotta während Rev. J. Bartons Visitation vorkam und zu einer Secession der Sudrachristen führte, die noch nicht beseitigt war, als ich jenen Ort besuchte.

Selbstverständlich kann man nicht erwarten, daß daheim über jedes anstößige Vorkommnis, das hier und da auf dem Missionsfelde sich ereignet, berichtet werden sollte. Aber jener Vorgang in Palamkotta enthüllte einen tiefgewurzelten und weitverbreiteten Schaden in der heidenchristlichen Gemeinde, von dem die Freunde in der Heimat keine Vorstellung haben. Ich muß gestehen, daß ich als ein Augenzeuge die Mission in diesem Stücke anders fand, als sie in den Missionsblättern dargestellt wird.

Ich bin keineswegs entmutigt. Unsere Erwartungen bezüglich der Ergebnisse der Missionsarbeit waren oftmals fast unverständig. Die frühsten christlichen Gemeinden in England sowohl wie in Deutschland hatten auch ihre Schäden, und wenn wir sie mit den heutigen Tinneweli-christen vergleichen, so stehen sie hinter den letzteren in manchen Beziehungen weit zurück. Das Evangelium ist und bleibt das große Heilmittel aller Schäden und Fehler der sichtbaren Kirche; doch es wirkt langsam und allmählich. Die Christen in der Heimat sollten geduldig warten auf eine immer völligere Entfaltung seiner Kraft in den Missionskirchen und sich nicht täuschen mit irrtümlichen Vorstellungen, welche mit den wirklichen Zuständen der Mission nicht übereinstimmen. Ich muß es für einen beträchtlichen Mangel halten, wenn die Missionsberichte namentlich in diesem Stücke den Freunden und Unterstützern der Mission nicht die volle Wahrheit mitteilen.[1])

---

[1]) In bezug auf die Kaste will ich hier nicht ausführliche Mitteilungen beifügen, zumal erst kürzlich der vortreffliche Aufsatz von Stosch über diesen Gegenstand in dieser Zeitschrift veröffentlicht ist. Hier genüge es, den angedeuteten Fall in Palamkotta etwas weiter auszuführen. Der Visitator hatte eine neue kirchliche Vertretung einzuführen, einen von den Mitgliedern gewählten Gemeindekirchenrat. Die Einführung dieser neuen Ordnung hatte gar keine Schwierigkeit in den Gemeinden, welche ganz oder nur mit wenigen Ausnahmen aus Schânâr bestehen. Anders in Palamkotta, wo ein erheblicherer Bruchteil der Gemeinde der Sudrakaste entstammt. Ich habe die Zahlen nicht behalten; aber das Übergewicht der Schânâr über die Sudra in dem neuen Kirchenrat war so weit überwiegend, daß die völlige Überstimmung der letzteren bei jeder Beschlußfassung unvermeidlich blieb. Hierdurch wurde eine nicht geringe Aufregung unter der Sudraabteilung der Christengemeinde hervorgerufen und gegen die neue Ordnung Protest erhoben.

Daheim hatte man, wie es scheint, überhaupt keine Ahnung davon, daß solche

Entschuldigen Sie, verehrter Herr, daß ich so offen meine Eindrücke dargelegt habe. Als ein Augenzeuge glaube ich diese bedeutungsvollen Züge der Mission in Indien, wie ich sie aus persönlicher Erfahrung kennen lernte, nicht verschweigen zu dürfen.

Möge Gott Sie und die übrigen Leiter der Kirchenmission segnen. Möge er das große edle Werk fördern, das durch ihre Vermittlung in allen Teilen der Welt getrieben wird, um alle Heidenvölker zu Jüngern unseres himmlischen Meisters Jesus Christus zu machen!

Die neue Missionsunternehmung der Brüdergemeine auf der Halbinsel York in Nord-Queensland.

Von C. Buchner, Missionsdirektor.

Während die seitens der Brüdergemeine in Angriff genommene neue Arbeit in Deutsch-Ostafrika allseitig Teilnahme und Beachtung gefunden hat, ist eine andere, ebenfalls neue Unternehmung derselben, die fast gleichzeitig mit jener begonnen worden ist, nahezu unbeachtet geblieben. Es ist dies die neubegonnene Mission auf der Halbinsel York in Nord-Queensland (Australien). Einige besondere und beachtenswerte Umstände rechtfertigen es wohl, wenn wir dieser Mission heute mit einigen Worten gedenken.

Es ist ja bekannt, daß die Brüdergemeine schon seit fast fünfzig Jahren in Australien und zwar in Viktoria Missionsarbeit treibt. Bekannt ist

---

verschiedenen Elemente in mancher Beziehung noch unverschmolzen in der Gemeinde vorhanden seien. Noch deutlicher aber trat dies beim öffentlichen Gottesdienst hervor, wo die Schânâr und die Sudra an getrennten Stellen ihre Sitze hatten. So etwas hätte nach der Auffassung der englischen Missionsfreunde doch höchstens bei den Leipzigern vorkommen können. Hier hatte man den Kastenunterschied in einer Gemeinde der C. M. S. vor Augen. Rev. J. Barton rügte diesen Übelstand in einer Predigt mit scharfen Worten und verkündigte sogleich, daß fortan die Christen in der Kirche in gemischter Gemeinschaft sitzen müßten. Der Erfolg war der, daß sich alle anwesenden Sudrachristen erhoben und in ostentativer Weise die Kirche verließen. Sie konstituierten sich zu einer besondern Gemeinde und fingen an, in einem eigenen Lokal ihre Gottesdienste zu halten. Es ist bezeichnend, daß sie sich an den Kirchenrat zu Trankebar wandten mit der Bitte um Aufnahme in den Verband der Leipziger Mission. Diese Eingabe wurde in anerkennenswerter Weise überhaupt nicht beantwortet.

Es wäre verfehlt, wollte man dies Vorkommnis als eine vereinzelte Skandalgeschichte auffassen. Es enthüllt vielmehr eine in der Heimat ungeahnte Macht der Kaste, wie sie in jenen Tinneweli-Gemeinden noch vorhanden ist, und zwar nicht bloß da, wo es Sudra-Christen giebt, sondern ebenso auch da, wo Schânâr- und Pareier-Christen einander berühren.

aber auch, daß dieselbe ihrem Ende entgegengeht, weil die dortigen Papuas in raschem Aussterben begriffen sind. Im Blick auf diese traurige Thatsache regte sich schon länger bei den Missionsfreunden in Australien der Wunsch, höher im Norden unter den dort noch zahlreichen Wilden eine neue Missionsarbeit beginnen zu können. Die vereinigten presbyterianischen Kirchen Australiens richteten durch ihre Vertreter im Jahre 1886 an das Missions-Departement der Brüdergemeine die Bitte, ihnen zu diesem Werke die Missionare zu stellen, während sie sich anheischig machten, die nötigen Geldmittel aufzubringen. Obwohl die Brüdergemeine sich bereit erklärte, dieser Bitte zu entsprechen, so zerschlug sich doch der Plan daran, daß es sich, zunächst wenigstens, als unmöglich erwies, die sehr bedeutenden Geldmittel aufzubringen. Doch ließ der von unseren presbyterianischen Brüdern einmal erfaßte Gedanke sie nicht ruhen, und nach Überwindung mancher Schwierigkeiten erneuten sie im Dezember des Jahres 1890 ihre obenerwähnte Bitte.

Es ist also diese Mission nicht eine solche, die aus völlig freier Initiative seitens der Brüdergemeine begonnen ist und von derselben ganz allein getragen wird, sondern die eigentlichen Unternehmer sind: „die vereinigten presbyterianischen Kirchen in Australien.“ Die Brüdergemeine übernimmt die allgemeine Leitung der Arbeit, stellt die nötigen Missionare, übernimmt die einstige Pensionierung derselben sowie die Kosten für die Erziehung ihrer Kinder, während der Gehalt und die laufenden Ausgaben von den Presbyterianern getragen werden. Es sei aber ausdrücklich hervorgehoben, daß auch die lutherische Kirche in Australien sich mit herzlicher Teilnahme nicht nur, sondern auch mit Gaben an diesem Werke beteiligt. So trägt diese Mission von vornherein einen „ökumenischen“ Charakter, wie kaum sonst eine; ein Charakter, der jedenfalls den Anschauungen und Überlieferungen der Brüdergemeine ganz entspricht.

Bemerkenswert ist der Zeitpunkt, in welchem die Aufforderung zur Beteiligung an dieser Mission unserer Gemeine zuging, und das Eingreifen einer höheren Hand ist hierbei unverkennbar. Im Jahre 1890 galt es für die Brüdergemeine, die Entscheidung zu treffen, ob sie Hand an eine weitausschauende Arbeit in Deutsch-Ost-Afrika zu legen sich von Gott berufen fühle oder nicht. Es mußte ernstlich die Frage erwogen werden, ob sie bei der ohnedies großen Ausdehnung ihrer Arbeit Kräfte genug habe, noch ein solches Werk zu beginnen. Dabei glaubte man jene australische Arbeit jedenfalls nicht in nächster Zeit in Angriff nehmen zu müssen. Im September fiel die Entscheidung in betreff Deutsch-Ost-Afrikas, und schon im Dezember, ehe wir noch ans Werk gegangen,

hielten wir diese Aufforderung zu abermaliger neuer Arbeit in den Händen! Entziehen durften wir uns ihr nicht, denn die presbyterianischen Brüder hatten unser Versprechen vom Jahre 1886. Ich zweifle sehr, ob wir den Mut gehabt hätten, in Deutsch-Ost-Afrika ohne weiteres zu beginnen, wäre jene Aufforderung vorher gekommen. So glaubten wir — und glauben es noch heute — des Herrn Hand in diesen Umständen erkennen zu müssen und sind auch getrost zu gleicher Zeit an beide neue Aufgaben herangetreten im Sinne des Verses von Zinzendorf: Was er uns befiehlet, das sind lauter Sachen — die man gerne wollte machen, — und die man — machen **kann**!

Der weitere Verlauf in dieser Sache bietet noch einige beachtenswerte Momente. — Es waren bald zwei Brüder gefunden, die für die vorliegende Arbeit geeignet schienen. Beide waren auch willig, dieselbe in Gottes Namen zu beginnen. Der eine war bereits verheiratet und Prediger einer selbständigen Gemeine in England, der andere, ein Schüler der Missionsschule, war früher Landwirt gewesen. Es war von Wichtigkeit, gerade einen englisch redenden Bruder und einen solchen, der in der Landwirtschaft zuhause war, zu gewinnen. Infolge eines Mißverständnisses fand die Aussendung dieser Brüder früher statt als unsre australischen Freunde erwartet hatten, doch konnte die Zeit bis zum Beginn der wirklichen Arbeit gut zu Missionsvorträgen benutzt werden, die sich als sehr erfolgreich erwiesen. Unsere Brüder mußten sich aber noch eine Weile gedulden, bis sie an den Ort ihrer neuen Arbeit gelangten. — Dies war darin begründet, daß unsere lieben australischen Freunde sich noch nicht ganz klar darüber geworden waren, wo sie mit der neuen Arbeit einsetzen sollten. Ihr Augenmerk hatten sie zunächst auf die Gegend von Cooktown an der Ostküste der Halbinsel York gerichtet, wo bei Kap Bedford und am Bloomfield River (Wodall Wodall) kleine lutherische Missionsniederlassungen schon bestehen. Wir und unsere ausgesonderten Brüder hatten keinen anderen Gedanken, als daß dort das Feld ihrer Thätigkeit sein werde. Unterdessen war aber ein ganz neuer Plan aufgetaucht, der auf den ersten Anblick etwas Überraschendes hat.

An der Nordspitze der Halbinsel York liegt eine Gruppe von Inseln, auf deren einer — Thursday Island — der Gouverneur Douglas seinen Sitz hat. Dieser, ein ernster Christ, interessierte sich lebhaft für die neue Missionsunternehmung und trat auf Grund seiner Erfahrungen und Kenntnis der Verhältnisse mit dem Vorschlag hervor, daß man die Arbeit nicht an der Ost-, sondern an der Westküste der Halbinsel York beginne. Die Ostküste ist fruchtbar und wasserreich, die Westküste sandig und

wasserarm. An der Ostküste hätten sich die Missionare in der Nähe der civilisierten, von Weißen bewohnten Gegend befunden, sie hätten ihre Arbeit an solchen Eingeborenen beginnen können, die schon, weil mit den Weißen in Berührung gekommen, etwas Englisch — können; die Beschaffung ihres Lebensunterhaltes wäre nicht mit großen Schwierigkeiten verbunden gewesen. An der Westküste dagegen sind keine festen Niederlassungen der Weißen, die Papuas sind noch völlige Wilde (Kannibalen), die Verproviantierung ist mit großen Schwierigkeiten verknüpft. Wenn nun die von den Presbyterianern auf Mr. Douglas Betrieb ausgesendete Untersuchungskommission sich trotzdem für Cullen Point an der Westküste — an der Mündung des Bataviaflusses gelegen — als Ort der Niederlassung entschied, zunächst zu unserer und unserer Missionare Verwunderung, so muß sie doch guten Grund dazu gehabt haben. Und welchen wohl?

Die australische Kolonisations- und Missionsgeschichte zeigt leider auf das deutlichste, daß überall da, wo die Papuas mit der europäischen, irreligiösen oder religiös indifferenten sogenannten Kultur in Berührung kommen, dies arme Geschlecht dem Untergang geweiht ist. Die Ursachen dieser Erscheinung sind nicht schwer zu erkennen. Ein so herabgekommenes, durch Laster und Krankheit entnervtes Volk nimmt aus der sog. Kultur nur die zersetzenden, niemals die belebenden Elemente auf und beschleunigt dadurch seinen Untergang. Helfen kann diesem Volk nur die Kraft Gottes im Evangelium. Bringt man dieses aber denjenigen Papuas, die schon durch Berührung mit der europäischen Kultur verderbt sind, so erweist es sich wohl als Kraft Gottes an einzelnen, aber den Prozeß des Unterganges des Volkes kann es nicht abwenden. Das lehrt zur Genüge die Geschichte der Mission in Viktoria. — Wollte man nun in der Nähe von Cooktown unter den Papuas, die schon vielfach mit den Weißen in Berührung gekommen, eine Mission beginnen, so war unschwer vorauszusehen, daß sie ein ähnliches Schicksal haben werde, wie diejenige in Viktoria. Sollte es nun nicht wenigstens eines Versuches wert sein, zu erproben, ob nicht vielleicht sich ein anderes Resultat erreichen lasse, wenn man das Evangelium ihnen bringt, ehe die europäische Kultur sie erreicht? Ist der Gedanke nicht wenigstens denkbar, daß die Papuas, wenn sie zuerst die Segnungen des Evangeliums empfangen, dadurch vielleicht gestählt werden gegen die verderblichen Einflüsse der sogenannten Kultur? Jedenfalls eines Versuches ist dieser Gedanke wohl wert. Ob er gelingt? Wir wissen es nicht, aber jedenfalls freuen wir uns dieses Versuches. Dieser wird aber gemacht eben durch die Wahl der Westküste als Missionsgebiet, weil da noch jungfräulicher Boden ist. Man hätte ja einen solchen

Versuch auch machen können, indem man von der Ostküste aus nach Westen zu so weit in das Innere eindränge, daß man sich außerhalb der Grenze des europäischen Einflusses befände. Aber die Zeit dürfte nur kurz sein, bis die nach Osten dringenden Ansiedler jenes Innere erreicht hätten. Der Versuch von Batavia bietet, menschlich gesprochen, größere Wahrscheinlichkeit des Gelingens.

Die begonnene Arbeit ist freilich eine weitausschauende. Wie viele Papuas im Innern von Queensland noch wohnen, kann mit Bestimmtheit nicht angegeben werden. Mancher zählt sie nach zehntausenden, mancher meint, es seien weit über hunderttausend. Jedenfalls wird eine Station viel zu wenig sein. Ehe die europäische Einwanderung auch diesen Teil des Landes überflutet, müßten eine Reihe von Stationen gegründet sein. Wird das möglich werden? Der Herr wird es versehen!

Mitte November erreichten unsere Brüder Cullen Point. Der Regierungsdampfer hatte sie von Thursday Island aus dahin gebracht. Ein kleineres Dampfschiff war mit den Teilen des in Brisbane gefertigten Hauses befrachtet. Wie eigentümlich und absonderlich hier der Anfang! So ganz anders als vor 160 Jahren in St. Thomas und vor 150 Jahren in Süd-Afrika! Ein Regierungsdampfer bringt die Missionare, und ein weißer Polizist mit drei schwarzen Polizeisoldaten, bis an die Zähne bewaffnet, geleiten sie in das Land! Wir verstehen die Gefühle eines unserer Missionare, der schreibt: „Ich weiß nicht, ob andere in ähnlicher Lage gewesen sind, aber ich muß bekennen, daß mich ein Gefühl tiefer Beschämung überkam, als wir in Gesellschaft einer mit Gewehren und Revolvern bewaffneten Eskorte landeten. Jedoch, wir waren nicht gefragt worden und konnten nicht widersprechen. Was würden aber die alten Brüder, die ehrwürdigen Bahnbrecher in der Missionsarbeit dazu gesagt haben! Missionare der Brüdergemeine unter dem Schutze der Polizei!“ Begründet aber war diese Vorsicht des edlen Gouverneurs, der diese militärische Begleitung ausdrücklich angeordnet hatte, dadurch, daß gewissenlose Perlfischer, die sich vorübergehend in jener Gegend aufgehalten hatten, junge Burschen und Mädchen mit Gewalt entführt hatten, die ersteren, um sie als Taucher zu benutzen, die letzteren zu unsittlichen Zwecken. Daß dadurch die Wilden zum wilden Haß gegen alle Weißen gereizt sein würden, durfte man mit Recht annehmen. Und wie sollen sie einen weißen Missionar von einem weißen Perlfischer unterscheiden? Dazu muß man mit dem den Papuas einwohnenden starken Mordtrieb rechnen. Sagte doch ein sehr gesitteter schwarzer Diener zu seinem Herrn, wie dieser unseren Missionaren selbst erzählte: „Herr, dulden Sie nie, daß

ich hinter Ihnen gehe, ich weiß nicht, ob ich der Versuchung Sie zu töten, widerstehen kann." Darum hielt Mr. Douglas diesen militärischen Schutz unserer Missionare für durchaus notwendig, wenigstens für so lange, bis die freundliche Absicht ihres Kommens den Schwarzen klar geworden sei. Nach den uns zugegangenen Nachrichten sollten die Polizisten im Januar oder Februar abziehen.

Unsere Brüder haben, nachdem sie das Haus fertig gestellt, sofort die Urbarmachung des Landes in Angriff genommen und werden dabei kräftig von den Eingeborenen unterstützt, mit denen sie schon recht freundliche Verbindungen angeknüpft haben. Für die nächste Zeit soll in je sechs Wochen der Regierungsdampfer ihnen Lebensmittel bringen und ihre Postsachen besorgen.

Nicht minder als unsere Brüder in Afrika bedürfen unsere australischen der Teilnahme und des Gebetes der heimischen Gemeine. Der Herr sei hüben und drüben wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben!

Die Missionsthätigkeit des hamburg-bremischen Erzbistums im Mittelalter.

Von Pastor Iken in Bremen.

2. Die Erneuerung der nordischen Mission.

Mit dem Niedergange der Mission in den Nordländern sank auch das hamburg-bremische Erzbistum völlig von seiner Bedeutung herab, zumal seine Thätigkeit unter den Ostbewohnern noch gar nicht einmal begonnen hatte. Dasselbe umfaßte in Deutschland nur ein Gebiet, welches sich an Größe und Inhalt mit manchem Bistum nicht zu messen vermochte, insbesondere aber hatte es unter sich keine Suffraganbischöfe, so daß seine Stellung, falls nicht solche hinzukamen, eine unmögliche wurde. An eine Besserung war bei der Schwäche von Staat und Kirche in den deutschen Landen um die Wende des neunten und zehnten Jahrhunderts nicht zu denken. Was wunder, wenn unser Erzbistum jetzt ein gar geringes Ansehen genoß und Köln die günstige Zeit benutzte, um seine Ansprüche auf Bremen zu erneuern? In der That trat Erzbischof Hermann von Köln damit jetzt wieder hervor und erreichte auch wirklich durch allerlei Maßnahmen seinen Willen beim Papste Formosus (892). Erzbischof Adalgar mußte sich als Bischof von Bremen wieder unter Köln stellen, und was hatte er sonst, da Hamburg verbrannt und sein hamburgisches Gebiet Nordalbingien in den Händen der Feinde war? Zwar

scheint dies unnatürliche Verhältnis im Anfang des zehnten Jahrhunderts durch Intervention der deutschen Könige ein stillschweigendes Ende gefunden zu haben, aber was konnte das Erzbistum sein, solange es seiner Bestimmung nicht zu genügen vermochte? Glücklicherweise sollte es dazu wieder kommen.

In unserm Vaterlande wurde nach langer Verwirrung und vieler Schwäche der Regierenden endlich wieder der Mann gefunden, welcher mit fester Hand die Zügel der Regierung erfassen, die auswärtigen Feinde besiegen und die Geschicke des deutschen Volkes in sichere Bahnen lenken konnte. Es war der Sachsenherzog Heinrich, dem 919 die Königskrone zufiel und der mit hoher Kraft und Weisheit seine Aufgabe zu erfüllen wußte. Wie mußte das unserm Erzbistum zu gute kommen! Schon der Umstand, daß der Schwerpunkt des Reiches von den Franken zu den Sachsen gelangt war, erschien für dasselbe bedeutungsvoll. Aber dazu kam noch weit mehr. Zu den Feinden, die Heinrichs Schwert besiegte, gehörten auch die Nordleute, die nicht allein stets wieder die Küsten bis tief ins Land hinein geplündert, sondern auch die Gebiete nordwärts der Elbe, in Gemeinschaft mit den Slaven, großenteils in Besitz genommen hatten. Bei Heinrichs kraftvollem Auftreten nahmen die Küstenplündereien bald ihr Ende, aber der Übermut der Dänen bedurfte noch einer besonderen Zurückweisung. 931 war der Kampf gegen den Dänenkönig Gorm hinn Gamli (den Alten) begonnen, aber noch nicht zum Austrag gekommen, 934 errang Heinrich einen völligen Sieg und stellte die alte Grenze mit der dänischen Mark an der Eider wieder her. Ja König Gorm, der bisherige Christenverfolger, mußte geloben, dem Christenglauben in seinem Lande wieder Zutritt und Schutz zu gewähren.[1])

Es war eine gute Fügung, daß sich damals auf dem hamburgischen Kirchenstuhle ein Mann befand, der die Zeit wohl zu nutzen wußte. Es war Erzbischof Unni (917—936), der kleine Mann mit hochfliegendem Geiste. Leider ist uns ein genauer Bericht über die Thaten dieses Mannes nicht erhalten geblieben. Wir wissen nur, daß er, sobald Dänemark wieder geöffnet war, sich aufmachte, um dort das Kreuz zu pre-

---

[1]) Der im vorigen Aufsatz bereits genannte Schriftsteller Adam von Bremen (11. Jahrhundert), dessen hamburg-bremisches Geschichtswerk unsere Hauptquelle bildet, nennt den König statt Gorm stets „Wurm“ (eigentlich „Hardecnuth Wrm“) und erklärt das als „grausiger Lindwurm“ (crudelissimus vermis), nämlich gegen die Christen. Von diesen Grausamkeiten gegen die christlichen Bekenner in seinem Reich berichten andere aus jenen Tagen Näheres, doch scheint viel Übertreibung mit unterzulaufen. Die damaligen Nordländer waren keine Religionsfanatiker.

digen. Wahrscheinlich brach er 935 auf, viele Begleiter schlossen sich ihm an.[1]) Das nächste Ziel war Jütland, wo er umherzog und überall anzuknüpfen suchte. Manches kam ihm dabei zu gute. Nicht allein stand der Christenbote jetzt unter starkem Schutz und niemand durfte sich an ihm vergreifen, sondern das Christentum hatte auch in der Stille weitergewirkt. Die Berührung mit den Christen hatte seit Ansgar und Rimbert bedeutend zugenommen; Krieg, Handel, Ländererwerb, Christensklaven hatten auf die Nordländer nicht wenig eingewirkt. Der Boden war weit mehr bereitet als vor hundert Jahren. Wir hören, daß Unni die Kirchen in Dänemark wieder hergestellt und mit Priestern versehen, daß er die Christensklaven getröstet, den Heiden gepredigt und manche bekehrt habe. Vom Festlande zog er dann, was seine Vorgänger noch nicht gethan, nach den dänischen Inseln, wohl Fünen und Seeland, und wirkte ebenso. Der Königssohn Harald Blaatand und dessen Mutter Thyra sollen ihm günstig gewesen sein, während der König selber zurückhaltender war. Aber noch weiter ging des Gottesboten Drang, auch Schweden, wo früher das Christentum bereits so hoffnungsvoll aufgeblüht, sollte besucht werden, obwohl dahin nicht mehr die Macht des deutschen Königs reichte. So setzte er nach Birka am Mälarsee über, wohin seit siebzig Jahren kein Christengesandter gekommen.[2]) Hier nahm ihn der König Ring (wahrscheinlich ein schwedischer Unterkönig) mit seinen Söhnen Erich und Emund freundlich auf und gestattete ihm die Wirksamkeit im Lande. Unni begann auch damit, und der Erfolg war ein guter. Da aber erkrankte er vielleicht infolge der hohen Anstrengungen und starb in Birka (17. September 936) zum großen Schmerz der Seinen und vieler neugewonnener Christen. Aber die Sache war mit ihm wieder in Fluß gekommen, die nordische Mission war aus dem Tode zum Leben erstanden.

Wäre nun freilich auf Unni ein unfähiger Nachfolger gekommen, so hätte bei den immerhin erst geringfügigen Anfängen die große Angelegenheit wieder ins Stocken geraten müssen. So wars ein hoher Gottessegen, daß auf Unni ein Mann folgte, der im höchsten Sinne berufen war, die Mission für die Folgezeit in feste Bahnen zu führen.

---

[1]) Adam sagt: „Ihm folgte, wie man erzählt, die ganze Herde der bremischen Kirche, betrübt über die Abwesenheit des guten Hirten, bereit, mit ihm in Martern und Tod zu gehen.“

[2]) Letzteres sagt Adam ausdrücklich. Da Ansgar 865 starb und Rimbert, wie im ersten Aufsatz bemerkt, nur in der ersten Zeit seiner Regierung nach Schweden gekommen sein kann, so waren in der That von da bis jetzt (936) etwa siebzig Jahre verflossen.

Dies war Erzbischof Adaldag (936—988). Er gehört mit zu den ersten Persönlichkeiten jener bedeutsamen Periode des Mittelalters, da das deutsche Kaiserreich unter dem großen Sohne jenes trefflichen Heinrich zu seiner höchsten Herrlichkeit emporstieg, und war ganz von dem hohen, weit ausschauenden Geiste Kaiser Ottos erfüllt. Was Adaldag als Kanzler dieses Herrschers, der ihn mit seinem vollen Vertrauen beehrte und ungern von seiner Seite ließ, für das Gesamtvaterland geleistet, und ebenso was er zur Hebung seines deutschen Sprengels gethan, gehört nicht hierher, sondern allein seine Arbeit in der Heidenmission. Auch diese sollte, wie alles, was er that, während seiner 52jährigen und an so vielen Erfolgen reichen Amtszeit zum schönsten Aufschwung kommen. Freilich wurde sie dabei auch in jene verhängnisvolle Spur hineingeleitet, in die die christliche Kirche jener Tage immer mehr geriet, nämlich, daß man dieses Werk nicht in erster Linie zum Heil der Heiden, sondern zur Verherrlichung der sichtbaren Kirche und insbesondere des eigenen Stuhles ausführte.

Adaldag (oder Etheldag) stammte aus edlem sächsischen Geschlecht und gelangte als junger Priester durch Empfehlung der Königin Mathilde, Witwe des in demselben Sommer wie Unni verstorbenen Heinrichs I., in frühen Jahren zu seiner Stellung. Der junge König Otto belehnte ihn mit dem hamburgischen Erzbistum, zog ihn aber zugleich unter seine Ratgeber. Papst Leo VII. sandte ihm dazu das Pallium. Einige schöne Worte aus der beigefügten Bulle mögen hier Platz finden: „Wenn die Hirten der Schafe um ihrer Herde willen die Hitze und Kälte gern ertragen und mit immer wachsamen Augen darauf sehen, daß nicht eines sich verirre oder von den wilden Tieren zerrissen werde, mit welcher Schweißvergießung und Sorge müssen *wir* wachsam sein, die wir die Hirten der Seelen genannt werden! wie müssen wir eifrig sein in Bewahrung der himmlischen Schafe, damit nicht am Tage der göttlichen Prüfung vor dem Erzhirten das Bewußtsein der Nachlässigkeit uns martere!“

Freilich konnte der neue Kirchenfürst nicht daran denken, genau in die Fußstapfen seines Vorgängers zu treten und persönlich die Heidenländer zu bereisen. Daran hinderte ihn schon seine Stellung zum Kaiser, der ihn selten auf längere Zeit entbehren wollte, aber nicht minder die ganze kirchenpolitische Art, mit der Adaldag seinen Missionsberuf auffaßte. Wir finden den Mann einen großen Teil seines Lebens am kaiserlichen Hofe und ganz hineingezogen in das unruhige Umherreisen und gewaltige Schaffen der neubelebten Reichsregierung, und zwar des ersten Otto, wie seiner beiden gleichnamigen Nachfolger. Jahrelang ist er daher auch von seinem deutschen Sprengel fern gewesen, aber durch seinen hohen Einfluß

im Reiche hat er ihm das reichlich wieder eingebracht. Ähnliches gilt von seinem Missionsgebiete. Adaldag hat Dänemark und Schweden nie betreten, wie mans doch früher unumgänglich hielt, und seine Nachfolger machtens von nun alle so. Die Missionsarbeit der Erzbischöfe wurde zur klugen Leitung anderer von der Heimat aus. Aber man kann nicht sagen, daß sie dabei verlor.

Schon das war wichtig, daß es dem Erzbischof gelang, die Stellung seines deutschen Sprengels für immer zu sichern. Noch immer schwebten die Ansprüche Kölns über den wichtigsten Teil desselben, das Gebiet des ehemaligen Bistums Bremen, und da jetzt Kaiser Ottos eigner Bruder, Erzbischof Bruno von Köln, sie erneuerte, schien es bedenklich zu werden. Hieß es doch in einer früheren päpstlichen Bulle, daß, wenn Hamburg eigne Bistümer gewinne, Bremen wieder zu Köln fallen solle, und nun bekam Hamburg solche Bistümer in Dänemark. Adaldag setzte alle Mittel dagegen in Bewegung, und er erreichte es, seinen hohen Gegner zum Schweigen zu bringen. Die Einheit des deutschen Stiftes war damit für immer gerettet.[1]) Für dasselbe sorgte der Erzbischof aufs Beste. Es blühte im Äußeren und Inneren auf. Neue Kirchen, Klöster und Schulen erhoben sich zu den alten, ein hohes Streben machte sich in allen geltend. Das damals in Deutschland erwachende Geistesleben wurde damit auch an die Ufer der Weser und Elbe versetzt, wo man bisher erst schwache Anfänge davon wahrgenommen hatte. Insbesondere fand die Schule zu Bremen, an welcher der berühmte Tiadhelm lehrte, die Pflege des Kirchenfürsten. Alles aber sollte der Heidenbekehrung zu gute kommen, wie denn gerade auf dieser Schule viele tüchtige Arbeiter der Mission von nun an herangebildet wurden. Adam, der sonst mit seinem Lobe nicht immer freigebig ist, giebt dem Erzbischof das schöne Zeugnis: „Unseres geistlichen Vaters Adaldag ganzes Streben ging auf Bekehrung der Heiden, auf Errichtung von Kirchen, auf Errettung von Seelen, und für die

[1]) Der frühere und jetzige Verlauf dieser Angelegenheit ist schwer zu durchschauen, weil viele der in Frage kommenden Urkunden, z. B. päpstlichen Bullen, nach Ausweis der Historiker später gefälscht sind. Dehio hat sich a. a. O. (insbes. I, XIV) ausführlich darüber verbreitet. Auch Adaldag soll hier seinen Zweck nur durch das Mittel der Urkundenfälschung erreicht haben, besonders dadurch, daß er eine Bulle des Papstes Sergius III. vom Februar 905 (Hamb. Urkundenbuch XXVI) einschob, welche schon damals alle gegenteiligen päpstlichen und kaiserlichen Entscheidungen in der Sache aufhob und das Stift Bremen auf immer mit Hamburg verband. Bei der damals so oft vorkommenden Sitte der Dokumenten-Änderung konnte sich das Bewußtsein der Verwerflichkeit leicht verlieren, selbst bei so trefflichen Leuten, wie Adaldag, der ja sein Leben lang Politiker blieb.

[illegible] in diesen Dingen [illegible] der Gott mit Menschen gnädig Mann Ehre und Anerkennung bei allen, selbst bei den Heiden."

In Dänemark war nach Gorms Tode zuerst wieder eine heidnische Reaktion hervorgegangen. Harald Blauzahn, Sohn und Nachfolger König Gorms, glaubte bei Ottos schweren Kriegen auf Deutschland keine Rücksicht nehmen zu müssen. Feindseligkeiten gegen die Christen schienen das eben begonnene Werk zerstören zu sollen. Aber das kräftige Auftreten des deutschen Herrschers brachte die Dänen bald zur Besinnung. Harald erschien es richtiger, mit einem so mächtigen Fürsten in Verbindung zu bleiben, ja dessen Oberherrschaft in gewissem Sinne anzuerkennen. Bekanntlich wird hier gewöhnlich von einem großen Zuge Ottos geredet, auf welchem er den Dänenkönig besiegt, ihn mit seinem Sohne zur Taufe genötigt und ganz Jütland bis zu dessen Spitze durchzogen habe.[1] Die Zeitgeschichte weiß hiervon nichts. Nur die Anerkennung Ottos durch Harald steht fest, wie derselbe denn später sogar dem Kaiser Huldigung und Tribut brachte. Jedenfalls wußte Adaldag die günstige politische Lage trefflich auszunutzen. Er ernannte für Jütland drei Bischöfe. Der erste, Hored, sollte im südlichen Teile walten und in Schleswig seinen Sitz haben, der zweite, Liafdag, wurde für Ripen, der dritte, Regimbrand, für Aarhus geweiht. Mit diesen drei ersten Suffraganbischöfen erschien dann der Erzbischof 948 auf dem Konzil zu Ingelheim und bekundete vor allen, daß der Hamburger Stuhl endlich seines Namens würdig geworden. Dann faßte er auch die weiteren dänischen Gebiete ins Auge. Eine Reihe von tüchtigen Männern wurde nach Fünen, Seeland und Schonen[2]) geschickt. Wir hören unter denen, die Adaldag auf diese Weise ins dänische Gebiet sandte, noch die Namen Sterkolf, Folkbrecht, Merka, Odinkar und Poppa (oder Poppo). Teilweise werden diese jetzt oder hernach als Bischöfe bezeichnet, aber es mögen noch Bischöfe ohne feste Sitze gewesen sein, wie sie damals mehrfach für die Heidenländer ernannt wurden. Zwei derselben treten darunter besonders hervor. Zunächst Odinkar, zum Unterschied von einem späteren, der Ältere, benannt. Er war aus königlich dänischem Stamme und in Bremen sorgfältig ausgebildet; als eifrigen und erfolgreichen Verkünder des Christenglaubens hat er sich vorzüglich

[1]) Nach Adam (II, 3) soll Otto den Sohn König Haralds, Suein oder Suen, hierbei selber aus der Taufe gehoben und ihn Suenotto benannt haben, welcher Name aber später nie mehr vorkommt, vielmehr trägt derselbe den Namen Suein Gabelbart.

[2]) Schonen, die südliche Spitze von Schweden, deren wichtigster Ort die Stadt Lund war, wurde früher zu Dänemark gerechnet.

bewährt. Der andere war Poppa, welcher im Rufe großer Wunderkräfte stand. Nach einer Erzählung hat er bei einer Zusammenkunft, der König Harald beiwohnte, eine glühende Eisenstange aus dem Feuer genommen und eine Zeitlang getragen, was dann den schwankenden Herrscher zur Annahme der Taufe bewogen haben soll. Thatsache ist, daß Harald, nachdem er längere Zeit gewartet, sich endlich zur Annahme des neuen Glaubens entschloß und damit auch viele seiner Unterthanen zu Gleichem veranlaßte. Freilich war damit der Widerstand noch nicht sofort erloschen. Mußte doch der genannte Bischof Liafdag 950 seinen Eifer im eignen Sprengel mit dem Märtyrertode büßen.

Überhaupt schien es nach dem Tode des großen Kaisers (973) noch einmal anders werden zn sollen. Das neue Christentum erschien vielen Dänen als Religion der Deutschen wenig sympathisch, das Nationalgefühl empörte sich dawider, umd viele kirchliche Ansprüche des ersteren, insbesondere der Zehnte, waren nicht geeignet, es anziehend zu machen. So erhob sich König Harald aufs Neue (974). Es scheint, als ob der Widerstand sich vor allem gegen die Fremdherrschaft gerichtet habe, weit weniger gegen das Christentum und seine Vertreter. Aber gefährdet mußte auch dies sein, falls die Empörung gelang. Dazu kams freilich nicht. König Otto II. zeigte sich ganz seines Vaters würdig. In raschem Zuge ward der Dänenkönig unterworfen. Auch der mit ihm verbündete Jarl Hakon aus Trondheim in Norwegen wurde mit besiegt, sowie zur Annahme der Taufe und zur Zulassung des Christentums genötigt. Harald zeigte sich von nun an als treuen Anhänger der Deutschen und eifrigen Ausbreiter der Lehre Christi. Von der Überlegenheit der letzteren mochte er jetzt völlig überzeugt sein. So hat er jetzt auf den dänischen Inseln mehrere heidnische Opferstätten zerstört und, insbesondere mit Hilfe des genannten Odinkar, Kirchen erbauen lassen. Letzteres geschah u. a. zu Roeskilde auf der Insel Seeland. Auch ein viertes Bistum entstand damals, nämlich Otheneswig (später Odense) auf der Insel Fünen. Es ist merkwürdig, wie diese dänischen Bistümer nicht von dem König, sondern vom deutschen Kaiser mit allen möglichen Freiheiten versehen werden. So hatte es Otto I. begonnen, und auch Otto II. wie sein Sohn walteten in gleicher Weise darüber als die eigentlichen Herren im Lande; erst nach ihnen hörte dies unnatürliche Verhältnis auf.[1])

[1]) Nach Hamb. Urkundenbuch XLI befreite Otto I. die Kirchen zu Schleswig, Ripen und Aarhus von allen Abgaben und Diensten (26. Juni 965). Nach a. a. O. L hat Otto III. dasselbe 988 (18. März) bestätigt. Bei dem dazwischen liegenden Otto II. muß es ebenso gewesen sein.

Weit weniger als in Dänemark konnte das Evangelium in Schweden und Norwegen zu diesen Zeiten Fuß fassen. Hierhin reichte der Arm der Ottonen nicht und die geistige Überlegenheit des Christentums wurde nicht so unmittelbar empfunden. Am ersten noch in Norwegen. Wir hörten, wie der Jarl Hakon von hier, einer der Gewalthaber im Nordlande, von Otto II. zur Annahme und Zulassung des Glaubens gezwungen worden. Infolge davon gingen denn auch eifrige Boten, wie Odinkar und andere, hinüber und predigten dem Volke das Kreuz. Die Norweger hatten bereits von England her manche Kunde darüber erhalten und schienen zur Annahme bereit. Einstweilen aber sollte es noch nicht durchdringen. Jarl Hakon fiel selber wieder ab und nötigte das Volk, an die Opfersteine zurückzugehen. Nicht viel weiter kam man in Schweden, wo doch schon früher und dann wieder durch Unni der Anfang geschehen. Der eifrige Odinkar kam auch in dies Land, und der König Emund, Erichs Sohn, mit Harald von Dänemark verbündet, war ihm geneigt. Aber beim Volke scheint er noch wenig ausgerichtet zu haben. Für beide Länder sollten die Zeiten der Bekehrung bald kommen; einstweilen bliebs noch bei kleinen Anfängen.

Als Erzbischof Adaldags große Amtszeit sich ihrem Ende näherte, sollte er noch eine schwere Niederlage erleben. Gerade in Dänemark, auf das er mit Freude und Dank blicken konnte, wurde alles wieder in Frage gestellt, und zwar, so schien es, schlimmer denn zuvor. 985 erhob sich der Königssohn Suein, mit dem Zunamen Gabelbart, gegen seinen eignen Vater und damit gegen das ganze Fremdwesen. Harald wurde besiegt und erlag seinen Wunden, von den Christen dafür als Märtyrer gepriesen. Suein läßt nun noch einmal eine furchtbare Reaktion des Heidentums eintreten. Von den christlichen Kirchen werden viele zerstört, andere verlassen, die Priester können ihr Heil nur in der Flucht finden. Noch einmal schienen die Anhänger der Asen zu triumphieren. Aus Deutschland war von seiten des minderjährigen Otto III., dessen Regierung in schwere Kämpfe verwickelt war, keine Hilfe zu erwarten. Und doch wars nur ein Pyrrhussieg. Das Christentum war im Dänenlande bereits zu tief gegründet, um nicht demnächst wieder die Oberhand zu gewinnen.

Adaldags Wirken endete im Jahre 988. Wie er auch nach Osten hin gewaltet und unter den seinem Stuhle anbefohlenen Slaven nicht minder wie nach Norden hin das Christentum ausgebreitet, und wie auch hier kurz vor seinem Ende eine siegreiche heidnische Reaktion eingetreten, kann erst später erzählt werden. Jedenfalls war dieses Erzbischofs Wirksamkeit für die Mission eine bedeutende, und wenn es auch zeitweilig

damit wieder zurückging, so war doch das Ganze zu gut angelegt, als daß an seinem Fortgang gezweifelt werden konnte.

Unter Adaldags fünf nächsten Nachfolgern, die zwischen ihm und dem gleich ihm epochemachenden (im folgenden Abschnitte zu behandelnden) großen Adalbert liegen, sollte alles zur Ausführung kommen, was er begonnen. Es sind Libentius (Liawizo) I. (988—1013), Unwan (1013 bis 1030), Libentius II. (1030—1032), Hermann (1032—1035) und Bezelin (1035—1045). Zu ihrer Zeit gelangte die Missionsangelegenheit des Nordens in neuen Fluß und zu teilweise alle Erwartung übertreffenden Erfolgen.

In Dänemark hatte die heidnische Reaktion bereits einige Jahre angedauert. Man erzählte von Grausamkeiten des Königs gegen die Christen. Vergebens suchte der neue Erzbischof Libentius ihn durch eine Gesandtschaft günstiger zu stimmen. Da griff ein Höherer ein. In einem Kriege mit dem Schwedenkönige Erich dem Siegreichen verlor Suein sein Heer und den geraubten Thron (wahrscheinlich noch 988) und mußte fliehen, während jener das Land gewann. Die Lage schien sich damit freilich noch wenig gebessert zu haben. Fingen doch damals die Nordleute wieder ihre wilden Seeräubereien und Einfälle in den Christenländern im alten Stile an. Die „Meeresrappen“ der „Askomannen“ (wie man sie jetzt gewöhnlich nannte) setzten wieder alles in Schrecken. 994 fand ein furchtbarer Streifzug derselben an der Weser und Elbe statt, und es half wenig, daß der Erzbischof Libentius von seiner Propstei Bücken aus die Räuber mit dem Bannfluche bedachte.

Dennoch war nicht alles verloren, so wenig dieser schwache Kirchenfürst auch daran zu ändern verstand. Der Schwedenkönig Erich gewann in seinem neuen Lande Dänemark Neigung zum Christentum und nahm die Taufe an. Damit erhoben die Christen im Lande wieder ihr Haupt. Daß Erich hernach wieder abgefallen ist, war nicht so schlimm, da er bald darauf starb (995). Auch bei den darauffolgenden Verwicklungen ging es mit dem Christenglauben nicht zurück. Denn gleich nach Erichs Tode stellte sich der vertriebene Suein wieder ein und wußte im Kampfe mit Erichs Sohn, Olaf Schoßkönig, sein Land zu gewinnen. Glücklicherweise ging jetzt keine der Befürchtungen in Erfüllung. Suein hatte in der Verbannung etwas gelernt, er stellte sich jetzt ganz auf den Boden des neuen Glaubens und begünstigte dessen Einführung. So beginnt ein kräftiges Aufleben desselben in Dänemark. Die zwei jütländischen Bischofssitze Schleswig und Ripen finden sich bald wieder besetzt, während Aarhus

eingegangen zu sein scheint. Für Schleswig wird als Bischof Poppo genannt (nicht zu verwechseln mit dem älteren Poppo), für Ripen ein zweiter Odinkar. Letzterer, ein Neffe des ersten Odinkar und also auch geborner Däne, scheint gleich diesem ein hervorragender Mann gewesen zu sein; Adaldag hatte sich ganz besonders um seine Erziehung gekümmert. Auch diese beiden Männer, Poppo und Odinkar der Jüngere, zeigten sich ungemein rührig in ihrem Werke, wie sie denn auch nach den Nachbarländern Schweden und Norwegen hinübergekommen sein sollen.

Und nun vernehmen wir, noch ehe das Jahrhundert zu Ende geht, die wunderbarste Kunde aus Norwegen. Hier hatte der neue Glaube bisher nicht eindringen können, obwohl die Bewohner weit mehr als die übrigen Skandinavier umherschwärmten, andere Gegenden kolonisierten und dadurch mit den Christen in Berührung kamen. Jetzt sollte es desto schneller geschehen. Es trat jener merkwürdige König Olaf Trygwäson auf, ein herrlicher Mensch nach nordischen Begriffen, bisher von seinem Vaterlande, dessen Thron er beanspruchte, vertrieben und in England getauft. 995 kam er mit Heeresmacht zurück, besiegte Hakon Jarl und gewann sein Land. Alles fiel dem gefeierten Helden zu. Er war entschlossen zu sofortiger Einführung des Christenglaubens. Hierzu zog er mit Geistlichen, die er aus England mitgebracht, im Lande umher. Überall wurden die vornehmsten Männer eingeladen und mit allen möglichen Mitteln gewonnen; das Volk wurde dann zur Taufe zusammengeholt. Wo Olaf Widerstand fand, konnte er freilich furchtbar hart sein, doch bedurfte es dessen in der Regel nicht, da die Begeisterung für ihn so groß war. Bald war ganz Norwegen bis auf wenige Gebirgsstrecken christianisiert. Und Olaf sorgte nicht minder für die Außengebiete. Auch auf den Orkaden (Orkneys), den Shetlandsinseln, den Hebriden und Faröer ward durch ausgesandte Boten in derselben rücksichtslosen und raschen Weise das Evangelium zum Sieg gebracht. Am schwierigsten schiens noch in Island. Olaf sandte dahin seinen Hofkaplan Thankbrand, einen geborenen Deutschen, den er aus England mitgebracht, der mit seinem leidenschaftlichen und unbändigen Eifer die Bewohner der fernen Nordinsel gewaltig aufregte und darüber fliehen mußte. Es kam nun in Island beinahe zu einem Kampfe zwischen Christen und Heiden, aber ein gewisser Thorgeir wußte durch kluge Reden die Widerstrebenden zu gewinnen. So drang auch hier das Christentum durch (1000). Nicht minder geschah dies zu derselben Zeit in Grönland, soweit die Norweger dasselbe besetzt hatten. Olaf aber, der so Vieles in kaum fünf Jahren erreicht, fand ein rasches Ende. Im Jahre 1000 geriet er mit Schweden

und Dänemark zugleich in Krieg, und da er sich in einer großen Seeschlacht besiegt sah, sprang er in die Fluten.

Von diesen entscheidenden Ereignissen im Nordlande hatte man seltsamerweise damals in Bremen kaum Nachricht. Selbst Adam, der im nächsten Jahrhundert lebende sorgsame Chronist, bewegt sich nur in den vagsten und wunderlichsten Gerüchten über diesen norwegischen König und weiß von seiner Einführung des Christentums nichts zu sagen.[1]) Unser Erzbistum war eben bei letzterer nicht beteiligt gewesen, und es sah nicht danach aus, als ob es auch hierhin seinen Arm strecken sollte, wie doch in der Folge geschehen.

In der hamburgischen Metropole folgte auf den schwächlichen Libentius ein Mann, der an Thatkraft und weitreichenden Gedanken dem großen Adaldag wieder ähnlich schien. Es war Unwan (1013—1030), aus dem Hause der Immedinger, einem reichen und angesehenen Geschlechte im Sachsenlande, ein Vetter des berühmten Bischofs Meinwerk von Paderborn. In Dänemark kam damals nach König Suein sein Sohn Knut. Es ist der große Knut, unter dem der ganze Norden zu hohem, christlichen Aufschwung gedeihen sollte. Knut hat 1016 England mit seinem Reiche vereint und hernach auch Norwegen. Er zeigte sich als eifrigen Beförderer des Christentums in seinem Lande, wie er denn auch der erste Nordkönig war, der zum Staunen der Südländer nach Rom reiste und dem Nachfolger Petri Treue gelobte. Aber er kümmerte sich zuerst wenig um die Ansprüche des deutschen Erzbistums, sondern ließ die Bischöfe, welche er für Fünen, Seeland und Schonen bestimmte, in seinem eigenen Gebiete, in England ordinieren. Aber Unwan war nicht der Mann, das geschehen zu lassen. Als einer der ordinierten Bischöfe, Gerbrand, auf seiner Reise nach Roeskilde das deutsche Gebiet berührte, ließ Unwan ihn gefangen nehmen und nach Bremen bringen, woselbst er ihm den Suffraganeid leisten mußte. Dabei behandelte ihn der Erzbischof mit der ausgesuchtesten Freundlichkeit und wußte ihn so einzunehmen, daß Gerbrand zu seinem König eilte und ihn um Anerkennung des deutschen Kirchenfürsten bat (1022). Knut ging auch wirklich darauf ein, es schien

[1]) Seltsam genug klingt Adams Nachricht über Olaf Trygwäson (II, 38): „Manche erzählen, er sei ein Christ gewesen; manche, er habe das Christentum wieder verlassen; alle aber versichern, er habe sich auf Zeichendeutung verstanden, mittelst des Loses entschieden und seine ganze Hoffnung auf Vogelzeichen gesetzt. Daher erhielt er auch den Beinamen, daß man ihn Olaf Cracabbēn (Krähenbein) nannte. Denn er war auch dem Betriebe der Zauberkunst ergeben und nahm alle Zauberer, an denen jenes Land Überfluß hat, bei sich auf und ging darum, durch deren Irrlehren hintergangen, zu Grunde."

ihm richtiger, dies vom Papste bestimmte Verhältnis nicht zu stören; auch mochte er weitere Absichten damit verbinden. In einer bald darauf erfolgten persönlichen Zusammenkunft zu Hamburg erkannte er völlig die Rechte des ihm nicht wenig imponierenden Erzbischofs an und beobachtete sie von nun an stets in der loyalsten Weise. Damals kam dieser Nordkönig, ebenfalls durch Unwans Vermittlung, überhaupt dem deutschen Reiche näher. Kaiser Konrad II. trat ihm die oft umstrittene dänische Mark an der Eider ab und vermählte später Knuts Tochter Gunhild mit seinem Sohn und Nachfolger Heinrich III. Das Christentum machte nun in Dänemark die raschesten Fortschritte, ohne wieder einen Rückfall zu erleben.

Auch in Norwegen ging trotz vieler Verwirrungen die Sache des Christentums nicht zurück. Als Olaf seinen Tod gefunden, gabs zuerst für längere Zeit einen Kampf zwischen verschiedenen Thronbewerbern, bis wieder ein Olaf an die Spitze kam, der die Beinamen „der Dicke“ wie „der Heilige“ erhalten hat. Er wird von den Zeitgenossen als ein finsterer, grausamer Tyrann geschildert, der am wenigsten nach dem Evangelium wandelte, dessen Gewalteinführung er eifrig betrieb. Auch dem deutschen Erzbistum gegenüber bewies er sich entgegenkommend. Als Unwan Boten dorthin sandte und es dabei an Anerkennung und Geschenken nicht fehlen ließ, wurde trotz der bisherigen Beziehung zu England seine kirchliche Oberherrlichkeit anerkannt. So war Norwegen für die deutsche Metropole gewonnen. Auf der andern Seite aber bliebs für Unwan übel, daß Knut und Olaf in steter Feindschaft wider einander verharrten und oftmals zum Kampfe schritten. Endlich fiel Olaf, von seinen erbitterten Unterthanen getötet (1030), und sein Land wurde mit dem großen Nordreiche seines Gegners vereinigt. Für die Kirche brauchte damit glücklicherweise keine Veränderung zu geschehen.

Auch in Schweden brach jetzt endlich der Tag an. Die Bewohner dieses Landes lagen geographisch hinter den andern Skandinaviern und waren darum weniger beteiligt an den großen Seefahrten nach dem Westen hin. Das Christentum war ihnen daher auch weniger bekannt geworden. König Erich der Siegreiche war bei seiner Eroberung von Dänemark demselben allerdings nahe getreten, doch verlautet von Folgen davon für das Schwedenland nichts. Als dann nach seinem Tode (995) sein Sohn Olaf Schoßkönig (Skätkonung) längere Zeit mit Svein über Dänemarks Besitz gestritten und sich schließlich zurückgezogen, wurde im Vertrage die gegenseitige Einführung des Christentums beschlossen. Auch von Norwegen erhielt der neue Schwedenkönig hierzu Anregung. So

konnte Unwan auch in dies Land Christenboten schicken, die gute Aufnahme bei König und Volk fanden. Es wurde nun das erste Bistum gegründet, und zwar zu Skarane (später Skara) in Westgotland, wozu Unwan den Thurgot (Thorgaut) als ersten Würdenträger ordinierte. Auch aus England fehlten hier Glaubensboten nicht; wir hören insbesondere von einem Siegfried (oder Sigurd) und einem Wolfred, die neben deutschen und dänischen ihre Thätigkeit hatten. Zwar war das Heidentum noch nicht so bald gebrochen. Als der König in frischem Glaubensmut beschloß, das größte Heiligtum in Schweden, den Götzentempel zu Upsala zu zerstören, widerstand ihm eine große Menge aus dem Volke; es gab lebhafte Erörterungen und man beschloß endlich, dem König zu verbieten, irgend jemanden von seinem Glauben abzubringen. Es sollte hier nicht wie in Norwegen betrieben werden. Ja als jener Sendbote Wolfred sich erdreistete, ein Götzenbild des Thor zu zerstören, wurde er von dem erbitterten Volke erschlagen. Aber trotzdem der alte Glaube sich hier viel zäher erwies als bei den weitgereisten Dänen und Norwegern, zum fortgesetzten Widerstand zeigte er doch keine Kraft. Das Christentum machte die stärksten Fortschritte. Auch als die Nordschweden, mit Olaf Schoßkönig unzufrieden, seinen Sohn Anund Jakob zum eigenen Könige wählten, brachte das keine Veränderung in dieser Hinsicht hervor. Kamen doch nun die Einflüsse von zu vielen Seiten, als daß man ihnen widerstehen konnte. So hören wir um diese Zeit auch von einem andern Christenboten, der unabhängig von andern nach Schweden gekommen und dort vielerlei ausgerichtet. Es war jener wunderbare Bruno von Querfurt, ein eifriger, vielgereister Bekehrer, vom Papste Sylvester II. zum „Erzbischof unter den Heiden" ernannt, der, seinem eigenen Berichte zufolge, damals in Schweden einen Fürsten und viele Leute getauft hat.[1])

Es war für Skandinavien jetzt überall von wesentlicher Bedeutung, daß die so oft vorfallenden politischen Erschütterungen und Thronstreitigkeiten dem vordringenden Evangelium keine Schranke mehr setzen konnten. Als 1035 der große Knut die Augen schloß und Norwegen die Gelegenheit benutzte, unter dem angestammten Könige Magnus, dem Sohne Olafs II., sich wieder zu befreien, ja eine Zeitlang sogar das Dänenland

[1]) Dieser Bruno, ein sächsischer Edeling, begeisterter Schüler des heil. Romuald und voll vom Triebe der Heidenbekehrung, zog selbständig nach Ungarn, Polen, dem russischen Großfürsten Wladimir, Schweden rc. und fand schließlich seinen Märtyrertod an der Ostsee. Der Bericht über seine Wirksamkeit in Schweden findet sich in einem Briefe von ihm an Kaiser Heinrich II. vom Winter 1008 und ist in W. Giesebrechts Geschichte der deutschen Kaiserzeit (II, S. 648 ff.) abgedruckt.

mit gewann, blieben die Verhältnisse des Christentums ungefährdet. Bis gegen diese Zeit war das letztere noch immer als ein fremdes Gewächs angesehen, gegen das sich bei größeren Erregungen der väterliche Glaube erhob. Das war nun vorbei. Man lernte den neuen Glauben als den eigenen anschauen und gewann ihn lieb. Wohl hielten noch die Fürsten die schützende Hand darüber, aber die überwiegende Volksstimme kam ihnen hierbei entgegen, und, was die Hauptsache war, es waren die eigenen Fürsten, die das thaten, nicht mehr die fremden mit ihrer Macht, wie zur Zeit Ansgars und selbst noch in den Tagen Adaldags. Geschah es doch sogar um diese Zeit, daß ein geborener Däne, der Kaplan der Königstochter Gunhild (Gemahlin Heinrichs III.), mit Namen Tyme (in Deutschland Thietmar genannt), welcher jene auf der Reise nach Deutschland geleitete, zum Bischof von Hildesheim ernannt wurde. Das Heidentum verschwand immer spurloser. Obgleich auch von England aus noch immer starke Missionsbestrebungen hierher gingen, wußten die deutschen Erzbischöfe zunächst doch das Heft in der Hand zu behalten und das ganze, immer größer werdende nordische Gebiet als ihren Kirchensprengel zu regieren. Was Adaldag mit starker Hand und weitschauendem Geiste begonnen, war bis zur Mitte des elften Jahrhunderts durchgeführt. Das Werk bedurfte nur noch der wirklichen Vollendung, daß nämlich dies ganze neue Kirchengebiet durch seine Loslösung von Deutschland auch zur kirchlichen Selbständigkeit gelangte. Eben dies sollte unter dem im folgenden Abschnitt zu behandelnden Adalbert und den ihm zunächst folgenden Erzbischöfen geschehen.

Ein heidnischer Munschi und sein christliches Gedicht.[1])

Von Miss. G. Stosch in Madrás.

Wenn Missionare nach Indien kommen, so erhalten die ersten Jahre ihres Hierseins ein gut Teil ihres Gepräges von dem Munschi (Sprachlehrer), der sie in die Labyrinthe der wunderbaren Tamulensprache einführt. Ist der Sprachlehrer ein Christ, so wird er sich von den Europäern gewisse Umgangsformen angeeignet haben, welche den Verkehr wesentlich erleichtern. Er wird höflich sein, vielleicht oft zu höflich, und des Jas wird mehr sein als des Neins, so daß der Lernende oft in der Lage ist, seinen Lehrer zu dem Mut des Tadelns anzuspornen. In dieser Lage war ich mit meinem Munschi nicht. Er war ein Heide, und wußte nichts von „Europens übertünchter Höflichkeit". Sein Benehmen schwankte, namentlich in der ersten Zeit, zwischen einer gewissen Rücksichtslosigkeit und einer offenbar nur aus Mißtrauen hervorgehenden Geschmeidigkeit. Wie er vor mir saß, war er oft der ausgeprägte Typus einer

[1]) Ev.-luth. M.-Blatt. 1892, 104.

Fuchsnatur. Man denke sich eine hagere, braune Gestalt, nur mit einem Lendentuch bekleidet, die Füße nicht selten auf den Stuhl heraufgezogen, den Kopf mit den scharfgeschnittenen Zügen vorgebeugt, unablässig beobachtende Augen, eine stark zurückgebogene Stirn, die noch größer erscheint, weil der Kopf bis auf ein winziges Zöpflein unter dem Wirbel kahl geschoren ist, einen Mund, der ebenso bestimmt scheint, energisch zu reden, als energisch zu schweigen: so bot er den völlig eigenartigen Anblick eines in seiner Weise geistig bedeutenden Menschen. In der That hat er in den mehr denn zwei Jahren, da ich fast täglich mit ihm verkehrte, eine wirklich staunenswerte Urteilskraft über die verschiedensten Dinge entfaltet. Er war seiner umfassenden Kenntnisse wirklich Herr, und konnte an jedem Orte das Geeignete sagen. Nie ließ er sich gehen; was er sagte, war alles voll Absicht; ich habe ihn nie schwatzen hören. Er lebte und webte in den eigentümlichen Gedankengängen der indischen Philosophie. Er war der tamulischen Sprache in einer Weise Herr, daß er über ihre Gesetze und Eigentümlichkeiten klaren Aufschluß zu geben vermochte. So war er allerdings zum Lehrer hervorragend geeignet.

Da er kein Englisch konnte, war es freilich für uns beide kein leichtes Unternehmen, uns mit einander einzuleben. Ich verstand zuerst kaum ein Wort von dem, was er sagte; aber ohne Pestalozzis Namen auch nur gehört zu haben, verfuhr er mit natürlichem Instinkt nach Pestalozzischer Weise, von dem Nahen zum Ferneren übergehend. Er prägte mir die Namen der Gegenstände im Zimmer ein, bildete mit Beziehung auf dieselben kleine Sätze, und ließ mich solche bilden. Ich mußte freilich mitunter die etwas ehrenrührige Äußerung hören: „Wie oft habe ich Ihnen das schon gesagt!“ Aber ich hatte doch das Gefühl, daß eine sichere Hand mich leitete, und daß ich vorwärts kam, obwohl mein Gedächtnis sich gegen die Aufnahme der fremden Worte sträubte, und mein Ohr nicht mehr die Auffassungskraft hatte, wie man sie wohl in jüngeren Jahren besitzt. Geradezu rührend war es, wie er bei Erklärung tamulischer Anekdoten, zu denen wir sehr bald übergingen, jedes Glied seines Leibes dazu verwendete, um mir durch Mimik klar zu machen, was ich aus seinen Worten nicht verstehen konnte. Es fehlte da nicht an erheiternden Zwischenfällen. Allmählich wuchs mein Verständnis, da ich ja nebenbei auch nach englischen Grammatiken studierte.

Als ich ihn besser verstand, und er wohl auch etwas Vertrauen zu mir gefaßt hatte, habe ich oft Blicke nicht nur in sein Geistesleben, sondern auch in sein Gemütsleben thun dürfen. Wunderbar ist mir eine Äußerung von ihm; mit seinen klugen Augen mich anblickend, sagte er: „So oft ich Ihr Antlitz ansehe, wundere ich mich!“ „Warum denn?“ fragte ich erstaunt. „Weil ich Sie vor mehreren Jahren im Traum gesehen habe,“ antwortete er. Wenn er von seinen Kindern sprach, oder von seinen Eltern, so geschah dies in einer Weise, die dem gebildetsten Christen Ehre gemacht hätte. Für unsere Kinder hatte er eine rührende Teilnahme, und doch wußte er ihnen gegenüber seine Autorität sehr wohl zu wahren. War ein Kind unwohl, so konnte ihn das sehr beschäftigen. — Allmählich richtete er seine Manieren mehr nach meinen Empfindungen ein; er spukte nicht mehr nach allen Seiten, unterließ es, sein Haar während des Unterrichts mit der Hand zu kämmen, seine Nase mit der

16*

Hand zu wischen, und seine Zehennägel zu reinigen, was im Anfang zum öfteren vorkam. Freilich mußte ich dann zum Dank auch seinen Wünschen mich fügen, wenn er mir sagte: „Puchei jenakku Pachei", d. i. der Rauch (der Zigarre) ist mir zuwider. Merkwürdig war es, wie seine Geldgier sich wenigstens in den äußeren Gebärden minderte. Sonst rollten seine Augen förmlich, wenn er Geld blinken sah, und die Auszahlung seines Gehaltes war das wichtigste Ereignis im Monat, wobei es nie ohne Feilschen seinerseits abging. Zuletzt konnte er das Geld ruhig auf dem Tisch liegen lassen, und das Zimmer verlassen, ohne zu meinen, daß ihm jemand seine Schätze stehlen würde.

Später las ich in schwererer Sprache geschriebene Werke mit ihm. Er strengte sich dabei redlich an. Von 10 Uhr vormittags bis 5 Uhr nachmittags blieb er bei mir. Während meiner Mittagspause ließ er sich eine Kokosnuß geben, deren Wasser er trank, mit deren Kern er sich sättigte. So trieben wir es Tag für Tag, bis er mir erklärte, seine Kraft sei jetzt am Ende — wir hatten aber auch die heißesten Sommermonate hindurchstudiert. So mußte ich ihm denn auf unbestimmte Zeit Urlaub geben, und er reiste nach seiner Heimat Mājáweram ab, wo er unter seinen Genossen den Dienst eines Priesters versieht.

Es ist leicht zu denken, daß ich mit ihm auch über das Christentum sprach; habe ich doch auch einzelne Teile der heiligen Schrift mit ihm gelesen. Es war schon im Anfang unserer gemeinsamen Arbeit, als er über den Spruch: „Des Menschen Sohn ist gekommen, zu suchen und selig zu machen, was verloren ist," in große Bewegung geriet und sagte: „Ist das wirklich das Evangelium?" Wollte man darin schon eine Hinneigung für das Christentum erblicken, so würde man schwer irren. Es sprach sich darin nur jene Aufgeschlossenheit für jeden Lichtstrahl der Barmherzigkeit aus, die dem Hindu von alters her eignet. Sie meinen solche Lichtstrahlen des göttlichen Erbarmens eben zunächst in ihren eigenen heiligen Büchern zu finden, und sind erstaunt, wenn das Christentum ähnliches hat. Wo das Christentum irgend eine polemische Sprache gegen das Heidentum annahm, da knirschte er in innerer Empörung. Ich mußte die Lektüre christlicher Traktate mit ihm aussetzen, weil seine Empfindungen zu sehr gereizt wurden, und er mir zudem nachwies, daß, was aus den heiligen Schriften der Heiden in jenen Traktaten zitiert war, aus dem Zusammenhang herausgerissen, vielfach einen anderen Sinn ergab, als ihm ursprünglich eignete. Ich las einen Traktat gegen den Götzendienst mit ihm. Da er den Götzendienst verteidigte, fragte ich ihn verwundert: „Beten denn auch Sie Holz und Stein an?" Er schwieg, um sich bald darauf an mir zu rächen, indem er ungemein bitter sagte: „Und Sie beten einen Gott im Elend an!" Ich sagte ihm, daß ich eine Lästerung des gekreuzigten Christus, der der Herr der Herrlichkeit sei, aus seinem Munde nicht hören wolle, und brach die Lektüre ab. Er stand lange, bis er sich überwand, auszusprechen, daß er mich nicht hätte beleidigen wollen. „Wohl," sagte ich, „so mag es gut sein — aber ich werde christliche Schriften bis auf weiteres nicht mehr mit Ihnen lesen."

Nie ist mir die Rätselhaftigkeit des menschlichen Herzens so entgegengetreten wie bei diesem Manne. Man konnte beobachten, wie ihn die Wahrheit anzog und abstieß, wie er der Wahrheit bis zu gewissem Maße sich hingab

und doch wieder sich ihr verschloß, und das alles ohne eigentlichen tiefen, inneren Kampf. Der Kampf beginnt erst da, wo die Buße anhebt. Wie aber bei allen Hindus mehr Gedankenleben ist als Gewissensleben, so habe ich auch bei diesem Manne nie bemerken können, daß ihm die Wahrheit wirklich bis an das Gewissen drang.

Als ich ihn damals auf längere Zeit verabschiedete, gab ich ihm eine vollständige tamulische Bibel mit der Bitte, darin zu lesen. Er hat es auch wirklich gethan. Denn als ich ihn nach langer Frist wiederkommen ließ, um über einiges, was mir zweifelhaft war, mit ihm zu sprechen, überraschte er mich mit dem Plane, einige unserer heiligen Geschichten in tamulische Verse zu bringen, damit sie gebildeten Hindus verständlich und ehrwürdig seien; denn die Tamulen wünschten von alters her, namentlich alle heiligen Dinge lieber in gebundener Rede als in Prosa zu hören.

Dem ist in der That so. Alle heiligen Bücher der Hindus sind in Versen geschrieben. Wer irgend in alter Zeit sich Gehör schaffen wollte, der redete in Versen. Die Sprache ist auch wie geschaffen für den melodischen Fluß der Rhythmen. Nirgends so als in gebundener Rede entfaltet die tamulische Sprache ihren eigentümlichen Reiz. Bei Heidenpredigten kann man es beobachten, daß die Leute sofort aufhorchen, wenn sie den Klang von Versen hören. Der Unterricht in heiligen Dingen vollzieht sich bei den Hindus überall so, daß der Lehrer die Verse rezitiert, und dann dem Schüler erklärt. Könnte man eine solche Lehrweise nicht auch für die Heidenpredigt verwenden? Gäbe es ein wirklich schulgerechtes, tamulisches Gedicht, welches die Thatsachen unseres christlichen Glaubens behandelte, so könnten begabte Lehrer und Katecheten dasselbe studieren, sich aneignen und dann vor einem Kreis von Heiden vortragen und erklären. Gar oft verlaufen sich die Heidenpredigten in allgemeines Gezänk; das ist doch der Würde der Sache nicht angemessen. Hindus gehen beim Vortrag ihrer heiligen Ideen mit einer gewissen Förmlichkeit und Feierlichkeit vor. Die Formlosigkeit des christlichen Zeugnisses stößt sie gewiß in vielen Fällen ab. Zudem schätzen die Hindus nur das, was sich in gewisser Weise verhüllt. „Klare Rede ist die Rede der Thoren.“ Gebundene Rede aber im Hochtamul ist Rätselrede. Das Rätsel zu hören, und dann die Lösung ist der Denkweise des Hindu das Angemessene. Sollte der christliche Prediger, der allen alles werden will, das Evangelium nicht auch in diese Form kleiden dürfen? Hat doch der Herr Christus auch in Gleichnissen gesprochen und in Sprichworten, die der Redeweise seines Volkes entlehnt waren.

Der Jesuit Beschi hat es vor langen Jahren versucht, die neutestamentlichen Geschichten in tamulischen Versen wiederzugeben. Er besaß eine ungemeine Sprachbegabung und einen eisernen Fleiß, so daß er reden konnte wie ein Tamule. Er hat auch die Gesetze des tamulischen Versbaues studiert wie nach ihm kein anderer Europäer. Und doch besitzt er nicht jene Geschmeidigkeit und jenen Fluß, der den Versen eingeborener Dichter eigen ist. Er war eben nur ein Fremder, der mit ungeheurer Anstrengung die Sprache so weit bezwang, daß sie sich seinem Willen fügte. So gilt von vielen seiner Verse das: Reim dich, oder ich brech dich. Er dichtete „ziehend, ziehend“, sagte mein Munschi. Sein Gedicht wäre schon aus diesem Grunde für uns unverwendbar. Und dann, was soll uns das Lob des Jesuiten, das er der Himmelskönigin zollt,

was sollen uns die Märchen, mit denen er die Verlobungsgeschichte Marias und Josephs ausstaffiert. Die Geschichte des Schönsten unter den Menschenkindern verschwindet hier unter einem Wust von Redensarten, und vollends Sein Wort kommt nicht zu seinem Recht.

Wie, wenn es dem Munschi gegeben würde, unter meiner Leitung ein Gedicht zu schaffen, das seinen Landsleuten etwas von der Hoheit und Einfalt des Christentums vermitteln könnte? Unsere Kirchenlieder und die Gedichte des christlichen Sängers Wedanäichen haben volkstümlichen Charakter. Das Gedicht, das mir vorschwebte, müßte in den strengen alten Formen einhergehen; es müßte Hochtamul sein, so daß es der Erklärung bedürfte, aber zugleich dürfte es nicht so schwer sein, daß seine Erklärung für die Gebildeten zu schwierig wäre. Es müßte sich streng an den Text des Neuen Testamentes anschließen und doch müßte es zugleich das Verständnis dem tamulischen Geiste vermitteln. Vielleicht könnte man es in Gottes Namen mit diesem Munschi versuchen, der, wenn auch Heide, doch in gewisser Weise nicht ferne ist vom Reiche Gottes, der den heiligen Dingen unseres Glaubens mit der Naivität des Verwunderns gegenübersteht, dem Gott auch ein hohes Maß von geistiger Kraft und eine besondere Lebhaftigkeit der Phantasie verliehen hat.

In solchen Erwägungen beschloß ich, einen Versuch zu machen. Ich erklärte ihm das Gespräch des Herrn mit Nikodemus. Wir brauchten lange dazu, ehe wir uns über die Auffassung verständigten, aber ich hatte Ursache, seinen eindringenden Scharfsinn zu bewundern. So sagte er unter anderem bei der Stelle: „Der Wind wehet, wo er will, und du hörest sein Sausen wohl, aber du weißt nicht, von wannen er kommt, und wohin er fährt; also ist ein jeglicher, der aus dem Geist geboren ist": „Herkunft und Hingang des Windes ist ein Geheimnis; aber daß er weht, ist eine Thatsache. So ist es mit dem Wiedergeborenen, man weiß nicht, von wannen ihm das neue Leben gekommen, und weiß nicht, wohin es ihn trägt, aber daß es vorhanden ist, ist offenbar." Er ging nun daran, das Gespräch in Verse zu gießen. Hättest du ihn bei seiner Arbeit beobachten können, es hätte dich vielleicht etwas wie Rührung überkommen. Es lag wie heiliger Eifer über seinem Gesicht, wie denn seine Gesichtszüge während der Monate seiner Arbeit sich merkwürdig vergeistigten. Als er mir seine Verse vorlas und erklärte, war ich überrascht davon, wie genau er sich an den Text angeschlossen hatte, und wie einfach und wohllautend seine Verse waren. Er fragte, ob er noch einen Vers hinzufügen dürfe, um es dem Verständnis seiner Landsleute klar zu machen, was es um das Wort sei: „Wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also soll des Menschen Sohn erhöhet werden." Denn ich hatte ihm gesagt: wie die Israeliten vom Schlangengift durch den Anblick der ehernen Schlange geheilt seien, so würden die Sünder vom Gift der Sünde geheilt durch den Anblick dessen, der in Gestalt eines Sünders am Kreuze hängt. Er fügte folgenden Vers hinzu: „Wie man den Dorn aus der Wunde mit dem Dorn entfernt, wie man den Staub des Gewandes mit Sand entfernt (die tamulische Weise zu waschen), so hat Gott die Sünde der Welt durch den entfernt, der die Gestalt des Sünders annehmend, für sie am Kreuze starb." Dieser Vers löste meine letzten Bedenken.

Es war kurz nach Weihnachten, daß der Munschi die Geschichte der Ge-

burt unsers Heilandes behandelte. Er hatte mir schon immer gesagt, diese Geschichte müsse er besonders heilig und süß darstellen. Aber gerade den Vers, der die Geburt unsers Heilandes erzählen sollte, brachte er trotz allen Mühens nicht zu stande. Er zog sich, um völlig ungestört zu sein, auf das Dach des Hauses zurück. Nach einigen Stunden kam ich, um nach ihm zu sehen, und fand ihn in tiefer Bewegung. Er sagte: „Jetzt ist Christus in mir geboren. Dieser Vers ist mir plötzlich wie von oben her gekommen.“ Wer die kühle Nüchternheit der Tamulen kennt, wird eine solche Ergriffenheit um so höher anschlagen, und in diesem Falle wenigstens halte ich eine Heuchelei für völlig ausgeschlossen. Der Vers, in dem er die Geburt des Herrn erzählt, ist von wunderbarer Schönheit und Einfalt.

Oft konnten wir uns über einzelne Dinge nicht leicht einigen, namentlich war es ihm schmerzlich, wenn er auf mein Drängen einzelne Verse streichen mußte. „Es sind doch meine Kinder,“ sagte er, „und jeder hat seine Kinder lieb.“ Aber wenn er z. B. von der Stadt Jerusalem, zu deren Preis er einige Verse als Eingang zu der Geschichte des Einzugs des Herrn in Jerusalem dichten sollte, sagt, daß es dort drei Regenzeiten im Jahre giebt, so sagte ich ihm, im heiligen Lande gebe es nur zwei Regenzeiten, und in unserem Gedicht dürfe nur die purlautere Wahrheit stehen. „Ja,“ sagte er, „jeder Tamule weiß, daß dies nur Redeschmuck (Alangāram) ist, um die Fruchtbarkeit jener Gegend zu bezeichnen: dreimalige Regenzeit bezeichnet in jedem tamulischen Gedicht die Fruchtbarkeit eines Landes; es kommt gar nicht darauf an, daß es dreimal regnet.“ Ich bestand darauf, daß die Verse entfernt werden müßten. Dagegen ließ ich stehen, daß „Jerusalem eine Krone sei, deren schönster Edelstein der Tempel.“ Namentlich hielt ich auf völlig sinngetreue Wiedergabe der Worte Christi. Hier zeigte sich bei ihm oft das Bestreben, die Bekehrung als eine Erkenntnissache hinzustellen, so bei dem verlorenen Sohn. Überhaupt wurde ihm die Behandlung der Gleichnisse am schwersten; dagegen zeigte er ungemeines Interesse für die Wechselrede in den Gesprächen des Herrn mit den Pharisäern. Hier fand der scharfsinnige Tamule seinen Meister. Er fand es unnachahmlich schön, wie der Herr in der Geschichte vom Blindgeborenen mit seinen Widersachern redet.

Meine Leser werden schon längst die Frage auf den Lippen haben: Glaubte der Mann denn, was er dichtete? Die Antwort auf diese Frage ist nicht leicht. Er hat es mich mehrfach versichert, und ich habe es aus seinem ganzen Benehmen entnommen, daß er die Wahrheit der heiligen Geschichte und die Hoheit der Person des Herrn in seinem Innern empfunden hat. Er gab es zu, daß Siwas Geschichte eitel Phantasie, und daß die Geschichte Jesu völlige Wahrheit ist. Einst brachte er seinen Bruder, der ein fanatischer Siwait ist, zu mir, und legte vor meinen Ohren ein Zeugnis für das Christentum ab, indem er sagte, daß, je näher man diesen Dingen komme, sie einem um so wesenhafter würden. Daß der Geist Gottes an ihm arbeitet, ist mir zweifellos. Ob der Geist Gottes oder der Geist der Lüge in ihm zum endlichen Siege kommen wird, wer kann das entscheiden? Auch hier sind es Familienbande, die den Entschluß hindern. Seine Frau hat trotz seiner Bitten sich nie entschlossen, meine Frau zu besuchen; vielleicht ist sie der eigentliche Grund seines Zögerns.

Daß der Munschi alle seine Kräfte in den Dienst dieser Arbeit gestellt hat, kann ich ihm bezeugen. Er arbeitete mit seinen Gedanken Tag und Nacht, und seine Gestalt verfiel. Möchte doch auch seine Seele den erkennen, der für uns gearbeitet hat, und dessen Geschichte er von der Verkündigung an bis zur Himmelfahrt in 38 Gesängen darstellen durfte! Das Versmaß jedes einzelnen Gedichtes ist der Stimmung der Geschichte angepaßt, und wechselt auch oft innerhalb des einzelnen Gesanges, ein Umstand, der beim Vortrag dem Gedicht eine große Lebendigkeit geben muß, und das Verständnis erleichtern wird.

Am letzten April 1891 war das Gedicht fertig. Schon vorher hatte ich den Landprediger Dêwasagâjam gebeten, von Madrás nach Kudelur zu kommen, um sein Gutachten abzugeben und einiges zu entscheiden, worüber wir uns nicht einigen konnten. Der Landprediger übernachtete in unserem Hause, und wir hörten ihn bis spät in die Nacht hinein das Gedicht lesen, indem er die Verse vor sich hinsummte. „Köstlich, köstlich!" rief er einmal über das andere. „Das ist ein wirklich tamulisches Gedicht, und zugleich ein Kommentar" sagte er.

Seitdem ist das Gedicht, das den Namen „Die Herrlichkeit Christi" trägt, in Trankebar gedruckt worden, und ich habe es an einzelne verschenkt, denen ich Verständnis für die Sache zutraute. Ob für unser Werk ein wesentlicher Segen aus dieser Arbeit erwächst, wird besonders davon abhängen, ob die Brüder sich davon überzeugen, daß diese Art der Einwirkung auf die Heiden dem Geiste Christi und seinem heiligen Willen gemäß ist. Gar wichtig wäre es, wenn man in unserem Seminar einen Versuch damit machte, die künftigen Katecheten und Lehrer das Gedicht studieren zu lassen, damit sie in ihrer späteren Wirksamkeit davon Gebrauch machen könnten. Ich selbst hoffe hier in Madrás durch den Landprediger Dêwasagâjam vielleicht in unserer Fabriciusschule Singabende einzurichten, zu denen ich zunächst die Eltern unserer heidnischen Schüler einladen würde. Gott sei alles befohlen.

Statistische Übersichten über die evangelischen Missionsgesellschaften.

I. Die Deutschen.[1])

Siehe Tabelle auf Seite 242 u. 243.

---

[1]) Ich gebe diese sorgfältig ausgearbeitete Tabelle nach dem Jahrbuch der Sächsischen Missionskonferenz für das Jahr 1892 S. 40. 41. — Kolumne 6 u. 9 habe ich weggelassen. Die erstere enthält die „Lehrkräfte", welche zumeist in 5b bereits eingerechnet sind, die letztere, welche die „Helferinnen" giebt, ist nicht gesichtet genug. Die von den Frauenvereinen entsandten weiblichen Gehilfen (Nr. 8 u. 10 der Missionsgesellschaften) habe ich in Klammern in Kolumne 4 beigefügt.

Die Einnahme schließt auch die Kapitalzinsen und sonstige nicht durch freiwillige Beiträge bezogene Mittel ein, z. B. bei Basel den Ertrag des Missionshandels; auch sind die aus nichtdeutschen Gebieten eingegangenen Gaben eingerechnet. Will man den Reinertrag der deutschen eigentlichen Missionsbeiträge wissen, so muß man von der Gesamtsumme etwa 730000 M. in Abzug bringen. — Bei der evang. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika entfällt der weit größere Teil der Einnahme auf das Krankenhaus.

II. Die britischen.[1])

1. Kirchliche Missionsgesellschaften.

Gesellschaft	Betrag
Church Miss. Soc.	4654580 M.
Soc. Prop. Gospel	2950060 „
Ch. of England Zenana M. S.	622260 „
Soc. for Promoting Christ. Knowledge	300000 „
Univ. Miss. to Central Africa	390440 „
South American M. S.	176720 „
Miss. Leaves Assoc.	180100 „
14 kleinere Gesellschaften	427240 „
Direkte Gaben	420000 „
Summa:	10121400 M.

2. Vereinigte kirchliche und freikirchliche Missionsgesellschaften.

Gesellschaft	Betrag
Brit. and Foreign Bible Soc.	2100000 M.
Relig. Tract. Soc.	284760 „
China Inland M.	598640 „
Indian Female Normal Soc.	343160 „
Soc. Prom. Fem. Educ. East	113320 „
6 kleinere Gesellschaften	586080 „
Weitere Gaben	150000 „
Summa:	4175960 M.

3. Englische freikirchliche Missionsgesellschaften.

Gesellschaft	Betrag
Wesleyan M. Soc.	2194120 M.
London „ „	1658040 „
Baptist „ „	1198420 „
Engl. Presbyt. For. M.	322840 „
Friends For. M. Assoc.	186840 „
Unit. Meth. Free Ch. For. M.	132420 „
Welsh Calv. Meth. For. M.	152320 „
9 kleinere Gesellschaften	587060 „
Weitere Gaben	200000 „
Summa:	6632060 M.

Unter den Aufbringungen auf den Missionsgebieten sind nicht bloß die freiwilligen Beiträge der eingeborenen Christen und die Kirchensteuern, sondern auch die Einnahmen aus dem Missionshandel (besonders bei der Brüdergemeine) und den Missionsländereien wie die Schulsubventionen seitens der Kolonialregierungen eingerechnet. Kolumne 8 b und 9 zusammen repräsentieren den gesamten Aufwand für den Betrieb der deutschen Missionen. — Unter den Gehilfen sind nicht etwa lauter besoldete zu verstehen.

Die Vergleichungen mit den statistischen Angaben aus 1888, 1883 und 1873, die als Anhang der Tabelle beigegeben sind, dürften nicht für alle Kolumnen ganz zutreffend sein, da es nicht absolut sicher ist, ob dieselben statistischen Grundsätze allen Berechnungen zu Grunde gelegen haben.

[1]) Nach den Angaben des Canon Robertson. Int. 1892, 64. Vgl. die Tabellen aus 1888 und 1889 und die Bemerkungen zu denselben A. M.-Z. 1891, 81. — Leider muß ich mich in dieser Tabelle auf die Einnahmen beschränken, wie sie meine Quelle giebt, da mir augenblicklich die Zeit für die Sammlung der statistischen Angaben über die Missionare, Heidenchristen, Schulen &c. fehlt.

Die deutschen evangelischen

Missionsgesellschaften mit Angabe des Berichtsjahres und der betr. Missionsgebiete. NB. Die gesperrt gedruckten Gebiete sind die hauptsächlichsten der betr. Missionsgesellschaft.	1 Jahr der Gründung	2 Haupt-stationen	3 Heiden-christen
1. **Mission der Brüdergemeine.** — Juli 1890/91. — Grönland, Labrador, Alaska, Indianergebiet von Nordamerika, westindische Inseln, Moskito-Küste, Suriname, Demerara, Kapland, Kafferland, Ostafrika (Nyasa), Viktoria, Nord-Queensland, Himalaya	1732	115	90020
2. **Basler Missionsgesellschaft.** — 1890. — Südindien (Malabar), China (Hongkong), Goldküste, Kamerun	1815	50	23338
3. **Berliner Missionsgesellschaft (Berlin I).** — 1890. — Südafrika (Kapland, Kafferland, Oranje, Transvaal, Natal), China (Kanton), Ostafrika (Nyasa) . .	1823	50	28033
4. **Rheinische Missionsgesellschaft.** — 1890. — Süd-west-Afrika (Namaland u. Herero-Land), Kapkolonie, Borneo, Sumatra, Nias, China (Kanton-Distr.), Neu-Guinea	1828	62	39442
5. **Norddeutsche Missionsgesellschaft.** — 1890. — Sklavenküste (Keta), [Togo-Land]	1836	3	800
6. **Goßnersche Missionsgesellschaft (Berlin II).** — 1890. — Nordindien (Kols- und Gangesmission) . .	1836	14	ca. 38000
7. **Leipziger Missionsgesellschaft.** — 1890. — Südindien (Tamulen)	1836	27	14084
8. **Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande.** — 15. Dez. 1889/90. — Nordindien (Gangesgebiet)	1842	[8]	—
9. **Hermannsburger Missionsgesellschaft.** — 1890. — Südafrika (Natal, Zululand, Betschuana), Ostindien (Telugu), Australien, Neuseeland	1849	59	17009
10. **Berliner Frauenverein für China.** — 1890. — Findel- und Erziehungshaus in Hongkong	1850	1	[143]
11. **Jerusalemverein.** — 1890. — (Bethlehem, Beitdjala, Hebron)	1852	3	ca. 300
12. **Schleswig-Holsteinische evang.-lutherische Missionsgesellschaft zu Breklum.** — 1. April 1890/91. — Ostindien (Telugu- und Urija-Jeypur)	1877	6	96
13. **Neukirchener Missionsgesellschaft.** — 1890 resp. 31. Mai 1890/91. — Java, ostafrikanische Küste (Witu)	1881	6	469
14. **Allgemeiner evang.-protest. Missionsverein.** — 1890. — Japan	1884	2	ca. 300
15. **Evang. Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika (Berlin III).** — 1890	1885	3	—
16. **Neuendettelsauer Missionsgesellschaft.** — 1. Dezbr. 1889/90. — Queensland, Neu-Guinea	1886	4	—
17. **Bayerische evang.-luther. Mission für Ostafrika.** — 1890. — Englisch-ostafrikanische Küste	1886	3	12
	—	408	246903
Dagegen:			
Im J. 1888 lt. Jahrbuch 1890	—	380	214628
„ „ 1883 lt. Statistik v. Grundemann in Warnecks Allg. M.-Z. 1885	—	342	193975
„ „ 1873 lt. „ „ „ „ „ „ „ „ 1875	—	290	128000

Missionsgesellschaften 1890.

4	5		6	7	8		9	10
Europäische Missionare	Eingeborene Gehilfen a) ordinierte	sonstige Gehilfen	Schulen	Schüler	Einnahme a) In der Heimat, laut Jahresrechnung	b) Aufbringungen auf den betr. Missionsgeb.	Ausgabe	Zöglinge im Missionshaus
					Mark	Mark	Mark	
155	22	998	239	20883	462816	932108	469792	19
133	39	289	297	10500	920188	117045	939106	94
69	1	[313] 469	140	4253	317973	201049	314970	23
83	13	558	125	7256	444681	70794	447210	45
10	—	10	14	353	121630	2400	118644	
23	16	ca. 300	ca. 50	ca. 1500	159678	7390	193243	14
27	17	180	183	4753	324363	25268	324376	15
[13]	—	—			13535		11642	—
65	—	181	57	3089	207195	64396	207195	25
1 + [5]	—	1	1	80	15715	ca. 23000	16054	—
1	1	2	3	ca. 250	ca. 24000		ca. 28000	—
11	—	11	2	61	69360		71086	7
9	—	8	8	94	43011		42652	15
4	2	4	2	ca. 100	42855		41484	3 ?
3 u. 4 Diakonen	—	—	2	30	177038	—	176140	2
7	—	—	3	65	22447	—	(?) 22447	4
5	—	—	1	15	25000	—	21000	3
606	111	2855	1127	53282	3.391485	1.443450	3.445041	259
	2966							
549	2450		877	42369	3.044329		3.042838	
517	2564		790	40643			2.707218	
500				27500			2.140000	

4. Schottische und irisch-presbyterianische Missionsgesellschaften.

Free Church of Scotland	1381720 M.
United Presb. M.	722220 „
Church of Scotland	821480 „
National Bible Soc.	300000 „
Edinb. Medical Soc.	82160 „
3 kleinere Gesellschaften	109260 „
Irish Presbyt. M.	385520 „
Summa:	3802360 M.

Gesamtsumme 1890/91: 24731780 M.[1])
„ 1889/90: 24923880 „
„ 1888/89: 25363960 „

Schon im vorigen Jahre hatte ich (S. 82) den Wunsch geäußert, daß doch eine Statistik der Seelenzahl der Church of England wie der dortigen freien Kirchengemeinschaften beigegeben werden möchte, damit man einigermaßen die prozentuale Höhe der gegenseitigen Missionsleistungen übersehen könne. Die absoluten Zahlen zumal in der vorliegenden Gruppierung sind in bezug auf das Maß dieser Leistungen irreführend, weil der Schein entsteht, als leiste die Church mehr als die Dissenters. Es ist denn auch seitens des Major Churchill im Int. (1892, 232) in diesem Sinne ein Protest gegen die Gruppierung Robertsons erhoben worden, der uns durch die Antwort des letzteren (Int. 303) keineswegs widerlegt zu sein scheint. Der Herr Kanonikus beschränkt sich nämlich im wesentlichen darauf zu erklären, daß er lediglich Statistiker der Gesellschaften sei. Die Streitfrage würde, wie ich mir erlaubt habe, dem Herausgeber des Int. zu schreiben, sofort erledigt sein, wenn man sich die Mühe geben wollte, das Verhältnis der Leistungen zur Größe der gegenseitigen Seelenzahl festzustellen. Ich gebe zu, daß das einige Schwierigkeiten hat besonders wegen der „Vereinigten kirchlichen und freikirchlichen Gesellschaften". Denn das fällt fürs Ganze kaum ins Gewicht, daß einige Glieder der Church auch Beiträge zahlen für Dissentergesellschaften und einige Dissenters für kirchliche Gesellschaften. Das gleicht sich wohl gegenseitig ziemlich aus. Ich wiederhole daher den auch privatim an das Organ der Ch. M. S. gerichteten Wunsch öffentlich, daß doch endlich einmal durch Mitteilung zuverlässiger statistischer Angaben über die Gesamtzahl der zur Kirche von England wie der zu den Dissentergemeinschaften gehörigen Seelen (nicht Kommunikanten) eine richtige Einsicht in die gegenseitigen Missionsleistungen ermöglicht werde.

III. Die nordamerikanischen[2]) (1890/91).

Siehe Tabelle folgende Seite.

[1]) Kapitalzinsen sowie von außerhalb Englands bezogene Einnahmen sind allerdings von dieser Summe ausgeschlossen und ich habe auch die Judenmissionsgesellschaften in Abzug gebracht; aber die für die Proselytierung in andern christlichen Kirchengemeinschaften vereinnahmten Mittel sind eingeschlossen.

[2]) Nach dem von dem Am. Board herausgegebenen Almanac for 1892. In unserer Tabelle sind ausgelassen die Missionarinnen, weil die betreffende Kolumne

Gesellschaften.	1 Haupt-stationen	2 Missionare	3 Eing. Arb.	4 Gemeinden	5 Kommunikanten	6 Schulen	7 Schüler	8 Einnahme in Dollars
American Board	97	201	2648	410	38226	1116	46403	824325
Presbyterian Board, North	108	250	1421	377	28494	605	27818	942690
Presbyterian Board, South	20	47	50	35	2072	16	855	112951
Reformed Church of America (Dutch)	15	23	314	58	5214	157	5210	116265
United Presbyterian Board	16	29	519	39	9832	252	10480	148123
Cumberland Presb. Church	3	6	19	11	632	4	298	22259
Reformed Presb. Church	3	6	40	3	248	36	740	19613
Asso. Ref. Synod in the South	5	2	7	10	235	4	65	4975
Reformed Church of the U. S., German	8	3	19	11	1630	24	722	18000
Ref. Presb. Gen. Synod	3	1	20	3	57	2	30	6000
Baptist Missionary Union	68	145	1377	744	90225	1038	20107	472174
Baptist Southern Convention	39	40	66	67	2377	22	823	113522
Free Baptists	7	9	180	11	805	100	3472	22646
Seventh Day Baptists	1	2	14	1	32	4	70	4655
German Baptist Brethren (Tunkers)	5	—	17	—	139	4	—	2432
Methodist Episc. Church	60	184	2398	334	35207	1392	37338	874827
Bishop Taylors African Miss.	38	34	21	9	320	38	—	50000
Transit and Building Fund ?	7	11	20	6	?	6	600	20000
Meth. Episc. Church, South	62	52	143	62	5033	46	1417	251299
Meth. Protestant Church	2	5	13	2	217	4	241	20767
Wesleyan Methodist	1	2	10	1	250	1	208	2000
Free Methodist Church	4	4	4	—	—	—	—	2688
Protestant Episc. Foreign Missionary Society	55	29	278	50	3258	119	3434	194718
Evangelical Association	46	7	84	65	10577	362	19923	23000
United Brethren in Christ	12	4	40	25	6000	19	600	30000
Evangelical Lutheran General Synod	4	6	515	374	8082	223	5174	48771
Evangelical Lutheran General Council	6	5	91	2	978	73	1473	12675
Foreign Christian Missionary Society (Disciples)	20	33	41	36	—	10	711	59366
Amer. Christian Convention	6	2	10	4	150	1	4	5203
United Brethren (Moravians)	—	—	—	—	—	—	—	24366
United Synod of Evang. Lutheran Church, South	—	1	—	—	—	—	—	3000
German Evang. Synod of North America	3	5	24	8	356	14	410	10850
The Friends	7	8	36	13	465	19	848	29278
Seventh Day Adventists	5	3	21	31	821	—	—	57799
	736	1159	10460	2797	251932	5711	189469	4.551237

= 18.204948 M.

Hierzu kommen noch die kanadischen Missionen mit in Summa: 85 Missionaren, 420 eingeborenen Arbeitern, 8229 Kommunikanten und einer Gesamteinnahme von 732 224 M. (Alm. 33).

Über den

IV. europäischen Kontinent

(außer Deutschland und Schweiz) stehen mir die statistischen Angaben pro 1890 noch nicht zu gebote. Was der genannte Almanac (S. 38) auf Grund der Encyclopaedia of Missions giebt, ist ganz ungenau. Die Einnahmen mögen sich etwa folgendermaßen stellen:

Norwegen	ca. 450000 M.
Schweden	ca. 350000 „
Dänemark	ca. 140000 „
Finnland	ca. 85000 „
Holland	ca. 550000 „
Frankreich inkl. rom. Schweiz	ca. 370000 „
Summa:	ca. 1945000 M.

Nun fehlen noch die selbständigen südafrikanischen, australischen und ostindischen Gesellschaften, über welche zuverlässige Nachrichten zu erlangen uns bis jetzt nicht geglückt ist. In Summa kann man annehmen, daß die Gesamteinnahmen der evangelischen Mission aller Kirchenabteilungen und Länder 40—42 Millionen Mark im Jahre 1890 betragen haben. Wck.

Gemischte Zeitung.

1. Aus Central- und Nordindien, speciell aus Audh und Rohilkand, werden von den Missionsgebieten der Amerik. Vereinigten Presbyterianer und der Methodisten aus 1890 und besonders 1891 zehntausende von Taufen niederer Kastenleute gemeldet, Zahlen, welche diejenigen der Amerik. Baptisten im Telugulande vor einigen Jahren noch übertreffen. Vorläufig notieren wir nur die Thatsache, eine eingehendere Besprechung uns vorbehaltend, bis ein umfassendes Detailmaterial in unsern Händen ist.

2. Nach dem Census vom 5. April 1891, dessen Gesamtergebnis jetzt vorliegt, belief sich die Bevölkerung Indiens auf 288 159 672 Seelen, gegen 1881 ein Mehr von ca. 33½ Millionen. Nur würde es unseres Erachtens ein Irrtum sein, dieses plus lediglich auf die Zunahme der Bevölkerung zu setzen. Vermutlich kommt es zum Teil daher, daß diesmal besser gezählt worden ist bezw. daß die kaum halb civilisierten Stämme der eigentlichen Ureinwohner, der Bergvölker, sich besser haben zählen lassen. Den Religionen nach verteilen sich diese Millionen Indiens folgendermaßen:

des Almanac auch die Missionarsfrauen einrechnet. — Die Gesamtsumme der in der Pflege der amerikanischen Missionen stehenden Heidenchristen dürfte ca. 700 000 bis 800 000 betragen. — In die Einnahmen sind auch die für die proselytierende Thätigkeit unter andern christlichen Kirchengemeinschaften verrechneten Summen mit eingeschlossen, ebenso Kapitalzinsen 2c. Die wirklichen Beiträge Nordamerikas für Heidenmission dürften um wenigstens 2 Millionen zu kürzen sein. Vgl. A. M.-Z. 1891, 87 f.

	1891	1881
Hindus . . .	207654407	187937450
Mohammedaner	57365204	50121585
Tieranbeter . .	9302583	6426511
Buddhisten . .	7101057[1]	3418884
Christen . .	2284191	1862634
Sikhs . . .	1907836	1853426
Dschains . . .	1416109	1221896
Parsis . . .	89887	85397
Juden . . .	17180	12009
Atheisten . . .	289	—

Die Specialisierung des Regierungscensus liegt noch nicht vor. Wenn von den 2284191 Christen ca. 1400000 auf die Katholiken (römische und portugalsche) entfallen, so würde im April 1891 die Gesamtzahl der evangelischen Christen Indiens in runder Summe 884000 betragen haben mit Einschluß der Europäer und Eurasier. Unsere Vermutung, daß die Gesamtsumme der evangelischen Heidenchristen Indiens 1891 700000 übersteigen würde (A. M.-Z. 1891, 408), ist also jedenfalls reichlich erfüllt. Genau werden sich die Zahlen aber erst feststellen lassen, wenn der Missionscensus vorliegt.[2])

3. In China ist es oder scheint es wenigstens zu einiger Ruhe gekommen zu sein. Die Regierung hat eine Entschädigung von 2 Millionen Mark an die Missionen aller Nationalitäten und an die Familien der beiden getöteten Europäer gezahlt und harte Strafen über die Unruhstifter und auch über die nachlässigen Beamten verhängt. Die Urheber von aufreizenden Plakaten werden für die Zukunft mit dem Tode bedroht — wenn es nämlich ernst gemeint ist. Von diesen Plakaten liegt mir eine Sammlung vor, die mit englischen Erklärungen zu dem Zweck zusammengestellt und allen in China arbeitenden Missionsgesellschaften übermittelt worden ist, damit dieselben bei ihren resp. Regierungen Schritte thun, um für die Zukunft ähnliche Aufreizungen und Blasphemien zu verhüten. Es sind meist Karikaturen voll schändlicher Gemeinheiten, welche den Text illustrieren, schlimmere Dinge, als in den ersten Jahrhunderten den Christen untergelegt worden sind. Es wird aber auch hier heißen: Gottes gnadenvolle Weisheit wendet zum Guten, was seine Feinde böse zu machen gedachten. Schon jetzt fehlt es nicht an hoffnungsvollen Nachrichten.

4. Die Nyasa-Expedition der Berliner Missionsgesellschaft hat ihre erste Station bei der Stadt des Häuptlings Matungila auf dem Berge Tipajika, in einer Höhe von 2500 Fuß über dem Meere angelegt und „Wange-

[1]) Daß die Verdoppelung der Buddhisten innerhalb der letzten zehn Jahre auf bloße Vermehrung durch Geburten oder Propaganda kommen soll, ist unmöglich. Es muß 1881 ein ungenauer Census vorgelegen haben. Man muß also mit vergleichenden Schlüssen aus diesen Zahlenangaben sehr vorsichtig sein.

[2]) Ein Artikel der Times vom 4. April (Indian affairs) äußert sich sehr befriedigt über die Vermehrung der christlichen Bevölkerung Indiens, von der er behauptet, daß sie auch stetig an Bildung, Wohlstand und gesellschaftlichem Ansehen wachse.

mannshöhe" genannt. Ehrlich gestanden wäre uns ein afrikanischer Name lieber gewesen.

5. Die Allg. ev.-luth. K.-Z. (1892, 235) bringt folgende charakteristische Mitteilung aus dem Elsaß: „In den Verhandlungen des Landesausschusses wurde mitgeteilt, daß die Kapuziner in Elsaß-Lothringen ein Noviziat zur Ausbildung von Missionaren für Afrika zu gründen beabsichtigen und der Abg. Spies, auf den Umstand sich berufend, daß die Missionare Träger der Kultur sind, begehrte von der Regierung eine Beihilfe für diesen Zweck. Der Unterstaatssekretär von Puttkamer erwiderte ihm, daß Errichtung von Missionsschulen Sache des Reichs und nicht des Reichslandes sei, daß übrigens, wenn eine solche Privatschule gegründet werde, die Regierung, soweit ihre Mittel reichen, unterstützungsbedürftigen Schülern Stipendien gewähren werde."

Die Richtigkeit dieser Mitteilung vorausgesetzt hätten wir da ein neues Pröbchen offiziellen Missionsverständnisses: „Die Errichtung von Missionsschulen Sache des Reichs"!! Daß Herr v. P. zu dieser Erklärung seitens der deutschen Reichsregierung bevollmächtigt gewesen, können wir nicht annehmen. Wir würden sonst energisch dagegen protestieren.

Aber ebenso merkwürdig ist, daß der Korrespondent der genannten Ztg. nicht dagegen protestiert, sondern bemerkt: „jedenfalls würde, falls das Kapuzinernoviziat gegründet werden sollte, die Parität erfordern, daß auch evangelischen Jünglingen eine ähnliche Unterstützung wie den katholischen gewährt würde." Die Reichsmission wird also keineswegs a limine abgewiesen. Man sieht: ein Überfluß an Missionsklarheit und an Eifer für Missionsfreiheit ist gerade nicht vorhanden. Wck.

Literatur-Bericht.

Deutsch-Ostafrika. Von Katunga nach Makapalile. Aus dem Tagebuch des Missionars der Brüdergemeine Th. Richards. Herrnhut. 1892. Als Manuskript gedruckt. Dieses Schriftchen wird jedem, der es wünscht, unentgeltlich zugestellt durch Missionsdirektor Buchner in Berthelsdorf bei Herrnhut. Vgl. A. M.-Z. 1892, 88 u. 143. Ich denke, daß diejenigen, welche sich speciell mit den Nyasamissionen beschäftigen wollen, von dieser noblen Offerte gern Gebrauch machen werden.

Erklärung.

Die Aprilnummer der Monatsausgabe der Kirchl. Korrespondenz 1892 enthielt unter der Überschrift: „Sollen unsre deutschen Kolonien evangelisch oder katholisch werden?" einen seitens des Centralvorstandes des Evang. Bundes „mit besonderer Dringlichkeit" empfohlenen Aufruf „der Evang. Missions-G. für Deutsch-Ostafrika," welcher speziell den Absatz von Lotterielosen zum Zwecke hat. Um Mißverständnissen zu begegnen, erkläre ich, ohne auf den Inhalt des in Rede stehenden Artikels, gegen den mancherlei einzuwenden ist, weiter einzugehen, daß ich von demselben keinerlei Kenntnis gehabt habe, da ich dem Centralvorstande des Evang. Bundes schon seit längerer Zeit nicht mehr als aktives Mitglied angehöre. Warneck.

Eine Missionslehre.

Die Missionskunde umfaßt zwei Hauptgebiete: Missionsgeschichte und Missionstheorie. Als drittes kommt mit der Zeit vielleicht noch eine Missionsapologetik dazu. Heute hat noch keins dieser Gebiete eine wissenschaftlichen Anforderungen entsprechende Gesamtbehandlung erfahren. Wohl fehlt es nicht an Bausteinen zu einer Missionsgeschichte wie zu einer Missionstheorie, aber eine Universalgeschichte der Ausbreitung des Christentums ist bis jetzt ebensowenig vorhanden wie eine allgemeine Missionslehre.

An die letztere hat der Herausgeber dieser Zeitschrift Hand anzulegen gewagt. Unter dem Titel: „Evangelische Missionslehre. Ein missionstheoretischer Versuch" (Gotha, Fr. Andr. Perthes) ist soeben seine Arbeit erschienen. Zunächst die erste Abteilung, welche neben der Einleitung in das Ganze die Begründung der Sendung behandelt; die zweite und die dritte Abteilung: die Organe der Sendung und der Betrieb der Sendung sollen folgen, so beschleunigt als Kraft und Zeit es erlauben.

Es ist ein Versuch, den ich der Missionsgemeinde und speciell den Missionsarbeitern daheim wie draußen darbiete, ein Versuch, von dessen Mangelhaftigkeit ich selbst am lebhaftesten überzeugt bin. Gerade weil ich kein Neuling bin auf dem Gebiete missionstheoretischer Arbeit, hat das Maß der Einsicht in das Wesen, in die Geschichte und in den Betrieb der Mission, welches ein nun wohl 25jähriges Studium mir erschlossen, in wachsendem Maße die Überzeugung von der Größe und Schwierigkeit der Aufgabe in mir vertieft. Das Werk der Weltchristianisierung, so knechtsgestaltlich immer auch seine menschliche Ausführung, ist so majestätisch und in seiner vielgliedrigen Verzweigung so inhaltsvoll, daß der Versuch einer Systematisierung desselben fast etwas Erdrückendes hat. Und ich würde mich wenigstens jetzt noch nicht an ihn gewagt haben, wenn nicht der Herausgeber der „Handbibliothek der praktischen Theologie" so sehr dazu gedrängt hätte. Allerdings stand die Abfassung einer Missionslehre seit Jahren auf meinem Arbeitsprogramm, aber sie sollte den Abschluß meiner missionsliterarischen Thätigkeit bilden. Das herannahende Alter und die Ungewißheit über die Dauer meines Arbeitstages ließ mich aber in dem Drängen des Auftraggebers eine Erinnerung an die Nacht erkennen, da niemand mehr wirken kann, und so entschloß ich mich zu geben, was ich habe, so unvollkommen es auch sein mag. Einer muß ja doch

der erste sein, der den Versuch wagt; hoffentlich ist die Kritik so gütig, ihn ein wenig nach dem: in magnis voluisse sat est zu beurteilen.

Wie schon bemerkt, erscheint zunächst nur die erste Abteilung. Aber obgleich nur ein Teil des Ganzen bildet sie doch eine in sich abgeschlossene Arbeit. Sie legt das Fundament, und weil das Werk der Weltchristianisierung ein Riesenbau ist, so muß dieses Fundament tief gegründet und breit angelegt sein. Speciell der biblisch-theologischen Begründung der Sendung habe ich in den Kapiteln 7—12 einen breiten Raum gewidmet selbst auf die Gefahr hin mich dem Vorwurf auszusetzen, zu umständlich geworden zu sein. Es ist sonst nicht meine Art breit zu werden; aber angesichts der untergeordneten Stellung, welche theoretisch wie praktisch, in Theologie und Leben dem großen Werke der Weltchristianisierung bis auf diesen Tag angewiesen wird, mußte es meine Aufgabe sein, durch eine umständliche Argumentation das wie eine ewige Krankheit sich forterbende Vorurteil zu zerstören, als ob die Mission etwas Nebensächliches und Untergeordnetes in der göttlichen Gnadenhaushaltung sei. Der Erweis der organischen Verwurzelung des Heilsuniversalismus mit der gesamten Heilsoffenbarung Gottes von der Schöpfung an bis zur Parusie und dem Weltgericht hat nicht bloß eine theoretische, sondern eine eminent praktische Bedeutung, wie Kap. 13 darthut.

Aber es ist nicht bloß, wenn ich es so bezeichnen darf, ein apologetisches Interesse, welches die breite biblisch-theologische Beweisführung nötig macht, es ist auch ein Lebensbedürfnis für die Mission zumal heute gegenüber dem übermächtigen alles zersetzenden Kritizismus. Wir brauchen ein festes Fundament unter den Füßen, wenn wir Mut und Freudigkeit haben sollen, unserm himmlischen König die Welt zu erobern. Und dieses sichere Fundament kann kein anderes sein als der universale göttliche Heilswille, wie er in That und Wort kund gethan und in der Schrift fixiert ist. Die Mission schwebt in der Luft, wenn unserm Glaubensgehorsam diese objektive Autorität untergraben wird. Alle die glänzende Rhetorik der modernen Theologie, welche den Glauben loslöst von den geschichtlichen Heilsthatsachen und von dem geschriebenen Lehrwort, um ihn lediglich auf die subjektive Erfahrung zu gründen, verdeckt nur durch künstliche Blumen das Bodenlose, vor das sie uns stellt. Dieser auf sich selbst gestellte Glaube ist nicht der Sieg, der die Welt überwunden hat oder der sie heute überwindet. Wenn irgend ein Werk Glauben braucht, der nicht auf sich selbst gestellt ist, so ist es die Mission. Um denen, die ihr dienen daheim und draußen, in allen Stürmen, Bedrängnissen, Anfechtungen, Leiden, Opfern einen festen ob-

jektiven Halt und eine unversiechliche Quelle persönlichen Mutes zu erschließen, hat die vorliegende Missionslehre großen Fleiß auf das: „Es stehet geschrieben“ verwendet.

Und zwar läßt sie die Schrift möglichst viel selbst reden. Die Polemik ist fast ganz vermieden, nur in dem die Reden Jesu behandelnden Kapitel war eine Auseinandersetzung mit Weiß (Leben Jesu) unvermeidlich. Auf Widerspruch, ja auf viel Widerspruch bin ich gefaßt, zumal es der Glaube der alten Schule ist, der zu Worte kommt. Ich werde für jede Irrtumsüberführung und positive Belehrung aufrichtig dankbar sein, aber das bitte ich, daß die Kritik sich nicht zu sehr an Kleinigkeiten hängen sondern prüfen möge, ob der Grundgedanke meines Schriftbeweises: nämlich der des wurzelhaften Zusammenhangs des Heilsuniversalismus mit dem Ganzen der Heilslehre vor der Schrift bestehe oder nicht.

So lange ich mich mit Mission auch theoretisch beschäftige, ist mein Herz bei der Sache gewesen, und ich sehe keinen Grund, warum ich in meiner Missionslehre die Objektivität bis zur Kühle hätte treiben sollen. Hoffentlich ist der alte Satz: pectus est quod facit theologum heute keine wissenschaftliche Sünde. Im übrigen habe ich in der Art geschrieben, wie sie den Lesern dieser Zeitschrift hinlänglich bekannt ist. Es kann eben niemand aus seiner Haut und in erborgten Rüstungen fühlt man sich unbehaglich.

Es ist mir eine große Freude, daß Gott es mir vergönnt hat, diese Arbeit noch in Angriff nehmen zu dürfen; ob er mir auch gestatten wird sie zu vollenden, das liegt in dem Wohlgefallen seines Willens. Wenn er sie ein wenig Gnade finden läßt in seinen Augen, daß sie dem praktischen Missionsdienst einige brauchbare Handreichung thut, so ist das der höchste Lohn meiner vieljährigen Missionsstudien.

Und nun lasse ich, so trocken sie auch ist, einfach die Inhaltsangabe folgen, wie sie dem Buche vorgedruckt ist, damit die Leser doch einigermaßen sehen, was es bringt.

Einleitung.

Erster Hauptteil.

Die Begründung der Sendung.

und das Ende. Beleuchtung derjenigen Jesusworte, welche seine Sendung auf Israel beschränken. Der Sendungsauftrag. Stellung der Apostel zu demselben.

Kap. 12. Die Missionstheologie des Paulus.
Die gesamte Heilslehre des Paulus Missionstheologie, seine Briefe missionarische Sendschreiben. Die drei für die Missionsbegründung klassischen Briefe. 1. Der Römerbrief. Der christliche Heilsuniversalismus in seiner naturhaften Verwurzelung mit der gesamten Heilslehre und Heilsgeschichte, speciell der evang. Grundlehre von der Glaubensgerechtigkeit. Wie der universalistische Gedanke den ganzen ersten Teil des Römerbriefs durchzieht, nachgewiesen an der speciellen Wiedergabe seines Gedankenganges. 2. Der Galaterbrief. Weltgeschichtl. Bedeutung desselben. Geschichtliche Situation. Um was es sich handelt. Die Missionsbegründung fundamentiert auf die evangelische Wahrheits- wie Freiheitsbegründung. Gedankengang des Briefes. 3. Der Epheserbrief. Der christl. Universalismus in seinem innern Zusammenhang mit der Lehre von der neutestamentlichen Gemeinde. Die Ekklesia als der Leib Christi ein über alle partikularen Naturverbände erhabener universaler Gemeinschaftsverband, darum die Einleibung der Heiden in ihn eine himmelreichsgesetzliche Naturnotwendigkeit. Der Gedankengang des Briefes.

Kap. 13. Die kirchliche Begründung.
Was wir hier unter kirchlicher Begründung verstehen. Der Begriff Kirche. Zusammenhang zwischen Kirche und Mission. Dem Wesen der Kirche sowohl als Gemeinschaft der Glaubenden wie als Heilsanstalt die Weltmission eingeboren. Die geordnete kirchliche Dienstverwaltung. Zweck derselben die οἰκοδομή der Kirche nach innen und außen. Das Sendungsamt. Der menschheitliche Beruf der Kirche. Die Stellung der Sendung im Ganzen der kirchlichen Bauarbeit. Der missionarische Kirchendienst in seiner Ebenbürtigkeit mit der gesamten innenkirchlichen Dienstverwaltung. Das richtige Ebenmaß. Falsche Parallelisierungen. Gründe der unproportionalen Mißschätzung. Die Mission eine Lebensbedingung der Kirche. Rückwirkende Segnungen der Heidenmission auf das religiöse Leben der Heimat.

Kap. 14. Die geschichtliche Begründung.
Die Veranlagung der Weltgeschichte auf die Mission. Die Einrahmung des Missionsauftrags. Die Fülle der Zeit. Die erinnernde Thätigkeit des heiligen Geistes. Die weltgeschichtlichen Thüröffnungen. Die Präparation der Missionsgebiete. Die drei Hauptmissionsperioden und der an den weltgeschichtlichen Specialthatsachen geführte Nachweis, wie der weltregierende Gott sein Ich will es unter den Sendungsauftrag setzt.

Kap. 15. Die ethnologische Begründung.
Die Veranlagung des Christentums auf Anschmiegung an alle

socialen und nationalen Naturverbände. Zusammenhang derselben mit seiner Konzentration der Religion auf ihr wirkliches Wesensgebiet, wie seiner Samen- und Sauerteigsnatur. Die Qualifikation der Völker für das Christentum. Alle Unterschiede innerhalb des Menschengeschlechts nur graduelle nicht specifische. Die beiden großen gemeinsamen Besitztümer der Menschheit: Sprache und Religion. Alle Sprachen qualifiziert zur Verkündigung des Evangelii wie zur Übersetzung der Bibel in sie. Folgerungen aus dieser Thatsache. Wie kein sprachloses so auch kein religionsloses Volk. Die Leugnung der Transscendenz, eine Verirrung des menschlichen Geistes. Das natürliche Religionsvermögen Organ für das Christentum. Gottesbewußtsein. Schuldbewußtsein und Gewissen. Opfer. Trostbedürfnis. Zeugnis des heiligen Geistes. Zeugnis der Missionsgeschichte.

Warneck.

Zur Lage in Uganda.[1])

Nach den neusten Drahtberichten ist es in Uganda nun leider doch zum Kampf zwischen der katholischen und protestantischen bezw. der antienglischen und englischen Partei gekommen. Die Veranlassung dazu hat die auf Befehl Muangas erfolgte Ermordung des Führers der Protestanten, vermutlich des Katikiro, gegeben. Hiernach scheint es, daß die römische Partei, welche numerisch die weit stärkere ist, den bisher durch Kapitän Lugard mühsam aufrecht erhaltenen Frieden gebrochen hat. Um ein sicheres Urteil zu fällen, wird man jedoch den Eingang der Spezialberichte abwarten müssen.

Unterdes sucht die ultramontane Presse die öffentliche Meinung durch offenbare Entstellung des Sachverhalts zu verwirren. Bevor wir diese tendenziöse, auf die Unwissenheit des großen Publikums berechnete ultramontane Berichterstattung reproduzieren, wird es gut sein, eine kurze Übersicht über den bisherigen Gang der Ereignisse zu geben.

1876 trafen die ersten evangelischen Missionare, bekanntlich Sendboten der englischen Kirchenmissionsgesellschaft, in Uganda ein. Unter den despotischen Launen des damaligen Königs Mtesa hatte die evangelische Mission, vornehmlich unter der Führung des hochherzigen und genialen Alex. Mackay, eben etwas Fuß zu fassen begonnen, als 1879 die römischen Missionare, Sendboten des Kardinals Lavigerie, sich in Uganda eindrängten und durch ihr aggressives Verhalten eine Periode der unheilvollsten Wirren herbeiführten.

Um solche Wirren in Ostafrika zu vermeiden, hatte man evangelischer-

---

[1]) Um Verbreitung dieser Darlegungen wird gebeten.

seits mit dem Pater Horner, dem damaligen Vorsteher der Mission von Bagamoyo, ein Abkommen getroffen, die gegenseitige Konkurrenz dadurch zu vermeiden, daß, wo die Mission der einen christlichen Konfession bereits Niederlassungen gegründet, da solle die der andern Konfession sich nicht niederlassen. Als den Eindringlingen in Uganda dieses verständige Abkommen vorgehalten wurde, erwiderten sie: „wir kennen es wohl, aber wir sind an dasselbe nicht gebunden, da wir einem andern Orden angehören.“

Schon zu Lebzeiten Mtesas überschritt die römische Rücksichtslosigkeit, um keinen stärkeren Ausdruck zu gebrauchen, alle Grenzen; aber noch viel schlimmer gestaltete sich die römische Gegnerschaft unter seinem unreifen und blutdürstigen Nachfolger Muanga, der ein Schüler der römischen Missionare gewesen war. Anfänglich trat dieser jungenhafte Tyrann als ein fanatischer Christenfeind auf; er setzte eine blutige Christenverfolgung in Scene, in welcher zum Teil unter den raffiniertesten Martern ganze Scharen besonders jugendlicher Ugandachristen, evangelischer wie katholischer, hingerichtet wurden. Auch den evangelischen Missionsbischof Hannington ließ er an der Grenze seines Landes heimtückisch ermorden. Diese Mordregierung wurde selbst den Mohammedanern unerträglich und sie jagten im Bunde mit den Christen beider Bekenntnisse den „Bluthund“, wie Junker ihn nennt, aus dem Lande. Später mußten dann freilich unter dem mohammedanischen Druck auch die Christen und viele Nichtchristen, die mit ihm nicht zufrieden waren, fliehen. Muanga fand Aufnahme bei den nach dem Süden des Sees gezogenen römischen Missionaren und bald wurde die Welt durch das Gerücht überrascht, er sei katholisch geworden und habe den Namen Leo angenommen.

Unterdes ging es in dem revolutionierten Uganda drunter und drüber, so daß die Flüchtlinge daran dachten, den entthronten Muanga wieder einzusetzen. Besonders die katholischen Christen verbanden sich unter Führung ihrer Missionare mit ihm. Die evangelischen Missionare rieten aufs allerentschiedenste von solch einem Bündnis ab; sie wollten Religion und Politik, Mission und Krieg nicht miteinander vermengt haben, abgesehen davon, daß sie dem jetzt die besten Versprechungen gebenden Muanga nicht trauten. Leider kam ihr Rat zu spät; die Protestanten hatten sich bereits den Katholiken angeschlossen und befanden sich schon auf dem Kriegspfade. Auch waren die jungen Ugandachristen für die evangelisch-ideale Anschauung der Trennung von Religion und Politik noch nicht reif.

Nach wechselvollen Kämpfen gelang es den vereinigten Christen wirklich, den Muanga wieder auf den Thron zu setzen. Ihre Häupter teilten sich in die Macht, und da Muanga katholisch war, so wurde zum ersten

Minister (Katikiro) ein Protestant gewählt. Schon von jetzt ab waren die Intriguen der Römischen, welche die Majorität bildeten, dahin gerichtet, die wichtigsten Ämter bezw. Häuptlingsschaften an ihre Leute zu bringen, was in der Zukunft immer dreister versucht wurde und den Ausgangspunkt für die Konflikte gebildet zu haben scheint.

In diese Zeit der Gärung fiel nun die ostafrikanische kolonialpolitische Katastrophe und mit ihr beginnt eine ganz neue Komplikation der unheilvollen Wirren. Dr. Peters kam nach Uganda und da die dortigen evangelischen Missionare Engländer waren, also wie er von vornherein annahm, Gegner seiner deutschen kolonialpolitischen Pläne, so verstand es sich für ihn von selbst, daß er sich mit den französischen katholischen Missionaren verband, welche ihrerseits bereitwillig versprachen, die deutschen Interessen gegenüber den englischen zu begünstigen, selbstverständlich unter der Voraussetzung, daß hinwiederum die deutsche Kolonialpolitik die katholischen Interessen gegenüber den — durch Engländer vertretenen — evangelischen begünstige. So kam es zu einem antienglischen und in seiner Konsequenz natürlich auch antievangelischen Bunde zwischen dem Dr. Peters und den katholischen Missionaren in Uganda, eine Allianz, die zu ihrer Folge hatte, daß der konfessionelle Gegensatz zwischen katholisch und evangelisch nun auch zu einem politischen Gegensatz zwischen deutsch bezw. antienglisch und englisch wurde.

Es ist eine alte Tradition der katholischen Mission, deren Ideal bis auf den heutigen Tag die mittelalterliche Missionsmethode ist, sich, wo immer es angeht, mit der politischen Macht zu verbinden und auf den Missionsgebieten möglichst die Häupter sich zu gewinnen, um mit ihrer Hilfe einen Druck auf ihre Untergebenen auszuüben. Als die Emissäre Lavigeries nach Uganda zogen, erklärten sie: C'est pour la France aussi que nous allons travailler und in seinem Offenen Briefe an den Präsidenten der französischen Republik, Carnot, plaudert es der Kardinal ganz offen aus, daß Uganda nahe daran gewesen sei, französisch zu werden, wenn nur die heimatliche Regierung gewollt hätte. Nun, in Ostafrika wurde es nichts mit den französischen Plänen; da sich aber unterdes die deutsche Kolonialpolitik so überaus huldvoll zur katholischen Mission gestellt, so war bei der gemeinsamen Gegnerschaft gegen England, hier aus kolonialpolitischen, dort aus religiösen Gründen, eine Art Bündnis zwischen Dr. Peters und den französischen Ugandamissionaren gegenseitig willkommen.

Nun wurde aber bekanntlich der zwischen Dr. Peters und Muanga geschlossene Vertrag dadurch hinfällig, daß auf Grund des deutsch-englischen Abkommens Uganda der englischen Interessensphäre zugewiesen wurde. Die

katholischen Missionare bereiteten der englischen Schutzherrschaft die größten Schwierigkeiten und je länger je mehr kam es dahin, daß katholisch und antienglisch sich deckte. Die britisch ostafrikanische Gesellschaft sandte einen überaus tüchtigen, erfahrenen Mann in das aufgeregte und zerwühlte Land, den Kapitän Lugard, dem es nicht bloß gelang, den mohammedanischen Feind zu besiegen, sondern auch die sich feindlich gegenüberstehenden beiden christlichen Parteien vom Religionskrieg zurückzuhalten. Bis dahin ist ihm allseitig, selbst von den Katholiken, das Zeugnis großer Weisheit und Gerechtigkeit gegeben worden. Seine protestantische Objektivität ist eher zu weit als nicht weit genug gegen die Katholiken gegangen. Wenn nun jetzt selbst die Energie des Kapitän Lugard den Ausbruch der Feindseligkeiten nicht länger hat verhindern können, ja wenn es zum zweiten Male zur Absetzung Muangas und selbst zur vorübergehenden Gefangennahme katholischer Missionare gekommen ist, so muß etwas sehr Schlimmes geschehen sein. Was? das werden uns ja bald die Spezialberichte melden.

Die katholische Zeitschrift: „Gott will es" hat das bis jetzt vorliegende Telegramm,[1]) welches die auf Muangas Befehl erfolgte Ermordung des Führers der Protestanten meldet, sofort übersetzt: „der Hauptführer der Protestanten ist zur Strafe für seine Verräterei hingerichtet worden" (276). Ob die Redaktion ein Spezialtelegramm erhalten, weiß ich nicht; vorläufig vermute ich, daß sie frei, sehr frei übersetzt hat. „Sicher ist," schließt sie ihren Bericht, „daß die englischen Missionare wieder einmal jene Politik und Toleranz getrieben haben, für welche sie so bekannt sind und Kapitän Lugard scheint eine schmachvolle Rolle gespielt zu haben". So? das ist „sicher"? Wir werden abwarten. Empörend ist es, daß Leute, welche die politische Intrigue auf ihre Fahne geschrieben und die Intoleranz zum religiösen Grundsatz gemacht, dieselben Dinge andern zum Vorwurfe zu machen sich nicht entblöden. Wo Rom die Macht hat, scheut es vor keiner Gewaltunterdrückung zurück; ich

---

[1]) Die telegraphische Nachricht lautete: „Die katholische Partei unter Anführung des Königs Muanga, hat den hervorragendsten Führer der Protestanten getötet. Kapitän Lugard versuchte die Ordnung herzustellen, die Katholiken ergriffen die Flucht. Die Algiersche Mission wurde angegriffen, konnte jedoch von dem Schutze den ihr Kapitän Lugard anbot, keinen Gebrauch machen. Der Bischof, die Priester und ein großes Gefolge entkamen auf eine Insel, wo sie von den Protestanten wieder angegriffen wurden und ein blutiger Zusammenstoß stattfand. Sechs gefangene und hart behandelte Priester wurden durch Lugard in Freiheit gesetzt. Der Bischof und ein Priester entkamen nach Bikoba. König Muanga ist abgesetzt und Lugard zu seinem Nachfolger ernannt" (bezw. Lugard ernannte seinen Nachfolger).

erinnere beispielsweise nur an die neusten himmelschreienden Vorgänge auf Ponape. Bei der antienglischen Stimmung, die unsre Kolonialpolitik in weiten Kreisen hervorgerufen, und die jeder römischen Verdächtigung der englischen Missionare nur zu willig ihr Ohr leiht, hat die ultramontane Intrigue um so leichteres Spiel, als das große Publikum über die Mission, die evangelische und erst recht die katholische, in einer kindlichen Unwissenheit sich befindet. Schon daheim, wo man die Dinge kontrollieren kann, schreit der Ultramontanismus über Intoleranz, wenn der von ihm mißhandelte Protestantismus nur den schüchternsten Versuch macht, sich zur Wehre zu setzen; aber noch größer wird dieses Geschrei, wenn die Vorgänge sich in weiter Ferne zutragen, wo man sie nicht kontrollieren kann. Kommen dann seitens der Engländer entgegengesetzte Berichte, so heißt es: „natürlich, englische Lügen"; die Herren Ultramontanen haben ja bekanntlich den Wahrheitssinn in Generalpacht genommen und durch ihre Geschichtskorrekturen sich das Privileg gesichert, die Wirklichkeit der Dinge kanonisch festzustellen. Auch was die genannte katholische Zeitschrift über Kapitän Lugard urteilt, ist mindestens eine undankbare Dreistigkeit.

Nun liegt in derselben Nummer von „Gott will es" (S. 265 ff.) ein Bericht des Pater Achte vom Anfang August 1891 vor, also noch ehe die letzten traurigen Ereignisse eintraten. In diesem Berichte meldet der Pater eine systematische Agitation der katholischen Partei gegen die Protestanten und eine Mobilmachung der Streitkräfte der ersteren, ohne daß es den Herren Patribus in den Sinn gekommen ist, auch nur den Versuch zu machen, den Ausbruch der Feindseligkeiten zu verhindern. Er schreibt:

„Kaum war der Krieg gegen die Muselmänner (den unter Lugards Führung die Christen gemeinsam geführt) zu Ende, so galt es, einen neuen ebenso erbitterten und weit schwierigeren mit den Protestanten wieder zu beginnen. Es schien uns der geeignete Zeitpunkt zu einem energischen Vorstoß für die Ausbreitung des Katholizismus und zur Anspornung des Glaubenseifers der katholischen Häuptlinge zu sein. . .

„Gleich nach der Heimkehr von dem Kriegszuge begann zwischen Katholiken und Protestanten abermals der Kampf. Am 26. Juni brach er aus. Als ein protestantischer Mohemi in Kilembeko seinem katholischen Häuptling Katabalwa die Tributzahlung verweigert hatte, da erklärte der letztere, das Haupt der katholischen Partei in Buddu, er werde, wenn ihm sein Recht verweigert würde, sich dasselbe mit den Waffen in der Hand verschaffen. Pokino kümmerte sich um diese Drohung nicht und so wurde seine Weigerung das Signal zum Kriege. Die beiden Vereinigungspunkte für die katholischen Truppen sind Bulaula, wo das Oberhaupt der katholischen Partei wohnt und Kasozi, die Residenz der Missionare. Hier ist die zusammengeeilte Menge ganz beträchtlich. Ich mit Frater Gacon ziehe morgen nach Bulaula ab, dort

werde ich dem katholischen Heere Mut einsprechen[1]), Beichte hören und dann mit meinem Gefährten nach Koki weiter reisen.

„Bei der Beendigung der Feierlichkeit (32 mit den Waffen eingetroffene Katechumenen hatten in der Frühe des Morgens „die heilige Taufe und darauf mit engelgleicher Inbrunst die heilige Kommunion empfangen") war der weite Hof der Mission ganz voll von Bewaffneten, und man teilte uns mit, daß Pokino mit dem vereinigten Gesamtheere der Protestanten den Angriff der Katholiken in seiner Hauptstadt abwarte. Seit drei Monaten redet der Elende von nichts als Kampf und Schlacht und jetzt, wo seine Brandschatzungen und Drohungen den Katholiken die Waffen in die Hände gedrückt haben, spielt er sich als Verfolgten auf und möchte gar als Opfer gelten. (Es wird sich wohl auch thatsächlich so verhalten!) Beide Parteien beobachteten einander zwei Tage lang und gingen dann auseinander, da keiner mit dem Angriff beginnen wollte."

Soweit der Pater.[2]) Wie schade, daß den Herren keine päpstlichen Ex-Zuaven, die sie ursprünglich an den Viktoria Nyanza mitnehmen wollten, da „in Afrika nur die Gewalt herrsche", mit ihren Waffen zur Seite stehen. Am Tanganyika befinden sich zwei belgische Kapitäne, von denen allein der letztere erst kürzlich 400 Flinten mitgebracht hat, zunächst behufs der Unterdrückung des Sklavenhandels; vielleicht erhalten dieselben nächstens Ordre nach Uganda zu marschieren. Kommen etwa noch Lavi-

---

[1]) Man denkt: er werde das katholische Heer mit allen Mitteln der Überredung bewegen, die Waffen niederzulegen und Frieden zu machen — aber er feuert zum Kampfe an.

[2]) Die letzten Nachrichten der Ch. M. S., also der protestantischen Mission, stammen von Anfang Dezember 1891 und lauten wörtlich: „Wir leben hier auf einem Vulkan; das ganze Land ist in Gärung. Die römischen Katholiken haben all die Unruhe verursacht, indem sie Leute sandten, um den Platz Malondos in Kyagwe zu zerstören; er ist einer unsrer edelsten und angesehensten Häuptlinge. Ehe er irgendwelche Maßregeln ergriff, fragte er klüglicherweise den Kapitän Williams, welcher ihm riet, sein Eigentum zu verteidigen. Der König (d. h. die römischen Katholiken) sandte vier römisch-katholische Häuptlinge, um ihn zu töten. So hat unser Freund Muanga seinen Fuß in diese Sache gesetzt und verdient keine Gnade seitens der Kompanie. Williams begab sich zu dem König und erklärte ihm, falls derselbe keine Gegenordre gäbe, diese Mörder zu verhindern, werde er kämpfen. Unsre Leute haben sich brav gehalten und jede Gewaltthat vermieden. Wir begaben uns zu einem Häuptling, der bereit war zu kämpfen, aber er versprach sich zu zähmen aus Respekt vor unserm Rat. Wenn die Protestanten sich an den Kapitän halten und keine Voreiligkeit begehen, so werden sie gewinnen, wenn sie aber eigenmächtig handeln, verlieren. Sie warten jetzt ab, zu hören, was die hinter den mit dem Morde beauftragten Häuptlingen hergehenden Boten berichten werden. Ist Malondo getötet worden, so ist der Krieg da und vermutlich bedeutet er die Austreibung der Katholiken, denn Williams will die Protestanten unterstützen, wenn sie die angegriffene Partei sind" (Int. 1892, 387).

geries „bewaffnete Brüder der Sahara“ dazu, so ist die katholische Kreuzzugsmission auch in Uganda im besten Zuge. In Lavigerie ist die mittelalterliche Waffenmission thatsächlich wieder aufgelebt. Welch Geschrei würde durch die Welt gehen, wenn seitens der evangelischen Mission so etwas geschähe; aber die Katholiken dürfen thun, was sie wollen und sie sind — am Ende des neunzehnten Jahrhunderts — der Bewunderung sicher!

Ich schließe und bemerke nur noch, daß die Katholiken in Uganda 15000 — ja nach neueren Bulletins: 25000 — Anhänger zu besitzen behaupten, während die Zahl der Protestanten nur 2000 betragen soll.[1]) Rätselhaft ist nur, wie diese mehr als siebenfache Majorität von der kleinen protestantischen Minorität vergewaltigt werden kann. Warneck.

Nachschrift.

Es zeigt sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal, wie leicht sich unsre Presse, sonderlich die liberale, ultramontane Kuckuckseier ins Nest legen läßt. Die Herren sind mit den thatsächlichen Verhältnissen wie mit der ganzen Geschichte der wechselvollen Ugandamission völlig, aber völlig unbekannt, dennoch urteilen sie tapfer darauf los und nehmen — meist aus antienglischer Voreingenommenheit — blind die Partei der französischen Römlinge. Selbst die Kreuzzeitung macht ihr Urteil abhängig von den Berichten derselben. Auch die Kölnische Zeitung druckt die ultramontanen Renommistereien als ausgemachte Wahrheit ab. Für unser einen ist es lächerlich und entrüstend zugleich, wenn man z. B. in den „Berliner neusten Nachrichten“ (Nr. 200) folgenden Unsinn lesen muß:

„König Mwanga, das Haupt der katholischen Partei, der von allen Reisenden als ein gemäßigter Mann geschildert wird, hat jedenfalls sehr dringende Gründe gehabt, das Haupt der protestantischen Partei hinrichten zu lassen. Und diesen Gründen dürften die Engländer nicht fern stehen, die sich natürlich hinter ihre Missionare und die von diesen geleiteten schwarzen Glaubensgenossen steckten. Die dortigen katholischen Missionare (weiße Väter) haben sich, das ist erwiesen, nie an politischen Umtrieben beteiligt, sondern nur stets den besten civilisatorischen Einfluß auf die Negerstämme ausgeübt. Das Gleiche aber läßt sich von den englischen Missionaren nicht behaupten. Das Einzige, was sie ihren Bekehrten beibringen, ist Beten und Faulenzen.“

Oder wenn die (liberalen) „Münchener neuste Nachrichten“ (Nr. 164) unbesehens einem französischen Pater nachdrucken:

[1]) Eben lese ich im „Berliner Tageblatt“ (Nr. 254), daß „50000 Katholiken teils ermordet, teils als Sklaven verkauft, teils in alle Winde zerstreut sein“ sollen. Welch ein neues Rätsel: 15000 Katholiken gab es nur, und 50000 sind ermordet u. s. w.

„Wir haben in Uganda acht Stationen, mit zusammen 24 Priestern, unter Leitung des Bischofs Hirth. Einheimische Katholiken giebt es 25000. Protestantische Stationen giebt es drei, mit fünf englischen Missionaren. Die weißen Väter (zu denen auch der bekannte deutsche Pater Schynse gehörte) sind in Uganda sehr beliebt, weshalb die englischen Protestanten eifersüchtig sind. Die von ihnen bekehrten Häuptlinge unterscheiden sich in ihrem Verhalten gar nicht von ihren heidnisch gebliebenen Genossen, ausgenommen durch Haß gegen uns. Daher das jetzige Unglück. England schützt seine Missionen sehr kräftig, schickt ihnen Lebensmittel, Waffen und Vorräte, auch Geld genug. Eines kann übrigens nicht bestritten werden: die englischen Protestanten sind uns feindseliger als die Muselmänner. Der Angriff auf unsere Missionen hat wohl schon vor einigen Monaten stattgehabt und ist bloß jetzt erst an der Küste bekannt geworden."

Ja die Redaktion fügt noch aus eigener Weisheit hinzu:

„Aus den Schilderungen afrikanischer Reisender und Forscher ist bekannt, daß sie meistenteils eine, wie es scheint, wohlbegründete Hinneigung zu den katholischen Missionen empfinden. Wißmann, Emin, Peters, alle deutschen Stationschefs stimmen darin mit ihnen überein. Es ist eine Pflicht der Gerechtigkeit anzuerkennen, daß, seitdem die Missionen aus den Händen der grauenhaft fanatischen Spanier genommen worden sind, die katholischen Sendboten meistenteils in echt christlichem Geiste wirken, und sehr viele unter ihnen zu den liebenswürdigsten und edelsten Männern des christlichen Lebens zählten und zählen. Wenn das Gleiche nicht durchweg von den protestantischen Missionaren gesagt werden kann, so ist daran überwiegend das Auftreten der Missionare englischer und schottischer Herkunft schuld, die sich meistenteils als Pioniere englischen politischen und kommerziellen Einflusses gebärden; das ist in der Südsee, in Indien, in Süd- und in Centralafrika noch überall von den Eingebornen nicht minder wie von den Vertretern der mit England wetteifernden Nationen bitter empfunden worden."

Es wird erlaubt sein, daran Zweifel zu hegen, ob die Schreiber dieser Orakelsprüche sich jemals um Missionsgeschichte gekümmert haben. Ich möchte wohl, ich könnte einmal ein Examen mit ihnen anstellen; lustig genug dürfte es ausfallen. Für unsre Leser ist eine Widerlegung der ebenso verkehrten wie dreisten Behauptungen dieser Bulletins überflüssig. Nur das sei bemerkt, daß nach den eignen Berichten der französischen Patres die katholischen Taufen in Uganda sehr flott vor sich gehen: hunderte, ja tausende finden statt in einer großen Schnelle. Die Protestanten sind langsam zum Taufen. Père Malfreyt selbst erklärt: Et pour gagner des prosélytes les Protestants ont dû se décider à les baptiser. Schon der gesunde Menschenverstand sagt einem also, daß die protestantischen Christen den Heiden weniger ähnlich sein werden, als die massenhaft und eilends getauften katholischen.

Einst Hindu, jetzt Christ.

Das Jugendleben des Baba Padmanji nach seiner Selbstbiographie.[1])

1. Abwärts im Heidentum.

Zu den fruchtbarsten Schriftstellern Indiens zählt der Mahratte Baba Padmanji. Seine gewandte Feder hat er ganz in den Dienst der Mission gestellt. An größern und kleinern Schriften sind von ihm nicht weniger als 53 veröffentlicht, ungerechnet die von ihm redigierten Zeitschriften. Wenn ein solcher Vorkämpfer seine Entwicklungsgeschichte erzählt, zuerst sein heidnisches Denken und Treiben, dann seine Lebensführung bis zur Taufe, und zwar in seiner von ihm meisterhaft beherrschten Muttersprache für seine Landsleute, und wenn solche Selbstbiographie von einem andern Eingebornen in eine europäische Sprache übertragen ist, so verdient eine solche Erscheinung Beachtung.

Baba Padmanji wurde zu Belgaum, einer bekannten ältern Missionsstation der Londoner Gesellschaft im Süd-Mahrattenlande, 1831 geboren. Sein Vater war ein wohlhabender Ingenieur in Regierungsdiensten und gehörte zur Kaste der Kasars oder Kupferschmiede. Das ansehnliche, bequem eingerichtete Haus der Familie lag in der Straße der Brahmanen, da die Fünfgewerke, welche in den meisten indischen Ländern die Brahmanenschnur tragen dürfen und zu denen die Kupferschmiede als fünftes Haus zählen, wegen ihrer Unentbehrlichkeit bei Tempelbauten gewissermaßen als Anhängsel der Brahmanen gelten. Der gesellschaftliche Verkehr mit den Brahmanen war gering, in ihre Häuser zu kommen und Hausgerät zu berühren war den Kasarleuten nicht gestattet. Wurde einmal Wasser aus deren Brunnen genommen, so mußten besondere Eimer und Stricke gebraucht werden. Hammelfleisch, Geflügel und Fische waren nach den Kastenregeln im elterlichen Hause erlaubte Gerichte, durften aber der heil. Nachbarn wegen nur in größter Heimlichkeit ins Haus geschafft werden und wurden nur mit englischen Namen oder umschreibend genannt, Fische hießen Wasserbohnen, Hammelfleisch rotes Gemüse, und wenn es gebraten wurde, brannte man Mehl an zur Verdeckung des Bratengeruchs. Gegen die Brahmanen wurde die größte Freigebigkeit geübt; die Großmutter teilte an jedem Morgen ihnen Reis aus und Mehl an Büßer, auch an Geldgeschenken fehlte es nicht, besonders an Festtagen. Sammellisten für besonders angesehene Bettelmönche wurden häufig ins Haus gebracht. Betrüger wußten oft die Leichtgläubigkeit der Mutter auszunutzen; sie er-

[1]) Once Hindu: now Christian. The early life of Baba Padmanji. An Autobiography. Edited by J. Murray Mitchell. London, James Nisbet, 1890.

schienen z. B. in kostbaren Kleidern, welche sie als geschenkt ausgaben und eiferten dadurch an, es den Geschenkgebern gleich zu thun. Überhaupt wurde ein förmlicher, stetiger Kultus mit den Brahmanen getrieben, sie wurden als Erdengötter göttlich verehrt und zum Schluß der Verehrung tranken alle Anwesenden von dem Wasser, in welches sie eine große Fußzehe getaucht hatten. Die Familie hielt sich einen Hausbrahmanen zum Dienst des Affengottes Maruti oder Hanuman. Da dieser zur Karhada-Sekte gehörte, welche die Göttin Bhawani verehrt, und zwar dem Glauben nach auch durch blutige Menschenopfer, so wurden die von ihm gebrachten gesegneten Speisen durch Aufstreuen von Salz oder durch Vorwerfen einer Probe an Hunde und Katzen mit ängstlicher Beachtung der Wirkung geprüft.

Im Hause war ein eigenes Zimmer für die Hausgötter, deren Dienst an jedem Morgen ein erwachsenes Familienglied zu besorgen hatte. Nach Empfang der heiligen Schnur trat auch Baba Padmanji in diese Pflicht ein. Nachdem er sich den morgentlichen religiösen Reinigungen unterzogen, hatte er die kupfernen und steinernen Götter (einzelne waren auch aus Gold oder Silber) zu waschen, sorgsam abzutrocknen, mit wohlriechenden Sachen zu bestreuen und mit Blumen geschmückt wieder an ihren Platz zu stellen, um ihnen alsdann etwas gekochte oder ungekochte Speise vorzusetzen. Die eigentliche Familiengottheit war die Göttin Kalika, welche mit den greulichen Entartungen des Saktidienstes linker Hand gefeiert wurde. Der Großvater, welcher förmlich in die Mysterien dieses Dienstes eingeweiht war, brachte ihr jeden Abend berauschende Getränke zum Opfer. Bei besondern Gelegenheiten, namentlich wenn berühmte brahmanische Gelehrte und Anhänger des Saktidienstes in die Stadt kamen, wurde dieser Dienst zu einem langen förmlichen Gelage; die sonst peinlich befolgten Kastenregeln galten für solchen Abend nicht, Brahmanen und Sudras saßen durcheinander und genossen Fleisch und berauschende Getränke; sogar die berühmteste und einflußreichste geistliche Persönlichkeit des ganzen Distrikts, welche den Prophetentitel Sankaracharja führt, nahm teil und genoß englische Liqueure und leckere Fleischspeisen. Auch den Knaben Baba Padmanji ließ man an solchen Orgien teilnehmen, besonders erinnert er sich eines Festes in dem Hause eines Brahmanen, bei welchem ein Sudraweib die Gottheit vorstellen mußte. Die Frömmigkeit seiner Mutter machte auf den Knaben großen Eindruck, er begleitete sie gern in die Tempel. Später besuchte er mit einem Schulfreunde am liebsten den in der väterlichen Gasse gelegenen berühmten Hanumantempel, zog, wie üblich, beim Eintritt eine der Glocken, deren größte ein Geschenk seines Vaters war, warf sich

vor dem Gott nieder, erhob sich und sang mit gefalteten Händen ein Loblied, den Beschluß machten ermüdende Rundgänge um den ausgedehnten Tempelbezirk, bisweilen in der heiligen Zahl 108. Montags pflegte ein Sivatempel aufgesucht zu werden — die beiden Vischnutempel der Stadt waren nur Brahmanen zugänglich —, dort konnte der Jüngling sich an den Götterlegenden erfreuen, die von Brahmanen dramatisch dargestellt wurden, oder er betrachtete die bildlichen Darstellungen an den Tempelmauern. Dann wurde ein eigner Lehrer angenommen, ihn im Lesen der heiligen poetischen Bücher in der Mahrattensprache zu unterrichten. Was der Knabe gelernt, übte er gleich praktisch, indem er in der üblichen feierlichen Weise vor den Frauen des Hauses und der Nachbarschaft den Vorleser machte. Mit den Jahren wuchs der Eifer, besonders strebte er an Festen teilzunehmen, namentlich an dem geräuschvollen Jahresfest Ganesas, des Gottes der Wissenschaften mit dem Elephantenrüssel, aber auch das Moharamfest der Mohammedaner mit seinen Verkleidungen und Ausgelassenheiten wurde mitgemacht, beteiligten sich doch auch sonst Familienglieder an mohammedanischen Riten; ein Onkel nahm ihn und seine Brüder wöchentlich mit zu einem Opfer an dem Grabhügel eines mohammedanischen Heiligen, dort wurden Gelübde abgelegt. Bei Krankheiten wurden die Fakire gefragt und ihre Zauberformeln band man um den Hals oder trank Wasser, in welches der Zauberspruch gelegt war. Die Mutter suchte mit dem Sohne in Zeiten der Not bei dunkler Nacht den Marutitempel auf und erfragte den Willen des Gottes, indem sie für eine Gabe von zwei Rupies Betelnüsse oder Betelblätter auf den Kopf der Statue legen ließ; je nachdem diese rechts oder links fielen, war die Schicksalsfrage bejaht oder verneint. Einen besonders unheimlichen Eindruck hinterließ ihm ein nächtlicher Gang zu einem einsam wohnenden Schäfer und dessen Beschwörungsweise. Der Hindu, bei alledem innerlich unbefriedigt, sank allmählich selbst bis zum Zauber-Fetischdienst herunter. Er trachtete nach übermenschlichen Kräften, betete heimlich in der Nacht unverständliche Zauberformeln und suchte den Fehlschlag nur in Mängeln bei Beobachtung der Gebräuche. Unter dem Dach des Hauses hielt sich eine Schlange auf, welche nachts auf Ratten Jagd machte, die Großmutter betete diese Schlange mit gefalteten Händen an, flehte um ihren Schutz und opferte ihr am Schlangenfeste Milch und gekochten Reis. Vom Schlangendienst zum Dämonendienst ist nur ein Schritt. Zauberer, die im Geruch standen mit Dämonen umzugehen, wurden ins Haus gerufen, um dem Einfluß böser Mächte entgegenzuwirken. Einmal oder zweimal monatlich, an Neumonden besonders, opferte man im Hofraum den bösen

Geistern Kokosnüsse, Datteln, Süßigkeiten. Ein altes Weib, welches 60 Dämonen in sich hatte, die absonderlichen Geschmack für Geflügel, Eier, Liqueure bezeigten, wurde oft in den Zustand der Besessenheit versetzt und über alles Mögliche befragt. Aus besondern Anlässen gab es dann große Opfergelage mit Musik, die Geister wurden dabei als gegenwärtige Gäste betrachtet. Der Eindruck auf den Knaben war nicht abstoßend, sondern er wünschte sich, wenn er so wunderbare Dinge sah, oft ernstlich selbst in den Zustand der Besessenheit zu gelangen. Nachdem Baba Padmanji als 19jähriger Jüngling in Bombay von seinem Vater, der ihn übrigens gegen die Sitte darüber befragt hatte, mit einem 10jährigen völlig ungebildeten, aber reichen Mädchen verheiratet war, bei welcher Feier auch die unsittlichen Tanzmädchen nicht fehlten, ging er auf kurze Zeit nach Aden, wohin sein Vater versetzt war. Dort wurde sein Verlangen erfüllt. Ein mohammedanischer Geist nahm Besitz von ihm und unter dessen Einfluß pflegte er zu schreien: Ich bin von Belgaum und muß in meine Stadt zurück. In solchem Zustand, in welchem er anfangs tobte, dann aber sich beruhigte, behandelten ihn die Seinigen sehr ehrfurchtsvoll und befragten ihn über schwierige Dinge. Den Eltern wurde dies ein Anlaß, den Sohn, der an der Arbeit im Bureau des Vaters keinen Gefallen fand und nur mit Hilfe eines Parsi-Schreibers seinen Dienst versehen konnte, noch im selben Jahre nach Belgaum in das Haus eines Onkels zurückzusenden. Die Zustände der Besessenheit aber wichen dort nicht. Bei dem ernstesten religiösen Streben hatte er von sittlicher Reinheit keine Spur. Er dachte nur an äußerliche Reinheit, an Enthaltung von verbotenen Speisen und Getränken, aber über Lügen, Stehlen, Schwören machte er sich kein Gewissen, glaubte sich vielmehr auch dabei unter dem Schutz der Götter und machte z. B. dem Affengott Hanuman ein Gelübde, wenn er von Strafe freibleibe, nachdem er in einer Festzeit den Seinigen Geld zu Vergnügungen gestohlen hatte.

2. Vorbereitende göttliche Führungen.

Die ersten bessern Eindrücke empfing Baba Padmanji als Knabe in der Regierungsschule, in welcher in der Volkssprache Lesen, Schreiben und Rechnen und etwas Geographie gelehrt wurde. Die Schüler hatten eine volkstümliche Sittenlehre in kurzen Sittensprüchen auswendig zu lernen und einige prägten sich tief ein: „Fürchte Gott und ehre den König", „Gott ist gnädig", „Gott ist Richter der Welt und straft die Übertreter".

Die Londoner Missionsgesellschaft hatte in Belgaum schon 1820

Fuß gefaßt, und die Station erfreute sich einer für indische Verhältnisse sehr seltenen stetigen Pflege. Ihr Begründer Joseph Taylor durfte 35 Jahre dort unausgesetzt wirken und sein ihm 1828 beigesellter Kollege W. Beynon wurde erst nach 50jähriger Arbeit in Belgaum zur Ruhe gebettet. Der eingeborne Inspektor der obenerwähnten Regierungsschule, ein gelehrter Professor aus Bombay, welcher zweimal zur Visitation erschien und den Knaben mit Preisen auszeichnete, verkehrte freundlich mit den Missionaren, und da es außer der englischen Missionsschule keine andre am Orte gab und auch ein Onkel schon dort erzogen war, ließ sich Baba Padmanji von diesem Verwandten gern den Missionaren zuführen. Beynon war bei der Einführung sehr freundlich, zog den Knaben an sich und legte ihm, indem er feierlich einige Worte auf Englisch sprach, die Hand aufs Haupt, noch herzlicher und kindlicher verkehrte Taylor alltäglich mit den Schülern. Täglich wurde in der Bibel gelesen, in den untern Klassen auch Katechismus gelehrt, Freitag und Sonnabend richtete einer der Missionare eine religiöse Ansprache an die ganze Schule und schloß mit Gebet. Diese Andachten machten auf den Knaben tiefen Eindruck, so daß er zu Hause die Haltung der Missionare nachahmte und einige der gelernten Gebete hersagte. Aus der Schulbibliothek entlieh er sich religiöse Bücher in seiner Muttersprache, Bunyans Pilgerreise, den indischen Pilger, das Neue Testament. Zu Haus las er in der englischen Bibel, Abrahams Geschichte, die Psalmen und Sprichwörter zogen ihn an. Im Neuen Testament las er Apostelgeschichte und Offenbarung, aber wegen einer geheimen Abneigung gegen den Namen Christi griff er selten zum Neuen Testament. Er blieb trotz allen Lernens und Lesens und trotz allen freundlichen Umgangs der Missionare, den er 4 Jahre genoß, ein eifriger Götzendiener, der einmal einen Traktat, in welchem die Hindugötter gegeißelt waren, zornig in Stücke riß. Dazu war er in die Gesellschaft böser Buben geraten und wäre in ihrem Umgang fast zu Grunde gegangen. Es war höchste Zeit, als im Frühjahr 1847 Familienverhältnisse seine Übersiedelung nach Bombay veranlaßten, aber in den zwei Jahren, welche er dort in den niedern Klassen der höchsten Regierungsschule, dem Elphistone Institut, zubrachte, hörte er kein religiöses Wort, da die Lehrer sich sorgfältig auf ihre weltlichen Lektionen beschränken mußten. Bei allen wissenschaftlichen Fortschritten sank er religiös tiefer. Den Geist der Schule charakterisiert eine Mitteilung Dr. Grauls in seiner Reise nach Ostindien (III, 114): „Henderson, einer der tüchtigsten europäischen Lehrer an der „Elphistone Institution" gab während meines Aufenthalts in Ostindien (1849—1851) seine Verbindung mit jener An-

stalt Gewissens halber auf. Er wollte kein junges Hindostan in sittlicher und politischer Beziehung heranbilden helfen." Die bewahrende Macht in jenen gefährlichsten Jünglingsjahren war der unbewußt nachwirkende Eindruck des exemplarischen Lebens der beiden Missionare in Belgaum und des christlichen Vaters eines der dortigen Lehrer, auch die Gestalt eines begabten dortigen Mitschülers, der sich, obwohl noch nicht getauft und übergetreten, offen wider Hinduismus und Götzendienst erklärte, und wenn ihn die Mitschüler mit Gewalt vor den Götzen schleppten, die Augen schloß. Als die Gefahren der Hauptstadt zu groß wurden, fügten sich nach göttlicher Vorsehung die Familienverhältnisse so, daß der nunmehr verheiratete junge Mann die Schule verlassen und auf einige Monate nach Aden und zurück nach Belgaum gehen mußte, um dort bis zu den Zuständen der Besessenheit zu gelangen. Das war der Tiefpunkt. Zu dem religiösen Bankerott kam der Eindruck eines unfriedlichen Familienlebens, die strikteste Beobachtung der religiösen Ceremonien vermochte nicht die heftigsten Ausbrüche der Leidenschaften zurückzuhalten.

Aufs neue treffen wir Baba Padmanji in Bombay, er will die Großmutter ins elterliche Haus nach Aden bringen, wo die Mutter erkrankt war, aber die Regierung schlägt die freie Überfahrt ab, weil kein diesbezügliches Gesuch des Vaters eingegangen sei. Sehr betrübt und wider Willen muß er in Bombay bleiben. Ein junger Kastengenosse beredet den müßig am Markt Stehenden in die berühmte Schule der Freischotten, wo die Schüler freundlicher als in der Regierungsschule behandelt würden, einzutreten. Er that es zögernd, denn der Lehrer seiner Klasse war ein übergetretener Brahmane, und mit dem Entschluß, nur um so fester an der Hindureligion zu hängen. Es war im August 1849.

3. Aufwärts in schrittweiser Sinnesänderung.

Die Abneigung gegen den christlichen Mahratta-Brahmanen Narayan Scheschadri wandelte sich bald in Verehrung und Zuneigung. Narayan, der die Taufe 1843 empfangen hatte, war damals noch nicht ordiniert — er empfing die Ordination 1854 und ist als Missionar in Jalna und durch seine späteren Reisen nach Europa und Amerika weiten Kreisen bekannt geworden — ist in die deutschen Missionskreise schon durch Dr. Grauls „Reise nach Ostindien" eingeführt. Er konnte als Tischnachbar bei Dr. Wilson mit dem gelehrten deutschen Reisenden sich über Hengstenbergs Werke und Gieselers Kirchengeschichte, die er in englischen Übersetzungen studiert hatte, unterhalten und er und der Amerikaner Dr. Bowen waren die einzigen, welche den Heiden öffentlich am Meeresstrande mehrere

Male in der Woche predigten. „Der abgefallene Brahmane, der abgefallene Brahmane", schrien die Gassenbuben, er aber schritt in einer langen weißen Tunica ruhig dahin. Baba Padmanji war jedoch häufig Augenzeuge, daß des Predigers Kleid mit Schmutz beworfen und sein Turban heruntergerissen wurde, und wurde von dessen stets gleichbleibender Freundlichkeit, Milde und Gefälligkeit gegen seine Verfolger zur Bewunderung hingerissen. Hatte es ihn in der Schule schon angenehm berührt, daß der Christ gewordene Brahmane die Kleidung der Eingeborenen beibehalten hatte, so gewann die Freundlichkeit und meisterhafte Art Disciplin zu halten ihm bald das Herz ab, und er schrieb seinem Vater mit Entzücken von dem wundervollen Lehrer. Er begleitete ihn auf dem Heimwege, nahm in seinem Hause Privatunterricht und war beglückt, wenn der bald herzlich geliebte Lehrer sich nach seinen Verwandten erkundigte. Täglich wurde in der Schule eine Stunde auf Lesen und Besprechen der Bibel und andrer religiöser Bücher verwandt und auch in andern Lektionen wurden häufig religiöse Fragen gestreift, und mit solchem Ernst, daß Baba Padmanji für sich selbst schriftlich das Gelübde ablegte, nicht mehr Stock und Stein, sondern den höchsten Schöpfer der Welt zu verehren. Er erklärte feierlich im Namen des großen Schöpfers der Welt und ihres Erleuchters, daß er niemals und gälte es das Leben zu retten, sich mit Lüge, Diebstahl, Unreinheit, unzüchtigen Gesängen, Tänzen, theatralischen Darstellungen und unsittlichen Gesprächen befassen wolle. „Möge Gott mir helfen dies Gelübde zu halten. Sollte ich dennoch eine dieser Sünden begehen, so soll meine Schuld so groß sein, als hätte ich hundert Kühe erschlagen, und verdiente, daß König Yama mich zur Hölle verdammte."

Obwohl die Form dieses Gelübde noch deutlich die Macht der Hindu-Mythologie erkennen läßt, erfüllten doch die Missionare seinen ernstlichen Wunsch ihm den Unterricht einer Bibelklasse zu übertragen. Da geschah es denn bisweilen, daß ihn Schüler fragten, wenn er vom Gegenstand hingerissen mit Begeisterung gelehrt hatte, warum er nicht öffentlich zum Christentum sich bekenne. Besonders ergriff ihn der Spruch: Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Er war wie in Ekstase, die Thränen traten ihm in die Augen, die Knaben saßen in größter Stille und fragten wiederum: warum wirst du nicht Christ? Das war im Jahr 1851. Doch seine Wege gingen noch nicht in die Kirche, sondern in die Versammlungen der religiösen und socialen Reformer und in die Redaktionen der Zeitungen. Er schrieb Zeitungsartikel und bald auch Bücher, und je mehr er selbst für die Presse thätig war, desto größeren Einfluß gewann über ihn die regelmäßige Lektüre der

von der amerikanischen Mission herausgegebenen Zeitschrift Dnyânodaya (Erkenntnis-Aufgang). Das von einem Brahmanen redigierte Wochenblatt Prabhakara (der Aufklärer, Organ der radikalen Reformpartei) zerstörte ihm den Nimbus dieser Erdengötter, und das in Puna erscheinende alte und einflußreiche Blatt Dnyanprakasch (Djana Prakasa d. i. Weisheitsglanz, ein konservatives Organ), welches seinen ersten Artikeln die Spalten öffnete, bewahrte ihn vor dem Abweg zum Atheismus. Die hausierenden Buchhändler wußten bald, daß ihm nur mit ernsten Büchern gedient war, und manches christliche Andachts- und Predigtbuch wurde von ihm erworben. Die von Eingebornen oder Missionaren gehaltenen öffentlichen wissenschaftlichen und religiösen Vorträge wurden von ihm regelmäßig als Zeitungsberichterstatter besucht. Zu diesen Einflüssen trat noch seine Versetzung in die oberste Klasse des Instituts. Die tiefgehende Einwirkung des Unterrichts der Missionare Wilson, Nesbit und Murray Mitchell; der freundliche persönliche Verkehr im Hause des gelehrten Dr. Wilson überbrückte die Kluft zwischen Eingebornen und Europäern, aber am meisten begeisterte ihn auch in dieser Periode sein alter Lehrer Narayan durch seinen Vortrag der Kirchengeschichte. Luthers Heldentum begeisterte die ganze Klasse, die Schüler fühlten sich mit dem Reformator verfolgt und triumphierten mit ihm über den Papst. Sonntags besuchte er Murray Mitchells Bibelauslegung. Sein Umgang waren ernstgesinnte Männer, welche ihre Freude hatten an gemeinsamen religiösen Forschungen, die einen halfen ihm zur näheren Erkenntnis Christi, aber nicht wenige strebten auch ihn vom Christentum zu entfernen, und diese letztern behielten zunächst den Sieg und vermochten ihn sich einem geheimen Reformverein Paramhans Mandali anzuschließen, obwohl er den Namen Reformer, weil er von Puna her einen atheistischen Beigeschmack hatte, verabscheute.

Bevor er dieser Gesellschaft beitrat, welche Abschaffung der Kaste, Einführung der Witwenheirat und Entsagung des Götzendienstes auf ihr Programm gesetzt hatte, war er schon durch eine Überraschung zum Bruch mit der Kaste gebracht. Einige Mitglieder umringten ihn und disputierten mit ihm heftig über die Kaste, bis er sich von ihren Gründen überzeugt erklärte. Sofort ward er beim Wort genommen und in ihn gedrungen auch praktische Beweise seiner aufrichtigen Überzeugung zu geben. Als er nicht wußte, was damit gemeint war, brachte einer Zwieback, den solle er essen. Das hatte er um so weniger vermutet, als ihm bei Gesellschaften in den Missionshäusern, namentlich bei Dr. Wilson,[1])

[1]) Von Wilson wird folgende Äußerung S. 77 erzählt: „Ein Hindu sollte seine Kastenregeln nicht übertreten, wenn es sich einfach um Stillung seines Appetits

nie solch Ansinnen gestellt war. Überrascht und in die Enge getrieben äußerte er, zuerst müßten es die Freunde — es waren angesehene Brahmanen — selbst thun, dann wolle er nachfolgen. Zu seinem Entsetzen thaten sie es, und er und andre Novizen mußten nachfolgen, obwohl sie meinten, der unreine Bissen müßte ihnen in der Kehle sitzen bleiben und einer derselben nur mit Hilfe eines Glases Wassers ihn hinunterbringen konnte. Der entscheidende Schritt war geschehen und nun folgte die feierliche Aufnahme in die Gesellschaft. Während man sich zu den Grundsätzen bekannte, wurde Wasser in die flache Hand geschüttet, das man nach Abgabe der Erklärung auf den Boden schüttete. Dann trank man eine Tasse Milch, von welcher zuvor der Präsident und andre Mitglieder getrunken hatten, endlich aß man ein Stück europäischen Brotes, und nun wurden die Namen in die Mitgliederliste eingetragen. Ein Schwur verpflichtete alle zur absoluten Geheimhaltung, bis die Mitgliederanzahl auf tausend gestiegen wäre. Da fand sich trotz des Schwures ein Verräter, der die Namen der Mitglieder veröffentlichte mit dem Beifügen, alle würden bald Christen werden. Nun brach der Sturm los in den Zeitungen und in den Familien. Viele Jünglinge wurden aus den Missionsschulen genommen und aufs Land geschickt. Baba Padmanji empfing einen Brief seines in Satara angestellten Vaters mit Botschaft von der gefährlichen Erkrankung seiner Mutter. Schnell nahm er seine Bibel und Sturms Betrachtungen, aber noch unterwegs kam er dahinter, daß es nur eine List war und die Mutter sich wohl befand. Sein in Bombay weilender Schwiegervater hatte gehört, daß er Mitglied jener Gesellschaft war, und Nachricht gesandt, der Tauftag wäre schon festgesetzt. Die Eltern waren über des Sohnes Rückkehr erfreut und veranstalteten eine Tempelfeier, aber der Sohn verweigerte an götzendienerischen Gebräuchen teilzunehmen und weder die Thränen der Mutter, noch des Vaters Gründe brachten ihn von dem Entschluß ab. Nach vielen peinlichen Scenen erklärte der Vater sich bereit den Wiedereintritt in die Missionsschule zuzugeben, wenn der Sohn ihm eidlich verspreche, während des Vaters Lebzeit nicht zum Christentum übertreten zu wollen. Baba Padmanji schwur den Eid in einer schwachen Stunde gegen die doppelte Zusicherung, daß er selbst nicht zum Götzendienst gezwungen würde und daß alle Götzen aus dem väterlichen Hause verbannt und ihm übergeben würden. Dies

handelt, sondern wenn es das Pflichtgefühl fordert. Kaste ist sündig, Gott gestattet nicht gesellschaftliche Einrichtungen, welche Zwietracht unter seine Kinder säen, und wenn in solcher Überzeugung jemand das Joch von sich wirft, so thut er recht und Gott wird ihm die Verfolgung tragen helfen, die er durch solche Haltung sich zuzieht."

geschah, und im Dezember 1851 saß er wieder zu den Füßen seiner freischottischen Lehrer.

Jener abgedrungene und leichthin geleistete Eid aber wurde kein Hemmnis, sondern führte weiter aufwärts. Die Missionare, namentlich Dr. Murray Mitchell, überzeugten ihn, daß solcher Eid Sünde sei und von der Pflicht, die Herzensüberzeugung öffentlich zu bekennen, nicht entbinden könne. Nach einiger Zeit bat er den Vater ihn von dem eidlichen Versprechen, mit dem er sich schwer vergangen und wie Herodes versündigt habe, loszusprechen. Zunächst besuchte er wieder die Versammlung der Paramhans Mandali, welche jetzt mit noch größerer Heimlichkeit gehalten wurden, aber bald kam es zum Bruch über eine von ihm vorgelesene Arbeit aus der Hindu-Mythologie, als einige atheistische Freunde aus Puna anstößige Bemerkungen machten und der Präsident selbst in gleicher Weise die Arbeit angriff. In der nächsten Sitzung darüber zur Rede gesetzt, entschuldigte sich der Präsident, er habe nur Disputierens halber sich auf die Seite der Atheisten gestellt. Der Vorfall öffnete Baba Padmanji die Augen, daß er in solchem Kreise keine Speise für seine nach dem Frieden der Sündenvergebung verlangende Seele finden könne. Er gründete mit wenigen Freunden eine neue Gesellschaft der „Wahrheitsforscher" Satyaschodhak, welche allsonntäglich zusammenkamen, beteten, disputierten und die Bibel lasen. Gleichzeitig wurde die letzte Hoffnung, daß die Vedas die göttliche Wahrheit böten, durch Wilsons gelehrte Übersetzungen und Erklärungen vernichtet. Er fand, daß gegen die Majestät von Davids Psalmen die Hymnen des Rigveda zur Unbedeutendheit herabsanken. Die Liebe zur heil. Schrift schlug tiefere Wurzeln, seine Reden und Aufsätze wurden von Bibelworten durchzogen, daß es Christen und Heiden auffiel. Er lernte Bibelstellen auswendig und schrieb auf die leeren Blätter seiner Bibel sich die Bibelstellen, welche von der Herrlichkeit des Gotteswortes handelten. Es war ihm eine Herzensfreude, als ihm als Klassenpreis eine aus Schottland geschickte englische Bibel geschenkt wurde, in der ein Zettel lag: „ein fünfjähriger Knabe, welcher Jesum liebt, sendet diese heilige Bibel für einen Hinduknaben." Und was er las und lernte, übte unverkennbaren Einfluß auf seinen Lebenswandel, von irgend welchen heidnischen Gebräuchen war keine Rede mehr. Er haßte die Sünde, zitterte bei dem Gedanken an die Gerechtigkeit Gottes und dachte ängstlich, wenn er Leichen auf dem Brennplatz verbrennen sah, an das Geschick, welches seiner nach dem Tode warte. Als regelmäßiger Besucher der Gottesdienste in englischer Sprache und in Marathi, hörte er einst eine Predigt über Hebr. 2, 3: „Wie wollen wir entfliehen, so wir eine

solche Seligkeit nicht achten", und wurde gewaltig erregt. Von allen solchen Eindrücken und all seinen Schritten, daß er z. B. einem Verein eingeborner Christen beigetreten sei, gab er als treuer Sohn seinem Vater, der so viele Opfer für seine Bildung brachte, Nachricht. Da hielt es der Vater an der Zeit noch einmal einen Schritt zu thun, um den Sohn auf andere Gedanken zu bringen, er drängte zum Studium der Medizin, ein Arzt könne ein großer Wohlthäter für die Eingebornen werden. Baba trat also 1852 in das große medizinische Institut ein. Nun hörte er außer an Sonntagen kein biblisches Wort mehr, die medizinischen Lehrbücher waren frei von jeder religiösen Beziehung. Er kam sich als der einzig christlich Denkende vor wie ein in der Wüste Verschmachtender und wurde krank, er nahm und erhielt seine Entlassung, trat wieder in die freischottische Hochschule ein und blieb ihr treu bis zum Jahre 1854. Sein Herz ersehnte die Kühnheit eines Luther in Worms, aber das Fleisch war noch zu schwach die Verfolgungen zu ertragen, welche ein offenes Bekenntnis durch Annahme der heil. Taufe in Indien für alle Glieder höherer Kasten unweigerlich nach sich zieht. Er konnte zwar in Schriften, die er zahlreich und mit steigender Anerkennung zur Freude seines Vaters in jenen Jahren schrieb, für die christliche Wahrheit zeugen, aber, obwohl er sich der Unentschlossenheit schämte, persönlich bei der Taufe zu bekennen: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir", zauderte er.

4. Die Taufe und ihre Folgen.

Zu der endlichen Entscheidung kam es durch die Verkettung der äußeren Umstände. Im Jahre 1854 wurde der Vater von Satara nach Belgaum zurückversetzt, vor Antritt der neuen Stellung nahm er kurzen Aufenthalt in Bombay und dies benutzten die dortigen fanatischen Anverwandten, daß der an sich tolerant denkende Mann von den unaufhörlichen mündlichen und schriftlichen Lamentationen erregt ernstlich dem Sohn befahl, die Missionsschule sofort zu verlassen. Er kaufte an 30 Bücher von Engländern, Amerikanern und Parsis, welche Angriffe auf die Bibel und christlichen Lehren enthielten, und verlangte vom Sohn dieselben zu lesen, aber Baba war in der Schrift gegründet genug, um sie widerlegen zu können. Die Frauen der Familie hielten die Bibel für ein Zauberbuch und flehten ihn an nicht mehr hineinzuschauen, sie befragten Astrologen, welche durch Geheimmittel eine Änderung bewirken sollten. Andre legten ihm schändliche Schlingen, um seinen moralischen Charakter zu untergraben, und drohten mit Gewalt, als alles vergebens war. Endlich geriet der Vater einmal in Wut und drohte in Gegenwart von Frau und Kindern,

sie alle würden sich in der Stunde, in welcher ihr Sohn und Bruder die Taufe empfing, ins Wasser stürzen. Baba dachte daran, nach Madras und Kalkutta zu gehen, um dort in aller Ruhe sich taufen zu lassen. Bisweilen kam ihm die Versuchung Gift zu nehmen und in der Todesstunde Christum zu bekennen und sich taufen zu lassen, dann wieder in plötzlichem Wechsel einen Missionar ins Haus zu rufen und vor ihm den Glauben zu bekennen. All solchen Gedanken machte der Vater ein Ende. Als er des Sohnes unerschütterliche Festigkeit erkannte, sagte er: „So lehre uns die Religion, welche du glaubst, und wir wollen mit dir das Christentum annehmen." Die Missionare rieten zum Gehorsam gegen den Vater, und so erfolgte der gemeinsame Aufbruch der ganzen Familie nach Belgaum.

Nach dem Wort des Vaters wollte Baba nun den christlichen Unterricht der Seinigen beginnen, aber die Eltern wollten davon nichts hören, drängten, er solle dort einen Beruf ergreifen. Der Kollektor bot ihm auf des Vaters Betrieb eine Stelle als Übersetzer an, aber Baba blieb dabei keine Stellung anzunehmen, bevor er öffentlich Christ geworden sei. Nichts konnte ihn erschüttern, und er hatte die Freude, daß sein jüngerer Bruder, der schon in Bombay einige Kenntnis des Christentums erlangt hatte, sich auf seine Seite schlug und seine christliche Unterweisung annahm. Der Vater wurde wieder freundlicher und hinderte auch nicht die Aufnahme des Verkehrs mit den Londoner Missionaren Taylor und Beynon und ihrer kleinen eingebornen Gemeinde, im Hause wurde ihm alle Bequemlichkeit gewährt, sein Zimmer europäisch eingerichtet. Er sollte durch Freundlichkeit und Nachsicht dahin gebracht werden, daß er vom offenen Übertritt ablieẞe. Da brachte eine bevorstehende Familienfestlichkeit, bei welcher unerläßlich der älteste Sohn Ceremonien zu vollbringen hatte, die Entscheidung. Eine Störung des Festes durch Weigerung wäre als eine große Schmach empfunden. Das Fest rückte näher, eine Nacht wurde in Gebet und innern Kämpfen hingebracht. Das Gleichnis Luk. 14, 16—24 vom großen Abendmahl, das Entschuldigungswort: „ich habe ein Weib genommen, darum kann ich nicht kommen" und das Gerichtswort: „ich sage euch, daß der Männer keiner, die geladen sind, mein Abendmahl schmecken wird", erschütterten die Seele und reiften den Entschluß, das väterliche Haus zu verlassen und Zuflucht im Missionshaus bei Taylor zu nehmen bis zur Taufe. Der Missionar sagte gastliche Aufnahme zu. Es war ein Sonntagabend, am ersten August 1854, als Baba, nachdem er Abschied von der Mutter genommen, einen Blick auf seine Frau geworfen und mit den im Hof spielenden Geschwistern gesprochen hatte, mit einigen eingebornen Christen zur Kirche ging, wo Beynon, der von Taylor

nicht unterrichtet war, gerade über das Gleichnis vom großen Abendmahl in eindringlichster Weise predigte. Nach Schluß des Gottesdienstes kam noch ein Moment des Zweifels, ob er nicht doch mit den eingebornen christlichen Freunden heimgehen sollte. Da stand Taylor an der Thür und fragte, ob er kommen würde. Ja, war die entschiedene Antwort. Als er dann im Gastzimmer des Missionshauses allein war, fühlte er sich so leicht, als sei eine große Last von Sünde und Sorge von ihm gewälzt, unaussprechliche Freude erfüllte sein Herz, er lag betend im Bett, die Lampe war erloschen, da schien ihm Lichtesglanz das Zimmer zu erfüllen und der Sohn Gottes in Herrlichkeit ihm als Freund zu nahen. Was in dieser Nacht sein Herz erfüllte, das Gefühl unaussprechlicher Seligkeit und Sicherheit, versichert er, bis zum Tode nicht vergessen zu können. Taylor eilte nicht mit der Taufe, sondern setzte sich mit den freischottischen Missionaren in Bombay in Verbindung. In den Wochen, welche darüber vergingen, brachte jeder Tag neue Aufregung und Botschaft oder Besuch aus dem Vaterhause, den anfänglich heftigen Scenen folgte eine ruhigere Haltung. Der Vater, welcher sich selbst erboten hatte der Taufhandlung beizuwohnen, forderte am Morgen noch einmal Aufschub und einen Besuch im Vaterhause. Es blieb beim festgesetzten Termin, und die Taufe fand in Gegenwart einer großen Volksmenge statt.

Nach der Taufe besuchte Baba die Seinigen wieder regelmäßig und äußerte den Wunsch nach Bombay auf die schottische Hochschule zurückzukehren. Der Vater widersprach und verlangte, er solle vor der Abreise ein Buch zur Erleuchtung der Seinigen schreiben. Nach zwei Monaten war „Ein Vergleich zwischen Hinduismus und Christentum" vollendet, in Form eines Dialogs zwischen einem Vater und seinem übergetretenen Sohn, und gleichzeitig ein kleiner Traktat „Gespräch zwischen dem Tod und der Seele." Von Feindseligkeiten des Vaters war nicht mehr die Rede, er drang vielmehr in die Schwiegertochter sich mit seinem Sohn wieder zu vereinigen, und wirklich ließ sich diese auf Bitten Baba Padmanjis bereit finden, sie trank zum Beweis ihrer Aufrichtigkeit Wasser, das ihr christlicher Mann berührt hatte, und brach dadurch die Kaste. Es ward verabredet, daß sie ins Missionshaus zu ihrem Manne ziehen sollte. An dem hierfür in Aussicht genommenen Tage erschienen jedoch der sehr bigotte Schwiegervater und ein besonders aufgeregter Schwager aus Bombay, stimmten die Frau anders, daß sie einwilligte mit ihnen nach Bombay zu gehen. Vor der Abreise kam es noch zu einer geheimen Unterredung zwischen den Ehegatten, und die Frau versprach in Bombay wieder zu ihrem Manne zu ziehen. Nach dreimonatlichem Aufenthalt im Missions-

hause gab der Vater Babas seine Zustimmung, daß der Sohn nach Bombay zurückkehre und sich von den Freischotten für das geistliche Amt vorbereiten lasse. Vorher kehrte er noch kurz in das Elternhaus zurück, wo ihm alle Freundlichkeit erwiesen wurde. Wohl ausgerüstet und mit Geld versehen, von den Seinigen geleitet, trat er die Reise an. Die Mutter klagte zwar noch über die Taufe, aber allmählich fanden sich alle Verwandte in die vollendete Thatsache, sogar die Häuser seiner in Bombay verheirateten Schwestern öffneten sich ihm wieder nach längerem Widerstreben. Der Vater nahm regsten Anteil an seines Sohnes Laufbahn und berücksichtigte sorgfältig seine religiösen Überzeugungen. Baba Padmanji urteilt, seine eigne Erfahrung von der wieder günstiger werdenden Stellung der Verwandten stehe nicht vereinzelt da:

„Viele glauben, daß ein zum Christentum übertretender Hindu sich dadurch ganz den Seinigen entfremde. Das ist nicht der Fall. Seine Verwandten werden für einige Zeit beunruhigt und halten sich fern, aber gewöhnlich söhnen sie sich im Lauf der Zeit mit ihm aus. Viele glauben an ein Verhängnis und betrachten den Übertritt als eine von Gott bestimmte Thatsache, so daß der Übertretende für sein Thun nicht verantwortlich gemacht werden kann. Einige finden auch, er habe kein Unrecht gethan, nicht gestohlen oder sonst ein Verbrechen begangen, daher könne er nicht verdammt werden, er habe nur im Urteil geirrt. Sie denken, wie ein Büßer aus religiösen Gründen sich den Freuden des Lebens entziehe, um ein Leben in Armut und Ehelosigkeit zu führen, so habe der Konvertit seinen angebornen Glauben aufgegeben und sich einem andern angeschlossen, den er für besser halte. Durch solche Gründe werden allmählich die aufgeregten Gemüter beschwichtigt.“

Sehr wesentlich wird diese Ausführung, welche wohl etwas durch den Wunsch beeinflußt ist zur Nachfolge zu reizen, durch die betrübende Wahrnehmung eingeschränkt, daß Babas Taufe die Lösung seiner Ehe zur Folge hatte. Vier Jahre hindurch bemühte er sich in Bombay Zutritt zu seiner Frau zu erlangen, aber die Angehörigen wußten jeden Versuch zu vereiteln, doch war er über ihre geheime Neigung unterrichtet. Endlich brachte er die Sache vor den obersten Gerichtshof, ein Sühnetermin wurde anberaumt, aber unter dem Einfluß ihres Vaters schlug die Frau die Wiedervereinigung ab, eine halbstündige Unterredung unter vier Augen änderte den Entschluß nicht. Sein Anwalt tröstete ihn mit dem Schriftwort: So der Ungläubige sich scheidet, so laß ihn sich scheiden. Wiederum ließ er Jahre hingehen. Dann ging er 1860 in Puna, wohin er eben als Lehrer der freischottischen Missionsschule versetzt war, unter freudiger Teilnahme seines Vaters eine zweite Ehe ein mit einer Christin. Zwei Jahre später, als er in Bombay zum Besuch bei einem Geistlichen Navalkar weilte, erschien dort plötzlich die erste Frau, und verlangte, er solle sie

wieder zu sich nehmen, ihr Bruder und andre Beschützer seien gestorben, so sei sie frei. Die Versicherung, eine Aufnahme der alten Beziehungen sei nach der christlichen Religion, welche nur eine Ehefrau gestatte, unmöglich, wollte bei der armen nicht verfangen. Am nächsten Tage kam sie wieder. Das Anerbieten des einstigen Gatten, er wolle sie in einer christlichen Familie unterbringen und sie etwas lernen lassen; wenn sie sich dann zum Übertritt entschließen sollte, habe sie völlige Freiheit sich wieder zu verheiraten, nahm sie nicht an. Nach langem Zusammensein schied sie sichtlich sehr betrübt. „Sie ist jetzt gestorben, ihre überlebenden Verwandten haben sich längst mit mir versöhnt und besuchen mich häufig“, schließt Baba die Erzählung dieser Tragödie.

5. Als Christ.

Bei der Rückkehr nach Bombay im Herbst 1854 fand Baba zunächst Aufnahme in der Familie seines früheren Lehrers Narayan Scheschadri. Er trat ein in die Zahl der Lehrer des Instituts, wurde zugleich aber Student der Theologie, bis wankende Gesundheit das Weiterstudium verbot. Seiner Versetzung als Missionslehrer nach Puna 1860 ist oben gedacht. Sieben Jahre später empfing er die langersehnte Ordination als Pastor der dortigen freischottischen Gemeinde der Eingebornen. Sein Vater war stolz auf diese Würde des Sohnes. Leider zwang eine nicht näher bezeichnete Differenz in kirchlichen Angelegenheiten zur Niederlegung des Pfarramts, und 1873—1877 war er nur schriftstellerisch thätig mit der Herausgabe zweier Lexika: Englisch-Marathi und Marathi-Englisch, daneben arbeitete er an einer Erklärung der Genesis und des Neuen Testaments. In dieser Periode hatte er die Genugthuung seinen Vater, der durch Verleumdungen um sein Amt gebracht war, wieder zu Ehren zu bringen und ihm volle Pension zu erwirken. Diese Hilfe machte den Greis noch empfänglicher für des Sohnes Lehren, unter dessen Gebeten er 1874 in Puna verschied, nachdem er zu erkennen gegeben, daß er den christlichen Glauben teile.

Lange sollte Baba nicht auf amtliche Beschäftigung warten, 1877 folgte er einem Ruf der Bibelgesellschaft und der Traktatgesellschaft nach Bombay. Im Dienst der Bibelgesellschaft, für welche er bei Abschluß der Biographie noch arbeitete, besorgte er die Drucklegung der Bibelausgaben und Bibelteile in Marathi, die Kapitelüberschriften und Parallelstellen wurden von ihm revidiert. Für die Traktatgesellschaft hatte er Traktate und Bücher zu schreiben, aus dem Englischen zu übersetzen, ältere Traktate und Bücher zu revidieren und die Drucklegung zu besorgen. Leider löste

sich die Verbindung mit der Traktatgesellschaft 1888, weil ein großes Deficit die Druckarbeit zu beschränken zwang und also Babas sehr geschätzten Talenten nicht ausreichende Beschäftigung geboten werden konnte.

Das Buch, dessen wesentlicher Inhalt mit allen charakteristischen Zügen unser Auszug wiedergegeben hat, schließt:

„Seit der Lösung meines Verhältnisses zur Traktatgesellschaft setze ich meine wissenschaftlichen Arbeiten z. B. die Revision und den Neudruck der Lexika auf eigne Hand fort, arbeite an einigen neuen Büchern, schreibe sehr oft religiöse Artikel für das Dyanodaya, in welchen ich den christlichen Glauben gegen die Angriffe von Nichtchristen verteidige. Gelegentlich predige ich auch in den Kirchen der eingebornen Gemeinden der Amerikaner, bischöflichen Methodisten und Freischotten." W. Germann.

Protest gegen die Bezeichnung der indischen Christen als einer neuen Kaste.

Das Urteil des Direktors des öffentlichen Unterrichts-Departements in Madras über die großen Fortschritte der Hinduchristen in der Bildung gehen durch alle Miss.-Zeitungen, vergleiche diese Zeitschrift vom März d. J. S. 30 und das Leipziger Miss.-Blatt vom 15. März d. J. S. 94. In der erstern wird auch das Referat der Madras Times teilweise angeführt und in diesem wird die Hindu-Christengemeinde eine Kaste genannt und mit der Kaste der Brahmanen in Vergleich gestellt. Das erinnert mich daran, daß auch die engl. Regierung von Indien in ihren Volkszählungslisten (Census) wie in ihren Schullisten die einheimischen Christen (native christians) neben den Brahmanen, Sudras und Parias als eine besondere Kaste einreiht. Veranlaßt scheint diese verkehrte Zählung zu sein dadurch, daß Parias, welche Christen geworden und damit zu Ehren gekommen sind, wie Katecheten, Lehrer und Landprediger oder Regierungsbeamte, nicht mehr als Parias gelten wollen. Man vergleiche den sehr wichtigen Artikel über die indische Kaste von Missionar Stosch in derselben Nummer dieser Zeitschrift S. 100, wo er sagt: „Wie? wenn das Christentum in Indien selber zur Kaste würde? Es gäbe für unsre Missionshoffnungen nichts Verhängnisvolleres." Alle Missionare in Indien sollten energisch Protest erheben dagegen, daß ihre Hindugemeinden zu einer neuen Kaste gestempelt werden. Will die engl. Regierung in den genannten Listen angeben, wie viele einheimische Christen vorhanden sind im ganzen Volke wie unter den Schulkindern, so mag sie die gesamte Anzahl derselben in Vergleich mit der ganzen Volksmenge, oder in den besondern Kolumnen die Anzahl der aus den Brahmanen, Sudras und Parias her-

vorgegangenen Christen aufzählen, gleich viel ob diese noch als Brahmanen, Sudras und Parias gelten oder nicht. In diesem Stücke die christlichen Hindugemeinden in gleicher Weise wie die mohammedanischen Religionsgemeinden zu behandeln, widerspricht dem besondern Beruf der Christengemeinde, die Mannigfaltigkeit in der Einheit und die Einheit in der Mannigfaltigkeit zu bewahren; die verschiedenen Völker und Volksklassen sollen bleiben, was sie in ihrer natürlichen Entwicklung geworden sind, aber zugleich entsündigt, geheiligt werden zu einem Gottes-Volke. Diesen göttlichen Beruf der Christenheit sollten die Missionare auch in den politischen Zeitungen Ostindiens vertreten. Mayr, Missionar a. D.

Die Missionsthätigkeit des hamburg-bremischen Erzbistums im Mittelalter.

Von Pastor Iken in Bremen.

3. Die Vollendung der Mission im Norden.

Das Jahr 1000 kann bereits als für den Sieg des Christentums in den Nordländern entscheidend gelten. Damals hatte in Dänemark der König Suein Gabelbart dasselbe mächtig gefördert, während in Norwegen und dessen fernen Inseln Olaf Tryggwäson seine gewaltsame Durchführung betrieb und nicht minder in Schweden unter Olaf Schoßkönig zwar langsam, aber sicher dasselbe Ziel erstrebt wurde. Man hat daran erinnert, daß um dieselbe Zeitwende auch im Osten durch Errichtung des Erzbistums Gnesen und den ersten christlichen König Stephan in Ungarn, sowie im russischen Großfürstentum der Christenglaube nicht minder entscheidende Siege erreichte.[1])

Aber damit war, wie im vorigen Aufsatz ausgeführt wurde, die Christianisierung der Nordländer noch keineswegs vollendet. Der Sohn jenes Suein, König Knut der Große, welcher zeitweise Dänemark mit Norwegen und England unter seinem Scepter vereinte, sowie seine Nachfolger, und in Schweden Olaf Schoßkönig und sein Sohn Jakob Anund hatten noch viel zu thun, um den neuen Glauben wirklich zur allgemeinen Geltung zu bringen. Wir wissen, welch große Aufgaben in der Hinsicht auch die Erzbischöfe, die in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts auf dem hamburg-bremischen Kirchenstuhl saßen, insbesondere der hervorragendste unter ihnen, Unwan (1013—1030), zu erfüllen hatten. Es gelang je mehr und mehr, wenn's auch noch längere Zeit dauerte, bis die neuen

[1]) Dehio a. a. O. I, S. 144.

Länder in die kirchliche Verfassung gebracht waren, wie die übrigen der Christenheit. Je näher aber dies Ziel heranrückte, desto mehr näherte sich auch für unser Erzbistum die Gefahr einer kirchlichen Selbständigkeit des Nordens. Der herangewachsene Sohn konnte nicht immer im Vaterhause bleiben. Und bei der politischen Trennung mußte es unmöglich erscheinen, daß die fremden Gebiete auf die Dauer einer deutschen Metropole angehören konnten, zumal auch Rom hier allzu leicht einen Konkurrenten erblickt hätte. Aber diese Scheidung sollte noch eine Zeitlang hingehalten werden durch einen Mann, welcher die nordische Mission zur höchsten Entwicklung brachte, und der damit die Nordländer aufs festeste an den deutschen Kirchenstuhl zu knüpfen schien, in Wirklichkeit aber nur ihre Loslösung beförderte, die sich denn auch sofort nach seinem Tode unter den Nachfolgern vollzogen hat.

Wir kommen damit zu der Wirksamkeit des Erzbischofs Adalbert. Bei diesem Manne verknüpft sich alles, was von ihm und unter ihm geschehen, so sehr mit seiner persönlichen Eigenart, daß es nötig ist, zuerst bei dieser zu verweilen.

Erzbischof Adalbert (1043—1072) war unstreitig der bedeutendste Kirchenfürst, welcher den hamburg-bremischen Stuhl bestiegen, überhaupt eine der hervorragendsten Erscheinungen des deutschen Mittelalters. Der Mann stammte aus altberühmtem sächsischen und fränkischen Geschlecht, das mit den Wettinern zusammenhing und unter seinen Ahnen auch Kaiser Otto II. und die griechische Prinzessin Theophano rechnete. Schon als Subdiakon zu Hamburg that er sich durch seinen hochfliegenden Sinn und seinen Stolz hervor, die aber nur anderen glänzenden Eigenschaften zur Begleitung dienten. Die letzteren bestimmten den König Heinrich III., ihn nach Bezelins Tode zum Hirten der wichtigen Erzdiöcese an der Weser- und Elbemündung zu ernennen.

Der mehrgenannte treuherzige und wahrheitsliebende Schriftsteller unsrer Epoche, Adam von Bremen,[1]) weiß nicht Worte genug zu finden, den neuen Erzbischof hochzustellen. Er preist an ihm die hohe Gestalt und Schönheit, die hinreißende Beredsamkeit, die Frömmigkeit und strenge Keuschheit in seinem Wandel, die ungemeine Spannkraft seines Geistes, den Reichtum, das Glück und anderes, was ihm zu gute kam. Und auch die Feinde, deren Adalbert in der Folge gar viele zählte, müssen das

[1]) Magister Adam stammte aus dem mittleren Deutschland und kam 1068 zu Adalberts Zeit nach Bremen, wo ihm die Leitung der berühmten Domschule übertragen wurde. Sein Geschichtswerk, bald nach Adalberts Tode abgefaßt, gehört zu den besten des Mittelalters.

mehr oder minder anerkennen. Dennoch hatte eben dieser Mann auch Eigenschaften, welche alle seine Tugenden verdunkeln zu müssen schienen. Derselbe Adam kann nicht unterlassen, sein bitterster Tadler zu werden. Er, der Adalbert so nahegestanden und im 3. Buche seines Werkes dessen Wirkungszeit fast bis aufs Kleinste gezeichnet hat, empfindet es als eine schwere Last, über ihn auch ernster richten zu müssen und ruft dabei aus: „Ach, wie gern möchte ich besseres schreiben von einem so großen Manne, der auch mich geliebt hat!"[1]) Der Hauptfehler Adalberts war wohl eine ungebändigte Herrschsucht, ein maßloser, fleischlicher Ehrgeiz; er, der immer nach dem Größten trachtete, vergaß darüber die den Ansgar so schön zierende Demut und die auch dem Adaldag nie fehlende Selbstlosigkeit. Nicht das Seelenheil der Heiden war sein letztes Ziel, aber auch nicht die Herrlichkeit der Kirche Gottes im ganzen, sondern die Größe des eignen Bistums und damit die eigne Größe. Hierfür hat er alles gethan. Man hat seinen Charakter mit Recht als einen dämonischen bezeichnet. Schon zahllosen seine Zeitgenossen war er daher tödlich verhaßt, während auch seine höchsten Bewunderer mannigfach über ihn seufzen mußten; der Nachwelt aber hat er ein überwiegend trübes Bild hinterlassen.

Kein Kirchenfürst hat die Erzdiöcese so weithin berühmt gemacht wie Adalbert, der sie zum geistigen Mittelpunkt des ganzen nördlichen Europas erhob und den Gedanken eines nordischen Patriarchats zu verwirklichen imstande schien; keiner aber hat sie auch durch seine Verkehrtheiten so sehr ruiniert und verachtet gemacht als eben dieser Mann. Es scheint unmöglich, daß all dieses Große und all dieses Verderbliche von demselben Individium ausgehen konnte. Und doch wars nicht anders.

Wie einst Adaldag dem ersten Kaiser Otto, so stand Adalbert Heinrich III. nahe, der in geistlichen wie in weltlichen Dingen gern auf seine Ratschläge hörte, ohne ihn darum über sich herrschen zu lassen, der ihn auf seinen Feldzügen gegen die Ungarn und Luitizier, sowie in Flandern und Italien zur Seite hatte und ihm für seine treuen Dienste gern das Höchste gönnte. Als 1046 auf dem Konzil zu Sutri der Kaiser drei Päpste absetzte, bot er seinem anwesenden Freunde die dreifache Krone an. Adalbert aber schlug sie aus, ihn reizte mehr die Thätigkeit im eigenen Sprengel und im Reiche. Es kann hier selbstverständlich nur ganz nebenbei berührt werden, was der Mann im deutschen Lande zum Heil und Unheil des Ganzen geleistet, ebenso was er für seinen heimatlichen Sprengel gethan, wie denn auch die merkwürdigen Ereignisse im wendischen Gebiete

[1]) „Eheu quam vellem meliora scribere de tanto viro, qui et me dilexit!" (III, 64.)

erst im folgenden Aufsatze zur Sprache kommen können. In der nordischen Mission entwickelte Adalbert nicht minder eine großartige und erfolgreiche Thätigkeit.

Gleich bei seinem Amtsantritte begann er damit, an die Fürsten des Nordens, sowie an sämtliche Bischöfe und Lehrer seines Sprengels Sendschreiben auszufertigen, in denen er sie zu eifriger Erfüllung ihrer Pflichten gegen die Kirche aufforderte. Er mochte damals schon die später öfter geäußerte Absicht haben, das ganze Gebiet des Nordens bis zu den äußersten Inseln zu bereisen, um alles durch seine Gegenwart zu beleben; denn, pflegte er zu sagen, nur drei Apostel des Nordens seien unter seinen Vorgängern gewesen, Ansgar, Rimbert und Unni, welche wirklich zu den Heiden hinausgegangen, und er wolle der vierte sein. Indessen mußte er beim Erwägen der großen Schwierigkeiten der Ausführung und seiner vielen anderweitigen Aufgaben immer wieder davon abstehen. Seine Sendschreiben dagegen fanden die beste Aufnahme. Magnus, Olafs des Heiligen Sohn, König von Norwegen und damals zugleich (s. vorig. Aufsatz) nach Knuts Tode zeitweise von Dänemark, fuhr mit dem vom Vater ererbten Eifer in der Ausbreitung des Christentums fort, und in Schweden that es Olaf Schoßkönigs Sohn, König Jakob Anund, nicht minder. Aber bald schon trat eine Verwirrung ein. Ein Neffe Knuts, Svein Estrithson (unter Erzbischof Bezelin einmal als Gefangener in Bremen gewesen, dort aber mit Auszeichnung behandelt), erhob sich gegen den norwegischen Eindringling und vertrieb ihn nach langen Kämpfen. König Magnus verlor dabei sein Leben (1047). Nun regierte Svein über beide Länder, wurde aber in Norwegen durch seinen bisherigen Lehnsmann, Harald Hardrade, einen Oheim des gefallenen Magnus, verdrängt. Damit waren die beiden Länder wieder getrennt, aber die Feindschaft schien nicht enden zu wollen, da stets aufs neue die Kriegsflamme unter ihnen aufloderte. Der genannte Dänenkönig nahm daraus Veranlassung, sich fester an Adalbert und an Deutschland anzuschließen. Er zeigte sich nicht immer als großen Kriegshelden und ließ in seinem Lebenswandel viel zu wünschen. Adalbert benutzte die dadurch gewonnene Stellung, um ihm seine volle Überlegenheit zu zeigen. Als Svein Estrithson sich in dieser Zeit mit einer Witwe des letzten Schwedenkönigs, Gunhild, vermählte, die ihm nach kirchlichen Begriffen zu nahe verwandt war, that der Erzbischof Einspruch und wußte den Papst zur Bestätigung zu gewinnen. Svein mußte zähneknirschend seine Gattin entlassen, und obwohl er nun noch leichtsinniger in seinem Verhältnis zu den Weibern wurde, so hatte der Kirchenfürst doch über ihn triumphiert. Und er wußte ihn weiter zu bringen. 1052 oder 1053 fand eine achttägige Zusammenkunft

zwischen beiden Männern zu Schleswig statt, deren Ergebnis war, daß der Dänenkönig einerseits sich eng an den deutschen König schloß, andrerseits aber auch eine kirchliche Erneuerung seines Reiches einging. Statt der bisherigen drei Bistümer erhielt nun Dänemark deren acht, nämlich in Jütland die vier: Ripen, Aarhus, Wiborg und Wendsyssel, auf der Insel Fünen das Bistum Odensee, auf Seeland Roeskild und auf der Halbinsel Schonen Lund und Dalbye (Dalboe). Für alle diese weihte Adalbert Bischöfe und brachte damit in die etwas gesunkene christliche Sache des Landes neues Leben. Wahrscheinlich hat ihm der Dänenkönig schon damals den Wunsch nahegelegt, ein eignes Erzbistum zu haben, und unserm Kirchenfürsten dazu eine höhere Stufe anempfohlen. Dieser konnte nun noch nicht darauf eingehen, ist aber später mehrfach auf den Gedanken zurückgekommen.

Viel weniger aber als mit Dänemark sollte der Erzbischof jetzt mit andern Nordländern zurechtkommen. In Norwegen wollte der alte Harald Hardrade, der jetzt den Thron besaß, von der geistlichen Herrschaft des deutschen Kirchengebieters nichts wissen. Am Christentum hielt er fest, als aber Adalbert ihm seine Boten sandte und sein Recht verlangte, bekam er die stolze Antwort: ich kenne in meinem Lande keinen Erzbischof und keine Gewalt als allein mich, den Harald. Mit großer Absichtlichkeit ließ dieser sich jetzt Priester aus England kommen und die von ihm bestellten Bischöfe dort oder in Frankreich weihen. Nicht besser gings in Schweden. Als König Jakob Anund hier starb und Emund Gamul ihm folgte, behauptete ein gewisser Osmund, der anderswo geweiht war, er sei vom Papste zum Erzbischof für Schweden angestellt. Und als Adalbert darauf einen eigenen Bischof, seinen bisherigen Domdechanten Adalward, für Schweden weihte und ihn mit einer Gesandtschaft an den König schickte, wußte jener Osmund König und Volk für sich zu gewinnen und zu bleiben. Die Gesandten mußten wieder abziehen und fanden nur Trost und Anerkennung bei dem Neffen des Königs, Prinz Stenkil, und der geschiedenen Königin Gunhild. Beide Länder waren somit abtrünnig geworden.

So mißlich das aber erschien, Adalbert verzagte nicht, zumal sich ihm eben jetzt wieder andre günstige Aussichten auf den Norden eröffneten. Im fernen Island nämlich war das Christentum bereits eingeführt (wie im vorigen Aufsatz erwähnt), aber es herrschte dort durch verschiedene hereingekommene Missionsbischöfe große Verwirrung. Man sehnte sich nach geordneten kirchlichen Zuständen. Um dieselben herbeizuführen, ging der Priester Isleif im Namen vieler von hier nach Rom, mit der Bitte, der Papst möge ihm eine autoritative Weihe erteilen. Aber dieser wies

ihn nach Bremen. Adalbert konnte ihn 1055 weihen und wußte ihn mit Geschenken und Ehrenbezeugungen ganz für sich zu gewinnen. Isleif ging dann mit einem Hirtenbrief zurück und stellte die Rechte des deutschen Oberhirten her. Ähnlich gings auf der Inselgruppe der Orkaden, nördlich von Schottland, welche die Norweger besetzt hatten. Hier galt der Erzbischof von York als Metropolit. Als aber ein Großer, der Jarl Thorfinn, von der englischen Kirche loszukommen trachtete und sich deshalb nach Rom wandte, ward er ebenfalls an Adalbert gewiesen, und dieser weihte hierfür den Thorolf als Bischof. Zwar suchte der Yorker dem zu begegnen, indem er einen gewissen Heinrich als Gegenbischof hinsandte. Aber dieser fand keinen Anhang, der Hamburger Stuhl behielt auch hier die Oberhand. Ja noch weiteres sollte gelingen. Auch die in Grönland, vielleicht auch die im sogenannten „Winland", der Küste des heutigen Nordamerika, von Nordländern besetzten Landstrecken erfuhren damals Kunde von ihm; und auf ihre Bitte um einen Bischof konnte Adalbert diesen in äußerster Ferne wohnenden Parochialen einen Hirtenbrief senden und sein Kommen verheißen.[1])

Und nun kehrte auch Schweden zu ihm zurück. Als in den Jahren 1056—1057 sich allerlei Unglück im Lande ereignete, der Sohn des Königs auf einer Heerfahrt starb und eine Teurung eintrat, sah man darin den Zorn Gottes über die erwähnte Abweichung und schickte an Adalbert Boten mit der Bitte um Vergebung. Hocherfreut sandte ihnen dieser den Adalward wieder, der nun Bischof von Skara wurde. Noch weit besser ward es dann, als bald darauf der König Emund selber verschied, mit welchem das Geschlecht der Upsala-Könige ausstarb, und nun der genannte Stenkil auf den Thron kam. Damit war nicht nur ein eifriger Freund des Christentums, sondern auch des Hamburgischen Stuhls ans Ruder gelangt, und die Folgen sollten bald offenbar werden. Neben jenem Adalward, der jetzt ungehindert wirken konnte und auch nach Norwegen hinüberzugehen wagte, durfte Adalbert einen zweiten Bischof für das Land weihen, den jüngeren Adalward, einen Neffen des ersteren, welcher seinen Sitz in Sigtuna erhielt. Noch immer gabs in Schweden eine starke Partei, die am Heidentum festhielt und sich um den Upsala-Tempel scharte; man

[1]) Winland, bei Adam IV, 38 („so genannt, weil dort die Weinstöcke wild wachsen, die den besten Wein tragen") und nordischen Schriftstellern erwähnt, galt damals für eine Insel und als ein Nebenland von Grönland. Die Gelehrten finden darin die heutige Küste von Massachusetts. Es wurde im Jahre 1000 von den Nordländern entdeckt, 1003 von einer Kolonie derselben besetzt, die sich indessen nach einiger Zeit vor der Übermacht der Eingebornen zurückziehen mußte. Noch lange Zeit haben die Nordländer davon geredet und es wiederzugewinnen gesucht. Ob es ihnen zu Adalberts Zeit noch gehörte, ist nicht recht deutlich.

scheute sich, sie zu drängen, aber je länger je mehr verlor sie den Boden im Volke. Adalbert konnte auch nach dieser Seite weiter blicken. Bei den Beziehungen Schwedens zu den Völkern am andern Ostsee-Ufer kam der Gedanke auf, auch diesen, damals im ganzen Finnen genannt, das Evangelium zu bringen. Mit Hilfe jener sandte er zuerst an die s. g. Skritefinnen (noch auf der Halbinsel wohnend), den Stenphi (oder Simon) als Missionsbischof.[1]) Für die eigentlichen Finnen, oder vielmehr den südlichsten Teil derselben, die im späteren Kurland, Liefland und Estland wohnten, weihte er den Hiltin (oder Johannes) als Bischof, welcher seinen Sitz auch in einem Birka erhielt, worunter wir wahrscheinlich Borgholm auf der Insel Oeland zu verstehen haben (1062). Freilich dauerte es damit nicht lange. So wissen wirs wenigstens von der zweiten Schöpfung, da Hiltin nach zweijähriger Anstrengung die Arbeit aufhob. Auch mit der ersten mags nicht viel besser gegangen sein. Erst später sollte das Christentum in allen diesen Gegenden Wurzel fassen.

Von den sonstigen Nordländern, auf die der Hamburger Stuhl ein Recht beanspruchte, fehlte damals nur noch Norwegen. Bei seiner günstigen Stellung zum Kaiser und insbesondere zum Papste konnte aber Adalbert mit Sicherheit auf dessen Wiedergewinnung rechnen. Er hat es dann auch erreicht, aber freilich erst in der folgenden Periode seines Lebens (1065), als seine ganze Stellung schon längst ins Schwanken gekommen war und seine große Macht ihm aus den Händen zu fallen drohte.

Welche Erfolge aber waren ihm bis jetzt schon gelungen! Als Adalbert antrat, gabs nur drei eigentliche Bischöfe im ganzen Nordgebiete, und er hatte in den ersten 20 Jahren seiner Regierung deren schon zwanzig weihen können, und wie viele sollten noch hinzukommen! Wohl durfte er, wie Adam ausspricht,[2]) immer wieder den Ruf erschallen lassen: „Die Ernte ist groß, aber wenig sind der Arbeiter. Darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende.“ Und wie groß ward dadurch sein Ruhm bei den Nordländern! Überall sprach man von ihm, und wer ihn kennen gelernt, hörte nicht auf, ihn zu preisen. Stand doch Adalbert auch sonst auf hoher Stufe. Da Kaiser Heinrich III. ihn bei jeder Gelegenheit auszeichnete und die Päpste damals noch in voller Harmonie mit demselben standen, so brachten auch die fremden Gebieter, wie die Könige von Frankreich und England, ja selbst der Kaiser von Byzanz ihm ihre Huldigung dar. Und Adalbert zeigte sich gastlich, freigebig, liebenswürdig gegen alle, die zu ihm kamen. Ein glänzender Hofstaat umgab

---

[1]) Diese Skritefinnen wohnten in den heutigen Finnmarken, dem nördlichsten Teile von Schweden.

[2]) Adam III, Anhang.

ihn, berühmte Leute wurden in seine Nähe gezogen. Er sorgte für die Schulen, für die Bereicherung des Gottesdienstes, alles gedieh unter seinen Händen. Jener Zeitgenosse konnte sagen:[1] „Das kleine Bremen kam durch seine (des Erzbischofs) Größe selbst der Stadt Rom an Ruhme gleich, und man suchte es von allen Seiten der Erde, besonders aber von seiten der Völker des Nordens scharenweise auf." Ebenso suchte Adalbert das viel zerstörte Hamburg wieder zu heben, er nannte es „die fruchtbare Mutter der Völker" und meinte, man müsse ihm „um so größere Tröstung und Hilfe zuteil werden lassen, je größer das Unheil und je näher der Feind sei, von denen es heimgesucht werde, und da es ja schon so lange Zeiten hindurch von den Angriffen der Feinde wie ein Sieb durchlöchert werde." Wir können uns denken, wie sein Name dadurch bei allen Nordlandsbewohnern immer mehr steigen mußte.[2])

Und wie sehr mußte das zur Hebung der norddeutschen Küste beitragen! Unsre Historiker stimmen darin überein, daß diese Vorherrschaft der deutschen Kirche damals dem Handel bedeutend zu gute gekommen sei, wie das bereits unter Adalberts Vorgängern begonnen. Beide deutsche Kirchensitze hoben sich in jenen Zeiten zu immer gewichtigeren Emporien. Nicht minder aber hat die Wissenschaft dabei gewonnen. Es tritt uns das namentlich an der im Jahre 1040 stattgehabten ersten Nordpolexpedition entgegen, von der Adam in eingehender Weise berichtet.[3]) Wie sehr wurde damit wie mit dem ganzen ununterbrochenen Verkehr die geographische Kenntnis jener Länder gehoben, von denen man bisher zum Teil nur fabelhafte Vorstellungen gehabt! Endlich aber auch, wie kam es dem Ganzen zu gute, daß damals das Wendenreich (wie im folgenden Aufsatz auszuführen) unter jenem merkwürdigen Fürsten Gottschalk stand, welcher mit größtem Eifer das Christentum einführte und Adalberts bester Freund war! Fürwahr bei all diesen Erfolgen konnte unser Kirchenfürst seinen Stolz aufs Höchste befriedigt finden und noch nach Größerem ringen.

[1]) An derselben Stelle.

[2]) Ein neuerer Schriftsteller, Dr. Grünhagen (Adalbert, Erzbischof von Hamburg 1854) sagt hierüber, wenn auch, wie wir bereits gesehen, mit einiger Übertreibung (S. 100): „Was war den Nordländern die Stadt der sieben Hügel? Breite Meere, weite Länder, unübersteigliche Berge lagen zwischen ihnen und ihr, kaum daß ihr Name einmal halb märchenhaft an ihr Ohr schlug. Was wußten sie von dem fernen Papst, dessen Existenz ihrem ganzen Gesichtskreis so unendlich fern lag? Aber die beiden Städte an der Weser und Elbe, von denen ihnen das Licht des Glaubens gekommen, die ihre Freunde, ihre Väter besucht und ihnen wundersame Kunde von dort heimgebracht, waren das Ziel ihrer Wünsche; dort war ihr Rom. Und der hohe Kirchenfürst, dessen Größe, dessen Tugenden die Glücklichen, die ihn gesehen, laut priesen, der ihnen ihre Bischöfe und Priester gab, das war ihr Papst."

[3]) Adam IV, 39 ff.

„Er glaubte alles, was er im Sinne hatte, aufs Leichteste vollenden zu können.“[1])

Damals verfolgte er denn auch zum erstenmal die Patriarchatsidee. Der Dänenkönig Svein Estrithson hatte, wie erwähnt, Adalbert bei jener Zusammenkunft den Wunsch ausgesprochen, einen eigenen Erzbischof im Lande zu haben, ohne unsern Metropoliten beseitigen zu wollen. Letzterer konnte sich nicht verhehlen, daß es dahin immer mehr treibe, und daß, wenn erst Dänemark angefangen, auch die anderen Gebiete mit demselben Begehren kommen werden. Somit handelte es sich für ihn darum, eine Stellung zu finden, welche seinem Stuhle die kirchliche Herrschaft in den Nordlanden für alle Zukunft sicherte, auch wenn es dort eigne Erzbischöfe gäbe. Es muß hierbei von vornherein festgehalten werden, daß Adalbert dabei an nichts weniger als an einen Abfall von Rom, ja auch nur an irgend eine Nebenbuhlerschaft mit dem Papste dachte. Dazu war der kirchliche Einheitsgedanke in der römischen Christenheit auch schon damals, vor Gregor VII. und Innocenz III., viel zu stark ausgebildet.[2]) Stand doch auch Adalbert in jenen Jahren im besten Einvernehmen mit Rom, und wußte, daß man dort auf alle seine Wünsche, so weit es möglich, eingehen werde. So erhielt er denn auch auf sein Begehren von Papst Leo IX. jene Bulle vom 6. Januar 1053, in welcher ihm und seinen Nachfolgern mit dem Erzbistum auch das „Vikariat“ des römischen Stuhls über die Nordländer verliehen ward. Bisher besaßen die Hamburger Erzbischöfe nur die „Legation“ zur Heidenbekehrung in jenen Ländern und diese mußte mit der Christianisierung derselben hinfällig werden; jetzt aber wurde ihnen die bleibende Vertretung des Papstes daselbst zuteil. Auch erhielt Adalbert die Vergünstigung, sich mit der Mitra zu schmücken, wie sonst nur der römische Oberhirte. So viel das aber war, konnte es ihm genügen? bedurfte er den Nordländern gegenüber nicht noch einer höheren Stellung mit ausgesprochenem Titel? So erwog er den Gedanken eines Patriarchates, wie er ja auch sonst in der Kirchengeschichte vorgekommen und vor allem in jenem für die Kirche des Mittelalters so wichtigen Buche des Pseudo-Isidor ausgeführt war. Zwölf Bistümer wollte er dazu auf dem Festlande, d. h. in seinem deutschen und slavischen Gebiete, gründen, denn das war dazu (nach Pseudo-Isidor) die Vorbedingung; das Übrige sollte dazu sein auswärtiges Gebiet bilden. Die Verhandlungen hierüber wurden mit Leo IX. geführt, und Adalbert durfte bei

[1]) Arbitrabatur quae in animo habuit facile omnia perfecturum. Ad. III, 27.

[2]) Die vielen Übertreibungen und Phantastereien, welche neuere Schriftsteller sich in betreff dieser Patriarchatsidee Adalberts zu schulden kommen lassen, werden von Dehio a. a. O. I, S. 203—211 gebührend zurückgewiesen.

diesem Papst auf Erfolg rechnen. Aber plötzlich starb derselbe (19. April 1054), und obgleich Adalbert auch bei dessen Nachfolger Viktor II. Entgegenkommen erwarten konnte, schien er der Sache nicht mehr recht zu trauen. Er ließ den Gedanken fallen, um ihn erst später wieder aufzugreifen. Die Aufgabe war auch nicht so leicht zu lösen, wie sie aussah. Adalbert konnte sich vorderhand mit dem begnügen, was er bei Leo IX. erlangt hatte.

Denn schon in nächster Nähe lauerte ein grimmer Feind. Es war der Sachsenherzog Bernhard und seine Familie, die Billunger, deren Ansprüche stets mit denen des Erzbischofs in Konflikt kamen, je mehr die letzteren auf irdischen Machtbesitz auch in der Nähe gingen, und je mehr sie beide denselben auszudehnen bestrebt waren. Der Ausspruch des Herzogs, ein Bremischer Bischof könne ebenso wenig sein Freund sein, als Feuer mit Wasser sich vertrage, sollte nur zu oft zur Wahrheit werden. So lange Kaiser Heinrich III. lebte und Adalbert sich fest an ihm hielt, hatte er im ganzen Ruhe. Schlimm sahs freilich oft auch da schon aus. Als 1048 Heinrich nach Bremen kam und die Billunger darin einen Streich gegen sich erblickten, als Bernhards Bruder, Graf Thietmar, damals sogar ein Attentat gegen den Kaiser plante, brach der Zorn in hellen Flammen aus. Aber man mußte noch warten. Was hätte damals Adalbert gegen diese Feinde machen wollen ohne den kräftigen Schutz des Kaisers? Baute doch der Herzog in Hamburg des Erzbischofs Burg gegenüber auf dem von ihm beanspruchten Teile eine Trutzburg und lauerte nur auf den günstigen Moment, über ihn herzufallen.

Die Möglichkeit schien noch in weitem Felde zu liegen, da der Kaiser ja in den besten Jahren stand. Dennoch trat sie ein, eher als jemand ahnen konnte. Am 5. Oktober 1056 schloß Heinrich, noch nicht 39jährig, seine Augen, wohl aufgerieben von ungezählten Arbeiten und Plänen, und hinterließ das große Reich einem sechsjährigen Knaben. Wie für alle Verhältnisse in Reich und Kirche, so sollte dies Ereignis auch für unser Erzbistum und die Mission von den weitgreifendsten Folgen werden. Die Billunger begannen sofort ihre Feindlichkeiten, und Adalbert konnte nur mit großen Opfern an Kirchengut ihren Zorn hinhalten und größeren Schaden verhüten. Als aber 1059 der alte Herzog Bernhard starb und seine Söhne Ordulf und Hermann in ihrer Feindschaft gegen den Erzbischof kein Maß mehr wußten, sondern schonungslos sein Gebiet verheerten, schien dieser völlig unterliegen zu müssen. Was sollte aus seiner kirchlichen Herrschaft im Norden und Osten werden, wenn er zu Hause keinen Frieden gegen die Feinde hatte und seines Lebens nicht sicher war?

Freilich nach einigen Jahren raffte der thatkräftige Mann sich wieder

auf. 1062 erfolgte von andrer Seite die Entführung des jungen Kaisers zu Kaiserswerth: er wurde seiner Mutter und deren Ratgebern gewaltsam entrissen und dem Erzbischof Hanno von Köln überliefert. Obgleich Adalbert mit diesem Kirchenfürsten bitter verfeindet war, wußte er ihn doch zu zwingen, die gewonnene Herrschaft mit ihm zu teilen. Beide wurden zu offiziellen Reichsverwesern ernannt, und Adalbert hatte nun den größten Einfluß auf den heranwachsenden Herrscher. Leider hat er denselben nur wenig zu dessen Heil benutzt.

Damit aber kam auch neuer Schwung in die Kirchenleitung des Nordens, dessen es dringend bedurfte. In Schweden war Bischof Adalward der Ältere zu Skara gestorben, und sein Neffe, der andre Adalward, hatte dessen Posten übernommen, ohne beim Oberhirten anzufragen. In Island konnte sich Isleif gegen die von England kommenden Geistlichen nicht recht behaupten. Und wie vielerwärts hörte man von unordentlichen, unsittlich lebenden Klerikern! Adalbert schrieb für 1063 eine Synode nach Schleswig aus. Aber fast niemand erschien, man merkte den Wiederschein der wirren deutschen Verhältnisse. In Dänemark verfolgte der König aufs Eifrigste seine Unabhängigkeitsideen, und seine Bischöfe bestärkten ihn darin. Aber für diesmal drang Adalbert noch durch. Auf seine Veranlassung schrieb Papst Alexander II. einen strengen Rügebrief an die dänischen Bischöfe, der das alte Verhältnis wieder herstellte. Ja auch Norwegen kam in dieser Zeit an ihn zurück. Ein ernster Brief desselben Papstes mahnte den König Harald Hardrade, dem Hamburger Erzbischof als seinem Vikar den vollen Gehorsam zu zeigen, als wäre er es selber (1065). Der nordische König fügte sich, und infolge davon kamen die dortigen Bischöfe Meinhard, Bernhard und Albert nach Bremen, um dem angewiesenen Oberhirten den Suffraganeid zu leisten, wozu man den vierten, Bischof Asgoth, bereits auf einer Durchreise durch Deutschland gezwungen hatte.

Mit dem allen hob sich des Erzbischofs Stern wieder, und wieder knüpfte er daran die Patriarchatsideen. Waren ihm dieselben früher nur gleichsam durch die Verhältnisse aufgezwungen, so scheint er jetzt selber weit mehr darnach gestrebt zu haben. Seine Schmeichler bestärkten ihn darin und priesen ihn in allen Tönen. Und wie sollte er, der nun im Reiche die erste Stelle einnahm und auf so große Herrschaftsgebiete schaute, der von leidenschaftlichem Stolz beseelt und nicht mehr durch jenen gewichtigen Kaiser gehalten wurde, nicht hierfür empfänglich gewesen sein? Er wollte sein großes Kirchengebiet nicht fahren lassen, er wollte einen direkten Verkehr der ihm Zugewiesenen mit Rom nicht dulden, mit heftigstem Drange suchte er jetzt die entsprechende Stellung zu gewinnen.

Und doch gings in andrer Hinsicht wieder mit ihm abwärts. Adal-

bert hatte nie ein Maß gekannt in seinen Ausgaben, mit vollen Händen hatte er immer nach allen Seiten hin gegeben, jetzt aber zeigten sich seine Finanzen aufs tiefste zerrüttet. Um sich zu halten, ließ er sich vom Könige verschiedene Güter zuweisen (1065). Es war ein Mittel, das viele Große in dieser Zeit gebraucht, aber ihm sollte es zum Fall werden. Seine Feinde, besonders der Kölner Erzbischof, wußten alles gegen ihn in Bewegung zu bringen, im Januar 1066 wurde er auf dem Fürstentag zu Tribur aus seiner Stellung entlassen. Der König konnte ihn weder halten noch schützen. Sofort fielen die Billunger wieder plündernd und brennend in sein Gebiet ein und zwangen ihn sogar aus Bremen zu fliehen. Nur auf seinem Gute Lochten bei Goslar fand er Sicherheit. Bald traf dazu auch die Schreckenskunde aus dem Wendenlande ein, daß Fürst Gottschalk ermordet (Juni 1066) und alles wieder vom Christentum abgefallen, ja daß von dem wilden Wendenvolke Schleswig verwüstet und Hamburg wieder zerstört worden sei. Noch mehr. In Schweden war um diese Zeit König Stenkil gestorben und damit eine große Verwirrung eingerissen; die Bischöfe fühlten sich nicht mehr sicher und während Südschweden (Göthiod) noch einigermaßen an den christlichen Ordnungen festhielt, schien der nördlichere Teil (Swithiod) wieder dem Heidentume zuzusinken. Was konnte im ganzen Nordlande noch weiter erfolgen, wenn erst des Erzbischofs trostlose Lage recht bekannt wurde?

Aber noch einmal sollte das schon erlöschende Licht emporflammen, wenn auch nur noch für einen Augenblick. Adalberts Feinde hatten sich bald selber durch ihre Habsucht unmöglich gemacht. Der junge Herrscher schob sie beiseite und rief jenen an den Hof zurück. Er wurde zum Vicedominus des kaiserlichen Palastes ernannt (1069). Damals war der Mann bereits körperlich gebrochen, aber mit voller Geisteskraft ergriff er aufs neue die Leitung und wußte dem König in allem zu raten. Die widerstrebenden Sachsen und andre Feinde des Reiches wurden niedergedrückt, die Billunger mußten sich gänzlich fügen, und eine Zusammenkunft des jungen Königs mit dem Dänenfürsten, die zu Lüneburg stattfand, sollte auch nach dieser Seite hin das Übergewicht des deutschen Kirchenfürsten stärken. Und nun flammte noch einmal die Patriarchatsidee auf: Adalbert wollte jetzt endlich die langersehnte hohe Stellung erringen und damit die volle Frucht aller Missionsarbeiten seines Stuhles pflücken. Aber ein Höherer gebot für immer Einhalt. Mitten in der angestrengtesten Arbeit erreichte ihn der Tod zu Goslar am 16. März 1072. Der geschwächte Leib wollte dem nimmer rastenden Geiste nicht mehr gehorchen, sondern brach plötzlich zusammen. (Schluß folgt.)

Aus dem Jahresberichte des Syrischen Waisenhauses zu Jerusalem.[1])

An äußerer Religiosität fehlt es ja nicht in Jerusalem und im ganzen Orient, ja Pauli Wort Apg. 17, 22 trifft bei Jerusalem durchaus zu. Äußere Formen giebt es mehr als genug bei Mohammedanern, Juden und Christen, aber dabei bleibt es und das übt keinen Einfluß auf Herz und Leben aus. Man könnte sagen: der Christ ist im Orient ein Christ, so lange er den Kirchenrock anhat, ist dieser ausgezogen, so bleibt der reine Naturmensch in seinem sündigen Werktagsrock und so ist es gleicherweise bei Juden und Mohammedanern. Daß der Herr noch seine 7000 kennt, die auch heute ihre Knie nicht beugen vor dem Baal, nehmen wir sicher an. Alles andere weiß und will durchweg nur das Irdische, wofür jeglicher Weg recht ist, zwischen Brüdern wie unter Fremden, so daß das Schriftwort wahr ist: Sie saufen Unrecht wie Wasser. Daher geht hier gegen oben und gegen unten durchweg alles auf dem Weg der Lieblosigkeit und Ungerechtigkeit, der Heuchelei und Untugend wie zur Zeit der Propheten, die dasselbe klagen Jes. 9, 17. Wir sagen die Wahrheit und beklagen diesen Zustand tief, aber nicht in dem Sinn wie vor 30 Jahren ein hervorragender deutscher Mann in einem christlichen Wochenblatt veröffentlichte: „Das Volk in Jerusalem und Palästina ist es gar nicht wert, daß man so viel Geld an dasselbe verwendet, wie es jetzt geschieht und einkollektiert wird, denn man hört von manchen Seiten her, wie durchaus schlecht es sei.“ Das wäre das Ende aller Mission! Wir aber haben den Auftrag Ephes. 5, 1: „So seid nun Gottes Nachfolger als die lieben Kinder.“ Unser göttliches Vorbild aber in diesem Stück ist das, daß er in den schlimmsten Zeiten Israels vor der babylonischen Gefangenschaft den größten Haufen seiner Propheten zu ihnen sandte, wie die von 16 derselben in der Bibel aufgenommenen Bücher bezeugen, und daß er abermals in den schlimmsten Zeiten der Juden nach der babylonischen Gefangenschaft, zuletzt seines eingebornen Sohnes nicht verschonet hat, ihn zu ihnen zu senden und hat ihn für sie, ja für uns alle dahin gegeben, und hat hernach aufgerichtet die Predigt des Worts von der Versöhnung durch seine Jünger aller Zeiten unter Israel und unter allen Völkern, daß unter ihnen herausgefunden und selig gemacht werden alle, die verloren sind aber an ihn glauben. Das ist Gottes Vorbild an uns, dem wir nachfolgen sollen und wollen.

Lasset uns daher, teure Freunde, unverdrossen weiter zusammenwirken an den Orten, wo es Jesus, wo es seine Apostel und Propheten in den schwierigsten Zeiten für der Mühe wert gehalten haben, ihr Leben und ihre ganze Lebenskraft zur Menschenrettung auf den Altar Gottes zu legen.

Weil es denn so ist, so erklärt es sich, daß hierzuland, bei wenig Ausnahmen, an den erwachsenen Leuten mit dem Evangelium wenig Wesentliches ausgerichtet wird. Sie können 20—30 Jahre in einer evangelischen Gemeinde sein und es bleibt bis ans Ende hin fraglich, ob sie in ihren Herzen wirklich evangelisch gesinnt sind und ob sie nicht bei irgend einem profitablen

---

[1]) Bote aus Zion. 1892. Nr. 2. Dieses Missionsblatt aus Jerusalem wird unentgeltlich jedem Freunde der Mission im heil. Lande durch Vermittlung von Pastor Schneller in Köln gesandt. Auch Beiträge für das genannte Waisenhaus sind an denselben zu senden.

Anlaß ihre Kirche wieder verlassen, der sie sich aus einem anderen profitablen Anlaß früher zugesellt hatten, denn irdischer Profit ist der leitende Gedanke der ganzen orientalischen Menschenwelt. Man ist deshalb seit Jahren von der Richtigkeit des Gedankens überzeugt worden, daß die ev. Miss. ihre Arbeit bei den kleinen Kindern anfangen müsse, wenn sie wolle Früchte sehen. Diese Erkenntnis hat bei der Gründung des Syr. Waisenhauses vor 31 Jahren vorgewaltet. Es war die Absicht, Waisen aufzunehmen, die von den Familien-, bürgerlichen-, kirchlichen- und Parteiverhältnissen ganz losgelöst seien und sie als arme, mittellose Menschenkinder aufzuerziehen im Wort der Wahrheit und ihnen einen guten Religions- und Schulunterricht zu geben, endlich sie den Lebensberuf, den sie lieben und erwählen in der Anstalt zu lehren und darin zu beschäftigen, bis es vom 18.—21. Altersjahr zu einer bestimmteren Charakterbildung bei ihnen komme und zur Reife für selbständigen Geschäftsbetrieb; mit welcher Ausrüstung sie dann unabhängig von jedermann an jedem Ort durch die Welt gehen können, und ihnen nur noch eine Hauptklippe zu umgehen bleibt d. i. die einer ungeschickten Verheiratung durch Eingehen einer gemischten Ehe. Dieser Hauptwendepunkt im menschlichen Leben, der Übergang aus dem jugendlichen ins männliche Alter — und die große Bedeutung desselben fürs männliche, häusliche und religiöse Leben wurde von uns in den ersten Anstaltsjahren nicht für so bedeutungsvoll gehalten als er wirklich ist; weil uns die Unselbständigkeit im Charakter des hiesigen Volkes und die dieselbe benützenden gewaltigen Einflüsse der Priesterschaft auf die Familien, besonders bei gemischten Ehen, noch nicht erfahrungsgemäß bekannt waren. Wir schlossen darum weiter: Wenn die Zöglinge mit dem 18. Lebensjahr ihren Zweck im Waisenhaus erreicht haben, so senden wir sie in ihre Heimatorte zurück, wo sie dann unter ihren Freundschaften und Heimatgemeinden je ein Licht und Salz sein werden, das die Anbahnung eines neuen Lebens in ihren Heimatorten und so durchs ganze Land hindurch bringen kann. Wir freuten uns, den Weg zu diesem Einfluß im ganzen Land gefunden zu haben, waren auch gerne bereit, durch zweimalige Besuche im Jahr (Frühling und Herbst) seitens zweier Evangelisten der Unseren ihrer eigenen Seelenpflege nachzuhelfen und ihre Angehörigen und Heimatorte zum Glauben zu ermuntern; aber nach ca. zehnjähriger Arbeit gemäß diesem Plan fanden wir, daß die Evangelistenbesuche gut sind, wenn man die rechten Leute dazu senden kann, dagegen aber der Sauerteig, welcher in einem jungen, etwa 18jährigen Menschen in eine Freundschaft von mehreren Familien und in eine ganze Dorfgemeinde hineingemengt worden, im allgemeinen zu schwach ist, um unseren Erwartungen zu entsprechen. Nur einzelne starke Charaktere haben es durchgesetzt, daß sie gegen Schelten, Zanken und Schlagen der Ihrigen und gegen Fluch und Bann der Priester ihrem Glauben treu und ein Licht und Salz ihrer Umgebung blieben. So ist es seither fortgegangen. Wenn dann noch die gemischte Ehe dazu kommt, wird die Lage der jungen Männer noch schwieriger, besonders den Priestern gegenüber, und eine ganze Reihe von ihnen hinken auf beiden Seiten.

Da war es für uns an der Zeit zu suchen, das Schlußstück in unserem Plan zu ändern, und den umgekehrten Weg einzuschlagen, nämlich anstatt schließlich unsere Herde zu zerstreuen, sie zusammenzuhalten und damit zu vergrößern und zu stärken.

Wir griffen die Sache sofort an, indem wir ein Stück Regierungsland

am Westabhang unseres Gebirges in der Mitte zwischen Jaffa und Jerusalem auswählten und anzukaufen suchten, um den bäuerlichen Teil unserer Zöglinge darauf anzusiedeln, daß nach und nach ein Dorf darauf entstehe. Darnach suchten wir unsere Landstücke um die Anstalt her durch gelegenheitlichen Ankauf zu vermehren, um später den Gewerbsleuten aus unseren Zöglingen da eine Heimat zu schaffen, indem wir sie sich darauf ansiedeln lassen und eine Waisenhausgemeinde in Jerusalem bilden, die dort ihre Geschäfte fände und ums Waisenhaus her ihre Heimat hätte, und von der Anstalt aus pastoriert würde, wozu der Gottesdienstsaal bereits im vorigen Jahr erbaut, zum Gottesdienst vollständig eingerichtet, auch mit Harmonium zum Gesang und der Turm vorher schon mit Uhr und drei Kirchenglocken versehen wurden. Zu den nötigen Häusern wird uns ja der Herr, der reich ist über alle, die ihn anrufen, nach und nach auch verhelfen. Es dürften dann wie in Bir Sâlem bei Ramle auch nur solche frühere Zöglinge in Hausmiete aufgenommen werden, die evangelisch verheiratet wären, also nicht in Mischehen leben. So hätten wir dann eine zusammenwohnende Waisenhausgemeinde, die einen Teil von Jerusalem bildete (den nordwestlichen), und die Früchte unserer Arbeit würden für sich selbst sprechen und eine öffentliche Predigt in Jerusalem sein, wie Bir Sâlem bei Ramle, das wir nach 20jähriger Verhandlung mit der türkischen Behörde statt des am Gebirgsabfall gelegenen bekamen und, wie bekannt, bereits in ökonomischen Betrieb gesetzt haben.

Wir sind nun am Schreibtisch an ein absehbares, vorläufiges Ziel gekommen, ohne müde Füße zu machen. So schnell wird es voraussichtlich in Wirklichkeit nicht gehen, aber wir haben noch Geduld; dafür hat man im Orient sehr wirksame Schulen.

Wir sind mit 132 Zöglingen und 24 Bediensteten, zusammen 156 Hausgenossen in das Jahr eingetreten. Diese Zahl ist am Schluß auf 138 Zöglinge mit 24 Angestellten, also auf 162 Hausgenossen gestiegen. Wenn schon 20 Zöglinge ausgetreten, dagegen 37 eingetreten sind, so weilen wegen der Quarantaine über 1 Dutzend noch im Norden, die aus den Ferien nicht herreisen dürfen. Die Kinder sind 131 Knaben und 7 Mädchen. — Davon sind 129 vollsinnig und 9 blind, mehrere verkrüppelt.

Es ist unser innigster Wunsch und Bitte: „Möchte hier eine Gotteshütte unter Menschenkindern sein!" So suchen wir denn mit aller Hingabe die Gemeinschaft eines jeden Hausgenossen mit Gott durch Christum zu pflegen. Unsere Kinder stehen in jedem Schlafsaal morgens aus dem Bett mit dem Lied: „Wach auf mein Herz und singe" (3 Verse); sie gehen abends zu Bett mit dem Gesang: „Müde bin ich geh zur Ruh', schließe meine Äuglein zu" rc. (3 Verse). Wir haben nach jedem Morgenessen eine Andacht mit Gebet, zu Anfang singend, am Schluß frei vom Direktor oder Inspektor mit kursorischem Bibellesen, dies Jahr von Habakuk bis Mal. 4 und I Mos. 1—II. Kön. 25 je mit erbaulichen und belehrenden Betrachtungen. Abends nach dem Nachtessen ebenso mit kursorischer Zugrundlegung des Neuen Test. Hebr. 6 bis Off. Joh. 22 und Matth. 1 bis Joh. 8. Nach dem Mittagessen lasen wir die Losungen und Lehrtexte der Brüdergemeine. So bekommen denn Alte und Junge das Nötige für Herz und Leben. Am Sonntag morgen und an allen Festzeiten in der Morgenfrühe begrüßt unser Posaunenchor die Hausgemeine mit einigen Versen aus einem passenden Lied vom Balkon aus, das dann die

Kinder auf dem Spielplatz unten angetreten, dazu singen. Das ist unser Sonn- und Festtags-Gruß. Um 9 Uhr geht an den Sonntagen alles zur Kirche, die Deutschen in die Stadt, die Landeskinder klein und groß in unsern jetzt gut eingerichteten Betsaal in der Anstalt, wo arabischer Gottesdienst stattfindet. Sonntag nachmittags ist dann nach einer Ruhestunde — im Sommer einer Schlafstunde — eine erbaulich und belehrend gehaltene Sonntagsschule oder Kinderlehre im Gruppensystem. Besondere Feier- und Festtage bedingen bei uns immer auch besondere Erbauungsstunden.

Die Schule wurde in 9 Klassen regelmäßig gehalten mit Ausnahme der sechswöchigen Ferienzeit in der Herbsthitze, in denen diesmal die Kinder auch einen Besuch in unserem Bir Sâlem bei Ramle machten und von dem ausgezeichneten Wasser aus unserem neuen, 50 Meter tiefen Brunnen nach Herzenslust trinken und von den süßen Melonen sich satt essen durften. Der Wagen der Ansiedlung führte die Müden und Gebrechlichen und so freuten wir uns alle mit, daß man den Kindern diese Freude machen konnte.

Die Schüler machten im ganzen befriedigende Fortschritte. Dasselbe gilt auch von dem Gesangverein, dem Posaunenchor und Turnerchor der Anstalt, welch letzterem für den nassen, kalten Winter die Turn- in eine Zeichenstunde umgewandelt worden ist.

Man treibt es aber im Syr. Waisenhaus nicht nur theoretisch, sondern zugleich fürs Leben praktisch. Man betet, man lernt in der Schule, man arbeitet und spricht auch das kleinste gesunde Kind nicht von der Arbeit frei, und wenn seine Leistung nur 1 Pf. pro Tag für das Haus wert ist, so ist sie für die Erziehung des kleinen Gesellen einen ganzen Thaler wert. Wir möchten unsern Zöglingen zum glücklichen Durchkommen in dieser Welt und zum seligen Eingang in die Ewigkeit verhelfen, darum halten wir unabänderlich fest an dieser erprobten Erziehungsweise, wenn sie auch hier schwer durchzuführen ist.

Wie wirs im abgelaufenen Jahr in unserem Geschäftsleben gehalten haben, wird aus folgender Zusammenstellung ersichtlich:

Es arbeiten in unserem Waisenhause:

1 Schuhmacher mit 6 Lehrlingen, 1 Schneider mit 5 Lehrlingen, 1 Töpfer mit 4 Lehrlingen, 1 Schmied mit 3 Lehrlingen, in der Buchdruckerei 2 Gesellen; 1 Buchbinder mit 3 Lehrlingen, 1 Bäcker, 1 Ökonom, 1 Schreiner mit 7 Lehrlingen, 1 Drechsler mit 8 Lehrlingen, 1 Blindenindustrielehrer mit 10 Schülern.

Die übrigen Kinder arbeiten auf der Ökonomie.

Unsre Einnahme betrug 46537 M. 60 Pf.; unsre Ausgabe ebensoviel.

Der Mensch ist zur Geselligkeit geschaffen im Leben und Verkehr. Daran hat es bei 138 Zöglingen jedes Alters und 24 Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen nicht gefehlt. Wir halten zuallererst auf evangelisch-kirchliche Gemeinschaft bei unseren Anstaltsgenossen, hindern aber auch Geselligkeitspflege von Freundschaften unserer Mitarbeiter mit auswärtigen, christlichen, jüngeren und älteren protestantischen Freunden nicht, befördern sie vielmehr, wie die Mitgliedschaft des deutschen Vereins, seines Gesangvereins, seines Posaunenchors, die ihre Zusammenkünfte gewöhnlich nach dem Abendessen in der deutschen Schule haben. Sonstige Umgänge in der Stadt und in unsern Werkstätten zu Schwätzereien 2c. dulden wir in der Arbeitszeit nicht, sondern halten darauf, daß alles in seiner Ordnung und in seiner Zeit geschehe, wie dies bei so

vielen und verschiedenartigen Menschen durchaus nötig ist. Unsere Mitarbeiter sind auch bis jetzt gottlob meistens und gerne in diesem Geleise geblieben.

Wir sind dem größten Teil der Einwohner Jerusalems fremd, wenn auch bekannt und freundlich. Viele kommen, sehen unser Haus und seine Einrichtung an, fragen uns über alles aus, hören auch, daß die Anstalt größtenteils von milden Beiträgen leben müsse, aber nicht einer hat die Freundlichkeit, auch nur 1 oder ½ Frank dafür zu geben, außer ein Teil der kleinen deutschprotestantischen Gemeinde; darum ist und bleibt unser hiesiger Freundeskreis klein. Nicht so nach außen, dort sind wir in allen kultivierten Teilen der Erde bekannt, haben dort mehr oder minder warme Freunde, die Jerusalem Glück wünschen und sein Bestes suchen, mit denen wir auf dem Weg der Korrespondenz und durch den vierteljährlich gratis ausgehenden „Boten aus Zion" — der alle besucht, die ihn wünschen, — in steter Verbindung bleiben. Diese Aufgabe nimmt hier einen großen Teil der Zeit des leitenden Personals in Anspruch, und wir sind bereit, nach aller Möglichkeit einem jeden zu dienen und seinen Wünschen gerecht zu werden, auch mit Zusendungen von Landesprodukten und Erzeugnissen der Industrie ꝛc., deren wir zum Besten des Waisenhauses mehrere Niederlagen in andern Erdteilen haben. Wir bekennen: es kostet viele Mühe, eine Anstalt mit solcher Ausdehnung so fern von der Christenheit zu versorgen und fortzuführen. Es ist auch da nicht nur das Waisenhaus in Jerusalem an sich, es sind auch seine Zweige, die als junge Sprossen aufzuwachsen anfangen und viel Sorgfalt und Mühe und Geld erfordern.

Da ist zuerst die Ansiedlung des bäuerlichen Teils unserer Zöglinge in Bir Sâlem bei Ramle, 9 Stunden von Jerusalem entfernt in der Philisterebene. Sie ist zu Anfang 1891 übernommen, vorläufig in 40jährige Pacht. Gleich im Januar sind 2 Ökonomen, Häcker, ein Württemberger, und Neschieb Anton vom Libanon, ein früherer Zögling von uns, mit einigen Zöglingen, die Ökonomie zu ihrem Lebensberuf wählen wollten, dorthin gezogen. Sie haben vergnügt und emsig, in brüderlicher Einigkeit angefangen zu pflanzen, zu pflegen, das Land einzufriedigen, Reben und Bäume zu setzen, und es ging recht erfreulich voran, da fing ein schon in Europa in seinen Anfängen unbeachtet gebliebenes Leiden bei Häcker wieder an zu schmerzen, und der Schmerz steigerte sich bis zur Unfähigkeit weiter zu arbeiten. Die ärztliche Untersuchung fand ein Krebsleiden, an dem er monatelang im Spital in Jaffa und Jerusalem leiden mußte und endlich starb. Wie tief betrauern wir den Verlust dieses tüchtigen, edlen Mannes, aber der Herr hat ihn genommen, wie er ihn gegeben hatte. Seine Frau ist jetzt Gehilfin im Waisenhaus. Sein Posten sollte sehr notwendig wieder mit einem tüchtigen Landwirt besetzt sein, der Baumzucht, Rebenbau, gemeine Ökonomie und Viehzucht gleich gut betreiben könnte und mit entschiedenem Christentum einen ruhigen Charakter und eifrigen Betriebssinn verbände. Wir haben eine ganze Reihe von Schritten gethan, einen solchen Ersatzmann zu bekommen, aber bis jetzt vergebens und möchten unsere Freunde mit diesem nochmals bitten, uns mit Rat und That dazu beizustehen.

Wir suchen nicht nach einem großen, wissenschaftlich gebildeten, reichen Mann. Häcker war ein gemeiner, praktischer, geschickter und sehr fleißiger Landmann und dabei allen unsern Bedürfnissen gewachsen. Wir wären sehr

dankbar, wenn es unsern Freunden möglich wäre, uns baldige Hilfe zu schaffen. Die Lage des Landes dort ist gut, das Trinkwasser aus einem neuen, 50 m tiefen Brunnen ausgezeichnet. Man kann alles Mögliche auf dem Lande anpflanzen. Klein- und Großvieh sind mehrere Ställe voll vorhanden, und es hat Weide genug. Mehrere tausend Reben und ebensoviele Obstbäume und Nadelholzanlagen werden eben jetzt weitergepflanzt, und es ist alle Aussicht zu einem nutzbringenden, fröhlichen Gedeihen derselben vorhanden.

An Ausgaben für Bir-Salem hatten wir im verflossenen Jahr 19 411,70 M. und zwar für Hausbau und Einrichtung, für Haushaltung und Landbau, für Viehkäufe und Brunnengraben. Von dieser Summe gingen 43,49 M. im letzten Jahre durch Beiträge ein, 876,70 M. durch Erlös aus den Landeserzeugnissen, während der Rest aus Beiträgen bestritten wurde, die in früheren Jahren für diesen Zweck eingegangen sind. Der geringe Ertrag der landwirtschaftlichen Arbeit hat darin seinen Grund, daß das Land erst nach der Saatzeit übernommen und darum nur mangelhaft bestellt werden konnte. Wir hoffen in Zukunft bedeutend günstigere Resultate zu erzielen.

Über ein Heim für den gewerblichen Teil unserer Zöglinge um das Waisenhaus bei Jerusalem her, haben wir oben schon geschrieben. Das wäre der zweite Zweig, und eine sehr notwendige Hilfe zur Nutzbarmachung und Erhaltung der Früchte unserer evangelischen Thätigkeit. Welche Wohlthat wär es für unsere nach ihrem Austritt vom Waisenhaus fast oder ganz heimatlosen Jünglinge und jungen Männer, und zur Rettung des geistlichen Gedeihens für die jungen evangelischen Christen!

Gebe der Herr seinen Segen zu dieser unserer Arbeit! Er, der den Kleinen ein Nestchen geschaffen hat, sorge auch den zum männlichen Alter Heranreifenden für ein Heim, darin sie in den entstehenden Mietswohnungen unter guter christlicher Aufsicht gedeihen und ein Segen für Stadt und Land werden können. Wem der Herr seine Hände gefüllt hat, den wird er wohl auch freiwillig machen, zum Bau dieser seiner geistlichen Stiftshütte ihm ein Hebopfer darzureichen. An Bazaliel und Ahaliab soll es dann nicht fehlen, die da alles nach richtiger Vorschrift herstellen.

Literatur-Bericht.

1. „Kalwer Kirchenlexikon." Theologisches Handwörterbuch illustriert. Neunte bis dreizehnte Lieferung (à 1 M.). Kalw und Stuttgart 1891 und 1892. — Dieselbe Anerkennung, welche wir den früheren Lieferungen dieses Kirchenlexikons gespendet, können wir auch bezüglich der uns heute vorliegenden aussprechen. Auch in ihnen finden sich eine Reihe mit Sachkunde geschriebener kürzerer und längerer Artikel aus der Mission. Besonders beachtenswert sind die Artikel über „Mission" selbst, die „römisch-katholische Mission", „Missionsgeschichte", „Missionsgesellschaften", „Missionsstatistik" und „Missionswissenschaft." Die Disponierung der letzteren in drei Teile: 1. Missionsgeschichte und Statistik, 2. Missionstheorie und 3. Missionspraxis ist allerdings zu beanstanden. Was der Verfasser unter Missionspraxis subsumiert, ist nur ein Teil und zwar ein Hauptteil der Missionstheorie.

Vergl. meine eben erscheinende „Missionslehre“: Einleitung. — Gewundert habe ich mich, daß S. 191 dem Missionsbefehl das Epitheton „sogenannt“ vorgesetzt wird. — Marshalls berüchtigtes Buch wird S. 136 als History of Christian Missions angegeben. Ich habe die englische Originalausgabe nicht zur Hand, aber die deutsche Übersetzung führt den Titel: „Die christlichen Missionen. Ihre Sendboten, ihre Methode und ihre Erfolge.“ Das Buch ist keine Geschichte und Marshall erklärt ausdrücklich, keine solche haben schreiben zu wollen (I 101. III 89).

2. **Nijland:** Zendingskaart van Nederlandsch Oost-en West-Indie. Uitgegeven met ondersteuning van het Comité vor Nederl. Zendingsconferentien. Utrecht. Breijer. 1891. Mit einer Erläuterung (toelichting), welche nach den Gesellschaften geordnet die sämtlichen Missionsstationen aller in niederländisch Ost- und Westindien (Suriname) vertretenen Missionen übersichtlich zusammenstellt. Vier große Blätter. Eine schöne, deutliche, allen technischen wie missionarischen Anforderungen voll genügende Wandkarte, die nur den einen Fehler hat, daß sie etwas teuer ist (roh 10, auf Leinwand 16, aufgezogen mit Stäben 19 M.). Vielleicht empfiehlt es sich zum Handgebrauch noch eine kleinere Ausgabe auf einem Blatt zu veranstalten. Die Karte selbst befriedigt alle unsre Wünsche, es ist eine Lust sie zu studieren; aber bezüglich der Toelichting hätten wir wenigstens die Beigabe einer Statistik wenn auch nur über die Missionsarbeiter und die Christenzahl gewünscht.

3. Für den Bezug von Missionsschriften sowohl zum eignen Bedarf wie zur Verbreitung in den Gemeinden und bei Missionsfeiern empfehlen wir

die Buchhandlung der Berliner evang. Miss.-G.
Berlin N. O. Georgenkirchstraße 70.

Außer den Werken ihres eignen Verlags (Richter, Ev. Miss. im Nyasa-Lande. Nachtigal, Die ältere Heidenmission in Südafrika. Pfitzner, Wilh. Posselt. Kropf, Das Volk der Xosa-Kaffern. Wangemanns zahlreiche Schriften. Kratzensteins Kurze Geschichte der Berliner Mission und vielen Missionstraktaten) hält die genannte Buchhandlung alle neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Missionsliteratur auf Lager und versendet dieselben gegen 5%, die des eigenen Verlags gegen 10% Rabatt. Dazu erbietet sie sich zur Lieferung von guten Auswahlen größerer und kleinerer Missionsschriften behufs der Errichtung von Buch- und Traktat-Niederlagen sowie zur Sendung von solchen Auswahlen für den Schriftenverkauf auf Missionsfesten unter den günstigsten Bedingungen. Da der gesamte Reingewinn der Mission zugute kommt, so bitten wir im Bedarfsfalle sich an die genannte Buchhandlung zu wenden. Warneck.

Die kirchliche Begründung der Sendung.[1])

Unsere biblisch-theologische Untersuchung ist ausgelaufen in der Begründung des christlichen Universalismus durch das Wesen der christlichen Gemeinde. Die als Haus Gottes und Leib Christi charakterisierte christliche Ekklesia ist eine über allen menschlichen Naturverbänden stehende sociale Neubildung von universalem Charakter. Wie Juden und Heiden, Griechen und Barbaren, so schließt sie auch Weise und Unweise, Knechte und Freie, Männer und Weiber in sich. Gerade dadurch wird sie zu einer „Fülle Christi," daß aus allen Nationen, Religionen, Bildungsstufen, Naturveranlagungen, Ständen, Geschlechtern eine neue Menschheit in ihr sich darstellt, die in ihrer Gesamtheit fähig ist, Christum ganz in sich aufzunehmen und sein Bild aus sich widerzuspiegeln (2 Kor. 3, 18). Nicht eine Zahl von so und so viel einzelnen gläubigen Individuen, sondern die Gesamtgemeinde der zu neuen Menschen umgeschaffenen Christusgläubigen ist das πλήρωμα Christi. Diese ihre ideale Wesensbestimmung hat die neutestamentliche Ekklesia erst erreicht, wenn sie zur Gemeinschaft einer vom Geiste Christi durchwohnten Menschheit geworden ist. Es fehlt ihr also etwas an ihrem πλήρωμα, so lange sie noch nicht als wirkliche Menschheitsrepräsentation dasteht. Die Selbsterkenntnis ihres Wesens muß daher zum Missionstrieb werden für die christliche Gesamtgemeinde, daß sie die andern Schafe herführt, die nicht aus ihrem Stalle sind, damit in der einen Herde der eine Hirt sein πλήρωμα finde. Hier liegt die tiefste und idealste kirchliche Missionsbegründung.

Wenn wir jetzt von kirchlicher Missionsbegründung reden, so haben wir es nicht etwa zu thun mit einem Beweis dafür, daß die konfessionellen oder territorialen Kirchenverbände den Missionsbetrieb in die Hand nehmen sollen; diese Frage: ob Kirchenmission oder freie Missionsassociation, wird uns erst später beschäftigen gelegentlich der Untersuchung über die Missionsorgane. Wir haben es dieses Orts überhaupt nicht mit den Konfessions- oder Landeskirchen zu thun, sondern mit dem eigentlichen Wesensbegriffe, mit dem biblischen Idealbilde der Kirche. Eine

[1]) Kap. 13 aus meiner eben erschienenen „Evangelischen Missionslehre" (Gotha, Perthes. 319 S. 5 M.). Ich drucke diesen Abschnitt ab zur Charakterisierung des Buches und zugleich als selbständigen Artikel über die richtige Stellung der Mission im Ganzen der göttlichen Reichsbauarbeit.

beweisende Begründung muß immer aus dem Wesen der Dinge hergeleitet werden; ihre empirische Erscheinung, die oft genug und gerade besonders stark in der geschichtlichen Kirchengestalt hinter dem Wesen zurückbleibt, drückt die idealen Aufgaben herunter. So sehr die praktische Nüchternheit auch ein Rechnen mit gegebenen Größen erfordert und wir später mit diesen Größen auch reichlich rechnen werden, so unerläßlich ist das fortgehende Vorhalten des Ideals, damit die zur Deteriorierung neigende Praxis ein heilsames Korrektiv habe.

Im Neuen Testament bezeichnet ἐκκλησία die Gemeinde Jesu Christi als Ganzes, in ihrer idealen Einheit, und diese Gesamtgemeinde im Unterschiede von den Einzelgemeinden nennen wir Kirche. Allerdings steht auch im N. T. ἐκκλησία oft genug in dem lokal begrenzten Sinne von Einzelgemeinde (vgl. Cremer, Biblisch-theologisches Wörterbuch), aber der Grundbegriff ist der des gemeindlichen Gesamtorganismus. So außer im Epheserbriefe: Akt. 2, 47; 5, 11; 9, 31; 12, 1; 20, 28. 1 Kor. 10, 32; 11, 22; 12, 12—28; 15, 9. Gal. 1, 13. Phil. 3, 6. Kol. 1, 18, 24. 1 Tim. 3, 5, 15. Ebr. 12, 23. 1 Petr. 2, 5 und vor allem in der Grundstelle Matth. 16, 18: ich werde bauen die Gemeinde.[1])

Eine solche mit der Verheißung der Unvergänglichkeit ausgestattete Universalgemeinde, deren Bau Jesus als sein Zukunftswerk in Aussicht stellt, ist dem Christentume etwas durchaus Eigentümliches. Nur die christliche Religion hat eine Kirche. Die Kirche ist die Verleiblichung des christlichen Heilsuniversalismus und seine Vermittlerin zugleich. Darum hängt auch Kirche und Mission unlöslich zusammen. Beide sind Stiftungen Jesu, die er nur vorbereitet und geweissagt hat, dieweil er lebte, die aber Tod, Auferstehung, Erhöhung Jesu und Geistes-

[1]) Beiläufig bemerkt, könnte hier die Kritik wieder ein allerliebstes Kunststück fertig bringen. Da nämlich thatsächlich die Gemeindebildung erst gelegentlich der Ausgießung des heiligen Geistes, also erst nach dem Tode und der Erhöhung Jesu zustande gekommen ist, so könnte sie mit demselben Rechte wie Weiß thut bezüglich der Mission, erklären: „die Gründung einer Gemeinde ist Jesu nun einmal nicht in den Sinn gekommen; erst nach seiner Erhöhung ist sie durch die Umstände ins Leben getreten. Jesus selbst betrachtete Israel als Gemeinde; die Sammlung von an ihn Gläubigen zu dem Specialverbande einer christlichen Ekklesia lag durchaus nicht in seinem Gesichtskreis. Erst der Evangelist hat post eventum den obigen Ausspruch Jesu in den Mund gelegt.“ Ich wundre mich, daß diese scharfsinnige Entdeckung bisher der Kritik entgangen zu sein scheint. Vielleicht bedarf es aber nur dieser Andeutung, um den ganzen, ja bekanntlich auch sonst noch Schwierigkeiten bietenden Vers 18 aus den Reden Jesu künftig zu eliminieren.

ausgießung voraussetzten, ehe sie Thatsachen werden konnten. Beide bedingen eine selbständige vom Judentum unabhängige Gestaltung der christlichen Religionsgemeinschaft mit der Aufgabe ihres Ausbaues zur Weltreligion. In beiden setzt Jesus das Werk seines Lebens fort, bis er selbst wiederkommt, es zu vollenden; in der Kirche, bis sie sein eigenes *πλήρωμα* geworden ist, durch die Mission, bis sie das *πλήρωμα τῶν ἐθνῶν* in die Kirche gesammelt hat. Beide sind sein Werk und sein Werkzeug zugleich. Die eine setzt die andere voraus und die eine ist die Folge der andern. Ohne Kirche keine Mission und ohne Mission keine Kirche. In der Kirche findet die Mission ihre Trägerin und in der Mission die Kirche ihre Pflanzerin. Erst kommt es am Tage der Pfingsten zur Gründung der christlichen Kirche, zunächst allerdings aus Juden, die aber „allerlei Volk" repräsentieren, „das unter dem Himmel ist," und unter der ausdrücklichen Erklärung, daß Gott die, „welche ferne sind, herzurufen wird" (Akt. 2, 5. 39). Aber diese Kirchengründung geschieht gemäß der missionarischen Anweisung: „ihr werdet die Kraft des heiligen Geistes empfangen und werdet meine Zeugen sein zu Jerusalem und in ganz Judäa und Samaria und bis an das Ende der Erde" (Akt. 1, 6). Und was wäre aus dieser Kirche geworden ohne die Mission? Eine bloße jüdische Sekte, keine christliche Kirche. Erst durch die Mission wurde die jerusalemische Gemeinde die Mutter der christlichen Kirche. Und so geht es fort: nur durch die Mission baut sich die bereits gewordene Kirche aus zu dem universalen Gottesbau, auf den sie ihrem Wesen nach angelegt ist. Darum ist die Ekklesia als solche Missionskirche, auf Mission gegründet, durch Mission sich fortpflanzend und durch diese Fortpflanzung sich fortgehend neu belebend.

Zwei Grundzüge charakterisieren das Wesen der Kirche: der der Gemeinschaft und der der Anstalt. Es ist ebenso einseitig, in der Kirche nur die Gemeinschaft der Glaubenden, wie in ihr nur eine anstaltliche Institution zu erblicken. Beides gehört zusammen. Die Kirche ist weder ohne lebendige Personen, noch ohne geordnete Dienstverwaltung; sie besteht aus einzelnen Gliedern, aber diese einzelnen Glieder bilden als Organismus ein Organ; die lebendigen Steine bauen sich zum geistlichen Hause. Die einzelnen Individuen, welche den Leib Christi, das Haus Gottes, bilden, haben etwas Gemeinsames: Einen Herrn, der des Leibes Haupt ist, einen Grund- und Eckstein, der das Gebäude trägt, einen Glauben, den sie bekennen, ein Heil, das sie beseligt, einen Geist, der sie beseelt. In diesem gemeinsamen Besitz liegt ihre Gemeinschaft; er verbindet sie untereinander, nachdem er sie mit Christus

verbunden hat. Der gemeinsame Zusammenhang mit Christus begründet die Gemeinschaft untereinander. Der Lebenszusammenhang mit dem gemeinsamen Oberhaupt macht sie untereinander wesensverwandt und schließt sie zusammen zu einer inneren Lebensgemeinschaft. Dieses innere Gemeinschaftsband bringt sie fester und enger zusammen als jeder äußere Naturverband; darum ist es auch so weit, daß es als ein universales Gemeinschaftsband an keinem menschlichen Partikularverbande eine Grenze findet. Der Universalismus liegt also in dem Charakter der Gemeinschaft, welche das Wesen der Kirche konstituiert.

Wie die Kirche gesammelt worden ist nicht bloß aus den Nahen, sondern auch aus den Fernen, ohne Unterschied der Volksangehörigkeit, Sprache, Bildungsstufe u. s. w., so beruft und sammelt sie fortgehend neue Glieder aus den Glaubenden aller Nationen. Dieser universale Angliederungstrieb liegt ihr im Blute; die Weltmission ist ihr angeboren. Die Kirche ist ja nicht ein ein- für allemal fertiger versteinerter Bau, der etwa bloß restauriert und innerlich verschönert wird, keine Gesellschaft mit abgeschlossener, oder nur durch ein Geburtsprivilegium fortgepflanzter Mitgliederzahl — es würde nichts ihrem innersten Wesen widersprechender sein; sie wächst durch Hinzufügung von immer neuen lebendigen Steinen, pflanzt sich fort durch alle Räume und Zeiten vermittelst geistlicher und göttlicher Geburt solcher Menschen, die an den Herrn Jesum gläubig geworden sind, ohne jede Rücksicht auf Fleischesabstammung. Die Kirche als die zu einer Hausgenossenschaft Gottes vereinigte Gemeinschaft der Glaubenden ist eine lebendige Schöpfung, die auf Wachstum angelegt ist und ihren Samen in sich selber trägt, die nicht bloß aus ihrem eigenen Schoße, sondern auch aus dem Bereiche der Nichtkirche sich fortgehend Kinder erzeugt; sie ist die Sammlerin der zerstreuten Kinder Gottes aus der ganzen Welt. Dieser Wachstumstrieb, der die Kirche erst zur wahrhaft allgemeinen macht und sie in beständiger Bewegung erhält, bis sie den Zufluß aus allen Völkern in sich aufgenommen hat, ist dem Geistesleben der Glaubenden immanent, selbst ohne Missionsbefehl. Denn die communio credentium ist eine Zeugenschar, eine Arbeitergenossenschaft, die als das Licht der Welt und das Salz der Erde den Beruf in sich trägt, zu beten und zu arbeiten, daß das Reich komme. Der lebendige Glaube duldet nicht jenen engherzigen egoistischen Quietismus, welcher denkt: wenn wir das Heil nur haben, was kümmern uns die andern, die es nicht haben? sondern er macht Bekenner, Zeugen und Arbeiter Christi, denen es ein inwendiges Muß ist, die anderen Schafe herzuführen, die nicht aus diesem

Stalle sind. Er kann nicht lieblos vorübergehen an denen, die ohne Christus und sein Heil in der Welt leben, sondern muß, von allgemeiner Menschenliebe getrieben, dem barmherzigen Samariter gleich Hand anlegen, daß auch sie in der Herberge verpflegt werden (vgl. Kap. 9). Und wenn der Glaube sich selbst, wenn er das Wesen der Gemeinschaft der Gläubigen als auf die universalste Katholicität angelegt nicht verstünde, so ist der Auftrag da: machet zu meinen Jüngern alle Völker. Dieser Auftrag ist mit der Gründung, der Ausbreitung und dem Bestande der Ekklesia so verwachsen, daß es zur magna charta derselben gehört und als kirchliches Grundgesetz in der congregatio vere credentium auf Gehorsam zu rechnen haben muß, und das um so sicherer, als er nicht bloß einzelnen Individuen, sondern der Gesamtgemeinschaft der Glaubenden zur Ausführung anvertraut ist.

Durch diese Übertragung bestimmter Aufgaben an die Ekklesia wird nämlich der Hausgenossenschaft Gottes der Charakter einer Haushaltung mit geordneter Dienstverwaltung aufgeprägt, der Organismus zu einem Organ gemacht. Als die Gemeinschaft der Glaubenden, die im Besitz des Heils sich befindet, ist die Kirche auch eine Heilsanstalt, der Gaben und Aufgaben anvertraut, in welcher Schätze Gottes niedergelegt sind, die sie zu verwalten hat. Diese Schätze Gottes sind die Heilsgüter samt den Gnadenmitteln, und behufs der Verwaltung derselben ist die Kirche mit Ämtern ausgerüstet. Allerdings hat die neutestamentliche Ekklesia keinen mit einem character indelebilis ausgestatteten Klerus, die Glaubenden alle sind Priester Gottes, zur Dienstleistung in seinem Hause qualifiziert und berufen. Jedes lebendige Glied am Leibe Christi thut Dienst, aber nicht jedes thut jeden Dienst (Röm. 12, 3 ff. 1 Kor. 12, 4 ff. Eph. 4, 4 ff.), darum sind neben dem allgemeinen Priestertum besondere Ämter da, durch welche die göttliche Haushaltung eine geordnete wird. Diese Ämter sind keine rein menschliche Einrichtung, sondern eine Institution, die Gott seiner Gnadenökonomie eingestiftet hat, ein notwendiger Verwaltungsdienst zur Erbauung der Ekklesia. Wohl ist die Gemeinde ideell die Inhaberin des Amtes, und sie hat Sorge dafür zu tragen, daß es fortwährend funktioniert, aber sie übt das ihr in ihrer Totalität anvertraute und zu ihrer Wesenheit gehörige ministerium durch besonders zu ihm berufene Personen. Es wird dadurch kein heilsmittlerischer Priesterstand geschaffen, wohl aber ein amtlicher Sonderberuf installiert, der eine organisierte Dienstverwaltung verbürgt. Darum hat Jesus in dem Apostelamte ein Gesamtministerium eingesetzt (Matth. 16, 19; 18, 18. Luk. 6, 13. Joh. 15, 16; 20, 21—23. Akt. 1, 8), aus welchem

dann ein mannigfach gegliederter kirchlicher Amtsdienst schon unter der Autorität der Apostel sich zu entwickeln begonnen hat. Wie die Apostel ihres besonderen Amtsberufes sich bewußt sind (Akt. 1, 25. 10, 42. Röm. 1, 1. Gal. 1, 1. 1 Kor. 4, 1. 2 Kor. 3, 6; 5, 18 ff. Eph. 3, 2. Kol. 1, 25), so organisieren auch sie einen amtlichen Dienst hin und her in den Gemeinden (Akt. 6, 2 ff.; 14, 23; 20, 17 ff. Phil. 1, 2. 1 Thess. 5, 12 f. und besonders die Pastoralbriefe) und zwar begründet Paulus denselben nicht bloß durch das Naturgesetz der gesunden Organismusgliederung (1 Kor. 12), sondern auch ausdrücklich durch den Autoritätswillen Jesu. „Er selbst hat etliche zu Aposteln, etliche zu Propheten, etliche zu Evangelisten, etliche zu Hirten und Lehrern gesetzt" (Eph. 4, 11), und 1 Kor. 12, 28 wird diese Ämtereinrichtung auf Gott selbst zurückgeführt. Nun, zu diesen der Gemeinde eingestifteten Ämtern gehört ganz wesentlich auch das der Sendung.

Fragen wir zunächst, was ist der Zweck dieser mannigfaltigen amtlich geordneten Dienstverwaltung? Kein anderer als die *οἰκοδομή* der Ekklesia als Gesamtgemeinde. Diese Erbauung der Gemeinde ist gleichermaßen auf ihr innerliches wie auf ihr äußerliches Wachstum gerichtet. Auf das Wachstum nach innen, damit sowohl das persönliche christliche Leben der bereits in den Leib Christi eingepflanzten Glieder wie ihr Gemeinschaftsleben immer tiefer gegründet, reicher entfaltet und höher entwickelt werde; auf das Wachstum nach außen, damit durch fortgehende Einleibung immer neuer Glieder in die Hausgenossenschaft Gottes die Ekklesia sich als die Heilsanstalt für die gesamte Menschheit erweise. Es ist eine kleinliche Verengung der Erbauungsaufgabe der Kirche, wenn man sie wesentlich auf diejenigen beschränkt, die ihr bereits angehören, eine einseitige Verengung selbst dann, wenn man alle Rettungsarbeit an denjenigen mit einschließt, die nur äußerlich zur Christenheit mitgezählt werden, denen aber die geistlichen Eigenschaften und Kennzeichen der lebendigen Glieder der Gemeinde Jesu Christi fehlen. Die Erbauungsaufgabe der Kirche ist nicht erschöpft durch die Erweckung ihrer toten und die Wiedergewinnung ihrer abgefallenen Glieder, selbst nicht durch die beständige Erziehung eines Nachwuchses in der geistlichen Pflege der in ihrem Schoße gebornen Kinder. Dies alles zusammengenommen ist nur eine Seite der kirchlichen Erbauungsthätigkeit; die andere ihr vollständig ebenbürtige ist die Ausbreitung der Kirche bis zur Eingliederung der Gläubigen aus allen Nationen. Das Objekt der inneren kirchlichen Erbauungsthätigkeit ist die Gesamtheit der Christen; das Objekt der äußeren kirchlichen Er-

baumngsthätigkeit die Gesamtheit der Nichtchristen. Schon die Vergleichung beider Objekte hinsichtlich ihrer Umfänge sollte klar stellen, daß die Bauaufgabe der Kirche nach außen an Größe der Bauaufgabe nach innen jedenfalls nicht nachsteht, im Gegenteil sie übertrifft.

Wohl liegt ihr innerer Ausbau der Kirche am nächsten und er ist auch für die Erfüllung der Bauaufgabe nach außen von der allergrößten Wichtigkeit, da nur eine sich innerlich bauende Kirche auch Trieb und Qualifikation besitzt, die Kirche weiterzubauen unter den nichtchristlichen Nationen. Aber das ist eine einseitige Beschränkung des kirchlichen Berufs: das ausbreitende Handeln entweder von der geordneten kirchlichen Dienstverwaltung ganz auszuschließen, oder es nur als ein minderwertiges Anhängsel an dieselbe zu betrachten. Es ist auch eine kurzsichtige Motivierung, so man das ausbreitende Handeln der Kirche darum in ein entlegenes Eckchen verweist, weil man mit der innerlichen Bauarbeit alle Hände voll zu thun habe und zumal gegenüber den wachsenden Schäden der Heimat einer Fülle von immer neuen Aufgaben gegenüberstehe, zu der die Kräfte kaum reichen wollen.[1] Nirgends und niemals ist die Kirche mit ihren inneren Aufgaben fertig gewesen und nirgends und niemals wird sie mit ihnen fertig werden; sie hätte also zu keiner Zeit Mission treiben dürfen. Aber wir nennen diese Motivierung auch darum kurzsichtig, weil sie das Naturgesetz des rückwirkenden Segens ignoriert, kraft dessen die Kirche zu jeder Zeit von der Mission mehr empfangen als für sie gegeben hat. Wie immer eine sich innerlich bauende Kirche den Naturtrieb haben wird, die Kirche Gottes in der nichtchristlichen Welt auszubreiten, so wird auch immer eine missionierende Kirche die Erfahrung machen, daß sie durch ihr ausbreitendes Handeln sich inwendig baut. Die kirchliche Erbauung ist trotz ihrer Zweiteiligkeit im Grunde eine einheitliche; immer dient dem Ganzen, was nach der einen oder anderen Seite hin geschieht. Eigentlich ist es auch nur eine große Aufgabe, die der

---

[1]) Dieser scheinbar bestechende Einwand wird der Missionsgegnerschaft immer einen populären Nimbus geben, trotzdem es offenbar und am Tage ist, daß diejenigen, welche ihn am meisten im Munde führen, viel weniger für die Heilung der heimatlichen Schäden thun als die eifrigen Förderer der Heidenmission. Überraschen muß aber dieser Einwand bei bibelgläubigen Christen, denen schon der einfache Missionsbefehl Gesetz sein sollte. Wir wandeln nur in den Fußstapfen der Apostel, wenn wir als Schuldner beider, der Christen wie der Heiden, die gleiche Kraft auf den innern wie den äußern Ausbau der Kirche wenden. Übrigens vergleiche über diesen nachgerade veralteten Einwand Hoffmann, Missionsfragen. Heidelberg 1847, S. 322 ff. 262 ff. — Allg. M.-Z. 1881, 145 ff.

Kirche als dem Organ des einen Heilands gestellt ist: mit dem seligmachenden Evangelium die gesamte Menschheit zu durchdringen, das Reich Gottes in der ganzen Welt zu bauen; diese eine Aufgabe teilt sich nur in die Arbeit an der Menschheit innerhalb und außerhalb der christlichen Kirche.[1])

Darum ist auch keineswegs allein für die innere Erbauung der Kirche eine amtliche Dienstverwaltung geordnet; im Gegenteil, das von Jesus selbst seiner Gemeinde eingestiftete Amt hat es in gleicher Weise mit ihrem Innen- wie mit ihrem Ausbau nach außen zu thun. Das Apostelamt begreift in sich die Gesamtheit aller kirchlichen Dienstverrichtungen; es ist das Amt schlechthin. Nun ist es ganz wahr, daß die Apostel als die von Jesus selbst berufenen und unterwiesenen Grundleger der christlichen Gesamtkirche wie als die durch ihr schriftliches Wort fortgehend als klassische Zeugen dastehenden Lehrer der Menschheit eine ganz einzigartige Autoritätsstellung einnehmen und insofern ein unübertragbares Amt überkommen haben. Allein als Sendungsamt an die gesamte Menschheit geht der Apostolat fort durch alle Zeiten. Denn das darf man doch endlich wohl als ein überflüssiges Werk bezeichnen, erst beweisen zu müssen, daß der Missionsauftrag nicht den Aposteln allein gegolten hat. Wir müßten dann einen großen Teil der Reden Jesu ausstreichen, nämlich alle diejenigen Worte, die auch sonst direkt an die Apostel gerichtet sind. Wahrlich nicht die einzigen, sondern nur die ersten Sendboten Jesu sollten die Apostel sein.[2]) Der Missionsbefehl geht fort von Generation zu Generation, bis die Fülle der Heiden in die Kirche eingeführt ist; er ist die Stiftungsurkunde eines Sendungsamtes, welches der

---

[1]) Kesselring, Die Aufgabe der protest. Kirche und Theologie in Bezug auf die äußere Mission. Zürich 1884, S. 5 ff.

[2]) Wir drücken den Unterschied sofort durch den Namen aus, indem wir die nachapostolischen Sendboten einfach Missionare nennen. Die katholische Kirche gebraucht den Namen Apostel auch für ihre heutigen Missionare, und ich kann darin ebenso wenig einen Mißbrauch erblicken wie in dem Bischofsnamen, den sie ihren Oberhirten giebt. Mit der oben gemachten Einschränkung sind in der That die Missionare Apostel. Schon das N. T. beschränkt den Namen nicht auf die Zwölfe. Abgesehen von dem durch besondere Berufung als ein den Zwölfen gleichgestellter Apostel legitimierten Paulus werden als Apostel bezeichnet: Barnabas (Akt. 14, 4. 14), Andronikus und Junias, Pauli Gefreundete und Mitgefangene (Röm. 16, 7), Epaphras (Phil. 2, 25) und noch andere (2 Kor. 8, 23). Auch 1 Kor. 11, 28 und Eph. 4, 11 ist der Apostelname vermutlich im weitern Sinne gebraucht. An dem bloßen Namen ist so viel nicht gelegen; jedenfalls beweist aber der weitere Gebrauch des Namens Apostel schon im N. T., daß das Sendungsamt an die Person der Zwölfe und die Person des Paulus nicht gebunden gewesen ist.

Jüngergemeinde anvertraut und für dessen Ausrichtung sie solidarisch verantwortlich gemacht wird. Damit die Predigt vom Reich in der ganzen Welt nicht dem zufälligen Triebe einzelner anheimgegeben und nicht als ein gelegentliches Werk ohne Dauer und Zusammenhang betrieben werde, hat Jesus das Sendungsamt geordnet und in die Hände der Gesamtgemeinde gelegt.

Dieses Sendungsamt bleibt auch nach dem Tode der Apostel, und es bleibt auch an sich immer ein kirchliches Kollektivamt auch bei den nachapostolischen Missionaren, denen die einzigartige Autoritätsstellung der ersten Apostel fehlt. Denn in diesem auf die immerwährende Fortpflanzung der christlichen Kirche abzielenden Amte liegt die Wortverkündigung in Predigt und Lehrunterweisung, die Sakramentsverwaltung, die Kirchenorganisation und -aufsicht, die kirchliche Zuchtübung beschlossen. Wann und wo immer das Sendungsamt funktioniert, legt es sich auseinander in eine ganze Fülle kirchenamtlicher Dienstverrichtungen, die alsobald auch den Innenbau der Gemeinde in Angriff nehmen. Das Sendungsamt ist seiner Natur nach Gesamtministerium, es ist das kirchliche Zentralamt, aus welchem sich naturgemäß alle andern Diakonieen entwickelt haben und fort und fort entwickeln. Darum ist es auch das einzige Amt, welches Jesus eingesetzt hat. Wie darf die Kirche jemals trennen, was Jesus zusammengefügt hat, indem sie wohl Predigt- und Lehramt, Sakramentsverwaltung und Kirchenregierung als dauernde Ämter anerkennt, aber dem Sendungsamte, in welchem sie alle ihren Ursprung haben und vereint fortbestehen, die Anerkennung verweigert? Es ist doch eine überraschende Erscheinung, daß das ursprünglichste, zentralste und als Jesusstiftung legitimierteste neutestamentliche Amt, dem die christliche Kirche ihren ganzen Bestand verdankt, daß das Sendungsamt sich mühsam die kirchliche Anerkennung als einer der Gemeinde des Herrn immanenten dienstlichen Lebensfunktion erst wieder erobern muß! Und diese seltsame Erscheinung ist nur erklärlich daraus, daß die Kirche in engherziger Beschränktheit auf ihre innere Erbauung den weiten Blick auf ihre menschheitliche Stellung verloren, und in dieser Engherzigkeit sich gewöhnt hat, die Mission als eine Art kirchliches Almosen zu behandeln.

Es ist der Beruf der Ekklesia, Haushalterin der für die ganze Menschheit bestimmten göttlichen Gnadengüter zu sein; darum ist ihr der Sendungsberuf eingeboren, und damit sie dieses Berufes nicht vergesse, das Sendungsamt durch einen bestimmten Sendungsauftrag eingestiftet. Die Gesamtgemeinde ist seine Inhaberin, nur haben sich ihre einzelnen Glieder auf verschiedene Weise an der Ausrichtung desselben zu

beteiligen; wie das geschieht, das darzulegen, ist erst die Aufgabe der zweiten Abteilung unserer Missionslehre. Jetzt kommt es nur darauf an, daß der Sendung als einer dem Wesen der Kirche eingepflanzten Lebensinstitution auch die ihrer Bedeutung entsprechende Stellung im Ganzen der kirchlichen Bauarbeit zugewiesen wird.

Wie schon angedeutet, zerlegt sich die kirchliche *οἰκοδομή* wesentlich in zwei große Arbeitsgebiete: 1. daß bewahrt, gepflegt, wiedergewonnen wird, was im weitesten Sinne des Worts bereits zur Kirche gehört; und 2. daß erworben, gewonnen, erobert wird, was auch noch nicht einmal dem Namen nach zu ihr gehört. Die erstere Thätigkeit umfaßt den gesamten innenkirchlichen Dienstbetrieb mit der ganzen Fülle nicht bloß der pastoralen und regimentlichen Arbeitsorganisation, sondern auch all' der freien christlichen Diakonien der sogen. inneren Mission, Krankenpflege, der Bewahrung und Stärkung der Glaubensgenossen in fremdkirchlicher Umgebung u. s. w. Die letztere Thätigkeit umfaßt den gesamten außenkirchlichen Dienstbetrieb, sofern er außerhalb des Bereichs des bereits konstituierten Kirchenkörpers auf Kirchengründung und Kirchenorganisation vermittelst des Wort- und Sakramentsdienstes hinarbeitet. Es ist nicht korrekt, wenn man diese beiden Bauthätigkeiten als Kirchendienst und Missionsdienst von einander unterscheiden und scheiden will; denn auch der Missionsdienst ist Kirchendienst, da er die allgemeine Kirche baut und so wie er's zur Gemeindebildung gebracht hat, fortgehend in den innenkirchlichen Dienstbetrieb übergeht. Kirchendienst ist also der generelle Name für beide Thätigkeiten; der missionarische Kirchendienst ist nur außenkirchlicher Dienstbetrieb.

Dieser missionarische steht nun dem nichtmissionarischen Kirchendienst völlig gleichwertig zur Seite, er ist ihm nicht unter-, sondern nebengeordnet. Wie schon der Umfang des Gebietes, welches seine Arbeitsstätte bildet: die gesamte Völkerwelt, an Größe das innenkirchliche Arbeitsgebiet selbst heute noch übertrifft, so ist er auch in der Fülle der Arbeitsorganisation, welche sein Dienstbetrieb umschließt, dem nichtmissionarischen Kirchendienste voll ebenbürtig. Es kann nichts verkehrter sein, als den missionarischen Kirchendienst zu parallelisieren mit einem einzelnen Zweiglein der heimatlichen Arbeit, z. B. mit der Pflege der Evangelischen in der Diaspora oder der evangelistischen Laienthätigkeit; dieser Dienst ist vielmehr ein selbständiger Hauptteil der zweigeästeten kirchlichen Erbauungsthätigkeit, die aus dem einen Wurzelstamm der christlichen Kirche herauswächst. Der außenkirchliche Dienstbetrieb, der es mit der Ausbreitung der Kirche zu thun hat, bildet mit dem innenkirchlichen Dienstbetrieb die zwei

Hauptäste der kirchlichen οἰκοδομή, von denen jeder wieder in eine reiche Zweigfülle gegliedert ist; aber nimmermehr ist ein einzelner Zweig an dem einen Aste der innenkirchlichen Dienstthätigkeit dem ganzen großen Aste des missionarischen Kirchendienstes gleichzustellen. Der Missionsdienst der Kirche ist kein Partikelchen in ihrem Arbeitsorganismus, sondern er ist, um es grob auszudrücken, die eine Hälfte desselben. Er ist für sich allein quantitativ und qualitativ so groß und so inhaltsvoll, wie der gesamte innenkirchliche amtliche und außeramtliche Kirchendienst zusammengenommen.

Daß das die Kirche so wenig erkennt, kommt daher, daß sie den Wurzelzusammenhang des christlichen Heilsuniversalismus mit der gesamten Heilsökonomie und Heilslehre wie mit dem Grundwesen der Kirche noch so wenig erkannt hat. Weil diese Erkenntnis noch nicht kirchliches Gemeingut geworden ist, darum hat die Kirche mit der Mission nur gespielt; und wiederum weil sie mit der Mission gespielt hat, darum hat sie dem missionarischen Kirchendienste in ihrem Arbeitsorganismus eine untergeordnete Stellung zugewiesen. Wenn die Kirche ihre Missionsaufgabe in ihrer ganzen weltumfassenden Größe mit dem vollen Verständnis ihrer Bedeutung für das Ganze der göttlichen Gnadenhaushaltung und mit dem praktischen Ernste, der dieser Bedeutung entspricht, auffaßte, so müßte sie ein Arbeiterpersonal in den missionarischen Kirchendienst stellen und eine Mittelfülle auf denselben verwenden, die wenigstens annähernd den Kräften und den Mitteln gleichkämen, welche auf den innenkirchlichen Dienstbetrieb verwendet werden. Man wird der Kirche den Vorwurf einer stiefmütterlichen Ausrichtung ihres Missionsberufes nicht ersparen können, wenn man das Mißverhältnis zwischen beiden sieht. Wir befinden uns heute, verglichen mit vor 50 Jahren, auf einer gewissen Höhe unserer Missionsleistungen, und doch stellt ganz Deutschland samt der Schweiz nur ca. 450 ordinierte Männer in den Missionsdienst,[1] während der heimatliche Kirchendienst in beiden Ländern wenigstens 12000 beschäftigt. Das ganze evangelische Deutschland und die Schweiz bringt für den Missionsbetrieb jetzt ca. 3 Millionen Mark jährlich auf, während die heimatliche amtliche Dienstverwaltung in beiden Ländern inkl. Unter-

---

[1]) Allerdings weist die Statistik über den gesamten deutsch-schweizerischen Missionsbestand in 1890 606 Missionare auf; aber die 155, welche allein die Brüdergemeine stellt, haben wir in Abzug gebracht, weil sonst die Vergleichung eine unrichtige werden würde. Wenn das gesamte evang. Deutschland in demselben Verhältnis Missionsarbeiter stellte wie die Brüdergemeine (ihre Diaspora mit eingerechnet), so würde es ca. 45000 deutsche Missionare geben.

haltung der Kirchenregimenter und der Bildungsinstitute der Geistlichen sich auf vielleicht 70 Millionen beläuft.[1]) Nicht ganz so groß, aber immer noch groß genug ist das Mißverhältnis zwischen den Freiwilligkeitsleistungen für den Komplex der unter dem Kollektivnamen Innere Mission zusammengefaßten heimatlichen Liebesarbeiten und denen für die Ausbreitung des Christentums in der ganzen großen Völkerwelt. Es ist kühn, eine Schätzung der gesamten inneren Missionseinnahmen zu wagen; wenn man aber bedenkt, daß allein die zum Kaiserswerther Verband gehörigen Diakonissen-Mutterhäuser in 1890 ca. 7 700 000 Mark vereinnahmten, so wird man etwa 25—30 Millionen als die Summe bezeichnen müssen, welche Deutschland jährlich auf die freien innenkirchlichen Arbeiten verwendet. Nun ist selbstverständlich nicht unsere Meinung, daß diese Gaben verringert werden sollen, wohl aber, daß im Verhältnis zu ihnen die Gaben für das viel größere Werk der Heidenmission auf einer niederen Stufe stehen.

Wir haben in der Schätzung der Bedeutung der Heidenmission im Ganzen der göttlichen Reichsarbeit das richtige Ebenmaß verloren, sonst wäre es unmöglich, sie z. B. mit dem Gustav-Adolf-Verein auf die gleiche Stufe zu stellen, und — was man oft hören kann — zu erklären: für die Heidenmission bringt Deutschland jährlich 3 Millionen, für den Gustav-Adolf-Verein nur 1 Million auf; auf Kosten der ersteren wird also der letztere zurückgesetzt. Wir wünschen dem Gustav-Adolf-Verein von Herzen eine wachsende Steigung seiner Einnahmen; aber wir wünschen auch, daß die evangelische Kirche endlich eine ebenmäßige Verteilung ihrer Haushaltskosten lerne. Gemessen an der centralen Stellung, welche nicht bloß im kirchlichen Arbeitsorganismus, sondern in der ganzen göttlichen Heilsökonomie die Mission einnimmt, müßten ihr mehr als zehnmal soviel

---

[1]) Der gesamte Protestantismus aller evangelischen Kirchenabteilungen unterhält heute ca. 3000 ordinierte Missionare und bringt ca. 40 Millionen Mark für die Heidenmission jährlich auf. So großartig diese Summe an sich ist, gemessen mit der Gesamtzahl der heimatlichen Geistlichen und den finanziellen Leistungen für den heimatlichen Kirchendienst, deren Höhe ich gar nicht zu schätzen wage, steht sie im Mißverhältnis zur missionarischen Welteroberungsaufgabe der evangelischen Kirche. Wenn unsere Leistungen für diese Aufgabe verzehnfacht würden, wäre das Mißverhältnis kaum ausgeglichen.

Um aber nicht mißverstanden zu werden bemerke ich, daß es keineswegs meine Meinung ist, wir müßten auf einmal die Zahl der Missionsarbeiter in der angedeuteten Proportion erhöhen. Nein, so wachsen die Bäume nicht in den Himmel. Mir geht es hier nur darum, gerade an Zahlen das Mißverhältnis klar zu stellen. Die Ausgleichung kann nur langsam vor sich gehen.

Mittel zugebote stehen, wie der Versorgung der Evangelischen in der Diaspora, wenn die Verteilung in korrekter Proportionalität zur Dignität beider Werke geschähe. So sehr wir auch zugeben, daß die Versorgung der eignen Hausgenossen immer ein bedeutendes Gewicht in die Wagschale legen wird zugunsten der heimatlichen kirchlichen Bedürfnisse, und so nachdrücklich wir auch betonen, daß die junge heidenchristliche Kirche aus ihrer eignen Mitte in wachsender Anzahl die Arbeiter stellen und die finanziellen Mittel zu ihrer Selbstunterhaltung aufbringen muß, daß wir also der sendenden Kirche der Heimat keine Schraube ohne Ende ansetzen wollen,[1]) so müssen wir angesichts der Bedürfnisse der heutigen Heidenwelt doch bei dem Vorwurf bleiben, daß uns das richtige Ebenmaß in der Schätzung der Heidenmission noch fehlt und daß, weil wir von ihrer Größe noch eine viel zu kleinliche Auffassung haben, wir ihr im ganzen der göttlichen Reichsarbeit weder theoretisch noch praktisch bisher die hohe Stellung zugewiesen, die ihrer wirklichen Bedeutung entspricht.

Es mag sein, daß zu dieser Mißschätzung die Augenmaßtäuschung und der freigesellschaftliche Betrieb der Mission mitwirkt; die Augenmaßtäuschung, weil die Entfernung des Missionsgebiets von unserm Standort in der Heimat uns das Missionswerk selbst als klein erscheinen läßt, während jedes Zweiglein der heimatlichen Kirchenarbeit wegen der Nähe, in der wir es vor uns haben, uns groß, mindestens ebenso groß für sich allein vorkommt als die ganze nur aus der Ferne gesehene Heidenmission. Und die freigesellschaftliche Stellung, daß wir jedes heimatliche Liebeswerk, welches gleichfalls in den Händen einer freien Association liegt, ohne weiteres mit der ganzen großen Heidenmission parallelisieren,[2]) ein Mangel

[1]) Wir werden diesen Gesichtspunkt in der dritten Abteilung mit aller Energie geltend machen, sowohl um der Selbständigkeit der heidenchristlichen, wie um der Entlastung der heimatlichen Kirchen willen. Allein ganz abgesehen von der eminenten Größe des heutigen Heidenmissionsgebietes, so ist für absehbare Zeit an eine Einschränkung der Sendung noch gar nicht zu denken. Die Beschaffenheit der heutigen Heidenwelt verlangt auch da, wo bereits eingeborene Kräfte in größerer Anzahl Gehilfendienst leisten, gebieterisch europäische Oberaufsicht. Die zu frühzeitige Zurückziehung der Missionare aus der alten Christenheit hat sich erfahrungsmäßig überall als eine Schädigung der Mission herausgestellt z. B. auf Hawaii, in Tinnevelly, am Niger. Die Erziehung der heidenchristlichen Kirchen zur Selbständigkeit ist heute ein schwierigeres und langsameres Werk als in der apostolischen Zeit.

[2]) Zu unsrer nicht geringen Überraschung hat Achelis diese mechanische Parallelisierung sogar in die Praktische Theologie eingeführt, indem er in einem besonderen Lehrstück „von den freien Vereinigungen:“ innere Mission, Gustav-Adolf-Verein samt Evang. Bund, und Heiden- und Judenmission als sachlich gleich-

an Ebenmaß, der noch dadurch unterstützt wird, daß man sich noch wenig gewöhnt hat, das Werk der Ausbreitung des Christentums als ein Ganzes zu betrachten, sondern es gemeiniglich nur taxiert nach den ein=

---

wertige Thätigkeiten der Kirche, und zwar „im Interesse ihrer Heiligkeit, Einheitlichkeit und Allgemeinheit“ neben einander behandelt. Wir erheben gegen diesen Modus der Eingliederung der Mission in das System der praktischen Theologie, wie gegen diese Parallelisierung derselben mit Gust.=A.=V. und gar evang. Bund den allerentschiedensten Protest, und zwar sowohl vom Standpunkte des Systematikers wie des Missionsmannes. Ganz abgesehen davon, daß die Charakterisierung der innern Mission „als im Interesse der Heiligkeit“ und des Gust.=A.=V. samt dem evang. Bund „als im Interesse der Einheitlichkeit der Kirche“ den ernstesten Bedenken unterliegt, so ist die Unterbringung der Mission in dem Lehrstück von den freien Vereinigungen eine völlig unorganische Disponierung. Die Form der freien Association ist ein Accidens des Missionsbetriebs und es ist durchaus unangänglich, von ihr die Stellung der Mission im Ganzen des Kirchendienstes abhängig zu machen. Diese unorganische Plazierung ist nur geeignet, die untergeordnete Stellung der Mission auch noch zu sanktionieren, welche der Mangel an korrekter Wertung ihr anzuweisen sich gewöhnt hat. Die Achelissche Eingliederung der Mission in das System der praktischen Theologie ist wissenschaftlich ebenso unhaltbar wie praktisch verhängnisvoll und findet daher hoffentlich keine Nachfolge. — Auf den Inhalt des betreffenden Abschnitts einzugehen, müssen wir uns hier versagen. Nur zwei Bemerkungen. 1. Den Hauptteil bildet eine wesentlich an meinen Abriß sich anschließende Übersicht über die Geschichte der evangelischen Heidenmission, während der Abschnitt über die Missionstheorie sehr kurz gehalten ist. Uns scheint, daß es umgekehrt hätte sein müssen; ja streng genommen gehört die Missionsgeschichte überhaupt nicht in die praktische Theologie. — 2. Gelegentlich der wissenschaftlichen Ausbildung der Missionare bemerkt Achelis (430) bezüglich des Eintritts von Theologen in den Missionsdienst: „Auch fällt ins Gewicht, daß die evang. Theologie Deutschlands nicht der Heidenmission zuliebe ihr Charisma verleugnen darf, und dieses Charisma führt nicht unmittelbar den Trieb mit sich, zu den Heiden hinauszugehen; nur selten wird sich der wissenschaftlichen Tüchtigkeit eines jungen deutschen Theologen die Berufspflicht zugesellen, Missionar zu werden.“ — Wenn wir diese Worte richtig verstehen, so enthalten sie die Erklärung, daß die deutsche Theologie und die deutschen Theologen zu vornehm wären, als daß sie sich für den Missionsdienst hergäben. Ist das der Sinn der Worte — und wir wollten, wir hätten sie mißverstanden — dann müßten wir eine solche Stellung der Theologie zur Mission aufs tiefste beklagen. Wir sind immer der Meinung gewesen, wenn ein Paulus es für seine größte Ehre hielt, Missionar zu sein, so würde der deutschen Theologie keine Perle aus ihrer Krone gebrochen, wenn sie es auch für eine hohe Ehre hielt, der Mission zu dienen. Wir begreifen nicht, wie in diesem Ehrendienste „eine Verleugnung ihres Charisma“ liegen soll. Für den Missionsdienst sind die besten Theologen gerade gut genug, und wenn dem wissenschaftlich tüchtigen deutschen jungen Theologen der Trieb zum Missionsdienst fehlt, so sollte dieser beklagenswerte Mangel wenigstens nicht auch noch in einer praktischen Theologie gerechtfertigt werden. Es ist nicht so, daß wir zu groß sind für die Mission, die Mission ist zu groß für uns.

zelnen oft kleinen Gesellschaften, die es treiben. Der Hauptgrund liegt aber in dem mangelnden Verständnis für den weltumfassenden Universalismus des Christentums, der im Ganzen der neutestamentlichen Heilsreligion eine so beherrschende Stellung einnimmt, daß er sie durch und durch zur Missionsreligion macht.

Es ist nicht zu besorgen, daß der Innenbau der Kirche irgendwelchen Schaden leidet, wenn der missionarische Ausbau mit der Energie betrieben wird, welche seiner Bedeutung entspricht. Im Gegenteil, es verhält sich mit der Mission wie mit dem Exporthandel: sie machen beide reich. Es gehen von der Mission rückwirkende Segnungen auf die heimatliche Kirche aus, welche sie innerlich beleben.[1]) Auf Grund des Naturgesetzes: „Wer da hat, dem wird gegeben" und „Gebet, so wird euch gegeben," vollzieht sich ein Ausgleich zwischen Ausgabe und Einnahme, dessen Resultat nicht Verlust, sondern Gewinn ist. Hier ist eine lebendige Wechselwirkung: baut die heimatliche Kirche das Reich Gottes unter den Heiden, so baut das Werk der Heidenmission das Reich Gottes auch in der heimatlichen Kirche; erstarkt die Wurzel, so wachsen auch die Äste, und wachsen die Äste, so erstarkt auch die Wurzel. Die Kirche muß daher schon um ihrer selbst willen Mission treiben. Die Mission einstellen oder sie nur kümmerlich betreiben, das heißt nicht die heimatliche Kirche stärken, sondern schwächen. Nicht dadurch, daß die Kirche ihr Pfund im Schweißtuch vergräbt, sondern daß sie es beständig umsetzt, gewinnt sie neue Pfunde. Jede Arbeit steigert die Arbeitskraft und jede Leistung die Leistungsfähigkeit. Auf Grund dieses unauflöslichen Lebensgesetzes hat auch die Heidenmission zu allen Zeiten der heimatlichen Kirche nicht Kräfte entzogen, sondern sie hat die heimatliche Kirche zur Erweckung und Steigerung ihrer Kräfte erzogen. Diese Kräfte, einmal geweckt, erstarkten dann und wendeten sich auch der Lösung immer neuer innenkirchlicher Aufgaben zu. Der Glaube wuchs, die Liebe weitete sich aus, das Gefühl der Verantwortlichkeit stieg. So wurde der thätige Gehorsam gegen den Missionswillen Gottes Speise für die Kirche; ein Gesundheits- und Kraftgefühl stellte sich ein, es ging aus Glauben in Glauben und aus einem Liebeswerk in das andere.

---

[1]) A. M.-Z. 1881, 145: Die Rückwirkungen der Heidenmission auf das religiöse Leben der Heimat. — Vom Segen der Missionsarbeit für die heimatlichen Gemeinden, in Ev. K.-Z. 1882, Nr. 1—3. — Hoffmann, Missionsfragen, 334. — Miss. Herald (Boston) 1882, 155. 254; 1886, 212. — Bapt. Herald (London) 1891, 386. — Rep. of the Centenary Conference on the Prot. Missions in London 1888. I, 91 ff.

Welchen Segen brachte der Kirche der apostolischen Zeit die Mission. Weil sie durch und durch eine missionierende Kirche war, so kam sie dem Gemeindeideale des Leibes Christi so nahe. Der Sieg des Paulinismus in dem großen Streite mit der jüdischen Gesetzesrichtung, der keineswegs lediglich durch die überlegene dogmatische Konsequenz des Paulus, sondern im Zusammenhange mit dieser durch die praktische Heidenmissionsthätigkeit entschieden wurde, rettete durch die Einleibung der Heiden in die Hausgenossenschaft Gottes das junge Christentum vor der Herrschaft neuer Gesetzlichkeit und damit vor der Verengung in eine bloße jüdische Sekte. So hat die Mission durch die Einpflanzung kräftiger Wildlinge auch die mittelalterliche Kirche mit einem nicht geringen Kraft- und Lebensreichtum erfüllt, der vermutlich noch intensiver gewirkt hätte, wenn der Missionsbetrieb geistlicher und von den christlichen Gemeinden getragen gewesen wäre. Trotzdem hat nicht bloß die angelsächsische sondern auch die fränkische Kirche viel innere Belebung durch ihre Mission zurückempfangen. Welch ein frisches Leben erhielt sich in den Mönchsorden, so lange sie missionierten, und welcher Verfall trat ein, als sie aufhörten es zu thun. Selbst die Ausläufer der mittelalterlichen Mission, die den portugiesischen und spanischen Entdeckungen im 15. und 16. Jahrhundert in Amerika, Afrika und Asien folgten, so unähnlich dem apostolischen Vorbilde sie waren, haben die römische Kirche nicht wenig belebt.

Und welche Fülle des Segens ist auf die evangelische Kirche zurückgekehrt, seitdem sie missioniert. Wie sind die religiösen Belebungsmittel vermehrt worden durch Missionspredigten, -stunden, -feste, -schriften, -lieder, und wer will berechnen, wie viel wirkliches Leben durch diese neuen Kanäle in die Gemeinden geleitet worden ist. Wie viele reelle Bekehrungen in der Heimat verdanken wir der Mission, wie vielen hat sie den Glauben gestärkt, das Herz warm und weit gemacht, wie vielen zu einem Gebetsleben verholfen. Welche Förderung christlicher Gemeinschaft, freier Association, ökumenischer Weitherzigkeit und gesunder Einigung hat durch die Heidenmission die evangelische Christenheit erlebt, ganz abgesehen von dem internationalen Sinn, den sie uns eingepflanzt. In welchem geradezu staunenswerten Maße hat die Heidenmission durch Erziehung zur Freiwilligkeit die christliche Freigebigkeit gesteigert und einen großen Teil der Gaben erst flüssig gemacht, welche heute für die vielgestaltige Barmherzigkeitspflege und Rettungsthätigkeit in der Heimat aufgebracht werden. Ist nicht die heute so weit verzweigte sogenannte Innere Mission eine Tochter der äußeren, der absoluten Mission, verdanken nicht die Bibelgesellschaften, die Diakonissenanstalten, der Gustav-Adolf-Verein direkt und indirekt der-

selben ihre Entstehung? Hat uns nicht die Heidenmission gelehrt, die Laienkräfte heranzuziehen zum göttlichen Reichsdienste und auch unstudierte Leute als Helfer zu verwenden? Ist es nicht die Heidenmission gewesen, die selbst jenseits der christlichen Kreise viele philanthropische Unternehmungen wachgerufen und den Humanitätssinn geweckt und gepflegt, die auch die Anregung gegeben hat, daß die heimatliche Kirche sich ihrer Auswanderer angenommen?

Kurz: die Einnahme, welche die heimatliche Kirche von der Heidenmission zurückbezieht, ist größer als die Ausgabe, die sie für dieselbe leistet. Sie selbst lebt davon, daß sie Mission treibt.[1]) Ist dem aber also, so muß die Kirche schon um der eignen Selbsterhaltung willen eine missionierende sein. Ihre Ausbreitung ist nicht bloß eine notwendige Lebensäußerung, sondern eine unerläßliche Lebensbedingung der Kirche. Wie sie der Mission ihre Entstehung verdankt, so erhält sie sich auch durch die Mission lebendig. Die Heidenmission ist nicht eine Art Luxus, den sich

[1]) Das überzeugendste Beispiel liefert die evangelische Brüdergemeine. Wie keine andere evangelische Kirchenkörperschaft hat sie eine der Stellung der Sendung im Ganzen des göttlichen Reichsdienstes würdige Missionsthätigkeit seit nun länger als 1½ Jahrhundert geübt. Hier haben wir in Wirklichkeit eine missionierende Kirche. Nur ca. 32000 Glieder in ihren deutschen und außerdeutschen Provinzen zählend (mit einer sogen. Diaspora von etwa 70 000 Seelen) hat diese kleine Gemeine in den ersten 150 Jahren 2209 Brüder und Schwestern in den Missionsdienst gestellt und unterhält sie heute in diesem Dienst 155 Brüder und 140 Schwestern. Die Gesamtkosten für dieses großartige Missionswerk betrugen im Jahre 1890 1 401 900 Mark, von welcher Summe ca. 470 000 Mark daheim durch freiwillige Beiträge aufgebracht wurden. Wenn die gesamte evangelische Christenheit mit der Energie der Brüdergemeine (ihre Diaspora eingerechnet) Mission triebe, so müßte sie 217 000 männliche Missionare haben und 658 Millionen Mark für die Mission jährlich aufbringen. — Und diese großartige Missionsthätigkeit ist so weit entfernt davon, die Brüderkirche innerlich geschwächt zu haben, daß sie sie vielmehr „jung erhalten hat.“ In dem trefflichen „Rückblick auf unsere 150jährige Missionsarbeit“ (1882) wird S. 34—41 der detaillierte Nachweis gegeben, daß „ihr Missionswerk der Segen der Brüdergemeine gewesen ist.“ „Haben wir das Reich Gottes unter den Heiden gebaut, so hat das Werk der Heidenmission das Reich Gottes unter uns gebaut; das predigt unsere Geschichte mit der überzeugenden Kraft der Thatsachen.“ „Unser immer mit viel Mängeln und Fehlern befleckter Dienst in der Mission ist in des Herrn treuer Hand das kräftigste Mittel gewesen, unsere Gemeine beim Leben zu erhalten“ — eine „anbetungswürdige“ Thatsache, die dann durch einen kurzen Blick auf die verschiedenen Perioden der Geschichte der Brüderkirche exemplifiziert wird. — In was für einem blühenden Zustande würde unsere Landeskirche sich befinden, wenn von ihr auch nur annähernd wie von der Brüdergemeine gesagt werden könnte: „Die Mission ist wohl die wichtigste Pulsader ihres Organismus.“

die Kirche erlauben darf, wenn sie daheim nichts mehr zu thun hat, sondern sie gehört zum täglichen Brot, mit dem sie ihre Glieder speist. Wir müßten ja die Missionsarbeit thun, auch wenn ihre Frucht lediglich den Heiden zugute käme, denn sie ist uns befohlen und Jünger Christi sollen nicht fragen: „Was wird uns dafür?" Nun aber hat der Herr der Kirche es so geordnet, daß der Dienst nach außen sich durch Segen daheim belohnt und daß „der Ackersmann der Frucht seiner Arbeit am ersten genießt," so daß dem kirchlichen Heimatsegoismus selbst jeder Vorwand zu einer Entschuldigung genommen ist.

Max Müller[1]) klassifiziert einmal die Religionen in missionierende und nichtmissionierende und erklärt, daß diese Klassifikation „nicht auf ein bloß äußerliches oder unwesentliches Merkmal gegründet sei, sondern auf das innerste Mark des religiösen Glaubens gehe." „Der Geist der Wahrheit ist der Lebensquell aller Religion, und wo er ist, da muß er sich bethätigen, da muß er reden und überreden, belehren und bekehren. Dieses Bekehrungswerk ist nur eine Manifestation des Geistes der Wahrheit." „Blicken wir auf die Religionen, in denen sich der wahre Geist der Mission bethätigt hat, und dann auf die, von welchen jeder Versuch der Bekehrung mit Mitleiden oder Verachtung betrachtet wird, was sehen wir? Die einen leben, die andern sind tot." Es ist in der That so; darum ist die Mission ein Lebensgesetz der christlichen Kirche. Die christliche Kirche würde ja jetzt nicht aufhören zu existieren, wenn sie nicht missionierte, aber sie würde sich eine ihrer Hauptlebensadern unterbinden. Wie sie in ihrer jetzigen Existenz das Ergebnis früherer Missionsarbeit ist, so bleibt die Mission für sie eine Forderung ihrer Selbsterhaltung. Die Kirche würde sich selbst untreu, sie fiele von ihrem Ursprung, ja von dem Wesen des Christentums ab, wenn die Mission aufhörte, ihr eine selbstverständliche Pflicht zu sein; als eine nichtmissionierende Kirche verurteilte sie sich selbst zum geistlichen Tode.

---

[1]) Eine Missionsrede in der Westminsterabtei am 3. Dezember 1873, Straßburg 1874, S. 26 ff. Vgl. A. M.-Z. 1874, 365.

Die Missionsthätigkeit des hamburg-bremischen Erzbistums im Mittelalter.

Von Pastor Iken in Bremen.

(Schluß.)

Adalberts Tod sollte für das Schicksal der nordischen Kirche von entscheidender Bedeutung werden. Konnte er die Kirchenherrschaft über den Norden kaum in der Hand behalten, wie war nach ihm an ein Festhalten derselben zu denken? In der That wurden die Schwierigkeiten jetzt unüberwindlich. Vor allem trat in der Papstherrschaft selber eine völlig neue Strömung ein. Hatte Adalbert in Rom noch immer Unterstützung und Entgegenkommen gefunden, so entwickelte sich eben jetzt dort ein päpstlicher Absolutismus, der keine Macht neben sich duldete. Es war schon seit einigen Jahren jener Hildebrand in Rom ans Ruder gelangt, welcher der Kirchenherrschaft seinen neuen gewaltsamen Geist einhauchte und dann — ein Jahr nach Adalberts Tode — als Gregor VII. den Stuhl Petri bestieg. Adalbert hat sich mit diesem Papste nicht mehr auseinandersetzen können, aber niemals hätten seine Bestrebungen für sich und den deutschen Kaiser mit den Gedanken dieses Mannes sich vereinigen lassen, sondern es wäre zu einem erbitterten Kampfe gekommen. In jedem Falle aber waren die Tage der Herrlichkeit der norddeutschen Metropole gezählt.

Unmittelbar sollte das freilich noch nicht eintreten, da andre Streitigkeiten das Hauptinteresse noch in Anspruch nahmen. Adalberts Nachfolger war Liemar (1072—1101), ein Bayer, Magister des königlichen Stiftes zu Goslar, von Heinrich IV. ernannt und vom damaligen Papste Alexander II. geweiht, ein trefflicher, charaktervoller Mann, dem Kaiser treu ergeben in allen Kämpfen gegen die maßlosen Ansprüche der Kurie und gegen die andern Reichsfeinde, aber nicht ein hoher Genius, wie sein Vorgänger. Liemar hat die Treue gegen seinen Kaiser mehrfach büßen müssen, 1074 ward er von Gregor VII. vom Amte suspendiert, 1075 gar mit dem Banne bestraft. Darunter mußte auch sein Stift leiden, in welchem er zu Zeiten nichts auszurichten vermochte. Aber wie er Heinrich IV. selbst in Kanossa zur Seite stand und alle Bitterkeiten im Reiche mit ihm trug, so durfte er dann auch wieder den Triumph desselben erleben und bessere Tage sehen. Alle diese Verwicklungen aber, in deren weitere Folgen auch seine Nachfolger Humbert (1101—1104) und Friedrich (1104—1123) hineingezogen wurden, konnten nur dazu dienen, das Band zwischen der Erzdiöcese und ihrem nordischen Sprengel für immer zu lösen.

Schon in Adalberts Tagen war Schweden vom deutschen Erzbistum weggekommen. In der Folgezeit konnte an eine Wiedergewinnung nicht nur nicht gedacht werden, sondern Papst Gregor bemühte sich auch eifrigst, bei den übrigen Ländern dasselbe zu bewirken. Es war das nicht leicht, da seit jener Bulle Leos IX. alle hamburgischen Erzbischöfe als solche das Vikariat über dem Norden hatten, ohne einer päpstlichen Bestätigung zu bedürfen. Aber was kümmerte das einen Gregor, wenn er sein Ziel erreichen wollte? Jenes Recht ohne weiteres aufzuheben, wäre freilich politisch bedenklich gewesen, aber es ließ sich faktisch vernichten. So finden wir den Papst seit 1075 in Verhandlung mit dem Dänenkönig über ein eigenes Erzbistum und ebenso mit Norwegen, ja er läßt durch den Erzbischof von Magdeburg einen Bischof für Island konsekrieren (1080), ohne sich im geringsten um Hamburgs Rechte zu kümmern. Freilich hilft das für den Augenblick nicht viel. König Svein Estrithson, sonst so erpicht auf die kirchliche Unabhängigkeit, ist für diese seltsamen Liebeswerbungen unzugänglich. Aber der Pontifex läßt nicht ab. Er weiß die französischen Normannen auf seine Seite zu bringen und sie mit den Engländern vereint auf das Land zu hetzen. Sein Hauptwerkzeug ist jetzt Bischof Asger von Lund, zu ihm gesellen sich die aus England gekommenen Bischöfe Wilhelm von Roeskilde und Hubald von Odensee. Auch die Orkaden erhalten auf des Papstes Wink einen in York geweihten Bischof. In Norwegen errichtet König Olaf der Stille in dieser Zeit drei feste Bischofssitze, und in Dänemark verleiht Knut der Heilige, Sveins Sohn, den Bischöfen die Ständeschaft im Lande und führt den Zehnten ein, alles ohne Mitwirkung des zuständigen Metropoliten. Zwar scheint Liemar in seiner letzten glücklicheren Zeit auch hier wieder das Heft in die Hand zu bekommen. Als aber 1095 eine Differenz eintritt zwischen ihm und dem damaligen König Erich von Dänemark, ergreift Papst Urban II. die günstige Gelegenheit, wider den Erzbischof zu entscheiden. Asger von Lund hat dabei ohne Frage die Hauptrolle gespielt; er weiß auch warum. 1104 wird eben dieses Lund von Papst Paschalis II. zum erzbischöflichen Sitz des ganzen Nordens erhoben. Eine Urkunde hierüber fehlt noch, es war nur eine persönliche Anordnung des von Rom gesandten Kardinal Alberich. Man wollte die Thatsache erst feststellen und sie dann zu geeigneter Zeit bestätigen.

Damit war dem deutschen Erzbistum durch einen Schlag die ganze Frucht seiner Bemühungen abgenommen. So groß dasselbe bisher gewesen und unter günstigen Umständen immer wieder werden konnte, so klein wurde es jetzt. Das ganze nordische Gebiet ward ihm genommen

und zwar zu einer Zeit, da dieses der Führung und Stärkung in christlichen Dingen noch sehr bedürftig war. Die heillosen kirchlichen und politischen Konflikte rissen damals schnell auseinander, was einer langsamen, schonenden Lösung bedurft hätte.

Es war zu erwarten, daß man auf Seiten Hamburg-Bremens sich auf diesen Gewaltstreich Roms nicht sofort ergeben werde, da alles formelle Recht hierbei außer acht gelassen war, da es nicht einmal in der gewöhnlichen Form geschah und jede offizielle Ankündigung davon fehlte. Erzbischof Friedrich wollte auf einem Konzil zu Rom dawider protestieren, aber sein Tod hinderte ihn daran. Sein Nachfolger Adalbero (1123 bis 1148) eilte sofort nach Rom und erlangte auch bei Papst Calixt II. Bestätigung sämtlicher Rechte seines Stuhles, wie denn auch Kaiser Heinrich V. sich ernstlich seiner Sache anzunehmen bestrebt war. Aber was einmal geschehen, ließ sich nicht so schnell rückgängig machen. Asger von Lund wirkte ruhig als Erzbischof weiter, und in Rom zeigte man gar keinen Eifer, ihn davon abzubringen. Noch einmal schien dann Hamburgs Sache günstig zu stehen, als der neue deutsche König Lothar mit Wärme dafür eintrat. Adalbero ging wieder nach Rom (1130), und beide damaligen Päpste entschieden für ihn. Lothar erlangte dann die Kaiserkrone (1133), und auf dem bald danach erfolgenden Reichstage zu Halberstadt mußte sich der Dänenkönig Magnus vor ihm demütigen. Aber die Zeiten waren doch ganz anders als damals bei den Ottonen, der deutsche König konnte nicht mehr den früheren Einfluß im Nordlande erlangen. Magnus erlag auch bald vor seinem Gegner Erich (1134), und dieser brachte als neuer Dänenkönig die Sache von Lund wieder empor. Als dann hier jener Asger starb (1137), und auf ihn ein Freund von Bernhard von Clairvaux, dem ersten Kirchenlichte jener Zeit, nämlich Eskil, folgte, konnte auch Kaiser Lothar seine Position nicht mehr behaupten. In Rom, wo man bisher zweizüngig verfahren war, schien jetzt der Moment gekommen, offen hervorzutreten. Papst Innocenz II. bestätigte die Metropolitenwürde des Lunder Bischofs und ernannte ihn zum apostolischen Vikar des Nordens.

Erzbischof Adalbero gab seine Sache noch immer nicht verloren. 1139 war er wieder in Rom, aber der Papst wollte ihn garnicht mehr empfangen. Vielmehr ließ derselbe eben jetzt jenen Eskil durch seinen Kardinal Theodignus feierlich installieren (August 1139). Dänemark, Schweden und Norwegen hatten hierzu je einen Vertreter gesandt. Die Loslösung war damit in aller Form geschehen und unabänderlich gemacht.

Noch einzelne Versuche sind dann erfolgt, die Rechte des deutschen

Metropoliten wieder zu erobern, und noch einmal schien es zu gelingen. Erzbischof Hartwich I. (1148—1168), ein energischer und betriebsamer Kirchenfürst, bemühte sich wieder darum bei Kaiser und Papst. Damals stands noch weit ungünstiger, denn Norwegen hatte bereits vom Papst einen eigenen Erzbischof zu Trontheim (Nidaros) bekommen (1152), dem die Bischöfe von Bergen, Stafangr, Oslo und Hamar untergeben waren, dazu die Faröer, Orkneys und Hebriden, sowie das grönländische und zwei isländische Bistümer. Auch Schweden war nahe an seiner Selbständigkeit. Aber Hartwich griff kühn hinein. Jener Eskil von Lund wurde auf einer Reise durch Deutschland festgehalten und sollte zum Verzichtleisten gezwungen werden. Wohl mußte man ihn auf Forderung des Papstes wieder freigeben, doch nun trat König Waldemar von Dänemark zu Kaiser Friedrich Barbarossa in ein Lehnsverhältnis, und dieser bestätigte dem Hamburger Erzbischof seine Gerechtsame, ja er wußte Papst Viktor IV. auch dazu zu nötigen (1130). Eskil mußte fliehen. Und doch war damit wenig genug erreicht. Der siegreiche Gegenpapst Alexander III stieß alles wieder um und stellte das Frühere her. Auch Schweden erhielt jetzt die kirchliche Selbständigkeit, indem in Upsala ein eigener Erzbischof ernannt wurde (1164). Um jedoch dem zuerst ernannten Metropoliten von Lund nicht die verliehenen Rechte außerhalb Dänemarks wieder zu nehmen, wurde bestimmt, daß er wenigstens in Schweden noch ein gewisses Oberrecht behalte, und zwar in der Form, daß der schwedische Erzbischof nebst den dortigen Bischöfen zu Skara, Linköping, Aros und Strengenäs jenem dänischen Kirchenfürsten als ständigem päpstlichen Vikar und Primas über Dänemark und Schweden Gehorsam leiste. Dies Verhältnis ist bis zur Reformation geblieben. Die nordische Kirchensache war damit zum endlichen Abschluß gelangt.

In Bremen hat man von da an aufgegeben, seine Rechte wieder geltend zu machen, natürlich mit wenig angenehmen Empfindungen. War doch die Loslösung des Nordens in einer möglichst rücksichtslosen Weise geschehen. Durch drei Jahrhunderte hin hatte man von deutscher Seite in kräftigster Weise sich bemüht, die skandinavischen Heiden für Christus zu gewinnen. Es war das nicht immer in lauterer Weise geschehen, sondern Eigennutz und Ruhmsucht, politische und gewaltsame Maßregeln hatten sich eingemischt; aber man hatte doch wieder und wieder die großartigsten Anstrengungen hierfür gemacht und keine Opfer an Geld und Menschen waren geschont worden. Und nun das Ziel erreicht war, nun der Norden christianisiert war, stieß man den Missionar einfach zur Thür hinaus, als ginge ihn die Sache nichts an. Das hing nun freilich mit

den kirchenpolitischen Verwirrungen jener Tage aufs engste zusammen, unser Erzbistum mußte darin den Zorn der Kurie über das Kaisertum tragen und seine treue Anhänglichkeit an dasselbe damit büßen. Es verlor hierdurch seine wesentlichste Bedeutung, denn es war ja gegründet um der nordischen Mission willen; und es hätte nach Aufhörung derselben keine Existenzberechtigung als solches mehr gehabt, wenn nicht (wie im folgenden Aufsatz zu zeigen) in dem slavischen Kirchengebiete eine solche sich noch in geringerem Maße erhalten hätte. In jedem Falle aber war unsere Metropole von der größten in die kleinste verwandelt und konnte sich kaum neben den anderen deutschen Erzstiften geltend machen.

Aber das Ziel war erreicht, und zwar in weit großartigerer Weise, als es dem ersten Unternehmer Ansgar vor Augen schweben konnte. Der ganze Norden von der Ostsee bis nach Grönland und Amerika hin war christianisiert. Unser Erzbistum hat dabei schließlich nichts gewonnen, aber das Reich Gottes hat gewonnen, und das ist die große Hauptsache. Doch soweit hierin Ehre den Menschen gebühren kann, darf sie den eifrigen Kirchenfürsten am Elb- und Weserstrande und ihren Dienern nicht versagt werden. Es war nun geschehen, was der oft citierte Adam von Bremen am Schlusse seines trefflichen Werkes hervorhebt:[1])

„Siehe jene so wilde Nation der Dänen oder der Nordmannen oder der Schweden, die nach den Worten des heiligen Gregorius nichts anderes konnte, als auf barbarische Weise mit den Zähnen knirschen,[2]) hat jetzt längst gelernt, zu Gottes Lobe ein Halleluja anzustimmen. Siehe jenes seeräuberische Volk, von welchem einst, wie wir lesen, alle Länder Galliens und Germaniens ganz verheert wurden, begnügt sich jetzt mit seinem eigenen Gebiete, indem es mit dem Apostel spricht: „Wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir", und: „wir glauben zu sehen das Gute des Herrn im Lande der Lebendigen." Siehe jenes fürchterliche Land, stets unnahbar wegen des Dienstes der Götzen

„und der nicht mildre Altar der scythischen Göttin Diana,"[3])

legt bereits seine natürliche Wildheit ab und läßt die Prediger der Wahrheit überall voll Wetteifers zu, und indem die Altäre der Dämonen zerstört werden, erheben sich hier und da Kirchen, und der Name Christi wird von allen in gemeinsamem Lobliede gepriesen. Denn das ist „was die rechte Hand des Höchsten ändert",[4]) und so schnell eilt das Wort des allmächtigen Gottes vorwärts, daß im Aufgange der Sonne wie im Untergange, im Süden wie im Norden zu lobpreisen ist der Name des Herrn, und daß jede Zunge bekennen muß, daß unser Herr Jesus Christus in der Herrlichkeit ist Gottes des Vaters, mit dem Vater und dem heiligen Geiste lebend und regierend von Ewigkeit zu Ewigkeit."

---

[1]) Adam IV, 42. — [2]) Gregor I. sagt dies in seiner Erklärung des Hiob von der Sprache der Bewohner Britanniens (I, 27. Cp. 8). — [3]) Lukan, Phars. I, 446. [4]) Psalm 77, 11.

Wieder ein Pröbchen römischer Polemik betreffend Uganda.[1])

Im Berliner Tageblatt vom 25. Mai (N. 263) erschien als Entgegnung auf einen daselbst abgedruckten Bericht der Westf. Volksz. über „die letzten blutigen Ereignisse in Uganda“ ein kurzer Artikel von mir, der teils die Übertreibungen jenes Berichts klar stellte, teils auf Grund der bisherigen Missionsgeschichte Ugandas die dortige Situation beleuchtete. Dieser Artikel war geschrieben am 23. Mai, also vor der Bekanntwerdung des Berichts des Bischofs Hirth. Der Aufsatz: „Zur Lage in Uganda“ (S. 254 dieser Z.) war eine weitere Ausführung der Darlegungen jenes Artikels. Wie es scheint, ist meine Zuschrift an das „Berliner Tageblatt“ in eine ganze Reihe andrer Zeitungen, auch in die Kreuz-Z. übergegangen und aus der letzteren hat sie die katholische Zeitschrift: „Gott will es“ kennen gelernt. Im 12. Heft derselben erscheint nun soeben im Anschluß an die mittlerweile eingetroffenen römischen Berichte über die Uganda-Katastrophe eine Polemik gegen mich, die so charakteristisch und provozierend ist, daß ich nicht umhin kann, sie einer Kritik zu unterziehen.

Die genannte Zeitschrift schreibt (S. 377 ff.):

„Und nun haben wir ein Wort mit Herrn Dr. theol. Warneck in Rothenschirmbach bei Eisleben zu reden. Die meisten unserer Leser werden sich wohl erinnern, daß wir ihm 1890 gründlich heimgeleuchtet haben, als er Herrn von Wißmanns Urteil über die katholische Missionsthätigkeit angriff. Also der ehrw. Herr behauptet, daß unsere Berichte, wie er sie in den Zeitungen gelesen hat, „maßlos übertrieben“ und „unglaubwürdig“ seien. Er nennt sie geradezu einen „langen Roman.“[2]) Nun, Herr Dr., unsere Missionare haben wahrlich keine Zeit, Romane zu schreiben, sie sind dazu auch nicht zu den Heiden hinausgezogen. Zudem haben wir die Zeugnisse Emin Paschas, Wißmanns und anderer Reisenden, welche längst in den englischen protestantischen Missionaren nichts anderes als politische Agenten kennen lernten, dagegen von den katholischen Paters rühmen, daß sie sich von jeder politischen Thätigkeit fern halten.“

Dann folgt der Schlußteil des in Rede stehenden Artikels; der Eingang, der sich mit den statistischen Übertreibungen beschäftigt, ist wohlweislich weggelassen.[3]) Darauf fährt der Polemiker fort:

„Nach dieser Prachtleistung eines Dieners des lauteren Evangeliums sind wir wirklich gespannt auf den Artikel in der „Allg. Miss.-Zeitschrift.“ Daß die „Sendlinge Lavigeries“ sich „eingedrängt“ haben, nachdem kurz vorher englische Protestanten in Uganda angekommen waren und — Handelsgeschäfte machten, geben wir zu. Christus hat seinen Jüngern den Auftrag gegeben: „Gehet hin in alle Welt;“ er hat sie nicht angewiesen, gewisse „Jagdgehege“ zu respektieren, wie das die Protestanten so gerne wollen. Was aber die Thätigkeit der französischen Patres angeht, so berufen wir uns doch lieber auf Dr. Peters, der in Uganda war, als auf Herrn Dr. Warneck in Rothenschirmbach. Wenn die Katholiken es mit dem rechtmäßigen Könige und nicht mit den englischen Aussaugern hielten, so beweist das eben, daß sie ein richtiges Verständnis für das Volk hatten, und daraus erklären sich auch ihre großen Erfolge, gegenüber denen die protestantischen verschwindend klein sind. Zudem haben die französischen Missionare, seitdem das englische Protektorat eine vollendete

---

[1]) Zur Ergänzung vergleiche die Missionsrundschau über Uganda in dieser Nummer.

[2]) Der Sperrdruck gehört meinem Gegner an.

[3]) Auch habe ich bis heute keine Antwort erhalten auf die an die Red. von „Gott will es“ (S. 85 dieser Z.) gerichtete Frage betreffs der „rätselhaften kath. Missionsstatistik“ über „die Missionswerke der Patres vom heil. Geiste in Ostafrika.“

Thatsache war, stets vermittelnd und beruhigend gewirkt, ohne ihr Zurückhalten würde das zum Äußersten getriebene Volk sich längst seiner Peiniger entledigt haben.

Zum Beweise, daß die katholischen Missionare die Anstifter sind, druckt Herr Dr. Warneck aus „Gott will es!" S. 265 folgende Zeilen ab:

„Kaum war der Krieg gegen die Muselmänner zu Ende, so galt es, einen neuen, ebenso erbitterten und weit schwierigeren mit den Protestanten wieder zu beginnen. Es schien uns der geeignete Zeitpunkt zu einem energischen Vorstoß für die Ausbreitung des Katholizismus in Buddu und zur Anspornung des Glaubenseifers der katholischen Häuptlinge zu sein."

Da steht es ja deutlich, die Missionare wollen wieder Krieg anfangen! Wir zweifeln nicht, daß Herr Dr. Warneck diese Zeilen, als ein Hauptbeweismittel anwenden wird. Aber seien Sie ehrlich, Herr Dr., verstümmeln Sie unseren Bericht, wie Sie es hier gethan haben, nicht auch in Ihrer Miss.-Zeitschrift. Herr P. Achte schreibt nämlich in einem Atem weiter:

„Bei den ersten Andeutungen, die wir darüber fallen ließen, erklärten die Häuptlinge mit Freude sich bereit ihre schwarzen Brüder in den Anfangsgründen des Katechismus zu unterweisen. Wir werden nun zu Kasozi bleiben, wo unsere Arbeit von Tag zu Tag wächst, während Buddu eine reichliche Anzahl von katholischen Sendboten bekommen wird. Und letztere werden so zahlreich sein wie die Familien, so zahlreich wie die Herzen, die unsern Herrn und Heiland lieben; denn nicht nur allein die Häuptlinge, sondern alle, welche beten, fordert man tagtäglich zur Teilnahme an der Ausbreitung des Glaubens auf."

Nun, Herr Dr., wo sind denn da die blutigen Pläne? Sie werden doch wohl einen Kampf mit geistigen Waffen von roher Gewalt unterscheiden können. Weshalb machen Sie denn die Leser der „Kreuzzeitung" glauben, die katholischen Missionare wollten blutige Kriege führen?! Auch dem Gegner ist man die Wahrheit schuldig.

Unwahr ist auch Ihre Behauptung, daß P. Achte einem in seinem Rechte gekränkten katholischen Häuptling zum Kriege „Mut" eingesprochen habe. Er that nur, was er als Priester mußte; da er den Krieg nicht hindern konnte, sorgte er, daß die etwa Fallenden zum Tode vorbereitet waren.

Was ist denn nun der eigentliche Grund der Spannung zwischen den beiden Konfessionen? Einmal die Abneigung der Bugandas gegen die Engländer, dann aber — und das ist die Hauptsache — der Haß der englischen protestantischen Missionare — von welchem ja auch Dr. Warneck in obigen Zeilen eine Probe giebt — gegen die katholischen Priester. Und woher dieser Haß? Die englischen Missionare — wir führen hier ein protestantisches Urteil an — brauchen sehr viel Geld und leisten sehr wenig an wirklichen Bekehrungen; sie kommen nicht vorwärts, weil sie das Wohlleben lieben und schon ganz zufrieden sind, wenn sie alljährlich eine Anzahl Bibeln an den Mann bringen. Ganz im Gegensatze dazu arbeiten die katholischen Glaubensboten mit wahrem Feuereifer, bei Tag und bei Nacht, mit Aufopferung ihres Lebens, um Seelen zu gewinnen. Daher die große Ausbreitung des Katholizismus in Uganda, daher auch der Haß der in Schatten gestellten englischen Reverends. Jeder Afrikareisende, der Gelegenheit hatte, den Unterschied kennen zu lernen zwischen katholischen und protestantischen Missionen, hat dies noch bestätigt. Herr Warneck hat freilich einmal behauptet, die Erfolge der kath. Missionen seien gleich Null, während er umgekehrt seine Missionen bis in den Himmel erhob. Aber gerade einer der von ihm am meisten geschätzten Missionare hat vor nicht langer Zeit mit seltener Offenherzigkeit über seine eigene Thätigkeit folgendes Bekenntnis abgelegt: „Ich bin 25 Jahre in Abessynien gewesen, habe aber Niemanden bekehrt, bloß eine Person, und die mußte ich noch heiraten, sonst hätte ich sie auch nicht gekriegt."

Nicht viel besser ergeht es den englischen Missionaren. Herr Stokes hat es bekanntlich längst vorgezogen, das Geschäft des Reverend aufzugeben; er treibt Karawanenhandel, ist also Großkaufmann geworden, während er als Missionar es etwas bescheidner thun mußte.

Zum Schluß wollen wir noch feststellen, daß seit dem Beginne des englischen

Protektorates über Uganda keine Klagen über politische Umtriebe der katholischen Patres laut geworden sind. Erst jetzt, wo die Engländer sich verantworten sollen, treten sie mit Briefen ihrer Leute auf, nach welchen z. B. im Dezember v. J. die katholischen Eingeborenen einen protestantischen Häuptling überfallen haben sollen. Was aber der protestantische Häuptling vorher verbrochen, in welcher Weise er den Zorn seiner katholischen Nachbarn auf sich geladen hatte, darüber lesen wir nichts. Niemals aber werden die Engländer den Beweis bringen, daß die Katholiken eine protestantische Missionsanstalt zerstörten, daß sie protestantische wehrlose Frauen und Kinder zusammenschossen, daß sie die Gefangenen als Sklaven verkauften. Niemals würde ein katholischer Offizier einen Mohammedaner zum König eingesetzt haben, niemals würde er der einen Partei Hinterlader geliefert und sie zum blutigen Überfall aufgefordert und dabei unterstützt haben. Das konnten nur die Herren Lugard und Williams fertig bringen."

Besehen wir uns nun die „Prachtleistung" meines Herrn Gegners. Der Übersichtlichkeit wegen wollen wir hübsch numerieren.

1. Auf die „gründliche Heimleuchtung," die 1890 mein „Offener Brief an Herrn v. Wißmann" durch ihn erfahren haben soll, kann ich mich nicht einlassen, da ich sonst wieder eine Broschüre schreiben müßte. Die Sache ist auch abgethan, wie aus der Antwort des Herrn v. Wißmann ersichtlich ist.[1]) Die Leser von „Gott will es" haben vermutlich weder meinen „Offenen Brief" noch die Antwort des Herrn v. Wißmann auf ihn gelesen und vor solchen Lesern ist eine „gründliche Heimleuchtung" gerade kein Kunststück. Auf mich hat sie den Eindruck gemacht, daß eine Antwort überflüssig sei.

2. Daß die römischen Missionare keine „Romane" schreiben, ist eine naive Behauptung, die vielleicht den gläubigen Lesern von „Gott will es" imponieren kann, aber einem Manne, der sich jahrzehntelang mit dem quellenmäßigen Studium von römischen Missionsgeschichten und -berichten beschäftigt hat, entweder als eine Dreistigkeit oder als Unfähigkeit erscheint, Roman und Geschichte zu unterscheiden. Ich ersuche meinen Herrn Gegner beispielsweise in meiner „Protest. Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evang. Heidenmission" nur das 6. Kapitel zu lesen: „Die römische Missionslegende." Er wird dann an hunderten von Beispielen finden, welche „seltsamen Dinge" — um mit der römischen Quelle selbst zu reden — „dem oratorischen Stil zu sagen erlaubt sind."

3. Bei der gegenwärtigen antienglischen Kolonialstimmung, in deren Fahrwasser die römische Mission sehr geschickt zu segeln weiß, ist es sehr wohlfeil, die englischen Missionare als „nichts anderes denn politische Agenten" zu bezeichnen, um so wohlfeiler als die Unwissenheit in Missionssachen eine superlativisch große ist. Ich bin nicht so dreist, sie von jeder kolonialpolitischen Einmischung freizusprechen; aber das ist eine auf Vorurteil und Unkenntnis beruhende ungeheure Verleumdung „nichts als politische Agenten" aus ihnen zu machen. Auf der andern Seite ist es eine auf Vorurteil und Unkenntnis beruhende ungeheure Idealisierung, die „katholischen Patres zu rühmen, daß sie sich von jeder politischen Thätigkeit fern halten." Sehen Sie, mein Herr Gegner, der Sie ihren Namen nicht nennen, das ist „oratorischer Stil" ganz à la Marshall und diesen oratorischen Stil nenne ich „Roman." Wie? haben die kathol. Patres nicht erklärt, daß sie nach Uganda gingen, „um für Frankreich zu arbeiten?" hat Kardinal Lavigerie nicht zweimal (in

[1]) Vergl. die 3. Auflage des „Offenen Briefs."

seinem Briefe an Carnot und jetzt an den Herzog von Norfolk) erklärt, daß Uganda nahe daran gewesen, ein französisches Protektorat zu werden? Haben die kathol. Patres nicht mit Dr. Peters sich in politische Abmachungen eingelassen? Haben sie nicht von Anfang an gegen die englische Herrschaft intriguiert? Bezeichnen Sie nicht höchstselbst, mein Herr X., die Engländer als „Aussauger“ und „Peiniger“ der Baganda? Und das nennen Sie „vermittelnd und beruhigend wirken,“ „seitdem das englische Protektorat eine vollendete Thatsache war“?

Sie können in der römischen Missionsgeschichte nicht sehr zu Hause sein, sonst müßten Sie wissen, daß z. B. auch in Tonkin, in der Südsee, in Madagaskar die katholischen Patres sich nicht „von jeder politischen Thätigkeit ferngehalten“ sondern sehr in dieselbe gemischt haben und daß jede Regierung in Frankreich ihnen das zum Ruhme angerechnet hat. Ich bin so frei, zum Beweis für das alles Sie wieder auf meine „Protest. Beleuchtung“ zu verweisen, Kap. 11: „Die römische Mission und die Politik.“ Aber wir brauchen gar nicht so weit zu gehen. Giebt nicht der Papst selbst das herausforderndste Beispiel der Einmischung in Politik? Wir wollen von der älteren Zeit gar nicht reden — sind denn meinem Herrn Gegner die jüngsten politischen Agitationen des Papstes in Frankreich, sind ihm die ungeheuerlichen Artikel des „Osservatore Romano“ unbekannt, welche selbst die ultramontane Kölnische Volksz. ins Lager der Opposition treibt? Weiß er nicht, daß der „Friedenspapst“, wenn er es könnte, ganz Europa in Krieg stürzen würde, wenn er nur dadurch den Kirchenstaat wieder erhielte? Und wir sollen glauben, daß die katholischen Patres sich von jeder politischen Thätigkeit fern halten?“ Nein, Herr Anonymus, das glauben wir nicht, und wenn es selbst tausend Emin Paschas und Wißmanns sagten; aber sie sagen das nicht einmal.

4. Die Eindrängung der Sendlinge Lavigeries giebt mein Gegner zu. In Frankreich hat man bereits angefangen, auch diese Thatsache offiziell zu korrigieren und wer weiß, ob das bei den ultramontanen Gelehrten, die sich in Deutschland auf die „Geschichtslügen“ gelegt, nicht Nachfolge finden wird. Wir notieren also dieses Zugeständnis und konstatieren nur, daß das „kurz vorher“ ca. 2 Jahre bedeutet. Freilich mein Gegner ist weit entfernt davon, diese unheilvolle Eindrängung in die evangelischen Missionsgebiete tadelnswert zu finden. Im Gegenteil erblickt er darin eine Heldenthat und in den evang. Missionsgebieten nichts als „Jagdgehege.“ Was würde er sagen, wenn ich diesen gemeinen Vergleich damit beantwortete, daß ich die katholischen Patres als „Wildschützen“ bezeichnete? Daß „die englischen Protestanten nach Uganda gekommen waren und — Handelsgeschäfte machten“ erkläre ich für eine ultramontane Lüge. Herr Stokes, den später mein Gegner anführt, war nicht Reverend sondern ein Laie, der leider seinem Berufe untreu und aus der Mission ausgeschieden worden ist.

Ebenso konstatieren wir das Zugeständnis, daß die katholischen Patres es „nicht mit den englischen Aussaugern hielten,“ d. h. daß sie den Muanga in seinem Widerstande gegen das deutsch-englische Abkommen bestärkten. Angenommen: auf einem deutschen Schutzgebiete hätten englische Missionare es „mit dem rechtmäßigen Könige“ gegen die deutschen „Aussauger“ gehalten, „weil sie

ein richtiges Verständnis für das Volk hatten" — was für ein Urteil hätten dann wohl die deutschen Kolonialpolitiker über sie gefällt? Aber, Bauer, das ist auch ganz was andres.

6. Nun das famose Citat aus dem Berichte des Pater Achte. Ich habe aus demselben bewiesen, daß der „Haß" in Uganda und die „Kriegsreizungen" von den katholischen Patres ausgegangen seien. Nicht mehr; darum war es auch nicht nötig, daß ich den ganzen Bericht citierte. Der Pater bezeichnet den „energischen Vorstoß für die Ausbreitung des Katholizismus" als einen „Krieg" und zwar als einen „erbitterten" Krieg „mit den Protestanten" und er thut dies in „einem Atem" mit der Hinweisung auf den soeben beendeten Krieg gegen die Mohammedaner. Diesen Zusammenhang mit dem Vorhergehenden betonte ich; mein Herr Gegner, dem das natürlich nicht paßt, weist auf den Zusammenhang mit dem Folgenden hin. Aber auch dieser letztere Zusammenhang setzt außer Zweifel, 1. daß ein systematischer Vorstoß gegen den Protestantismus seitens der Patres geplant und 2. daß dieser Vorstoß in die Hände der Häuptlinge gelegt war. Wir sind nicht so naiv zu glauben, daß diese Häuptlinge durch und durch so geistliche Menschen waren, welche ohne jede Gewaltanwendung „ihre schwarzen Brüder" lediglich durch römischen „Katechismusunterricht" vom Protestantismus zum Romanismus hätten bekehren wollen; es kommt uns vielmehr die alte Kommandarien- und Ripartimiento-Bekehrungsmethode in den Sinn, die seiner Zeit von den Spaniern in Amerika praktiziert wurde, und die ich in meiner „Protest. Beleuchtung" S. 413 f. quellenmäßig dargelegt habe. Das bestätigt auch der Bericht des Kapitän Lugard, den wir an andrer Stelle mitteilen. Mit Hilfe der Häuptlinge planten die Patres eine Herüberziehung der Protestanten zum Romanismus; das berichtet Pater Achte. Was drum und dran hängt, das ist der bekannte „oratorische Stil." Und diesen Plan bezeichne ich heute noch als „Haß" und „Kriegsreizung." Bei Leuten, wie die Baganda, welche „geistige Waffen von roher Gewalt" eben nicht unterscheiden, wie ja die Thatsachen zeigen, konnte der „erbitterte Krieg," den P. Achte und seine Kollegen gegen die Protestanten organisierten, anders nicht aufgefaßt werden. Der Pastor in Rothenschirmbach, mein Herr Gegner, der kann schon beides unterscheiden, aber die schwarzen römischen Leute in Uganda konnten es nicht und die Patres hätten sich das sagen sollen.

7. Die Bemerkungen, die mein Herr Gegner an mein Citat aus dem Achteschen Berichte anknüpft über die richtige Art zu citieren, unterschreibe ich voll und ganz; nur wünsche ich, daß er zunächst dafür sorgt, daß er selbst und seine ultramontanen Kollegen sich nach ihnen richten. Ich meinesteils habe Beweise dafür genug gegeben, daß ich ultramontane Berichte und selbst Polemiken gegen mich „unverstümmelt" citiere. Ich bitte ihn, sich beispielsweise meine „Ultramontanen Fechterkünste" anzusehen, in denen ich den liebenswürdigen Brief des Anonymus der „Germania" ganz citiert habe. Auch in meiner „Protest. Beleuchtung" und in den 3 Flugschriften: „Der Romanismus im Lichte seiner Heidenmission" kann er massenhafte „unverstümmelte" lange Citate finden. So habe ich auch jetzt den ganzen polemischen Passus gegen mich aus „Gott will es" citiert. Ich bitte nun meinen Herrn Gegner, dasselbe mit dieser Entgegnung zu thun, nämlich sie ganz, „unverstümmelt" in

„Gott will es" abzudrucken. Ich werde ihm nachher zeigen, daß seine eigne Citierkunst mit seiner Citationsmoral ganz und gar nicht im Einklange steht. Hoffentlich bessert er sich. Oder ist seine Moral, daß man auch dem Gegner Wahrheit schuldig sei, so gemeint, daß ultramontane Schriftsteller sie gegen protestantische Gegner nicht zu befolgen brauchen, weil im „Jagdgehege" des Protestantismus das Wildern eine römische Tugend ist? Ich bin mit der römischen Citierkunst leider nur zu gut bekannt und habe sie an hunderten von Beispielen illustriert (vergl. Prot. B. Kap. 2: „eine klassische Missionsgeschichte" und Kap. 4: „die römische Citierkunst"). Es ist das auch ein Stück der staunenswerten römischen Dreistigkeit, daß sie gegen Sünden, die sie in der krassesten Weise selbst begehen, die pharisäischen Sittenrichter spielen, wenn sie sie andern unterlegen können. Den Balken im eignen Auge sehen sie nie oder wollen sie nicht sehen.

8. Belustigt hat mich, was mein Herr Gegner bemerkt bezüglich meines Citats aus Pater Achtes Berichte: er „werde dem kathol. Heere Mut einsprechen." Hier enthält nämlich das „Berliner Tageblatt" einen Druckfehler, statt „Heere" hat es „Herrn" gedruckt und dieser Druckfehler ist dann auch in andre Zeitungen übergegangen. Lustig ist, daß er auch in „Gott will es" Aufnahme gefunden und hier sofort interpretiert wird: „P. Achte habe einem in seinem Rechte gekränkten kathol. Häuptling Mut eingesprochen." Diese Interpretation eines Druckfehlers, der als solcher doch meinem Gegner sofort auffallen mußte, da ich mein Citat ja aus „Gott will es" entnommen, ist höchst lehrreich. Nein, mein Herr, so hat P. Achte geschrieben: „ich werde dem katholischen Heere Mut einsprechen," d. h. ich werde es zum Kampfe ermutigen. Jedenfalls heißt das nicht: „stets vermittelnd und beruhigend wirken."

9. Und nun meines Gegners Citierkunst. Ich bitte um Antwort auf folgende Fragen:

a) Wer ist der anonyme Protestant, dessen Urteil lautet: „die englischen Missionare brauchen sehr viel Geld und leisten sehr wenig an wirklichen Bekehrungen," und wo steht sein Urteil geschrieben? Man will doch gerne wissen, ob so ein Anonymus auch Autorität zu seinem Urteil hat.

b) Wo habe ich behauptet, „die Erfolge der kathol. Missionare seien gleich Null?" Mir ist nicht erinnerlich, jemals das gesagt zu haben. Ich habe oft nachgewiesen, diese Erfolge seien übertrieben, sie seien später wieder zu Grunde gegangen und dergl., aber, bitte, mein Herr Gegner, „seien Sie ehrlich, verstümmeln Sie nicht unsern Bericht;" „auch dem Gegner ist man Wahrheit schuldig." Herr Marshall und seine Nachschreiber haben allerdings oft behauptet, die Erfolge der protestantischen Mission seien „fast Null, gleich Null, unter Null." Haben Sie das etwa verwechselt?

c) Wer ist der „eine der von mir am meisten geschätzten Missionare," der „vor nicht langer Zeit" den von Ihnen citierten Ausspruch über Abessinien gethan hat? Aber bitte, alles genau, mit Namen, Titel, Seiten- und Jahreszahl.

Ei, ei, nach Ihrer schönen Citationsmoral hätte ich solidere Citate von Ihnen erwartet.

10. Endlich der dreiste Schlußpassus. So? Katholiken hätten nie eine protestantische Missionsstation zerstört? Nie mit den Waffen protestantische

Missionen unterdrückt? Da ich nicht voraussetzen darf, daß Sie solche oratorische Fragen thun, ohne überzeugt zu sein, daß sie mit „niemals" beantwortet werden müssen, so bleibt mir nur übrig anzunehmen, daß Sie mit der Missionsgeschichte nicht genau bekannt sind. Wir brauchen gar nicht weit in der Zeit zurückzugehen. Sie kennen doch, mein Herr, den famosen Schiedsspruch des Papstes in der Karolinenfrage und wissen, daß durch denselben u. a. die Insel Ponapé an Spanien gekommen ist. Nun, hier befand sich seit ca. 40 Jahren eine fruchtbare evang. Mission; wohl die Hälfte der Insulaner waren Protestanten. Spanische Offiziere haben diese Mission zerstört, im buchstäblichen Sinne mit Kanonen zerstört, viele Eingeborne getötet, die evangelischen Missionare vertrieben und das unter Zustimmung von Kapuzinerpatres, deren mehrere die Rettung ihres Lebens jenen verdankten. Sie können das alles aktenmäßig nachlesen in der Allg. M.-Z. 1888, 153. 1889, 425. 1891, 40. 239.

Und leider ist das nicht der einzige Fall dieser Art. Auf der Loyalitätsinsel Lifu, auf Uea, (Wallis-I.) und Tahiti sind ganz ähnliche Gewaltthätigkeiten vorgekommen. Ein katholischer Bischof, Bataillon, rühmte die blutige Ausrottung der ketzerischen Protestanten durch die Katholiken als „eine zweite Taufe der Insel." Sie finden das urkundliche Material wieder in meiner „Protest. Beleuchtung" S. 340 ff. Alle diese Dinge sind nur nicht so in die Öffentlichkeit gelangt wie jetzt die traurigen Vorgänge in Uganda, einfach darum nicht, weil wir nicht so zu schreien gelernt haben wie unsre ultramontanen Gegner schreien können. Es ist merkwürdig: ex cathedra ist die freie Religionsübung, Gewissensfreiheit und Toleranz feierlich verdammt, d. h. der Romanismus selbst darf diese Dinge nicht gelten lassen und wo er die Macht hat, läßt er sie auch nicht gelten. Tritt aber einmal ein Fall ein, wo, in der Regel infolge politischer Komplikationen, der Romanismus ähnliche Gewalt erleidet, wie er sie immer gegen Ketzer geübt hat, so erhebt er ein großes Geschrei und gebärdet sich, als ob er der Hüter der Religionsfreiheit und Duldung sei. Wir beklagen aufs tiefste das Blutvergießen in Uganda; aber eine Mission, die von alters her in Amerika, Afrika, Asien und der Südsee so viel in Krieg und Blutvergießen sich verwickelt hat, sollte wenigstens nicht ein so pharisäisches Geschrei erheben und sich nicht so lammesunschuldig gebärden, wenn ihre Bekehrungsmethode zu so traurigen Katastrophen führt.

Warneck.

Missionsrundschau.

I.

Afrika.

Ost- und Centralafrika. Die mit Spannung erwarteten englischen Berichte aus Uganda sind bis heute (22. Juni), wo diese Rundschau in die Druckerei geht, noch immer nicht eingetroffen.[1]) Ob etwa der englischen Post

[1]) Auch bis heute (30. Juni) sind sie noch nicht da. Wohl aber ist ein Telegramm aus Sansibar eingegangen, nach welchem Lugard vom 11. Febr. meldet, daß „die Unruhen ihren Ursprung in der Ermordung eines protest.

unterwegs ein Unglück passiert ist, oder ob sie Kapitain Williams, der in London erwartet wird, persönlich überbringt, weiß ich nicht. Bei Abfassung des Artikels: „Zur Lage in Uganda" in der vorigen Nummer lag weiter nichts als der telegraphische Bericht vor. Mittlerweile sind eine ganze Reihe Briefe seitens der vertriebenen katholischen Patres, die durch Eilboten von der deutschen Station Bukoba aus zur Küste befördert worden sind, zur öffentlichen Kenntnis gelangt, vor allem der offizielle rapport des Bischofs Hirth (L'Eclair vom 30. Mai 1892. 2. edition). Es ist nicht nötig, daß ich diesen rapport abdrucke; er ist in deutscher Übersetzung von der Kölnischen Volksz. aus fast durch alle deutsche Zeitungen gegangen.

Jedem unbefangenen Leser ist sofort einleuchtend, daß wir es in diesem Berichte mit Übertreibungen im großen Stil und mit einer durchaus einseitigen Darstellung der in Rede stehenden Ereignisse zu thun haben. Schon die angegebenen Zahlen setzen das außer Zweifel. Nach der bisherigen römischen Statistik, von der wir wissen, daß sie es liebt mit großen Zahlen Parade zu machen, gab es vor den jetzigen Kämpfen 15000 — eine vereinzelte Angabe des Pater Malfreyt rhetorisierte sogar 25000 — Katholiken. „5000 Personen hätten (nach Msgr. Hirth) in diesem Jahre (1892) ihre vierjährige (??)[1]) Probezeit beendet und dann waren noch beinahe 50000 Katechumenen da." Wir stehen hier vor einem völlig unlösbaren Rätsel, nämlich 1. woher in der Geschwindigkeit von ein paar Jahren diese 15000 (bzw. 25000) + 5000 + 50000 „Katholiken" gekommen sind und 2. wie es möglich gewesen, daß diese 70000 (bzw. 80000) Katholiken haben von den wenigen Protestanten vergewaltigt werden können? Nach protestantischen Angaben vor der Katastrophe gab es ca. 2000 protestantische und etwa viermal so viel katholische Baganda. Nehmen wir auch an, der letzteren seien es zehnmal so viel gewesen, so bleibt es immer eine riesige Übertreibung, wenn die katholischen Berichte behaupten: „50000 Katholiken sind teils ermordet, teils als Sklaven verkauft, teils zerstreut in alle Winde." Und diese statistische Übertreibung legt den Schluß nahe, daß auch die übrigen Thatsachen, die der Monsignore berichtet, übertrieben sein werden.

Zu diesen Übertreibungen gehören auch die gegen Kapitän Lugard erhobenen Beschuldigungen, als ob er „seit langem einen Plan gehabt, die Katho-

---

Häuptlings durch die Katholiken gehabt. Darauf sei ein direkter allgemeiner Angriff auf die Protestanten und auf das englische Fort gefolgt." Nach einer weiteren Meldung des Kapitäns Williams vom 7. März aus Bukoba soll „die Krisis vorüber sein." Die Briefe selbst werden Mitte Juli in London erwartet. Soviel dürfte also schon jetzt sicher sein, daß die franz.-kathol. Partei, unter Führung des von den Patres völlig beherrschten Muanga, das Blutvergießen begonnen haben und daß die Protestanten die Angegriffenen gewesen sind. Wer mit der Sachlage vertraut war, der mußte das von vornherein annehmen.

[1]) Eine „vierjährige" Probezeit von 5000 Katechumenen, die außer den 15000 „Katholiken" vorhanden gewesen sein sollen, ist selbst nach den römischen Berichten ganz unmöglich. Die Missiones Catholicae berechnen pro 1888: 1000, pro 1889: 1400, pro 1890: 2500, pro 1891 catholici et catechumeni: 10000. Wo sind nun auf einmal in 1892: 15000 (bzw. 25000) „Katholiken" und 5000 Katechumenen mit „vierjähriger" Probezeit her? Daß die weiteren 50000 Katechumenen eine statistische Fabel sind, darüber braucht man keine Worte zu verlieren.

liken zu vernichten."[1]) Jedenfalls hat er, wie auch deutlich zwischen den Zeilen des bischöflichen Berichtes zu lesen ist, alles aufgeboten, die kathol. Missionare zu retten und ihnen im Fort Schutz zu gewähren. Nicht als Gefangene hat er sie dort festgehalten, sondern um sie vor den entfesselten Leidenschaften ihrer Bagandafeinde zu schützen. Überhaupt ist der ganze Kampf nicht gegen die Katholiken als solche geführt worden. Es hat sich die Politik mit der Religion vermischt; aus dem bischöflichen Schreiben geht deutlich hervor, daß unter Führung der französischen Patres der wetterwendische Muanga, obgleich er vorher das englische Protektorat angenommen, mit seinem Anhang sich geweigert hat, die englische Flagge anzuerkennen. Der Bischof motiviert nur die Ablehnung mit einem konfessionellen Vorwande, nämlich daß die englische Flagge zugleich das Parteizeichen der Protestanten gewesen sei. Hat es sich aber, wie es scheint, um die Anerkennung oder Nichtanerkennung des britischen Protektorats gehandelt, so ist es natürlich, daß die Vertreter desselben als es gegen ihren Willen zum Kampfe kam, alles aufbieten mußten, um in demselben den Sieg zu behalten. Hätte etwa eine englische Partei, geführt von englischen Missionaren in einem deutschen Schutzgebiete den eingebornen König zum Widerstand gegen die deutsche Herrschaft unter konfessionellem Vorwande ermutigt, so würden ohne Zweifel deutsche Offiziere geradeso wie Lugard gehandelt haben.[2])

Wir wissen sowohl aus den Berichten der englischen Missionare wie aus denen des Kapitän Lugard, daß seitens des letzteren seit länger als einem Jahre alles aufgeboten worden ist, um den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen den beiden Parteien zu verhindern. Wiederholt hat er und Kapitän Williams die Erklärung abgegeben, sie würden diejenige Partei unterstützen, welche die angegriffene sei. Sie gaben diese Erklärung ab in der Erwartung, den Frieden dadurch zu erhalten, weil sie glaubten, keine Partei werde bei solcher Aussicht die angreifende sein wollen. Wenn die Kapitäne jetzt gegen die katholische Partei eingeschritten sind, so spricht alles dafür, daß dieselbe vertrauend auf ihre Majorität die Protestanten angegriffen hat. Daß die in solcher Majorität vorhandenen Katholiken die Lämmer gewesen sein

[1]) Zu unsrer Überraschung und Freude bezweifelt auch die „deutsche Kolonialzeitung" (S. 99) die Glaubwürdigkeit der französisch-kathol. Berichte über die Uganda-Katastrophe. Sie erklärt ganz in Übereinstimmung mit unsrer Darstellung „die kath.-französische Partei als das größte Hindernis für das Zustandekommen des englischen Vertrags" und verteidigt Lugard aufs wärmste als einen Mann religiöser Duldsamkeit und großer Gerechtigkeits- und Friedensliebe. Auch hebt sie nachdrücklich hervor, daß die angebliche Gefangennehmung der franz. Missionare vielmehr eine Beschützung derselben gewesen sei.

[2]) Es ist ein starkes Stück, daß der Hannoversche Courier (vergl. Weser-Z. v. 2. Juni) erklärt, „der Sieg der franz.-katholischen Partei über die englisch-protestantische liege im deutschen Interesse und werde hoffentlich von den deutschen Beamten nach Kräften gefördert werden." Denn die franz. Missionare verträten in Uganda die deutschen Interessen und der deutsch-englische Vertrag verbiete den Deutschen nicht die Unterstützung antienglischer Bestrebungen in Uganda. Was würden unsre Kolonialpolitiker sagen, wenn englischerseits nach einem solchen Grundsatz gehandelt würde innerhalb einer vertragsmäßig deutschen Interessensphäre? Wo bleibt hier Gerechtigkeit und Vertragstreue? Und abgesehen von dem allen — konstatiert nicht die obige Erklärung die Thatsache, daß die französisch-katholischen Missionare in Uganda antienglische Politik treiben?

sollen, als welche ihr Bischof sie darstellt, das zu glauben kann niemandem zugemutet werden, der gesunden Menschenverstand hat.

Das ist in dem Berichte des Msgr. Hirth ganz richtig, daß der nach der Rückkehr Muangas zwischen beiden Parteien geschlossene Vertrag, kraft dessen die Häuptlingschaften zwischen ihnen gleich geteilt werden sollten, einen Hauptausgangspunkt des Kampfes gebildet hat. Nur steht die Sache so, daß die Katholiken, eben weil sie sich in der Majorität befanden, diesen Vertrag nicht halten wollten. Seit langem versuchten sie, protestantische Häuptlinge zu sich, als zu der größeren Partei und der des Königs herüberzuziehen, und als dann die Protestanten verlangten, im Falle des Übertritts müßten die Betreffenden ihre Häuptlingswürde niederlegen, da brach der Streit aus (Int. 1891, 846. 895. 908. 1892, 109. 267).

In seinem jetzt durch die Zeitungen gehenden von Friedensliebe triefenden[1]) Briefe an den Herzog von Norfolk spricht der als politischer Agitator doch nun wohl hinlänglich bekannte Kardinal Lavigerie es abermals offen aus, daß seine Sendboten Uganda zu einem französischen Protektorate machen wollten. Das ist ihnen nicht geglückt. Ob es, wie der Reichsbote (N. 130) auf Grund einer Kolonial-Korresp. meldet, richtig ist, daß „eine sehr starke französische Partei noch immer an dem Plane festhält eine Verbindung des franz. Kongo mit Wadelai und Uganda herzustellen, weiß ich nicht; aber sicher ist, daß die englische Oberherrschaft in Uganda den französischen Patres nicht paßt und daß sie dieselbe zu beseitigen gern ihre Hand bieten. Wie sie den Muanga auf ihre Seite gebracht, so wollen sie auch die Oberhäuptlinge und den Landbesitz haben und in diesen Agitationen, die schon seit langem spielen, liegt die Hauptursache des Streitausbruchs. Auch das Bild, das der Bischof von Muanga entwirft, der aus einem „Bluthund“ auf einmal, seitdem er es mit den Katholiken hält, ein wahrer Ausbund von Gerechtigkeit und Humanität geworden ist, dürfte zu den katholischen Geschichtskorrekturen gehören.

Es ist ein Verhängnis, daß die gegenwärtige Mission so viel in die Kolonialpolitik hineingezogen wird. Die Schuld liegt viel mehr an der Kolonialpolitik als an der Mission; auch wo die letztere mit Händen und Füßen sich wehrt, kann sie die Umschlingung nicht verhindern. Es ist auch oft gefährlich, daß sie sich wehrt, weil ihr dann Mangel an Patriotismus vorgeworfen wird. So wird man auch die englischen Missionare in Uganda, trotz ihrer grundsätzlichen Verwerfung jeder Vermischung der Mission mit der Politik, von kolonialpolitischer Parteinahme schwerlich ganz freisprechen können. Die Verhältnisse

[1]) Ich weiß nicht, worüber man mehr staunen soll, ob über die Dreistigkeit des Kardinals, der sich als Friedensapostel aufspielt, oder über die — sagen wir — Naivität der Protestanten, die sich so etwas bieten lassen. Hätte der „edle“ Kardinal seine Sendboten nicht in ein evangelisches Missionsgebiet hineinkommandiert, so wäre Uganda diese ganze traurige Katastrophe erspart geblieben. Aber wie es scheint, wird die Geschichte bereits „korrigiert.“ In der französischen Kammer hat nämlich Herr Ribot erklärt, der Kardinal Lavigerie habe am Viktoria Nyanza eine Mission begonnen und dann seien die Protestanten in dieselbe eingebrochen. Da vermutlich Herr Ribot über Mission selbständige Studien nicht gemacht haben wird, so legt sich die Vermutung nahe, daß ihm die dreiste Verkehrung des Sachverhalts seitens katholischer Autoritäten mitgeteilt worden ist.

sind leider oft mächtiger als die Grundsätze. Denken wir uns dieselben Vorgänge, wie sie jetzt Uganda aufregen, in einem deutschen Schutzgebiete sich abspielen, so würde es vermutlich deutschen Missionaren sehr übel genommen worden sein, wenn sie nicht für die deutschen Interessen eingetreten wären. Lobt man doch deutscherseits sogar die französischen Katholiken, weil sie in einem englischen Schutzgebiete deutsche Interessen vertreten. Kardinal Lavigerie rechnet es in seinem Offenen Briefe an den Präsidenten der franz. Republik der kathol. Mission zum Ruhme an, daß sie überall französische Interessen vertrete. Der Westf. Merkur (vom 26. Mai 1892) spricht es ganz offen aus: „alles im Morgenlande unter dem Schutze Frankreichs sich entwickelnde kirchliche Leben steht im Dienste der französischen Politik" und deutsche Katholiken finden erst dann etwas Unrechtes darin, wenn diese Politik sich gegen sie selber kehrt, wie z. B. jetzt in Jerusalem, wo auf Befehl des franz. Ministeriums die deutschen Lazaristen abberufen werden sollen. In Tonkin, in Madagaskar, in der Südsee, um nur diese 3 bekanntesten Gebiete zu nennen, sind die römischen Missionare französische politische Agenten. Und bekanntlich gingen sie auch nach Uganda mit der ausgesprochenen Absicht, „für Frankreich zu arbeiten." Angesichts dieser Thatsachen ist es naiv, uns den Glauben zuzumuten, die französischen Patres hätten in Uganda in heiliger Einfalt nur religiöse Interessen verfolgt.

Neben den Berichten der französischen Patres liegt weiter ein im deutschen Kolonialblatt veröffentlichtes Schreiben des Vizefeldwebels in der Kaiserl. Schutztruppe, Kühne vor, das gleichfalls durch die Zeitungen die weiteste Verbreitung gefunden hat. Kühne war durch ein Augenleiden veranlaßt nach Uganda zu gehen, um dort bei einem englischen Missionsarzt Heilung zu suchen. Seine Ankunft fiel gerade in die Kampfestage hinein und der deutsche Soldat hat mit ruhigem Mut und in löblicher Neutralität ebenso den seitens Muangas und der katholischen Baganda bedrohten Engländern wie den seitens der Protestanten gefährdeten französischen Patres tapfre Hilfe geleistet. Sein Schreiben trägt gegenüber der Leidenschaftlichkeit der französischen Berichte mit ihren Übertreibungen das Gepräge maßvoller Objektivität. Mit keinem Worte spricht es sich über die Ursachen der Kämpfe aus, und dieses Schweigen scheint uns sehr beredt zu sein. Wir erfahren also durch diesen Berichterstatter nicht, wer die Schuld an dem Blutvergießen trägt. Wohl aber sagt er aufs unmißverständlichste, daß die Katholiken sehr kriegerisch gesinnt waren und stellt den Muanga als einen wetterwendischen und unzuverlässigen Mann hin. Auch von den „50 000" angeblich ermordeten ꝛc. Katholiken steht keine Andeutung in seinem Berichte. Es wird sich mit diesen Angaben der französischen Priester wohl ähnlich verhalten wie mit den unwahren Gerüchten, deren Kühne gedenkt, daß der Bischof Hirth und andre Priester mit ihm verbrannt sein sollten.

Mehr Aufklärung über die Genesis der Katastrophe giebt ein in den englischen Blaubüchern veröffentlichter Bericht des Kapitän Lugard, der im August des vorigen Jahres geschrieben ist. Da derselbe nur wenig bekannt geworden zu sein scheint, teilen wir ihn mit unwesentlichen Auslassungen mit.

„Sobald Kapitän Williams angekommen, hielt ich es für ratsam, die Beilegung der Streitfragen zwischen den Parteien mir vor allem angelegen sein zu lassen. Die Hauptschwierigkeit betraf streitige Grundstücke, bezüglich deren jede Partei behauptete, die Ihrigen seien auf die Entscheidung irgend eines mächtigen Häuptlings der Ge-

genpartei derselben verlustig erklärt worden. Ich schlug daher die Errichtung eines Schiedsgerichts vor, aber da beide Teile sich auf ein solches nicht einlassen wollten, es würden denn mindestens vier Mitglieder von jeder Seite bestellt, so kam es zwischen den acht Leuten zu den erregtesten Scenen und zu größtem Wirrwarr, da sie alle gleichzeitig jeder eine völlig andere Geschichte erzählten und dabei unzweifelhaft alle logen. Die Lage wurde verzweifelt, und endlich einige Tage später, schlugen sie selbst einen Durbar vor. Am 15. Februar fand denn auch unter meiner Beteiligung ein großes „Burza" statt. Noch vorher hatte ich mit dem König, welcher sich recht gefügig und zur Gerechtigkeit geneigt zeigte, mehrere persönliche Unterredungen und die Protestanten bemerkten mir, daß er sie jetzt mit erträglicher Unparteilichkeit behandle. Vor dem Burza nun hatte ich vorgeschlagen, der König solle in einer der Streitfragen wegen eines Grundbesitzes, in welcher er sich sehr unterrichtet gezeigt, das Schiedsrichteramt üben, und ich wolle seine Entscheidung unterstützen. Die Protestanten nahmen dies an. Es fand sodann eine recht schöne schiedsgerichtliche Verhandlung statt, während welcher der König vielen Takt zeigte und die Oberherrschaft der Gesellschaft ausdrücklich anerkannte. Schließlich aber fällte er eine Entscheidung, welche einen allgemeinen Aufschrei unter den Protestanten weckte und von ihnen als sehr unehrlich bezeichnet wurde. Ich erklärte, ich müsse das Erkenntnis durchsetzen, da die Protestanten selbst sich im voraus demselben unterworfen hätten. Von da an hieß es in Uganda, ich sei eben nicht imstande, die Einzelheiten des Falles, welche sehr verwickelt seien, zu verstehen. Die Protestanten achteten meine Entscheidung, aber zornige Worte fielen, und schließlich verließ der König wütend das Burza, nachdem er sich noch mit dem Katikiro gezankt. In der Versammlung entstand nun Aufregung und Unordnung; ich ließ daher den König wieder rufen und setzte ihm unter vier Augen auseinander, daß er das Land in Krieg stürze, da er den Protestanten Gerechtigkeit verweigere. Er bestritt dies, aber als ich ihm vorschlug, das Grundstück zu teilen, lehnte er ab. Ich machte ihn hierauf für die Folgen verantwortlich, was er annahm, indem er mich zugleich um meine Unterstützung bat. Am nächsten Morgen fand ich die ganze Umgegend unter Waffen. Haufen Bewaffneter schwärmten überall umher und sammelten sich auf den Hügeln zur Schlacht. Ich rief die hervorragendsten Häuptlinge, meine Freunde zusammen, und als die Sudanesen herbeieilten, sandte ich sie mit dem Maximgeschütz auf des Königs Hügel dicht bei Kampala; ich selbst nahm dort mit Käpitän Williams meine Aufstellung. Auf meinen Befehl sandten hierauf die Häuptlinge Boten an die Schlachthaufen mit der Aufforderung, auseinander zu gehen und ich erklärte, ich würde auf diejenigen, welche sich zu gehorchen weigerten, ohne Ansehen der Partei, das Feuer eröffnen. Die Katholiken zeigten sich sehr hartnäckig und es bedurfte langer Verhandlungen durch Boten, während die Häuptlinge bei mir blieben, und erst als die Sudanesen und das Maximgeschütz feuerfertig dastanden, gehorchten sie. Der König erschöpfte sich in Danksagungen und gelobte unverbrüchlichen Gehorsam, erbot sich jetzt auch das Grundstück zu teilen. Am Nachmittag kam es aber infolge des Zusammenstoßes Betrunkener von beiden Seiten zu Unordnungen, Schüsse fielen, Hütten wurden verbrannt. Es gelang mir wieder, Ruhe zu schaffen, aber allgemein hieß es, am nächsten Tag werde der Krieg ausbrechen, wenn der Streitfall nicht während der Nacht geschlichtet werde. Dies geschah, nachdem die Häuptlinge sich im Fort versammelt und wieder war der Krieg abgewendet. Etwa 2 Tage darauf aber kam es zu neuem Tumult, indem einige Protestanten auf entlegeneren Grundstücken von Katholiken angegriffen wurden. Abermals versammelte ich die Häuptlinge, welche an der Möglichkeit, den Frieden zu erhalten, verzweifelten. Trotzdem gelang es mir wieder, sie zu beschwichtigen, obgleich ich in der Eile diesmal nur 20 Sudanesen auf des Königs Hügel hatte werfen können, bis später Verstärkung kam. Täglich kam es nun aber zu Mord und Totschlag, die Aufregung hielt an und fortwährend wurde ich von Leuten beider Parteien überlaufen, welche klagten, sie seien widerrechtlich von ihrem Grund und Boden vertrieben worden. Ich schlug vor, daß in einem Burza zwei Gesetze beschlossen werden sollten, 1. daß kein Häuptling mehr ohne ausdrücklichen Befehl des Burza jemand von seinem Grundbesitz vertreiben dürfe, widrigenfalls er abgesetzt werden solle und 2. daß alle Grundbesitzer ihrem unmittelbar vorgesetzten Häuptling und dieser wieder seinen Vorgesetzten rc. Gehorsam und die vorgeschriebenen Abgaben,

ohne jede Rücksicht auf Partei oder Konfession, zu leisten habe. Die Wirkung dieser Gesetze war eine sehr günstige, und es gelang mir nach und nach, die verschiedenen Streitpunkte beizulegen. Gerade zu dieser Zeit kam der französische Bischof und sein Gefolge an, und er schrieb mir einen Brief, welchen sowohl ich als Kapitän Williams für äußerst unzutreffend erachteten. Da wir aber annahmen, daß dies aus falschen Mitteilungen und ungenügender Kenntnis sich erkläre, antwortete ich in sehr gemäßigtem Tone, ging hin und that den Priestern unser unparteiisches Bemühen für die Erhaltung des Friedens kund. Nach langen Unterredungen gelang es denn auch, die herzlichen Beziehungen, welche vor des Bischofs Ankunft bestanden hatten, wieder herzustellen. Im März ging ich langsam, aber erfolgreich in der Grundbesitzerfrage weiter vor. Die katholischen Häuptlinge erwiesen sich jetzt sehr freundlich und gewillt, in allen Fällen sich bei meiner Entscheidung zu beruhigen. Dies war namentlich in einer sehr schwierigen Frage, welche jetzt auftrat, der Fall. Ich war von Anfang an für unbeschränkte Glaubensfreiheit aufgetreten. Die Protestanten wünschten nun zu wissen, ob jemand, wenn er seinen Glauben wechsle, seinen Grundbesitz verwirke. Dies war in dem Abkommen zwischen den Parteien damals, als sie die Mohammedaner vertrieben, ausdrücklich festgesetzt worden, und ich hatte bei Unterzeichnung des Vertrages es gelten zu lassen versprochen, vorausgesetzt, daß keine seiner Klauseln mit unserem Vertrag in Widerspruch stehe. Es schien nun aber, daß nur ein sehr kleiner Teil des Volkes in Wirklichkeit katholisch oder protestantisch war. Die weit überwiegende Mehrheit war heidnisch geblieben, hieß aber katholisch oder protestantisch je nach der Konfession des betreffenden Häuptlings. Alle diese wollten nun, so hieß es, auf einmal, wenn sie darum in ihrem Besitz nicht bedroht würden zur Religion des Königs d. h. der katholischen, übertreten. Das wäre ein schwerer Schlag für die Protestanten gewesen und hätte sie als politische Partei vernichtet. Die Protestanten und ihre Missionare wiesen darauf hin, wogegen die Katholiken betonten, daß die Maßregel nur meinem eigenen Vorschlage uneingeschränkter Religionsfreiheit entsprechen würde. Dies gab ich im Princip zu, erinnerte sie aber daran, daß gerade sie bei der Unterzeichnung unseres Vertrages in mich gedrungen waren, das gegenseitige Abkommen zu respektieren; jetzt, da mir die Protestanten Wortbruch vorwerfen, müsse es dabei sein Bewenden haben. Es wurde daher vereinbart, daß vorläufig, bis die Gesandten von der Küste kämen, jedenfalls aber nicht länger als zwei Jahre, das Abkommen noch in Kraft bleiben solle. Als im März Nachrichten von den Gesandten eintrafen, wuchs meine Autorität bei beiden Parteien, obgleich die Nachrichten der katholischen oder, besser gesagt, französischen Partei ungünstig waren. Alles wünschte nun, daß wir im Lande bleiben, des Friedens halber. Dies gilt freilich nur von den leitenden Häuptlingen und dem Könige, welcher allerdings so raschen Stimmungswechseln unterworfen ist, daß man oft bezweifeln möchte, ob er völlig bei Verstand ist. Als mich während des Krieges (gegen die Mohammedaner) die Protestanten um eine Gesellschaftsflagge baten, erwiderte ich, ich wolle eine solche vorher den Katholiken geben. Diese nahmen zuerst an, lehnten dann aber nach längerer Beratung doch wieder ab; ohne Zweifel hatten sie erkannt, daß die Volksmasse uns noch feindlich war, und behielten daher lieber ihr Banner mit dem Kreuz. Sie erklärten sich aber ganz einverstanden, daß ich den Protestanten eine Gesellschaftsflagge gebe, und ich verlieh eine solche dem Katikiro und dem Pokino. Der erstere, General der Armee, ließ die Flagge feierlich entfalten. Die feindliche Gesinnung des Volkes machte sich indessen auf dem flachen Lande dadurch geltend, daß uns Lebensmittel, die leihweise Überlassung von Kanoes rc. verweigert wurden, aber ich glaube, diese Gesinnung ist doch im Aussterben; es hat guten Eindruck gemacht, daß wir Katholiken und Protestanten, als sie im Kriege mit den Mohammedanern waren, Gewehre und Pulver lieferten. Ausdrücklich schärfte ich den Missionaren, dem König und den Häuptlingen ein, daß die Missionen ausschließlich auf die Religion Bezug haben, und daß alle weltlichen Angelegenheiten und Streitfragen, wenn vor Europäer gebracht, ausnahmslos nur dem Residenten vorgetragen werden dürfen. Allgemein wurde dem zugestimmt. Bischof Tucker gab dann, als er hier war, seine Meinung dahin ab, daß kleinere Angelegenheiten durch ihn selbst in gemeinsamer Beratung mit den kath. Priestern entschieden werden sollten, und ich ging gern darauf ein, daß er den Versuch machen solle."

Jeder unbefangene Mensch ersieht aus diesem Schriftstück, daß unter den denkbar schwierigsten Umständen Kapitän Lugard mit großer Unparteilichkeit gehandelt hat und unmöglich auf einmal der Unmensch geworden sein kann, als welchen ihn die französischen Patres karikieren, während sie den jungenhaften Tyrannen Muanga idealisieren. Unser Urteil über die trotz Lugards Beschwichtigungsversuchen ausgebrochene blutige Katastrophe müssen wir in suspenso halten bis die detailierten englischen Berichte vorliegen.

Von diesen traurigen kriegerischen Ereignissen werden die Nachrichten über den Fortgang des eigentlichen Missionswerks vor der Katastrophe ganz in den Hintergrund gedrängt. Angesichts der römischen Übermacht wie des wachsenden Verlangens nach evangelischer Lehrunterweisung hat die Ch. M. S. wiederholt bedeutende Verstärkungen ihres Arbeiterpersonals nach Uganda gesandt, von denen leider jedesmal verschiedene Personen ehe sie noch das Ziel ihrer Reise erreicht, dem Klima erlegen sind.[1]) Trotz dieser Vermehrung der Arbeitskräfte ist die Zahl der Missionare dem Bedürfnis noch lange nicht entsprechend und das um so weniger als auch räumlich die Mission über die Hauptstadt Mengo hinaus besonders in den Landschaften Budu (in Nordwesten des Sees, am Katongafluß) und Busoga (im Norden des Sees, östlich vom Viktoria-Nil) sich weit ausgedehnt hat (Int. 1892, 101. 129). Vornehmlich in der ersteren Landschaft wurde der Missionar Walker mit offenen Armen aufgenommen und er kann nicht genug rühmen, wie trefflich ihn die Leute verpflegt haben. Leider scheint aber auch die Rivalität zwischen Protestanten und Katholiken gerade hier besonders gehässig zu sein[2]) (Int. 1892, 101. 108. „Gott will es“ 1892, 264). Auch in Busoga ist das Feld weiß zur Ernte. Neben dem englischen Missionar Smith sind einige Älteste aus der Hauptstadt als Evangelisten in diese Landschaft gegangen, und überall findet ihr Wort willige Hörer. Von allen Seiten wird die größte Bereitheit zur Aufnahme von Lehrern, zur Unterhaltung derselben, zum Bau von Kirchen u. s. w. gemeldet. Unter dem 11. Aug. 1891 berichtet Missionar Pilkington: „Ich habe die Namen von 36 Häuptlingen, welche sich erboten haben für Wohnung und Unterhaltung eines europäischen Missionars zu sorgen, wenn er auf ihrem Platze sich niederlassen will und ich könnte die Liste leicht noch größer machen, wenn ich wollte“ (Int. 1892, 111). In der Hauptstadt werden die sonntäglichen Gottesdienste durchschnittlich von 1000 Personen besucht, während sich an jedem Wochentage drei Stunden lang 100—300 einfinden, um christlichen Unterricht zu empfangen. Als der Erstling der Ashe'schen Expedition in Mengo ankam, waren den folgenden Sonntag 1500 Baganda in der Kirche, so daß das Niederknien kaum möglich war. Die 250 Exemplare des Evangeliums Matthäi, welches Missionar Roscoe mitbrachte, waren im Handumdrehen verkauft; wären es 10 mal so viel gewesen, man wäre sie alle los geworden (Int. 1892, 374. 418). Die wenigen Missionare sind überbeschäftigt mit Bauen, Reisen, Predigen, Unterrichten, Bibelübersetzen u. s. w. Kurz, es ist eine wunderbare Gärung in dem ganzen Lande; Gott gebe, daß sie bald zur Klärung komme und der

[1]) Von 18 im Laufe der beiden letzten Jahre ausgesandten Männern sind 7 gestorben.

[2]) Der katholische Bischof behauptet: „Ganz Budu ist eine katholische Provinz, die Protestanten sind trotz ihrer weit besseren Bewaffnung vertrieben worden.“

Friedensgeist des Evangelii die kriegerischen Leidenschaften des aufgeregten Volkes bändige.

Wenden wir uns nun von Uganda nach der Ostküste. Auf dem Wege dahin kommen wir über die Stationen der Ch. M. S. im Dschaggalande (Moschi am Kilimandscharo, Taveta oder Taita und Sagalla) vorüber, wo endlich die ersten Taufen stattgefunden haben.[1] Die Übersetzung des Matthäus-evangeliums in die Dschaggasprache wird soeben gedruckt (Int. 1892, 374).

Von großer Wichtigkeit für Ostafrika scheint die durch den bekannten Freischotten Dr. Stewart soeben glücklich ins Werk gesetzte Begründung der nach dem Muster von Lovedale organisierten Missionsniederlassung bei dem Häuptling Kilundu am Kibwezisflusse (nördlich von Kilimandscharo) zu sein (siehe die Karte im Free Ch.'s of Scotland Monthly 1892 S. 8). Neu-Lovedale ist der Name dieser industrial mission, zu deren Anlage die britische ostafrikanische Kompanie 200 000 M. gegeben hat. Die Gründungsexpedition, die aus einer großen Karawane von 220 Personen bestand, hatte nicht geringe Schwierigkeiten besonders auf dem zweitägigen Marsche durch die wasserlose Tarowüste zu überwinden, erreichte aber glücklich ihr Ziel. Sofort ging es an die Arbeit: Holzfällen, Häuserbauen, Wege anlegen, Pflanzen ꝛc. und schon in einigen Monaten stand ein kleines Dorf in der afrikanischen Wildnis mit einem Kirchlein, in welchem sonntägliche Gottesdienste in der Suahilisprache gehalten werden. Auch eine kleine Viehherde hat man mitgenommen, in der sich u. a. 60 Ochsen befinden, durch deren Verwendung für die Feldarbeit man hofft den armen Wakambafrauen, auf deren Schultern allein dieselbe bis jetzt gelegen, eine Erleichterung zu verschaffen. Für die Zukunft ist eine zweite Niederlassung bei Machako, etwa 15 Meilen nordwestlich, ins Auge gefaßt (Ebd. 7. 60. 92. 112).

Es wird nicht uninteressant sein, bei dieser Gelegenheit ein Wort über den jetzt 61jährigen Begründer dieser Gott gebe zukunftsvollen Mission zu sagen. Geboren am 14. Febr. 1831 als eines schottischen Bauern Sohn studierte Dr. Stewart Theologie und nachdem er eine kurze Zeit als Hilfsprediger thätig gewesen, ging er, da die schottische Freikirche sich damals noch nicht zu einer Mission in Centralafrika entschließen konnte, auf eigne Hand in das Sambesiland. Hier begleitete er Frau Livingstone zu ihrem damals an dem Schiré sich aufhaltenden Manne und wurde Zeuge ihres Todes. Auf seiner Heimreise besuchte er auf Dr. Duffs Anregung Natal und Transkei und

[1] Wie durch die Zeitungen bekannt, hat die deutsche Expedition unter von Bülow am Kilimandscharo eine bedeutende Niederlage erlitten, bis jetzt sind die Ursachen dieser Niederlage ebensowenig bekannt wie die Gründe für den Kriegszug gegen die Wadschagga. Wie man hört, hat Dr. Peters durch sein bekanntes barsches Auftreten die Leute gerade nicht deutschfreundlich gemacht. Desto mehr ist es zu tadeln, wenn ein Blatt wie der „Reichsbote" (Nr. 148), ohne offizielle Nachrichten abzuwarten, lediglich auf Grund lauter unsicherer Vermutungen, die englische Mission in Moschi zum Sündenbock für die deutsche Niederlage macht, indem er ihr, im Anschluß an einen tendenziösen Bericht des wenig glaubwürdigen E. Wolf vorwirft, durch ihre direkte oder indirekte Vermittlung seien die Wadschagga mit Gewehren „neuster Konstruktion" (also auch das weiß der Artikelschreiber!) ausgerüstet worden. Mit solchen durchaus unwahrscheinlichen Verdächtigungen dient der Reichsbote nicht der deutschen Kolonialpolitik, wohl aber schadet er sehr der evangelischen Mission, lediglich zur Freude ihrer Gegner, die sich triumphierend auf ihn berufen.

erstattete der heimischen Kirche dann Bericht über die Missionsaussichten in den von ihm durchreisten Gebieten. Während seines Aufenthalts in Schottland studierte er Medizin und ging dann, da damals eine centralafrikanische Mission noch immer im weiten Felde stand, 1866 nach Lovedale, das unter seiner Leitung seine heutige Bedeutung erlangte. Auch die Tochteranstalt von Lovedale, Blythswood im Fingulande, verdankt ihm ihre Begründung. Als 1874 Livingstones Leiche in der Westminsterabtei beigesetzt wurde, war Dr. Stewart zugegen und vornehmlich seinem Eifer gelang es, die beiden schottischen Kirchen (die freie und die Staatskirche) zur Inangriffnahme ihrer Nyasamissionen zu bewegen. Nachdem er erst noch eine größere Bauarbeit in Lovedale vollendet, übernahm 1876 Dr. Stewart die Leitung der Livingstoniamission, die unter ihm eine so großartige Ausdehnung gewonnen hat. So wurden auf diesen bewährten Mann die Augen gerichtet, als seitens der britischen ostafrikanischen Gesellschaft eine Lovedale ähnliche Anlage landeinwärts von Mombas geplant wurde und nach einem kurzen Aufenthalt in Schottland übernahm der jugendliche Greis mit Zustimmung seiner Kirche die Ausführung dieser schwierigen Aufgabe im Sommer des vorigen Jahres. Augenblicklich befindet er sich, nachdem er die Sache in guten Gang gebracht, wieder in der Heimat (Childrens Rec. Free Ch. 1892, 2).

Etwas nördlich von Mombas hat die Neukirchener Mission im Witulande ihre beiden Stationen: Lamu (auf der gleichnamigen Insel) und Ngao (am Tanaflusse) beide zusammen zur Zeit von 5 Missionaren besetzt. Es ist hier alles noch in den ersten Anfängen, kaum daß einer kleinen Schülerzahl ein regelmäßiger Unterricht erteilt wird. Das mohammedanische Lamu ist jedenfalls ein harter Boden (Missions- und Heidenbote 1892, N. 5). Ob die ganz in der Nähe von Ngao gleichfalls am Tana gelegene Station der vereinigten Methodistenfreikirchen Englands, Golbanti, bereits wieder besetzt ist, können wir nicht mit Sicherheit sagen (Ebd. N. 3).

Die bayrische lutherische Mission, deren Gebiet ganz in der Nähe von Kisulutini sich befindet, hat jetzt ihre 3 Stationen: Dschimba, Mbungu und Ikutha leidlich fertig und bereits mit der Sammlung einer kleinen Gemeinde den Anfang gemacht. Mit der Schule hat sie viele Not (Nürnb. Missionsblatt 1892. N. 2. 7).

Von der englischen Mombasmission können wir zur Zeit keine Kunde geben, da der Jahresbericht noch nicht erschienen ist und der Int. keine neueren Nachrichten gebracht hat. Nur die Anlage einer neuen Station am Sabakiflusse, Dschilore (nördlich vom bisherigen Gebiete), unter den Wakamba wird gemeldet (Int. 1891, 909). Dagegen ist die Station am Ausgange der projektierten Eisenbahn wieder aufgegeben worden. Auch über die Fortschritte des Eisenbahnbaus selbst haben wir nichts in Erfahrung bringen können.

Wir kommen nun in das deutsche Schutzgebiet[1]) und stoßen hier zunächst in Tanga auf die erste Station der Berliner deutsch-ostafrikanischen

[1]) Beiläufig bemerkt haben nach Ravenstein die afrikanischen deutschen Schutzgebiete folgende Bevölkerung: Togoland 500 000, Kamerun 2 600 000, Südwest-Afrika 250 000, Ostafrika 1 760 000 Einwohner. Es hätte also Kamerun mehr Bewohner als die andern 3 zusammen.

Gesellschaft (Berlin III.).[1] Landeinwärts von derselben in nordwestlicher Richtung liegt dann die zweite vor ca. 1 Jahre gegründete Station, Hohenfriedberg, unter den Waschamba. Die dritte, zuerst angelegte Station, auf der sich auch das so viel besprochene Krankenhaus befindet, ist in Dar-es-Salam; von hier aus wird die Anlegung einer vierten Station unter den Wasaramo geplant. Von irgend welchen Erfolgen ist auch auf den beiden älteren Stationen bis heute noch keine Rede. Am hoffnungsvollsten erscheint Hohenfriedberg, wo einige frische junge Theologen am Werk sind. Daß dieselben freilich bewaffnet an einem Kriegszuge teilzunehmen entschlossen waren (Nachrichten 1892, 6), ist eine jugendliche Verirrung, welche hoffentlich nicht wie die streitbaren Missionare geglaubt, „im Sinne des Vorstands“ gewesen ist.

Am Pangani, in südwestlicher Nähe von Tanga, stoßen wir sodann auf das erste der 4 Hauptgebiete der Universitäten-Mission, nämlich auf ihr Usambaragebiet mit jetzt 12 Stationen, von denen Kologwe erst 1891 angelegt worden ist. Die Schülerzahl auf derselben ist von 330 in 1890/91 auf 722 gestiegen und eine ganze Anzahl Eingeborner sind als Lehrer thätig. Die zuletzt eröffnete Schule zu Mlembuli ist ganz von den Eingebornen selbst erbaut. Auf die Schularbeit wird in diesem Distrikte besonderer Fleiß verwendet. — Das zweite Hauptgebiet der Univ.-M. bildet die Insel Sansibar mit 3 Stationen, von denen 2 lediglich der Schulerziehung gewidmet sind. Jetzt ist man im Begriff, auch ein Missionshospital zu erbauen. Die Suahililiteratur ist durch verschiedene neue Arbeiten vermehrt worden. Einen schmerzlichen Verlust hat die Mission erlitten durch den Tod Susi's, des bekannten Dieners Livingstone's, der seit Jahren die rechte Hand des Bischofs Steere und jetzt auch Smythies' gewesen. — Das dritte Gebiet der Univ.-M. liegt weit südlicher am Rovuma und umfaßt jetzt 5 Stationen, auf denen eine ganze Anzahl Taufen stattgefunden und auch der Schülerkreis sich vermehrt hat. — Endlich viertens der Nyasadistrikt mit 9 Stationen, die, mit Ausnahme von 2 Inselstationen, sämtlich dicht am mittleren Ostufer des See's, in der portugiesischen Interessensphäre liegen. Auch hier wird erfreulicher Fortschritt gemeldet. So ist z. B. die Zahl der Getauften allein auf der Centralstation (Likoma-Insel) von 66 auf 110, die der Schulkinder auf den Uferstationen von 259 auf 421 gestiegen. Die Anlage einer neuen Station zu Isombe, im Centrum des Yaolandes ist beabsichtigt; die literarischen Leistungen sind um einen kleinen Katechismus, eine Übersetzung des Markus und eines alttestamentlichen Buchs vermehrt worden (Report 1891). Da wir demnächst eine Spezialarbeit über die Universitäten-Mission bringen werden, so gehen wir dieses Orts auf weitere Details nicht ein.

Östlich von Bagamoyo, etwa den dritten Teil des Wegs sowohl nach dem Viktoria Nyanza wie nach dem Tanganyika, liegen in Ugogo die 3 Stationen der Ch. M. S.: Mpwapwa, Mamboia und Kisokwe. Eine kleine Ge-

---

[1] Die Einnahmen dieser Gesellschaft in 1891 werden auf 59 845 M. für die Mission, auf 19 465 M. für das Hospital in Dar-es-Salam und auf 27 596 M. für den Bau des Krankenhauses angegeben (Nachrichten 1892, 80 f.), was gegen die Einnahme von 1890 (177 038 vergl. A. M.-Z. 1892, 242) eine bedeutende Verringerung wäre.

meinde ist hier gesammelt, die sonntäglichen Gottesdienste werden von einigen hundert Personen besucht und auf ihren Predigtreisen in der Umgegend finden die Missionare jetzt eine freundlichere Aufnahme als früher (Int. 1891, 850. 1892, 129).

Innerhalb des deutschen Schutzgebiets hat ferner die Londoner M.-G. eine Station zu Urambo, etwa 35 Meilen östlich von Tanganyika, wo ein Missionsarzt eine vielbegehrte Thätigkeit übt. Die beiden andern Stationen der centralafrikanischen Mission dieser Gesellschaft befinden sich im Süden des Tanganyika: Fwambo und — erst jüngst angelegt, unmittelbar am Ufer des Sees, Niumkurlo. Auf der letzteren ist endlich eine geordnete Missionsthätigkeit in Gang gekommen und sind Erstlinge getauft worden (Chron. 1891, 310. 1892, 61. 90. 147). Wir sagen: endlich. Keine andre centralafrikanische Mission hat soviel herumexperimentiert und im Verhältnis zu so großen Opfern an Menschen und Geld innerhalb 15 Jahren so wenig erreicht wie diese. Der Rep. pro 1891 giebt eine Übersicht über das Jahrzehnt 1880—1890, die nicht sehr erquicklich ist. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß es hier an fester und klarer Oberleitung gefehlt hat.

Wir kommen nun zu den Nyasamissionen. Nördlich bzw. nordwestlich vom See im deutschen Schutzgebiete liegen zunächst die beiden erst im vorigen Jahre begründeten Stationen der Berliner M.-G. (Wangemannshöh) und der Brüdergemeine (Makapalile). Wie wir hören, beabsichtigte Merensky die Anlage noch einer zweiten Station, doch sind Nachrichten über das Zustandekommen und die Lage derselben noch nicht eingegangen. Daß man eine energische Betreibung dieser Mission vorhat, beweist die kürzlich stattgefundene Abordnung zweier weiterer Arbeiter für dieselbe. (Die höchst interessanten ausführlichen Reiseberichte über beide Expeditionen siehe in den Berliner Missions-Berichten 1891, N. 19 ff. 1892, Nr. 1—8 und M.-Blatt aus der Br. G. 1892, N. 2—4 und die neusten Nachrichten N. 6.)

Auch die freischottische Mission hat, nachdem Kararamuka aufgegeben worden ist, eine neue Station am Nordende des Sees und zwar jenseit des Songwesflusses auf deutschem Gebiete zu Uwumdale durch Dr. Kerr-Croß begründet. Dieselbe ist etwa anderthalb Tagereise weit von der brüdergemeindlichen Station Makapalile entfernt. Dr. Croß und seine Begleiter sind entzückt von dem schönen und fruchtbaren Berglande, dessen Höhe sie auf 5—7000' angeben. Seitens der Eingebornen, mit denen sich der Doktor durch die Wakondesprache verständigen konnte, sind die Schotten aufs freundlichste aufgenommen worden, nur die Frauen und Mädchen sind sehr scheu. Leider ist das eben fertig gewordene Wohnhaus des Missionars abgebrannt (Free Ch. M. 1892, 61. 92. 136).[1] Nach den neusten Nachrichten treiben die arabischen Sklavenhändler im Norden des Nyasa ihr verruchtes Geschäft wieder in der alten Weise und ist die Befürchtung nicht ungegründet, daß sie ihre Angriffe auch auf die neuen Missionsstationen richten (ebd. 146).

Die freischottischen Nyasamissionen liegen sämtlich auf dem Westufer

---

[1]) Das amtliche deutsche Kolonialblatt (1892, N. 8) bringt eine saubere und ziemlich vollständige und korrekte Karte über die (evang. und kathol.) Missionsstationen in Deutsch-Ostafrika, auf welcher selbst die eben angeführten neuen Stationen sich verzeichnet finden.

des Sees, während sich die der Universitäten-Mission auf dem Ostufer befinden. Übrigens halten beide kirchlich so verschieden gerichtete Missionen friedlich-freundliche Nachbarschaft. Das Hauptquartier befindet sich in Bandawe, einer frisch aufblühenden, auf die ganze Umgebung einflußreichen Station. Hier herrscht ein reges Missionsleben. Jeden Sonntag finden außer der Sonntagsschule zwei zahlreich besuchte Gottesdienste in der Landessprache und an mehreren Wochentagen Bibel- und Katechismusstunden statt. Die Missionare, die mit dem Taufen sehr vorsichtig gewesen, haben die Freude, jetzt an wachsenden Zahlen das heil. Sakrament vollziehen und auch schon eine stattliche Schar Kommunikanten zum heil. Abendmahl zulassen zu dürfen. So sammelt sich eine gediegene christliche Gemeinde, die selbst ernste Kirchenzucht übt und mitthätig ist am Werke der Ausbreitung des Christentums. Jeden Sonntag ziehen eingeborne Christen, die der Stationsmissionar auf diese Arbeit besonders vorbereitet, in die umliegenden Dörfer (25—30) bis 5 Stunden weit hinaus, um dorthin die Kunde vom Evangelio zu tragen und über 100 Eingeborne helfen in den vielen Schulen, die eingerichtet worden sind und in denen über 4000 Kinder christlichen Unterricht empfangen. Vier Landessprachen sind gründlich erforscht und bearbeitet; im Nyandscha ist bereits das ganze Neue Testament sowie eine Anzahl von Schulbüchern gedruckt, in den übrigen drei giebts wenigstens einzelne Evangelien, Fibeln u. s. w. Dazu herrscht auf der Station auch sonst ein geschäftiges Leben: eine Druckerei, Buchbinderei und Tischlerei ist im Gange, Garten- und Ackerbau wird getrieben, Wege werden angelegt u. s. w. Von besonderem Segen ist die ärztliche Mission, durch welche den Leuten eine große Wohlthat erwiesen wird. Namentlich in den — jetzt Gott sei Dank schon minder häufigen — vielen Kriegen der Eingebornen untereinander und der Sklaven raubenden Araber gegen die Eingebornen hat der Missionsarzt viel Gutes gethan (Free Chr. M. 1891, 329. 1892, 18. 61. 92. Monatsblätter 1891, N. 10).

Westlich von Bandawe liegt das durch mehrere Stationen besetzte Ngoniland mit seiner wilden Bevölkerung. Aber auch hier gewinnt das Evangelium trotz fortgehender kriegerischer Wirren immer mehr Einfluß, mehrt sich der Besuch der Gottesdienste und der Schulen und sammelt sich eine Schar von Taufkandidaten. Hoch im Norden, nicht weit vom Songwe, liegt vereinzelt die Station Meniwanda, die ohne einen ständigen schottischen Missionar zu sein scheint, vermutlich aber durch das neu begründete Uwumdale an Bedeutung gewinnen und mehr Pflege finden wird. Am ungebrochensten herrscht das wilde Heidentum noch im südlichen Ngonilande. Auch im letzten Jahre haben hier wieder zerstörende Kriege gewütet, sodaß nicht bloß das Werk der Mission vielfach gehindert sondern auch das Leben der Missionare in Gefahr gewesen ist. Besonders das am Südende des Sees gelegene Livlezithal war voll von verbrannten und ausgeraubten Dörfern und verwüsteten Feldern. Der mächtige Häuptling Mponda, der am südlichen Ausflusse des Sees sein Herrschaftsgebiet hat, benutzte die Kriege zweier Angonistämme, um über beide herzufallen und massenhafte Sklaven zu erbeuten, die er dann an die Araber verkaufte, was wiederum den britischen Konsul Johnston veranlaßte, gegen ihn und die Araber einen Kriegszug zu unternehmen, in welchem er selbst bedeutende Verluste erlitten und bedauerliche Mißgriffe gemacht zu haben scheint.

Seitens der Missionen ist man mit der Art seines Vorgehens durchaus nicht einverstanden gewesen. Glücklicherweise scheinen die Folgen keine so schlimmen geworden zu sein, wie die antienglische Zeitungspresse anfänglich fürchten ließ. Jedenfalls ist den sklavenräuberischen Landverwüstern einiger Schrecken eingejagt worden. — Auch Zeugen der noch ganz ungebrochenen Macht der Zauberei mußten die Missionare wiederholt sein. In einem einzigen Dorfe, das sie passierten, fanden sich 30 Menschen durch den Gifttrank getötet (Free Ch. M. 1892, 18. 39. 40. 61. 136). Gleichfalls im südlichen Ngonilande hat die südafrikanische reformierte Kirche eine Station, Mwera. Die Arbeit ist hier noch in ihrem Anfangsstadium, doch werden bereits die Erstlinge auf die Taufe vorbereitet. Der Häuptling ist der Mission nicht mehr feindlich wie es sein blutdürstiger Vater war, aber dem Trunk sehr ergeben. Soeben sind vom Kap einige neue Missionare ausgesandt worden, um eine zweite Station zu begründen (ebd. 93. 112).

Auf dem Wege von Nyasa nach der Küste treffen wir endlich im Schiréhochlande auf die im erfreulichsten Aufblühn begriffene Mission der schottischen Staatskirche mit der bekannten Centralstation Blantyre. Da wir über dieselbe erst jüngst einen besondern Artikel gebracht (S. 49), so können wir uns hier mit wenigen Notizen begnügen. Wie in Blantyre selbst die Gemeinde wächst, so sammelt sich eine solche jetzt auch in Domasi, Tschirazulu und Milandsche und fast mit allen um den Schire herumwohnenden Stämmen knüpfen sich freundliche Beziehungen an. 300 Kinder gehen in Blantyre zur Schule, allein die Mädchenschule (ein Pensionat) ist von mehr als 50 Schülerinnen besucht; 13 Jünglinge werden als Lehrer, 12 als Drucker, 9 als Zimmerleute, 2 als Gärtner, 8 als Maurer ausgebildet; die Kommunikantenklasse ist so voll, daß sie ein einziger Missionar kaum übersehen kann; die große Kirche ist Sonntags gefüllt, auch von auswärts, oft von weit her kommen die Besucher. Um künftig freiere Bewegung zu haben, wird die Mission demnächst ein eignes Dampfschiff erhalten (Ch. of Scotland Rec. 1892, 286. 336. 353. 388. 440).

Auch die katholische Mission entfaltet eine rege Thätigkeit gerade in Ostafrika und zwar außer in Uganda innerhalb des deutschen Schutzgebietes. Am längsten (seit 1860) ist am Werke die französische Congrégation du St. Esprit et du St. Coeur de Marie. Das ihr zugeteilte apostolische Vikariat von Nord-Sansibar umfaßt 7 Stationen, unter denen das bekannte Bagamoyo die Hauptstation ist. Über die Statistik vergl. A. M.-Z. 1892, 85. — 1879 traten sodann die Lavigerieschen Missionaires d' Afrique (Pères blancs genannt) auf den Schauplatz, indem sie sich zunächst Verwirrung stiftend in die evangelische Ugandamission eindrängten. Außer dem apostolischen Vikariat des Viktoria Nyanza ist ihnen noch das apostolische Vikariat Tanganyika und das apostolische Provikariat Unyamyembe übergeben. Ein Teil des ersteren erstreckt sich (mit 3 Stationen) auf dem Westufer des Sees in den Kongostaat hinein und gehört zu dem apostolischen Provikariat des Ober-Kongo, das letztere liegt ganz im deutschen Schutzgebiete, seine Centralstation ist Tabora. Die Zahl der auf diesen Gebieten wirksamen „weißen Väter“ ist sehr bedeutend; am Tanganyika stand ihnen eine durch 2 belgische Kapitäne befehligte

und organisierte bewaffnete Macht zur Seite, zunächst allerdings um den Sklavenhandel zu unterdrücken, in zweiter Linie aber auch, um der Missionsthätigkeit der Patres mehr Nachdruck zu geben. Denn die Herren sind „zugleich Missionare und Soldaten,“ sammeln die Eingebornen in Dörfer, die unter ihrem Schutze stehen u. s. w. (Gott will es 1892, 233). — Drittens existiert noch eine apostolische Präfektur von Süd-Sansibar, die der deutschen St. Benediktus M.-G. aus St. Ottilien in Oberbayern übertragen ist. Augenblicklich ist Dar-es-Salam ihr Hauptquartier, demnächst soll aber auch ihre im Aufstande zerstörte Station Pugu wieder aufgerichtet werden.

Mit einem Blick auf Madagaskar wollen wir unsre ostafrikanische Rundschau schließen. Leider müssen wir unsre alte Klage über die Unvollständigkeit der Berichte der Londoner M.-G., die hier bekanntlich die Hauptarbeit thut, wiederholen. Es ist nicht möglich, auf Grund der abgerissenen und sporadischen Mitteilungen, welche das Organ der Gesellschaft (Chronicle) bringt, eine Übersicht über und eine Einsicht in den Stand der gesamten madagassischen Mission zu gewinnen. Gegenüber der ungeheuren Aufgabe, welche die Organisation und Pflege einer fast 300 000 Seelen umfassenden werdenden Volkskirche stellt und gegenüber den vielen offenen Thüren, die sich besonders an der Ostküste dem Evangelio aufthun, ganz abgesehen von der starken jesuitischen Gegenmission, ist die Zahl der europäischen Missionare fortgehend eine ungenügende. Es wird in den Berichten viel darüber geklagt, auch ganz richtig hervorgehoben, wie unentbehrlich die europäische Aufsicht und Leitung für die eingebornen Arbeiter sei — aber es wird dem Übelstande nicht abgeholfen. Wohl hat im Januar der heimische Vorstand beschlossen, 5 neue Arbeiter nach Madagaskar zu senden und zwar 3 in den Nordwesten der Insel, „wo 50 Gemeinden auf Hilfe warten“ und 2 unter die Bessimisaraka an der Ostküste (Chron. 1892, 89); aber warum nur 5, wo wenigstens 25 not thun!! Es ist eine unbegreifliche Kurzsichtigkeit, ja ein Mangel an missionarischer Weisheit und Nüchternheit, an immer neue Unternehmungen zu denken, während doch auf den alten Missionsgebieten die Thüren weit offen stehen und die Arbeit den paar Arbeitern über den Kopf wächst.[1]) Welche Kraft hat die Londoner M.-G. 15 Jahre lang auf Centralafrika verschwendet, bis jetzt mit dem dürftigsten Erfolg; hätte sie diese Menschen und Mittel auf Madagaskar verwendet, so hätte sie dem Reiche Gottes einen besseren Dienst gethan. Die Gesellschaft hat jüngst die Losung ausgegeben: „100 neue Missionare.“ Nun, giebt Gott diese Schar, so muß die Hälfte, wenigstens der dritte Teil nach Madagaskar gesendet werden: Madagaskar übertrifft an Missionsbedeutung augenblicklich alle andern Gebiete der Londoner M.-G.

[1]) Es ist ähnlich mit der deutschen Kolsmission. Da ist ein großes, zur Ernte reifes Feld mit einer durchaus ungenügenden Arbeiterschar, die mindestens verdreifacht werden muß — und doch plant die Leitung der Gesellschaft eine neue Mission in Deutsch-Ostafrika. Ihre Arbeiternot ist so schreiend, dazu ein neues bedeutendes Defizit vorhanden — und die Leitung der Goßnerschen Mission hofft dadurch beiden abzuhelfen und ihrem Werke „einen neuen Aufschwung zu geben, daß sie „frisch und fröhlich eine neue Unternehmung beginnt!!“ (Biene 1892, 26). Ich muß gestehen, daß diese Logik über mein Verständnis geht. Man sollte denken: der Schluß legte sich nahe: jetzt alle Kraft auf die ebenso gesegnete wie bedrängte Kolsmission werfen; diese energische Konzentration müßte neuen Aufschwung bringen.

zusammengenommen. Man möchte dem Vorstande zurufen: wer Augen hat zu sehen, der sehe.[1])

Es ist schwer zu sagen, ob des Schattens oder des Lichts mehr ist in dem Insellande. Die meisten der ca. 1400 evang. Gemeinden, welche zur Londoner Mission gehören, betrachten sich als Regierungsinstitute. Sie sind entstanden unter dem Einflusse der Gouverneure und je nachdem diese oberflächliche oder tiefer gegründete Christen sind, ist es dabei mehr oder weniger äußerlich zugegangen und wird für das geistliche Leben schlechter oder besser gesorgt. Manche von diesen Beamten werden sehr gelobt, andre — und wohl die Mehrzahl — geben zu allerlei Beschwerden Veranlassung. In der Majorität der Gemeinden, besonders derjenigen, denen die stetige Pflege europäischer Missionare fehlt, steht das christliche Leben noch auf einer ziemlich tiefen Stufe

---

[1]) Es ist besonders der auch in dieser Z. wiederholt erwähnte Amerikaner Dr. Pierson, zur Zeit in London, der mit dem rhetorischsten Enthusiasmus die Parole ausgiebt: „Evangelisierung der Welt noch innerhalb der gegenwärtigen Generation" und in Verbindung mit dieser Parole die Missionslosung: not concentration but diffusion. So groß nun unsre Achtung vor dem persönlichen Christentum dieses begabten und beredten Mannes ist, so verhängnisvoll für die Mission halten wir seine Schlagworte. Abgesehen von dem sonstigen Mangel an geistlicher Weisheit und Nüchternheit, der mit dieser Schlagwort-Rhetorik verbunden ist, so hat sie zu ihrer Voraussetzung eine durchaus einseitige Auffassung der Missionsaufgabe, nämlich daß diese nur darin bestünde, in der ganzen Welt das Evangelium bekannt zu machen. Die Aufgabe der Mission ist aber damit nicht erschöpft; durch die Predigt soll eine Einführung in Jesu Jüngerschaft, eine Reichsausbreitung, Kirchengründung, Gemeindenorganisation stattfinden und diese Aufgabe wird nicht gelöst durch durchziehende Evangelistenscharen, sondern erfordert die stetige Geduldsarbeit von Männern, die mit der Volkssprache, Volksart u. s. w. genau vertraut worden sind. Die Missionare sind nicht bloß Evangelisten sondern Erzieher, und Erziehung geht langsam. Je tiefere Einsicht in Wesen, Geschichte und Betrieb der Sendung ich gewinne, desto befestigter werde ich in dem Grundsatze: nicht diffusion sondern concentration. An einigen Orten gesunde blühende Gemeinden das ist ein wirksameres Missionsmittel als an vielen Orten der rauschende Platzregen vorüberziehender Evangelisten. Vor allen Dingen gilt es da alle Kraft zu konzentrieren, wo Gott offne Thüren und zur Ernte weiße Felder giebt. Die hinreißende Rhetorik des Dr. Pierson, so sehr sie die Herzen inflammiert, enthält für den gesunden Betrieb der Sendung fast gar keine überzeugenden Momente. Auch kommen oft in den erbaulichen Partien wunderliche Dinge vor. So z. B. wenn er (Chron. 1892, 130) behauptet: „er habe den Missionsbefehl 10 000 mal gelesen und 5000 mal über ihn gesprochen," aber jetzt erst als eine neue Entdeckung (hitherto unnoticed feature) gefunden, daß dieser Befehl „gestützt sei" (buttressed) durch die göttl. Versicherungen der Allmacht (Mir ist gegeben 2c.) und der Allgegenwart (Siehe, ich bin bei euch). Diese neue Entdeckung haben wir in Deutschland wenigstens schon lange gemacht. Welche Beweiskraft kann nun diese angebliche Entdeckung für die oben angeführten Pierson'schen Schlagworte haben? Offenbar keine. Mit Rhetorik wird dem schweren Werke der Mission nicht viel gedient. Daheim kann man sie allenfalls ertragen, draußen hat sie nur Mißgriffe und Entmutigung zur Folge. — Ich habe mich sehr gewundert, daß selbst auf dem Jahresfest der Ch. M. S. — und zwar mit ausdrücklicher nachträglicher Approbation des Organs der Gesellschaft (Int. 1892, 408) — „die Evangelisierung der Welt in der gegenwärtigen Generation" als leicht ausführbar befürwortet wird, wenn nur von je 500 Kommunikanten je einer ausgesandt und von den übrigen 499 pro Woche je 60 Pfennig aufgebracht würden. Ja, wenn!! Man kann dann ebenso gut sagen: der Wein kann in 1 Monat reifen, wenn nur die Sonne 12 mal heißer scheint.

und fehlt demselben daher auch Fähigkeit und Trieb, auf ihre heidnische Umgebung einen missionierenden Einfluß zu üben. Wohl ist eine Anzahl tüchtiger eingeborner Lehrer und Pastoren da, aber die Mehrzahl ist ihrer Aufgabe nur dürftig gewachsen, ja es fehlt nicht an geradezu unwürdigen Subjekten. Es ist ein großer Irrtum, anzunehmen, Madagaskar sei bereits ein christianisiertes Land. Höchstens von der Centralprovinz Imerina läßt sich das sagen; mehr als 3/4 der Bevölkerung ist von dem Christentum fast noch unberührt geblieben, aber weithin sind die Thüren geöffnet.

Die gesamte Londoner Mission zerfällt in 4 Hauptbezirke: Imerina, Betsileo, die Nordostküste und die Ostküste. Selbst in den zuerst genannten Centraldistrikten, wo das Christentum am breitesten Wurzel geschlagen und am wirksamsten das Leben beeinflußt hat, lassen die sittlichen Zustände noch viel zu wünschen übrig. Der alte heidnische Sauerteig kann in diesen Massen nur nach und nach ausgefegt werden durch treue Seelsorge, gründlichen Unterricht und ernste Kirchenzucht. Neuerlich wird aus der Hauptstadt Antananarivo eine erfreuliche Erweckung besonders unter der Jugend und zwar der männlichen wie der weiblichen berichtet; Gott gebe, daß sie unter gesunder Leitung als ein bleibender Segen sich erweist. Eine Bibelgesellschaft ist gegründet worden, deren Mitgliederzahl gewachsen und deren Jahresfest von wohl 1500 Personen — unter ihnen die Königin und der erste Minister — besucht gewesen ist. Auf der Centralstation der Betsileoprovinz (Fianarantsoa) ist ein großes schönes Hospital errichtet und unter großer Anteilnahme des Volks eingeweiht worden, von dem man einen heilsamen Einfluß erwartet. Auch besteht hier eine native home missionary society, die in Verbindung mit der congregational union 7 Evangelisten und 3 Lehrer unterhält. Auf die Schulthätigkeit und die Herausgabe guter Schriften wird viel Fleiß verwendet. — Daß in den weit abgelegenen Nordost- und Ostdistrikten ein großes Bedürfnis nach Lehrern und Pastoren, besonders aber nach stetiger Arbeit seitens europäischer Missionare ist, wurde bereits bemerkt (Chron. 1892, 13. 85. 89. 111. 136. Rep. 1891 p. 147 ff.).

Die englische Ausbreitungsgesellschaft, die gleichfalls auf Madagaskar thätig ist, ist eben im Begriff, auf der Westküste der Insel unter den noch völlig wilden, den Howas nicht unterworfenen ca. 1½ Million zählenden Sakalawa, und zwar unter dem Stamm der Betsiriry, eine neue Mission zu begründen, ein Unternehmen, das viel Mut erfordert. Die beschwerliche und gefährliche Reise wie die umständlichen Verhandlungen mit dem betreffenden Häuptling werden ausführlich erzählt in M. Field 1891, 404. 1892, 11. 73. Mit den Norwegern, die zu Betania bei Morondava an der Westküste sich bereits niedergelassen haben, hat eine freundliche Grenzregulierung stattgefunden. — Bei dieser Gelegenheit erfahren wir, daß an der Westküste französische Kreolen mit Hilfe reichlicher Rumspendungen eine böse Agitation unter den Sakalawa treiben, um dieselben gegen ihre Feinde, die Howas, aufzuhetzen, vermutlich um sie in einem über kurz oder lang zwischen Frankreich und Madagaskar wieder ausbrechenden Kriege als Bundesgenossen des ersteren zu verwerten. Fürwahr, eine edle Kolonialpolitik.

Die, soweit unser Einblick reicht — überaus solide norwegische Mission in Madagaskar arbeitet auf folgenden Gebieten:

1. In den Provinzen Imerina und Betsileo (sogenannte Inlandmission), auf 14 Sationen mit 17 ordinierten norwegischen Missionaren. Außerdem stehen im Missionsdienste 1 Arzt, 1 Techniker, 1 Geschäftsführer und 10 norwegische Missionsgehilfinnen. Die Mission unterhält: 1 theologische Schule, 1 Lehrerseminar, 1 medizinische Schule, 1 Hospital, 1 Aussätzigenasyl, 1 höhere Volksschule, 1 Industrieschule, 2 Asyle (Kostschulen), eine Anzahl Nähschulen, 1 Schule für Missionarskinder, 1 Druckerei, in welcher ein kirchliches Blatt in Hovasprache erscheint und aus welcher eine Reihe Schulbücher hervorgegangen sind.
2. In dem Sakalavalande (3 Stationen: Morondava, Tullear, St. Augustin) mit 3 ordinierten norweg. Missionaren.
3. Im Baralande (1 Station Ihosy) mit 1 ord. norweg. Missionar.
4. Auf der Südostküste (3 Stationen: Vangaindrano, Manambondro, Fort Dauphin) mit 3 ord. norweg. Missionaren.
5. Im Tanosilande (1 Hauptstation Mangasoa und 5 Nebenstationen) mit 1 ordin. amerikanisch-norwegischen Missionar. Letzteres Missionsgebiet (zwischen den Sakalava und Barabande gelegen) ist erst im J. 1891 in Angriff genommen worden.

Die gesamte Madagaskarmission steht unter der Leitung des Missionssuperintendenten Dr. med. Pastor Chr. Borchgrevink.

Solid wie ihre ganze Arbeit, ist auch die Statistik der Norweger und wir empfehlen der Londoner M.-G., sich dieselbe zum Vorbilde zu nehmen.[1])

Literatur-Bericht.

1. **Vahl**: Der Stand der evang. Heidenmission in den Jahren 1845 und 1890. Eine vergleichende missionsgeschichtliche und missionsstatistische Rundschau. Aus dem Dänischen übersetzt v. Kurze. Gütersloh, 1892. 2 M. — Der den Lesern dieser Zeitschrift nicht unbekannte Verfasser der vorliegenden Rundschau gehört zu den gründlichsten und umfassendsten Kennern der gegenwärtigen Mission. In der vierbändigen Forklaring zu seinem Missionsatlas hat er davon einen geradezu staunenswerten Beweis geliefert. „Vollständige Beherrschung der Missionsliteratur, auch der entlegensten Quellen, peinliche Genauigkeit und größte Verläßlichkeit in allen seinen Angaben, sowie ein sachkundiges maßvolles Urteil sind auch der vorliegenden Arbeit eigen.“ — Diese Charakteristik des Übersetzers können wir nur unterschreiben. Freilich auf 78 Seiten (ohne die statistischen Tabellen, die noch 56 Seiten umfassen) eine vergleichende Missions-Weltrundschau zu schreiben, die mit Akribie Interessantheit verbindet, das ist eine schwere Aufgabe und wir wagen nicht zu behaupten, daß es dem Verfasser gelungen sei, auch diese Aufgabe befriedigend gelöst zu haben. Inhaltlich haben wir nur zwei Behauptungen zu beanstanden 1. „daß in niederländisch Indien noch immer die Regierung den Mohammedanismus begünstige und die christliche Mission erschwere (S. 20) und 2. daß in Japan die Regierung das Neue Testament als

---

[1]) Diese Statistik folgt in der nächsten Nummer.

Schulbuch in ihren von drei Millionen Kindern besuchten Schulen eingeführt habe" (S. 28). Das erste ist unsres Wissens im großen und ganzen nicht mehr, das zweite aber noch nicht der Fall.

Das für uns Wertvollste an der Vahlschen Arbeit sind die statistischen Tabellen (S. 79—134). Der auf dieselben verwendete Fleiß ist ein ungeheurer und nur von dem Sachkenner voll zu würdigender. Leider fehlt es aber auch dieser sorgfältigen Statistik nicht an fatalen Lücken und irrigen Summierungen. Wiederholt wird trotz der Markierung des Fehlens einzelner Posten die Gesamtsumme z. B. der Christen oder der Kommunikanten auf einem ganzen Missionsgebiete dadurch festgestellt, daß die gegebenen Zahlen einfach addiert werden. Offenbar entsteht so eine falsche Summe, die dadurch hätte vermieden werden müssen, daß, wo bestimmte Angaben fehlen, der Statistiker geschätzte Zahlen einstellte. Oder es war auf Summierung zu verzichten. Nur ein Beispiel sei angeführt. S. 97 wird bloß von zwei Missionen in niederländisch Indien die Zahl der Kommunikanten angegeben, von 13 aber weggelassen; trotzdem figuriert als Gesamtzahl aller Kommunikanten in niederländisch Indien nur die durch Addition jener zwei Angaben gewonnene Summe: 3636 + 388 = 4024, während als Gesamtsumme der Christen 204 814 angegeben ist.[1]) Werden nun die durch solche lückenhaften Addierungen gewonnenen falschen Gesamtsummen über einzelne Missionsgebiete abermals addiert, um die statistischen Generalergebnisse über ganze Erdteile zu fixieren, so stehen wir wiederum vor unrichtigen Summen. — Dann noch eins. S. 80 Anm. 5 wird bemerkt, daß unter „Christen" auch die sog. Anhänger mitgezählt seien. Es ist aber nicht möglich, daß der Begriff „Christen" in diesem weiten Sinne durch die ganze Statistik festgehalten worden sein kann. Wieder nur ein Fall. S. 95 wird die Zahl der baptistischen Christen Hinterindiens mit 29 689 (gleich groß wie die der Kommunikanten) angegeben, während nach S. 17 dies die Zahl der „Getauften" ist und die der „Christen" auf 200 000 angeschlagen wird. Wir wollen die Exemplifizierungen nicht weiter fortsetzen; aus den paar angeführten Beispielen ist schon hinlänglich ersichtlich, daß die Vahlschen Gesamtsummen ein richtiges statistisches Ergebnis nicht liefern. In Wirklichkeit sind verschiedene der Generalsummen größer als Vahl sie angiebt.[2]) So ist auch die Vergleichung nicht überall zutreffend, weil in der Rubrik 1845 verschiedene ähnliche Irrungen, wie die in der Kolumne 1890 charakterisierten unterlaufen.

---

[1]) Nach Macedoniër 1891, 240 betrug 1890 die Gesamtsumme der Christen in niederländisch Indien: 227 798. — Das ist wieder nur ein Fall, der deutlich macht, wie schwer es ist, eine ganz zuverlässige Missionsstatistik zu schaffen. Vahl hat sich alle Mühe gegeben und die weit meisten seiner Zahlen sind gewiß zuverlässig; aber wenn auch nur 10, 20, 30 Zahlen irrig sind, so hat man immer wieder keine richtige Gesamtsumme. — So differiert z. B. auch die Missionsstatistik über die Kapkolonie bei Vahl (205 513 Christen) von der des Regierungs-Census (369 173) und selbst von der Merenskys (264 795) um 164 000 bezw. 59 000 (A.-M.-Z. 1892, 194. 1890, 536) eine Differenz, die in der Gesamtsumme für Afrika ungeheuer ins Gewicht fällt.

[2]) S. 122 ist unter den deutschen M.-GG. eine German alliance aufgeführt — was ist das? Die Hallische Missionsanstalt gehört gleichfalls nicht als selbständige Mission hierher. Endlich ist irreführend, daß Basel lediglich als schweizerische M.-G. behandelt wird.

Die Universitätenmission in Ostafrika.

Von P. Richter in Rheinsberg (Mark).

Lange bevor die koloniale Ära die Aufmerksamkeit der Kolonialpolitiker auf Ostafrika gelenkt, hatte die Mission dieses ausgedehnte Gebiet in Angriff genommen. Es waren dort vor dem Jahre 1885 von seiten der Evangelischen englische, und von seiten der Katholiken französische Missionsgesellschaften an die Arbeit gegangen. Es interessieren uns von diesen Missionsunternehmungen in erster Linie diejenigen, deren Arbeitsgebiet durch das deutsch-englische Abkommen vom 1. Juli 1890 in die deutsche Interessensphäre gefallen ist. Unter diesen nimmt die englische Universitätenmission die erste Stelle ein; sie ist bei weitem die größte und wichtigste ev. Mission in Deutsch-Ostafrika. Wir versuchen in Kürze einen Abriß der Missionsunternehmungen dieser Gesellschaft zu geben.

1. Verfassung der Gesellschaft.

Infolge der ergreifenden Vorträge, welche David Livingstone auf den englischen Universitäten Oxford, Cambridge und Dublin gehalten hatte, kam es 1857 zur Gründung der „Oxford, Cambridge and Dublin Mission to Central Africa". Diese Mission, jetzt allgemein unter dem Namen „Universitätenmission" bekannt, hatte ihren geistigen und finanziellen Nährboden anfangs nur an den theologischen Hochschulen und in den von Livingstones Ideen beeinflußten Gelehrtenkreisen. Seither hat sie dieses exklusive Gepräge verloren und hat sich mit dem Kreise ihrer Freunde über die ganze englische Staatskirche ausgedehnt. Sie sollte zuerst keine selbständige Mission sein, sondern ein Zweig der großen hochkirchlichen S. P. G., sie hatte deshalb auch ihre Bureaux in den Geschäftsräumen dieser Gesellschaft. Als sie aber zu einer größeren Entfaltung kam, neidete die Muttergesellschaft die heranwachsende Tochter und hätte sich die neue Mission gern einverleibt. Es kam zu unerquicklichen Verhandlungen, deren Ende war, daß sich die Universitätenmission selbständig machte; seitdem leben beide Gesellschaften schiedlich friedlich nebeneinander. Schon diese enge Berührung mit der S. P. G. beweist, daß die Universitätenmission von Anfang an streng hochkirchlich gerichtet war. Das kam zunächst zum Ausdruck in ihrer bischöflichen Verfassung. An der Spitze der Universitätenmission standen nacheinander 4 Bischöfe, Karl

Friedrich Mackenzie 1861—1862, Wilhelm Georg Tozer 1863—1873; Eduard Steere 1873—1882 und Karl Alan Smythies 1884 bis jetzt.

Unsere deutschen Missionen haben bekanntlich alle ihre Centralleitung in der Heimat; das Komitee zu Hause ist die offizielle Vertretung der Mission, hat die wichtigsten Beschlüsse zu fassen, sammelt die Missionsgaben und besoldet die Missionare. Die Universitätenmission hat kein derartiges Komitee; die ganze Initiative sowohl in der Heimat wie draußen auf dem Missionsfelde liegt in der Hand des Bischofs; die Sekretäre in England haben nur die Missionsgaben in Empfang zu nehmen und die vom Bischof kommenden Befehle auszuführen. Aus dieser alles beherrschenden, centralen Stellung des Bischofs geht hervor, von wie großer Bedeutung dessen Persönlichkeit für das ganze Werk ist. Nun wurde zu Mackenzies Zeiten die neue Mission getragen von der jugendlichen Begeisterung für Afrika, welche Livingstone entzündet hatte. Als aber dessen zweite große Unternehmung, die Sambesi-Schire-Expedition, mißglückte und auch von der Universitätenmission eine Unglücksbotschaft nach der andern in England eintraf, erlahmte das Interesse an der mit großen Erwartungen begonnenen Mission. Bischof Tozer war zwar in England ein tüchtiger Geistlicher gewesen und hatte eine große, verwahrloste Gemeinde zurecht zu bringen verstanden, aber dem Amte eines Missionsbischofs war er in keiner Weise gewachsen. Es fehlte ihm die Kraft, andere für seine Aufgaben zu interessieren, und noch mehr der Mut und die Ausdauer, eine schwere Aufgabe mit Erfolg durchzuführen. Unter seiner Leitung sank die Begeisterung für diese Mission fast auf den Gefrierpunkt; es gingen jährlich kaum noch 40000 M. ein, und davon bezahlte Tozer 8000 M. aus seinen eigenen Mitteln. Da hatte Dr. Steere einen schweren Stand, als er nach Tozers Amtsniederlegung zum Bischof ernannt wurde; es galt, die Universitätenmission neu zu begründen und das Interesse für sie in England neu zu erwecken. Es fehlten ihm dazu eine äußerlich anmutige Erscheinung und hinreißende Beredsamkeit; aber die ruhige, sachliche Art seiner Reden, in welcher er den Missionsfreunden mit geschlossenen Augen und fast monotoner Stimme die Bedürfnisse seiner Mission vorzustellen pflegte, machten einen tiefen und nachhaltigen Eindruck; und die selbstverleugnende Hingabe an sein Werk, welche aus Steeres ganzem Wesen sprach, fesselte selbst hochbegabte Männer an seine Persönlichkeit. So nahm unter seiner Oberleitung die Universitätenmission einen so glänzenden Aufschwung, daß bei seinem Tode die jährlichen Einkünfte auf 240000 M. gestiegen waren. Sein Nachfolger, der jetzige Bischof Smythies, hat das Werk in seinem Sinne und mit sehr großer

Thatkraft fortgeführt, so daß es jetzt schon für einen Bischof zu umfassend und vielseitig zu sein scheint. Man trägt sich neuerdings mit dem Plane, den einen Bischofssprengel in zwei zu zerlegen. Man kann, wenn man die Entwicklung der Universitätenmission sorgfältig verfolgt, entschieden nicht sagen, daß diese episkopale Verfassung den Vorzug verdiene vor unserer Komitee-Verfassung. Nur wenn so tüchtige und energische Männer wie Steere und Smythies an der Spitze stehen, gleicht sich der Vorteil derselben, daß nämlich die Entscheidung über die wichtigen Fragen stets an Ort und Stelle in Afrika und zu den Lebzeiten eines Bischofs in einheitlicher Weise erfolgt, einigermaßen mit dem Mangel aus, daß ihr die ruhige, besonnene, unparteiisch und objektiv abwägende Beratung durch ein Kollegium bewährter Missionsleute fehlt. Eine größere Mission mit allen ihren Personalfragen, rechtlichen Schwierigkeiten, baulichen Unternehmungen, Schiffahrten u. s. w. ist zu vielseitig und zu mannigfaltig, als daß einer alles übersehen könnte.

Noch sonderbarer berührt uns Deutsche die Zusammensetzung und Lebensführung des Missionspersonals. Bei uns erhalten alle Missionare eine sorgfältige, missionarische Vorbildung in besonderen Seminaren. Solche Institute sind in England überhaupt selten und fallen bei der Universitätenmission ganz weg. Keiner ihrer Missionare in Ostafrika hat für diesen Beruf eine besondere Ausbildung seitens der Gesellschaft erhalten. Alle werden angenommen gerade in dem Bildungszustande, in welchem sie sich befinden, am liebsten Geistliche, die schon im Amt gewesen sind, oder solche, die ihre Examina absolviert haben; aber auch Studenten, Handwerker, Ingenieure, junge Damen u. s. w., jeder ist willkommen, der mehr als eine elementare Bildung hat, und willens ist, der Universitätenmission unter ihren Bedingungen zu dienen. Giebt das schon eine seltsame Zusammensetzung des Missionspersonals, so wird das durch einen andern Umstand noch schlimmer. Das Klima ist bekanntlich in Ostafrika überall sehr ungesund, der Verbrauch der Arbeitskräfte dem entsprechend unverhältnismäßig groß. Von einer so bunt zusammengewürfelten Gesellschaft kann man nicht ohne weiteres verlangen, daß die Einzelnen sich lange den Mühsalen dieses gefährlichen Klimas aussetzen. Die Kontrakte werden deshalb mit den Missionaren auf 5 Jahre, zum Teil sogar nur auf 3 Jahre geschlossen. Wollen sie länger im Dienst bleiben, so sind sie herzlich willkommen, aber sie sind nicht dazu verpflichtet; und weit mehr Missionare bleiben kürzere, als längere Zeit. Der Wechsel der Missionare ist also ein sehr schneller, allemal nach etwa 4 oder 5 Jahren ist eine neue Generation an der Arbeit. Wäre nicht

ein kleiner Stamm bewährter Arbeiter da, die entschlossen sind auszuhalten, solange es irgend ihre Gesundheit erlaubt, so müßte man fürchten, daß unter diesen beständigen Wechseln die Kontinuität der Arbeit verloren ginge.

Damit hängt zusammen, daß diese Mission mit dem besten Willen ihren Missionaren keine günstige sociale Stellung gewähren kann. Nur selten und wohl nicht sehr gern werden verheiratete Männer ausgeschickt. Im allgemeinen arbeiten unverheiratete Männer neben unverheirateten Frauen. Demnach hat auch kein Missionar sein eigenes Heim; alle Missionare, die zu einer Station gehören, bilden eine Familie und leben aus einer Küche. So brauchen sie auch kein festes Gehalt, sie bekommen freie Hin- und Rückreise, eine kleine Summe zu ihrer ersten Ausrüstung und ein mäßig berechnetes jährliches Taschengeld für ihre besonderen Bedürfnisse. Diejenigen, welche nach Ablauf ihres Kontrakts heimkehren, erhalten keinerlei weitere Entschädigungen; aber auch die, welche im Dienst der Mission vorübergehend oder dauernd arbeitsunfähig werden, erhalten keine feste Pension, sondern nur eben, was sie zu ihrem Lebensunterhalt bedürfen. Für die bei weitem meisten jungen Leute, die in den Dienst der Universitätenmission treten, ist diese Stellung nicht Lebensberuf, sondern ein lehrreiches Durchgangsstadium, aus dem heraus sie erst in ihre eigentliche Lebensaufgabe in der Heimat hineinwachsen. Und der Vorteil, daß so die Universitätenmission sehr viele Freunde in der Heimat hat, die aus eigener Anschauung von ihrem Werke berichten können, fällt kaum ins Gewicht gegen den Nachteil, der aus dieser mannigfaltigen Zusammensetzung und ihrem schnellen Wechsel sich ergiebt.

2. Der erste Missionsversuch im Schirehochland.[1]

Am 1. Januar 1861 war Mackenzie in Kapstadt zum Missionsbischof geweiht, und am 8. Juli desselben Jahres langte er an der Spitze seiner Missionskolonne in dem auserwählten Missionsgebiete, im Schirehochlande, an. David Livingstone war bei ihnen, um ihnen bei der Anlegung der ersten Station behilflich zu sein. Leider fanden sie das ganze Land in kriegerischer Aufregung; die von den schändlichen portugiesischen Sklavenhändlern unterstützten Jao oder Adjawa waren in das Land der Mangandja gefallen und sengten und brannten darin in unbarmherziger Weise. Die Missionare und Livingstone konnten es nicht einmal vermeiden, daß sie selbst in diesen Krieg verwickelt wurden. Trotzdem gründeten sie die erste Station in Magomera, und es hatte den Anschein,

[1] Vgl. die ausführlichere Geschichte dieses Abschnitts in dieser Zeitschrift 1882, S. 164 f. u. 234 f. und m. Evangelische Mission im Nyassa-Lande, S. 59 f.

als ob sich dieselbe nach Wunsch entfalten wollte. Von den durch die Missionare befreiten Sklaven scharten sich etwa 200 um sie, und die bedrohten Manganbja schauten auf die Missionare als auf ihre Beschützer gegen ihre übermächtigen Feinde. Leider ließ sich gleich im nächsten Monat (August 1861) Bischof Mackenzie dazu verleiten, sich an die Spitze des Manganbja-Heeres zu stellen und die Adjawa in offener Feldschlacht zu besiegen. Trotzdem nahm etliche Monate die Missionsarbeit ihren ungehinderten Fortgang; die ersten Häuser waren erbaut, und mit den vielen Kindern ein dürftiger Schulunterricht begonnen. Da sollte eine lange Reihe schwerer Unglücksfälle diese Mission bis in ihre Grundfesten erschüttern. Eine zur Erforschung der Wege nach dem Ruo ausgesandte Expedition wurde von dem Häuptling Manasomba hinterlistig überfallen und ausgeraubt; Mackenzie hielt sich, obgleich die Regenzeit begonnen hatte, für verpflichtet, denselben zur Rechenschaft zu ziehen, weil der Respekt vor dem englischen Namen der einzige Schutz des Lebens der Missionare war. Der Strafzug war aber erfolglos, Manasomba war rechtzeitig gewarnt und hatte sich in undurchdringliches Dickicht zurückgezogen. Kaum nach Magomera zurückgekehrt, mußten sich der Bischof und der Missionar Burrup von neuem auf den Weg machen, um der eine seine Schwester, der andere seine Frau am Schire zu erwarten. Diese Reise war sehr unglücklich. Als sie in einem offenen Kahn den Schire hinabfuhren, kenterte das Fahrzeug und warf alle Insassen ins Wasser. Mackenzie und Burrup mußten, bis auf die Haut durchnäßt, eine Nacht unter freiem Himmel in der sumpfigen Niederung zubringen. Als sie am nächsten Tage in Malo am Zusammenfluß des Schire und Ruo ankamen, erkrankten beide heftig am Fieber, und bei Mackenzie nahm die Krankheit eine tödliche Wendung. Am 31. Januar 1862 starb der Bischof, Burrup hatte kaum Kraft genug, ihn jenseits des Schire im Uferdickicht zu bestatten. Burrup kehrte dann, auf das äußerste erschöpft, Mitte Februar nach Magomera zurück; er konnte sich aber trotz der sorgfältigen Pflege von den erlittenen Strapazen nicht erholen; nach wenigen Wochen erlag auch er dem Fieber. Die beiden Frauen, die inzwischen im Schirehochland angekommen waren, mußten tief gebeugt unverrichteter Sache nach England zurückkehren.

Infolge dieser Unglücksfälle und da auch der Krieg zwischen den Manganbja und Jao von neuem ausbrach, entschlossen sich die übriggebliebenen Missionare, ihre Station von Magomera nach dem Schire zu verlegen, um von dem Kriegsschauplatz fern zu sein und wenigstens zu Wasser mit Livingstone und den Portugiesen am Sambesi in Verbindung zu bleiben. Diese Änderung war nicht glücklich. Gerade

an der Wende der Jahre 1862 und 1863 wütete im Schirethale eine entsetzliche Hungersnot, und tausende und abertausende von den Mangandja erlagen derselben. Von einer Missionswirksamkeit war unter solchen Umständen keine Rede; kaum daß die Missionare imstande waren, an dem sterbenden Volke Samariterdienste zu verrichten. Als im Frühjahr 1863 Mackenzies Nachfolger, Bischof Tozer, am Schire eintraf, fand er den unteren Flußlauf verödet durch die Sklavenjagden des Portugiesen Mariano und den oberen Flußlauf fast entvölkert durch die furchtbare Hungersnot. Da verlor er den Mut, die Mission weiterzuführen. Es hielt sich noch ein halbes Jahr thatenlos auf dem Morambalaberge am Zusammenfluß des Schire und Sambesi auf. Im Frühjahr 1864 löste er die Mission gänzlich auf und reiste nach Kapstadt, um dort mit seinen Freunden zu beraten, wo etwa eine neue Mission zu beginnen sei.

3. Auf der Insel Sansibar.

Tozer und seine Freunde glaubten sich durch die schmerzlichen Erfahrungen der letzten Jahre überzeugt zu haben, daß zur Zeit eine erfolgreiche Mission im Innern von Afrika noch nicht möglich sei, teils weil dort die Unsicherheit der politischen Verhältnisse ein stetiges Wirken äußerst erschwere, teils weil es fast unmöglich schien, die Mission in einer geordneten Verbindung mit der Heimat zu erhalten. Sie entschlossen sich, in der Hauptstadt Ostafrikas, Sansibar, einen neuen Versuch zu machen. Da standen sie unter dem Schutz eines mächtigen Sultans, der sich unter englischem Einfluß befand; da konnten sie in regster Verbindung mit England bleiben, weil alle englischen Schiffe den Hafen von Sansibar anliefen. Vor den Heimsuchungen, die ihrer im Innern gewartet hätten, waren sie also sicher. Aber allerdings ihre Missionsaussichten waren in Sansibar nicht besser, sondern wesentlich schlechter, als am Schire. Ganz Sansibar war mohammedanisch, und der Fanatismus der Mosleme hier um so heftiger, als mit dem Glauben der Sklavenhandel Hand in Hand ging. Der Islam war der Deckmantel des unmenschlichen Handels, und Sansibar der Mittelpunkt desselben, der größte Sklavenmarkt Afrikas.

Aber die Sansibariten waren auch zunächst nicht das ins Auge gefaßte Missionsobjekt. Der Plan ging ausschließlich darauf, eine eingeborene Geistlichkeit heranzuziehen. Ausgehend von der (irrtümlichen) Ansicht, daß Inner-Afrika für europäische Missionare verschlossen sei, beabsichtigte Tozer, Eingeborene zu Missionaren für ihre Landsleute heranzubilden. „Indem man sorgfältig die Schwierigkeiten erwog, welche sich der Bekehrung der Eingeborenen nur durch die Wirksamkeit europäischer

Missionare entgegenstellen, beschloß Tozer, aus Eingeborenen eine afrikanische Geistlichkeit heranzubilden und ihr in der Hauptsache das Werk anzuvertrauen, das Königreich Christi unter den Stämmen des Innern auszubreiten." Die neue Missionsstation „war bestimmt, das Erziehungshaus für eingeborene Missionare zu werden, von wo, wie man hoffte, eine Folge von Botschaftern Christi ausgehen und ihren Brüdern von jedem Stamm die gute Botschaft des Evangelii verkündigen sollte." Man muß bezweifeln, ob es praktisch war, ein solches Erziehungsinstitut mitten in eine mohammedanische, sittenlose Stadt zu legen, wo nur durch strengste Klausur die heranwachsende Jugend vor der Berührung mit den umgebenden verderblichen Einflüssen bewahrt werden konnte. Warum ging Tozer nicht lieber nach irgend einem entlegenen Winkel der Insel Sansibar? Aber das bei Seite gesetzt, hat die Idee etwas Verlockendes. Es unterliegt ja keinem Zweifel, daß der Europäer durch seine ganze Denkweise dem eingeborenen Afrikaner sehr fremdartig gegenüber steht. Drummond sagt: „Wie oft hätte ich mich gern auf ein paar Stunden in so ein afrikanisches Hirn versetzt, nur um verstehen zu lernen, wie der Eingeborene sich die Welt ansieht. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß die Bereiche unserer Gedanken so verschieden sind, als die Farbe unserer Haut." Wie viel leichter haben es da eingeborene Missionare, ihren Landsleuten sich verständlich zu machen und ihnen das Evangelium in einer solchen Form zu bringen, die ihnen annehmbar ist. Noch zumal, wenn man das afrikanische Klima in Betracht zieht. Ist es auch ein Irrtum, daß der Afrikaner dem für die Europäer so verhängnisvollen Klimafieber nicht ausgesetzt sei, so ist er doch offenbar widerstandsfähiger gegen dasselbe, weil ihm die tropische Hitze, die den Europäer entnervt, Lebensodem ist. Aber eine große Frage blieb bei Tozers Plan. Woher wollte er die Eingeborenen nehmen, die er zu afrikanischen Geistlichen heranzuziehen beabsichtigte?

Tozer half sich auf eine sehr einfache Weise. Nach Sansibar kamen damals noch Jahr für Jahr unzählige Sklaven beiderlei Geschlechts und jeden Alters; die meisten wurden auf dem Sklavenmarkte meistbietend verkauft. Tozer scheute sich, sich durch Kaufen von Kindern direkt am Sklavenhandel zu beteiligen; aber es gab auch noch manche andere Gelegenheit, in den Besitz derselben zu gelangen. Die ersten fünf Zöglinge schenkte der Sultan auf Veranlassung des englischen Konsuls; für Nachwuchs und Zuwachs sorgten die Kapitäne der englischen Kriegsschiffe, welche gern dem Bischof auf seinen Wunsch etliche von den Sklaven, die sie zu befreien Gelegenheit hatten, zur Erziehung übergaben. So kam sehr bald (1864) eine Knabenschule und

nicht viel später eine Mädchenschule in Gang. Tozer beabsichtigte keineswegs eine Kolonie für befreite Sklaven zu gründen, sondern er suchte sich nur solche Kinder aus und nahm nur solche an, die ihm für seinen speciellen Zweck brauchbar erschienen. Die Mädchenschule wurde wahrscheinlich zu dem Zweck eingerichtet, um die heranwachsenden Missionare mit christlichen Frauen zu versorgen. Die Zahl der Pfleglinge wuchs langsam; bis zum Jahre 1872 hatte die Mission im ganzen 78 Knaben und 32 Mädchen, in Summa 110 Kinder in ihrer Obhut; nicht weil man nicht mehr Kinder hätte erhalten können, es gab deren zu hunderten; sondern weil man nicht mehr haben wollte, um die wenigen recht gründlich erziehen zu können. Trotzdem blieben die Erfolge der Schularbeit weit hinter den Erwartungen zurück; obgleich Tozer ein tüchtiger Schulmann war, hatte er in diesem Fall die Rechnung ohne den Wirt gemacht. Aus einem so bunt zusammengewürfelten Material ließ sich keine theologische Hochschule herstellen. Man setze einmal den Fall, ein Menschenfreund wollte in irgend einem Dorfe bei uns alle Kinder von 3—20 Jahren auf seine Kosten aufs Gymnasium und die Universität schicken, um sie zu Pastoren auszubilden. Was würde das Ende sein? Es könnte ja zufällig der eine oder der andere arme Junge Gaben genug haben zum studieren; aber die bei weitem meisten würden versagen. Einige würden verunglückte, verbildete Existenzen werden, andere einfach davon laufen. Genau dieselben Erfahrungen machte die Universitätenmission mit ihrer theologischen Hochschule. Sobald deshalb Dr. Steere nach Tozers Amtsniederlegung die Oberleitung in die Hand bekam, fühlte er sich verpflichtet, der ganzen Arbeit seiner Mission eine mannigfaltigere Grundlage und einen weiteren Gesichtskreis als bisher zu geben.

Ein sehr glückliches Ereignis trug dazu bei, ihn auf diesem Wege entschieden vorwärts zu drängen. Sir Bartle Frere kam im Jahr 1873 nach Sansibar und erzwang durch eine großartige Flottendemonstration vom Sultan einen Vertrag, wodurch alle öffentlichen Sklavenmärkte in der Machtsphäre Seyid Bargaschs geschlossen und der Sklaventransport zur See verboten wurde (7. Juni 1873). Durch diesen Vertrag erhielten die Engländer das Recht, alle ihnen begegnenden Sklavendhows aufzugreifen und die erbeuteten Sklaven in Freiheit zu setzen. Dies Recht schloß aber auch die wichtige und verantwortungsvolle Pflicht ein, den befreiten Sklaven eine neue Existenz zu schaffen und für ihr Fortkommen zu sorgen. Da die Sklaven zum großen Teil hunderte von Meilen aus dem Innern weggeschleppt waren, ging es nicht an, sie in ihre Heimat zurückzuschicken. Und es war mit den Grundsätzen der Humanität, unter

deren Druck die Araber zu dem ihnen widerwärtigen Vertrag gedrängt waren, unvereinbar, die Sklaven in die englischen und französischen Zuckerplantagen auf Mauritius und den Seschellen zu bringen, wo sie viel härter hätten arbeiten müssen als die Sklaven in Sansibar. Sir Bartle Frere suchte demnach die Mitwirkung der beiden schon in Ostafrika arbeitenden englischen Missionen, der Church Miss. Soc. und der Universitätenmission, um durch deren Vermittlung die befreiten Sklaven zu versorgen. Die englisch-kirchliche Mission gründete damals Freretown. Auch die Universitätenmission leistete dem an sie ergehenden Rufe Folge.

Schon Tozer hatte südlich von der Stadt Sansibar ein kleines Stückchen Land gekauft; Dr. Steere erweiterte jetzt dieses Grundstück durch viele weitere Erwerbungen und machte so Platz zur Ansiedelung der ihm vom englischen Konsulat übergebenen Sklaven. So entstand die Sklavenfreistätte Mbweni. Bald stand da ein kleines Dörfchen von hundert luftigen Zweighütten. Mit der Ansiedelung der Sklaven war es aber nicht gethan. Nun mußten geordnete Familienverhältnisse zwischen den Männern und Weibern geschaffen werden, das war die Vorbedingung für eine neue bürgerliche Ordnung. Das gab viel Unannehmlichkeiten. Noch schwieriger war es, für alle Arbeitsfähigen der Kolonie stets Arbeit und damit Gelegenheit zu geordnetem Verdienst zu schaffen. Zu diesem Zweck wurde auf Mbweni eine große Kokosplantage von 1000 jungen Stämmen und eine Plantage von Gewürznelkenbäumen, dem Hauptexportartikel von Sansibar, angelegt; ferner wurde als Mittelpunkt der Kolonie ein massives zweistöckiges Missionshaus gebaut und der Bau einer steinernen Kirche in Angriff genommen. Aber nicht nur für die äußere Existenz der Sklaven hatten die Missionare zu sorgen; es mußte ihnen auch das Evangelium gepredigt werden. Es wurden tägliche liturgische Andachten und regelmäßige Sonntagsgottesdienste und eine Sonntagsschule gehalten; außerdem wurden für die kleinen Kinder eine Elementarschule, für die Erwachsenen Katechumenenkurse eingerichtet.

Hatte so Bischof Steere mit der Sklavenfreistätte Mbweni seiner Mission einen wichtigen, neuen Zweig angegliedert, so war er auch sehr darauf aus, seine Arbeit noch nach einer anderen Seite hin auszudehnen. Obwohl mitten in der Stadt Sansibar angesessen und täglich von tausenden von Mohammedanern umringt, hatte bisher die Universitätenmission noch nichts gethan, um diesen das Evangelium zu bringen. Hier fühlte sich Dr. Steere verpflichtet, gründlich Wandel eintreten zu lassen. Er begann damit, in einem Lehmhause neben dem 1873 eingegangenen Sklavenmarkte Gottesdienst zu halten. Als er sich überzeugt hatte, daß es

demselben an Besuchern nicht fehlen werde, trat er dem Gedanken näher, in der Stadt eine christliche Kirche zu bauen. Ein Hindukaufmann Jairam Senji schenkte der Mission den alten Sklavenmarkt; Missionar West kaufte aus eigenen Mitteln den anliegenden Grund und das ehemalige Sklavendepot hinzu. So konnte gerade an derselben Stelle, wo früher der unmenschliche Sklavenhandel am abscheulichsten geherrscht hatte, zu Weihnachten 1873 der Grundstein zur Christuskirche gelegt werden. Es währte 6 Jahre, ehe die schöne Kirche vollendet wurde. Weihnachten 1879 wurde sie feierlich eingeweiht. Die ganzen bedeutenden Kosten der Kirche und ihrer inneren Ausrüstung waren durch außerordentliche Geschenke hochkirchlicher Freunde gedeckt, welche es sich etwas Erkleckliches kosten ließen, um in Sansibar eine nach allen hochkirchlichen Begriffen stilgerechte Kirche zu schaffen. Die Christuskirche ist gewiß eine der schönsten Kirchen von Afrika. Bestimmt war sie dazu, der Mittelpunkt einer lebendigen, aus den Mohammedanern Sansibars zu sammelnden Christengemeinde zu sein. Aber freilich, ehe es dazu kommen konnte, mußte mehr geschehen als eine schöne Kirche zu bauen. Dr. Steere richtete eine christliche Volksschule für das Stadtvolk ein, welche indessen nicht allzu zahlreich besucht wurde. Außerdem eröffnete er ein kleines Hospital und in Verbindung damit eine Poliklinik, welche von den vorübergehend in Sansibar stationierten englischen Ärzten besorgt wurde. Hier suchten hunderte von Patienten Hilfe und Medizin, und es mag dabei manches gute Samenkörnlein in die Seelen gefallen sein. Nebenbei trieben die in der Schule und dem Hospital beschäftigten Missionarinnen nach Zeit und Umständen ein wenig Senanamission unter den mohammedanischen Frauen.

Hatte die Universitätenmission unter Bischof Tozer nur eine sehr beschränkte Aufgabe in der Erziehung von hundert und einigen Knaben und Mädchen gehabt, so hatte sie sich unter Dr. Steere außer dieser Erziehungsarbeit zwei große neue Arbeitszweige, die Sklavenfreistätte Mbweni und die Mohammedanermission in der Stadt Sansibar, angegliedert. In ihren Grundzügen hatte damit die Mission in Sansibar ihre bis heute maßgebende Gestalt erhalten; Aufgabe des Nachfolgers Dr. Steeres, des jetzigen Bischofs Smythies, mußte es nun sein, die Grundzüge dieser Missionsarbeit sorgfältiger auszuarbeiten und nach allen Seiten hin zu vervollkommnen.

Das that er zunächst, indem er den Schwerpunkt der Mission ganz entschieden wieder in die Knabenerziehungsanstalt, die sogenannte Kiunganischule legte. Es war des Bischofs bestimmter Plan, dieses Institut zu einem Theological College auszubilden. Zu diesem Zweck entfernte er

zunächst daraus alle diejenigen Schüler, welche aus Mangel an Fleiß oder Begabung sich zu einer höheren Ausbildung nicht eigneten. Er brachte sie bei mohammedanischen Handwerksmeistern in Sansibar unter und gründete, um sie trotzdem vor Abfall zu behüten und vor den Versuchungen der sittenlosen Großstadt zu bewahren, für sie ein industrial home, wir würden etwa sagen, ein Lehrlingsheim, neben der Christuskirche, wo diese Jünglinge Wohnung, Verpflegung und christliche Hausordnung fanden. Waren auf diese Weise ungeeignete Elemente aus der Kiunganischule entfernt, so war Smythies auf der andern Seite darauf bedacht, frische, geeignete Elemente zuzuführen. Die begabtesten Knaben und Jünglinge von den andern Gebieten dieser Mission wurden veranlaßt, für ein oder mehrere Jahre in dies Institut einzutreten und hier ihre theologische Ausbildung zu vollenden. Man kann es den Missionaren nicht verdenken, wenn sie ihren Pfleglingen eine solche Erziehung zu geben suchen, welche sie später zu wertvollen Gehilfen ihrer Arbeit macht. Jeder Zögling, bei welchem dies Ziel nicht erreicht wird, ist vom Standpunkt der Mission eine Enttäuschung. Jedoch ist Smythies weise genug, sich nicht mit dem Drängen auf die theologischen Examina zu überstürzen. Die Jünglinge werden zunächst nur zur Lehrerprüfung gefördert. Haben sie dieselbe abgelegt, so haben sie sich zwei oder drei Jahre praktisch im Lehrerdienste zu beschäftigen. Haben sie sich darin zur Zufriedenheit der Missionare bewährt, so werden sie zu einem weiteren Kursus nach der Kiunganischule zurückgerufen und bleiben nochmals 2 oder 3 Jahre im Institut, um dann erst die niedersten Weihen zum Subdiakonat zu empfangen. Erwerben sie sich weiter das Vertrauen und die Hochachtung ihrer Vorgesetzten, so hat bisher die Mission es möglich gemacht, solche hoffnungsvollen Jünglinge auf einige Jahre nach England auf eine richtige Universität zu schicken. Es fehlt ja vielen nicht an den nötigen geistigen Gaben, aber was die Mission immer wieder zur äußersten Vorsicht drängt, ist der merkwürdige Mangel an Charakterfestigkeit und sittlicher Selbständigkeit, der allen Bantuvölkern gemeinsam zu sein scheint. Dennoch sind die Resultate dieses Theological College, wie sich die Schule mit Vorliebe nennt, wenn auch nicht glänzend, so doch befriedigend: Zur Zeit sind zwei ehemalige Zöglinge, Cecil Madjaliwa und Chala Salfey, ordinierte Priester, und ein dritter, John Swedi, zur Zeit Diakon oder Priester zweiter Ordnung, wird wahrscheinlich bald zur vollen Ordination zugelassen werden. Außerdem waren bis April 1890 — damals wurde die letzte genaue Statistik aufgestellt — 32 Jünglinge als Schullehrer und „Leser" angestellt.[1])

[1]) Nach der erwähnten Statistik waren in den Jahren 1863—1890 im ganzen

Noch schwieriger als bei dem Kiungani-Knaben-Institut lag die Sache bei dem Mbweni-Mädchen-Institut. Das Ziel war auch hier, weibliche Lehrkräfte für die Mission heranzuziehen. Aber die angehenden Lehrerinnen konnten doch nur als die Frauen der eingeborenen Lehrer ausgesandt werden, sie mußten also bis zu ihrer Verheiratung im Institut bleiben. Und die Auswahl unter ihren künftigen Ehemännern war nur gering, da man sie weder an Mohammedaner noch an Heiden weggeben wollte. Außerdem mußten die Zöglinge, da auf jeden Fall die häuslichen Pflichten ihrer warteten, auch in allen Zweigen ihrer zukünftigen, häuslichen Arbeit unterwiesen werden. Die Mbwenischule war also nicht ein Lehrerinnen-seminar nach unsern Begriffen. Es scheint, als seien die Resultate dieses Instituts nicht so befriedigend, wie die der Kiunganischule. Nicht alle mit den Kiunganilehrern verheirateten Zöglinge haben ihre Kenntnisse auch praktisch verwertet; einige haben gar nicht, andere nur vorübergehend Schule gehalten. Aber wer will über sie den Stab brechen, wenn er bedenkt, daß sie ihr Hauswesen zumeist unter den schwierigsten Verhältnissen inmitten einer durchaus heidnischen Bevölkerung zu führen hatten? Es war gewiß viel wert, daß den Kiunganilehrern gleichgebildete und gleichgesinnte Gehilfinnen zur Seite gegeben werden konnten. Die minder begabten Mädchen wurden auch hier von den übrigen abgesondert und zu den praktischen Arbeiten einer afrikanischen Frau, Kochen, Feldarbeit und einigen Handfertigkeiten erzogen.

War es so betreffs der Lehrinstitute der Mission Bischof Smythies Absehen, ihnen ein möglichst hohes Niveau und einen bestimmten geistlichen Charakter zu geben, so lag ihm in Bezug auf die Sklavenkolonie in der Mbweni-Schamba hauptsächlich daran, die dort wohnhaften Familien materiell und geistlich selbständig zu machen. Sein Ideal war, diese Kolonie zu einem wohlhabenden Bauerndorfe unter afrikanischen Verhältnissen zu machen. Die größte Schwierigkeit bestand darin, die Bewohner in einer regelmäßigen Gewohnheit der Arbeit zu erhalten; denn da die Neger außerordentlich genügsam sind, mußte sie die Mission immer

---

272 aus der Kiunganischule entlassen; davon waren 79 verstorben, 19 verschollen und 2 auf irgend eine Weise wieder in die Sklaverei gefallen. Von den übrigen 175 waren 34 Geistliche und Lehrer, also an etwa 20% war das Ziel der Schule erreicht. Ebenso viele (34) waren Handwerker, 30 Lehrlinge, 32 Karawanenträger, 25 Ackerleute u. s. w. Nach ihrem religiösen Bekenntnisse waren 5 offen wieder zum Islam abgefallen, 31 hielten sich indifferent von der christlichen Kirche fern, ohne doch Heiden oder Mohammedaner zu werden. Die übrigen 3/4 waren dem Christentum treu geblieben.

wieder zu Verbesserungen und Fortschritten drängen. Deshalb ließ man alle Meliorationen in Mbweni durch die angesiedelten Kolonisten vornehmen. Die dürftigen Zweig- und Grashäuser der ersten Zeit wurden durch hübsche Steinhäuschen ersetzt, die der Reinlichkeit und Gesundheit viel dienlicher waren. In dem großen Steinbruch der Mission, bei den ausgedehnten Weganlagen und Besserungen, in der Kokosplantage, bei den Bauten u. s. w., überall fanden Kolonisten Verwendung. Ebenso gern sah man es, wenn sie sich auf den benachbarten Plantagen europäischer Pflanzer Arbeit suchten oder sich für den Trägerdienst bei Expeditionen nach dem Innern Afrikas anwerben ließen. Auch in ihren geistlichen Angelegenheiten wurden sie möglichst zur Selbständigkeit erzogen. Jedes Tagewerk wurde mit einem kurzen Gottesdienst begonnen und beschlossen, und es wurde gewünscht, aber nicht verlangt, daß möglichst viele daran teilnahmen. Auch fanden regelmäßige Katechumenenkurse statt, und es wurde ihnen nahe gelegt, durch dieselben sich zur Taufe vorbereiten zu lassen. Der langsam, aber wirksam sich geltend machende geistliche Einfluß des leitenden Missionars that das Meiste. Allmählich ist fast die ganze Kolonie christlich geworden. Nach dem Census Ostern 1890 waren von den ca. 340 Ansiedlern 270 getauft, 44 im Katechumenen-Unterricht und die übrigen 26 dem Kirchenbesuch nicht abgeneigt. Einen sehr hohen Grad christlicher Selbständigkeit mögen allerdings die meisten nicht haben; doch geht es im allgemeinen ordentlich in Mbweni zu, und der Besuch der Abendmahlsfeiern läßt nichts zu wünschen übrig. Für die christlichen Kinder der Ansiedler ist eine eigene Volksschule unter der Leitung zweier Mbwenilehrerinnen (Eingeborener) eingerichtet; und die ganze Kolonie hat ihren sichtbaren Mittelpunkt in einer stattlichen, steinernen Kirche mit Glockenturm, Uhr und Orgel.

Nicht mit dem gleichen Eifer pflegte Smythies den dritten Zweig der Arbeit, die Mohammedanermission in der Stadt Sansibar, die sich an die Christuskirche und das Grundstück Mkunazini anlehnte. Die Macht des Islam war in Sansibar noch ungebrochen und übermächtig. Als ein Moslem, der von der christlichen Wahrheit ergriffen war, eines Tages wagte, mit den Christen vor dem Altar in der Kirche niederzuknieen, wurde er von seinen fanatischen Landsleuten augenblicklich in den Kerker geworfen und schmachtete darin bis zum Tode. Bei einem so erbitterten Widerstand war auf Erfolg nicht zu rechnen. Es mögen im ganzen 5 oder 6 Mohammedaner aus Sansibar getauft sein. Die Arbeit unter ihnen beschränkte Smythies auf eine kleine Schule für ihre Kinder, auf unentgeltliche Verabreichung von Medizin in der Missionsapotheke, auf Haus-

besuche des Fräulein Allen in den Harems und auf die Swahilipredigten in der Christuskirche. Neuerdings hat die Universitätenmission, nachdem die Deutsche Missionsgesellschaft (Berlin III) ihr Krankenhaus in Sansibar aufgegeben, den Bau eines Hospitals in Angriff genommen; jedoch wird dasselbe ebenso wie das neueröffnete Seemannsheim mehr den Europäern als den Eingeborenen zu gute kommen.

Ein origineller Gedanke des Bischofs Steere war es, um die Christuskirche her alle christlichen, eingeborenen Elemente Sansibars zu sammeln, teils um für die Kirche auch eine Parochie zu haben, teils um die noch schwachen Christen vor den Versuchungen der großen Stadt zu bewahren. Es wurden im Laufe der Jahre 20 Häuser in dieser Weise mit Christenfamilien bevölkert, so daß jetzt zur Christuskirche eine Christengemeinde von ungefähr 100 Seelen gehört. Dieselben stammen teils aus der Mission der Universitäten, teils von den Stationen der Kirchlichen Missionsgesellschaft in Mombas und Freretown. Mit diesen 20 Christenhäuschen bildet das Eigentum Mkunazini der Universitätenmission eine richtige christliche Kolonie mitten in der mohammedanischen Hauptstadt: Um den ehemaligen Sklavenmarkt liegen im Norden die Christuskirche, im Süden das Missionsgebäude mit den Missionarswohnungen, im Osten das Gesellenheim, im Westen das Hospital, und um diese stattlichen Gebäude dicht aneinander gedrängt die Christenhäuser. Das Ganze ist eine würdige Vertretung, eine mächtige Thatpredigt des englischen Christentums vor dem bigotten und sittenlosen Islam.[1] (Schluß folgt.)

Zinzendorfs Anweisungen für die Missionsarbeit.

Vortrag, gehalten im Missionsverein des theolog. Seminars der Brüdergemeine zu Gnadenfeld von H. Roy.

In den geschichtlichen Darstellungen der Brüdermission treten gewöhnlich die charaktervollen Gestalten der Männer in den Vordergrund, welche in mutigem Glauben auf einem ihnen völlig fremden Boden die entsagungsreiche Arbeit begannen. Diese verschärfte die bestimmten Züge individueller Eigenart, welche die meisten dieser ersten Missionare aus einem buntbewegten Leben bereits mitbrachten. Erforderte doch ihr Beruf ein sicheres und selbständiges Urteil über die Verhältnisse, ein entschlossenes

[1]) Vgl. hierzu m. Aufsatz: „Ein Besuch bei der Universitätenmission in Sansibar" im Juniheft des Baseler Missions-Magazins, der zur Erläuterung der vorstehenden Ausführungen geschrieben wurde.

Handeln in dem Bewußtsein, die volle Verantwortung allein zu tragen, und dabei eine ungewöhnliche Fähigkeit, einsam zu dulden und zu leiden.

Aber bei aller scharf ausgeprägten individuellen Verschiedenheit und unter sehr ungleichen Verhältnissen sehen wir doch die ersten Heidenboten der Brüdergemeine in den Grundsätzen ihrer Evangeliumsverkündigung, in dem Ziel ihrer Arbeit und in der persönlichen Stellung zu ihrem Beruf im wesentlichen einig. Zugleich sind sie durch diese ihnen gemeinsamen Grundzüge ihres Wirkens teilweise von denjenigen Missionaren unterschieden, welche vor ihnen unter Heiden gewirkt hatten und welchen die Gemeine zu Herrnhut wenigstens indirekt die Anregung zu ihrer Arbeit verdankte.

Man könnte diese Erscheinung auf die gleiche Christentums- und Berufsauffassung zurückführen, wie sie das eigenartige Leben der jungen Gemeine zu Herrnhut ihnen allen gegeben. Aber es ist doch die Frage, ob dieser sicher nicht zu unterschätzende Faktor zur Erklärung völlig hinreicht. Es dürfte nicht zwecklos sein, einmal zu untersuchen, inwieweit der Missionsarbeit der Brüder von Anfang an ein klar ausgesprochener Plan zu Grunde lag, inwieweit vor allem der Leiter der Gemeine, Zinzendorf, sich hier neuer Aufgaben und neuer Wege zu ihrer Lösung von vorn herein bewußt war.

Und ließe sich dies nachweisen, so wäre weiter zu fragen, wie der ursprüngliche Plan unter dem Einfluß der Erfahrung sich ausgestaltete. Eine Antwort hierauf können uns Zinzendorfs Instruktionen für die Missionare und seine öffentlichen Erklärungen über die Missionsarbeit der Brüder geben. Die vorliegende Arbeit stellt sich die Aufgabe, die genannten Schriftstücke unter den angegebenen Gesichtspunkten einer näheren Betrachtung zu unterziehen.

Es sind da zu berücksichtigen: eine Erklärung Zinzendorfs über die Missionsarbeit vom 12. April 1732,[1]) die „Instruction an alle Heyden-Boten" vom August 1738,[2]) eine „Heyden-Boten Instruction nach Orient",[3]) deren Zeit sich nicht sicher bestimmen läßt. Dem Manuskript im Archiv der Brüderunität ist von späterer Hand die Jahreszahl 1736 beigefügt, die aber kaum richtig sein dürfte, da die erste Aussendung von Missionaren nach dem Orient 1739 stattfand. In dem „Rückblick auf unsere 150jährige Missionsarbeit" datiert sie E. Reichel vom Jahr 1740

[1]) In den „Büdingischen Sammlungen", Leipzig 1742—1744, Bd. III, 809 ff. unter der Überschrift „Extract-Schreibens nach N.".

[2]) Büd. Samml. I, 669 ff.

[3]) Büd. Samml. II, 682 ff.

S. 25. Weiter kommen hier in Betracht das „Project vor unsre Boten zu einem allgemeinen Heiden-Catechismo" Marienborn 1740[1]) und ohne Datum, aber kaum später „Methodus der Wilden Bekehrung".[2]) Aus diesen Angaben geht hervor, daß wir es im folgenden nur mit Äußerungen Zinzendorfs zu thun haben, welche dem ersten Jahrzehnt der Missionsarbeit der Brüder angehören und darum auch sich vorwiegend auf den Anfang der Missionsarbeit beziehen.

Nach Zinzendorfs eigener Erklärung in der Instruktion von 1738 hat er den ersten Missionaren keine besondere Anweisung gegeben, sondern es ihnen völlig überlassen, sich in allem vom Geiste Gottes leiten zu lassen. Ist sich doch der Graf in der Einleitung zu der genannten Instruktion bewußt, wie schwer es sei, selbst auf Grund mehrjähriger Erfahrung eine solche Anweisung für den Missionsdienst zu geben. Er sagt da:

„Es ist bey eures gleichen Verrichtungen s c h w e h r e i n e A n w e i s u n g z u g e b e n, weils überhaupt schwehr ist, Brüder zu instruiren. Ein Bruder, der von hier nach Hanau gehen soll, und weiß, was er da soll, dem kan es leicht schwerer gemacht werden, wenn man ihm dazu sagt, wie ers dort machen soll. Denn es darff sich in den drei Stunden nur ein Umstand ereignen, den wir nicht wußten; so muß der Bruder einen Boten zurück schicken und um eine neue Anweisung bitten, oder in Gefahr stehen, daß er es versiehet. . . . Man kan dencken, wie genau eine Instruction seyn müsse, wenn sie alle vorkommende Umstände sollte einschliessen; und wie allgemein, wenn sie einen Bruder nicht binden sollte. Unserm ersten Boten nach Thomas gaben wir die Instruction mit: allda eine Seele zum Heyland zu bringen, und was der Heyland sonst mehr geben würde. Denen nach Grönland: sie sollten sehen, ob sie dem Pfarrer Egedi was helffen könnten; und das wars alles. Was soll man den Brüdern auf ein paar 1000 Meilen sagen, da man keine Seele kennt, zu denen sie kommen? Die Instruction des Heylandes: gehet hin in alle Welt, und prediget aller Creatur das Evangelium, war auch general."[3])

Zinzendorf spricht es also hier ganz bestimmt aus, daß die ersten Missionare ohne Instruktion ausgezogen sind. Dasselbe bezeugt Spangenberg in seiner Biographie Zinzendorfs:[4])

„Ich muß wohl gestehen, daß weder dem Grafen noch anderen Brüdern zur damaligen Zeit recht klar gewesen, wie man die Sache anzugreifen habe, wenn man der Heiden Herzen für den Heiland gewinnen wollte. Überhaupt

---

[1]) Büd. Samml. III, 402.

[2]) Büd. Samml. III, 90.

[3]) Büding. Samml. I, 669 f.

[4]) A. G. Spangenberg: Leben des Herrn Nicolaus Ludwig Grafen und Herrn von Zinzendorf und Pottendorf 1772—1774 S. 747 f.

wußte man wohl, daß es etwas Großes sei, die Augen der Heiden aufzuthun und sie von der Finsternis zum Licht und von der Gewalt des Satans zu Gott zu bringen, auch daß solches nicht anders geschehen könne als durch das Wort des Evangelii, welches ist eine Kraft Gottes selig zu machen alle, die daran glauben. Man glaubte überdem, es sei alle Mühe und Arbeit an den Heiden vergeblich, wenn nicht der Herr und sein Geist mitwirke und ihr Herz aufthue, daß sie auf das Wort acht haben. Daher machte unser Graf, wie auch die andern Brüder und Schwestern die Botschaften zu einer Hauptmaterie, darüber sie mit einander eines wurden, derselben im Gebet vor dem Herrn treulich zu gedenken. Weil aber bei aller der Treue, mit welcher sie dem Heiland anhingen, und bei aller der Gnade, welche unter ihnen so mächtig waltete, doch noch keine Erfahrung da war in Absicht auf die Bekehrung der Heiden; und unser Graf sich fürchtete, in Dingen, wovon man in der Gemeine noch keine Erfahrung hatte, eine Instruktion zu geben, so gab er lieber den ersten Heidenboten gar keine Instruktion, sondern empfahl sie dem Herrn und dem Wort seiner Gnade."

Dennoch hat Zinzendorf schon vor der Aussendung der ersten Missionare auch schriftlich seine Gedanken über die Missionsarbeit geäußert, und zwar in einem Schreiben an einen Missionar vom 12. April 1732. Hier finden wir bereits die Grundzüge der in den späteren Instruktionen gegebenen Anweisungen.

Leider läßt sich der Adressat des Schreibens nicht mehr sicher bestimmen. In den Büd. Samml. trägt es die Überschrift: „Extract-Schreibens nach N." Das Register, welches Joh. Plitt auf Grund ihm noch zugänglicher Quellen zu den Büd. Samml. angefertigt hat, enthält die nähere Angabe, daß es an einen Missionar von der Londoner Societät gerichtet sei. Diese „Londoner Societät" kann nur eine englische Missions-Gesellschaft sein,[1]) denn eine Brüdersocietät bestand 1732 in London noch nicht. Es wäre nun doch sehr auffallend, wenn Zinzendorf in einem Schreiben aus dem Frühjahr 1732 einem englischen Missionar seine Gedanken über Missionsarbeit auseinandergesetzt, Leonhard Dober gegenüber, welcher kurz darauf als erster Missionar der Brüder auszog, sie zurückgehalten hätte. Schon 1731 hatte sich dieser zum Missionsdienst gemeldet, und Zinzendorf verkehrte auf Grund dieser Meldung viel mit ihm, ja er nahm ihn eben im April und Mai 1732 auf eine Reise nach Thüringen mit, um ihn noch näher kennen zu lernen. Da liegt die Vermutung nahe, daß gerade die eifrige Beschäftigung mit der bevorstehenden Aussendung der ersten Boten nach St. Thomas den Grafen veranlaßte, in dem Schreiben an den englischen Missionar seine Gedanken über die Missionsarbeit auszuführen. Hat Zinzendorf also den ersten Missionaren

[1]) Aber welche? — D. H.

auch keine eigentliche Instruktion mitgegeben, so werden wir dennoch vermuten dürfen, daß er bei seinen Unterredungen mit Leonhard Dober über die bevorstehende Arbeit dieselben Gedanken geäußert haben wird, welche er in dem Schreiben vom 12. April 1732 ausgesprochen. Daß Zinzendorf es an solcher mündlichen Unterweisung nicht hat fehlen lassen, deutet auch Spangenberg in seinem Bericht über die erste Aussendung grönländischer Missionare an.[1]) Wohl spricht er es auch hier wieder aus, daß Zinzendorf diesen Heidenboten keine Instruktion mitgegeben, aber doch hat ihnen der Graf danach Grundsätze für ihre Arbeit ans Herz gelegt, deren Nichtbeachtung ihn nachher besonders schmerzte. Diese Grundsätze entsprechen nun den Ausführungen jenes Schreibens vom 12. April 1732. Wenden wir deshalb unsere Aufmerksamkeit zunächst dieser ältesten noch vor Beginn der eigentlichen Missionsarbeit abgefaßten Darlegung der Missionsgedanken Zinzendorfs zu.

Der Graf sieht sich durch die Erkenntnis zu dem Schreiben veranlaßt, daß die bisherige Missionspraxis vielfach an bedenklichen Mängeln leidet. Er kann bei aller Hochachtung und Bewunderung, welche er für die Missionare empfindet, sich beim Blick auf die bis dahin gewonnenen Resultate der Missionsarbeit nicht beruhigen.

„Ich schreibe diesen Brief in grosser Liebe, in geistlicher grosser Dürftigkeit, ohne der geringsten Absicht, mich über einem fremden Knechte aufzuhalten, ich weiß ja zur Genüge wie ich gar nichts bin, und meine Arbeit gegen der Brüder ihre Kinderspiel ist, aber ich schreibe es ihnen mein lieber Bruder gantz kindlich und hertzlich zur Nachricht, und bitte es niemanden zu weisen, sondern in aller Stille vor Gott durchzuarbeiten, ob nicht nachfolgendes gut wäre.“[2])

Zwei Bedenken gegenüber der üblichen Missionspraxis treten uns nun in den Ausführungen des Grafen besonders entgegen. Er kann die vielfach angewandte Methode der Evangeliumsverkündigung nicht für die richtige halten, und er ist weiter mit der persönlichen Stellung mancher Missionare zu ihrem Beruf nicht einverstanden.

An der Methode hat er auszusetzen, daß den Heiden das Christentum in der Form einer bestimmten unter eigenartigen geschichtlichen Verhältnissen entstandenen Kirchenlehre gebracht wird.

„Es jammert mich sehr, wenn ich sehen muß: daß die armen Heyden wieder zu Sectirern werden müssen, daß man ihnen die Kirchen wieder aufputzet, und sie fraget, von welcher der Christlichen Religionen sie sind.“[3])

Nicht weniger aber muß er es für bedenklich halten, daß der christliche

---

[1]) Leben Zinzendorfs S. 779.

[2]) Büd. Samml. III, 810.

[3]) Büd. Samml. III, 809.

Unterricht bei den Heiden vielfach, statt ein neues Leben zu wecken, die erkenntnismäßige Erfassung des Systems der christlichen Lehre anstrebt und zu dessen Verteidigung anleitet.

„Wenn man an etlichen Catecheten selbst noch keine Spur der wahren Gemeinschaft mit Jesu Christo siehet, und sie ohngefähr mit der Predigt des Evangelii, wie zuweilen unsere Studenten mit dem Disputiren umgehen, da man sich freuet, wenn man einen bessern Syllogismum machen kan, als der andere, oder ein Sophisma, darüber der Respondent confus wird, oder sich aus einem üblen Stande und gefährlichen Frage durch eine Aequivocation in die Antwort heraus findet. Gewiß lieber Bruder lieset man die Apostolische Methoden, da ginge es anders zu." [1])

Was aber Zinzendorf an der persönlichen Stellung mancher Missionare zu ihrem Berufe auszusetzen hat, zeigt er in demselben Brief an einem Beispiel.

„Eine gewisse Missionarien-Frau hat mir gesagt: Die Missionarii machten sich mit den Heyden nicht gemein, es wäre ein Sclavisches Volck, sie wüßten sich nicht darein zu schicken . . . . so redet aber der Heyland nicht." [2])

Der Graf tadelt also hier die Unfähigkeit, in den Heiden wirklich Brüder und Schwestern zu sehen und sie als solche zu behandeln. Die Missionare sind ihm zu sehr Pfarrherren, welche auch eine äußere Autorität den Heiden gegenüber beanspruchen.

Diesen Mißständen könnte nun nach Zinzendorfs Meinung abgeholfen werden. Zunächst gilt es eine andere Methode der Evangeliumsverkündigung anzuwenden. Er bittet deshalb den englischen Missionar vor Gott zu prüfen, ob es nicht gut wäre, bei der öffentlichen Predigt an die Heiden

„die Lehre Jesu Christi und von seinem Creutz, dem Falle und der Wiedererstattung conjunctim, der Lehre von der Schöpfung, Erhaltung u. s. w. zu prämittiren und den Gott-Menschen . . . und Gott offenbaret im Fleisch . . . das ist Jesum, Immanuel an die Herzen zu legen mit Bewegungs-Kräften." [3])

Schon nach dieser ersten Äußerung Zinzendorfs über die Missionsarbeit soll also die Predigt an die Heiden mit der Verkündigung Christi beginnen. Bevor ihnen die christliche Lehre systematisch dargelegt wird, soll ein lebendiger Eindruck von der Person Jesu geweckt werden. Die Heiden müssen das vor allem unmittelbar empfinden, daß Jesus als Immanuel im Mittelpunkt des Lebens und Denkens der Missionare steht. Die übliche Praxis war eine andere. Man begann mit der Schöpfung und kam dann über Moses und das Gesetz auf die Sünd-

[1]) Büd. Samml. III, 809 f.

[2]) Büd. Samml. III, 812.

[3]) Büd. Samml. III, 810 f.

haftigkeit. Durch Belehrung und Disputation suchte man den Heiden die Thorheit ihres Glaubens zu beweisen. Zinzendorf will davon nichts wissen.

„Müßte man aber ja mit ihnen disputiren," so soll man ihnen „gesetzt, gründlich und definite antworten. Quaest. Ist der Teufel so böse? warum schlägt ihn Gott nicht tod? R. Darum weil er nötig und nützlich ist, die Treue der Seelen gegen ihren Erlöser zu üben, und weil er Niemand nicht schaden kan, der nicht selbst will." [1])

Zinzendorf fordert also eine rein praktische Behandlung solcher Fragen. Daß ein Hinweis darauf in damaliger Zeit nicht überflüssig war, zeigt das Verfahren des luth. Missionars Böhvingh in Trankebar. Unter seinen katechetischen Fragen befand sich auch die: „Welchen Tag hat Gott die Engel und die Teufel erschaffen?" Ziegenbalg strich sie ihm in seinem Manuskript, aber nicht weil eine solche Frage überhaupt nicht in einen Heidenkatechismus gehörte, sondern weil „daraus leichtlich könnte geschlossen werden, daß Gott die Teufel als Teufel erschaffen habe."

Zinzendorf bestimmt nun die Aufgabe des christlichen Unterrichtes bei den Heiden in seinem Briefe kurz dahin:

„Die allgemeine Erlösung des menschlichen Geschlechtes auf einmal und uno actu, wie sie alle Menschen recht wahrhaftig zu gute kommen, und Christus nicht nur vor uns, sondern der gantzen Welt Sünde würcklich gestorben sey, recht klar auszuwickeln, und daß eine jede Seele, wenn sie verdammt wird, nicht mehr um fremder Schuld willen, sondern um ihres eigenen neuen Falles willen zu Grund gehe." [2])

Allem Theologenstreit und allen kirchlichen Lehrunterschieden gegenüber, welche man damals auch auf die Missionsarbeit übertrug, fordert Zinzendorf, man solle

„so allgemein, so Christisch" reden, „daß man weder mit der Schrift selbst zu streiten scheine, noch mit allerley Irrgeistern in einigen Streit gerathen möge, wo sie scheinbarer als wir über die Materie zu reden wissen, daß man also alle Propositiones, wo man noch nicht starck und unüberwindlich gnug ist, lieber suspendire als wage." [3])

Darum schlägt er auch beim Gedanken an die eigene christliche Weiterbildung der Heiden vor:

„Menschliche Bücher, wenn sie nicht gantz exquisit, ihnen nicht zu sehr zu recommendiren, hingegen desto mehr Auszüge der Schrift, Lutheri hertzhafte Reden, aber nicht unter seinem Namen." [4])

---

[1]) Büd. Samml. III, 811.
[2]) Büd. Samml. III. 811.
[3]) Büd. Samml. III, 811.
[4]) Büd. Samml. III, 812.

Es gilt also, soweit irgend möglich, die Evangeliumsverkündigung von der Schale zu befreien, in welche die christliche Kirche unter bestimmten geschichtlichen Bedingungen sie eingeschlossen hat.

Die so bestimmte Botschaft an die Heiden läßt sich ihnen aber wirksam nur nahebringen, wenn der Wandel der Missionare ihr entspricht. Darauf legt Zinzendorf das größte Gewicht. Im Gegensatz zu der Erklärung jener Missionarsfrau stellt er an die Missionare die Forderung:

„Einen fröhlichen und muntern Geist zu zeigen, und im geringsten nicht äusserlich über die Heyden zu herrschen, sondern mit Geistes-Kraft sich in Respect bey ihnen zu setzen; dem äussern nach aber sich so viel als möglich unter sie zu demüthigen.“ [1]) Man soll „mit den Leuten nicht hocherfahrend reden“, „im Privat-Umgang die Menschen gantz kindlich zur Sinnesänderung bereden, und sich mit ihnen vor dem ihnen unbekannten Gott im Gebet demüthigen.“ [2])

Diese Sätze treten in ein helles Licht, wenn wir berücksichtigen, daß eben damals L. Dober und Tob. Leupold sich zum Missionsdienst unter den Negersklaven in St. Thomas gemeldet hatten. Bei seinem Besuch in Herrnhut hatte der Neger Anton den Brüdern erklärt, sie würden möglicherweise selbst Sklaven werden müssen, um unter seinen Landsleuten wirken zu können. Wenigstens war er so verstanden worden, und Dober und Leupold waren auch dazu bereit. [3])

In dieser Bereitwilligkeit sah Zinzendorf offenbar den rechten Weg, um die Heiden zu gewinnen. Denn kann der Missionar in solcher Lage, wo er sich „äußerlich unter die Heiden demütigt“, einen „fröhlichen und muntern Geist zeigen“ und, indem er ihr Los teilt, vor ihren Augen im alltäglichen Leben im „Umgang mit Gott“ stehen, so wird die Folge sein, daß er sich lediglich „mit Geistes-Kraft bei ihnen in Respekt setzt.“ Er lebt dann den Heiden in ihren eigentümlichen Verhältnissen das Christentum praktisch vor, so daß sie seine Kraft für das Leben empfinden und es ihnen ein beneidenswertes Gut wird.

Die Gedanken, welche Zinzendorf in dem Schreiben vom 12. April 1732 vertritt, sind ja deutlich ein Ausfluß der Liebe Christi, welche den Grafen erfüllte. Sie treibt ihn dazu, die Verkündigung Christi in den Mittelpunkt aller Belehrung zu stellen und zugleich die hingebendste Liebe, die sich auch praktisch an den Heiden bethätigt, indem man sich völlig ihnen gleichstellt, von den Missionaren zu fordern. Und beides hatte ja Zinzendorf selbst bereits erprobt, als er sich, gedrungen von der Liebe

[1]) Büd. Samml. III, 811.

[2]) Büd. Samml. III, 812.

[3]) v. Dewitz „In Dänisch-Westindien“ Niesky 1882 S. 48.

Christi, in den Dienst der Emigranten stellte, die sich auf seinem Grund und Boden angesiedelt hatten und sie in der Liebe Christi zu einer Gemeine zusammenschloß.

Aber noch ein weiterer Punkt ist in dem besprochenen Schreiben zu beachten. Allen seinen Ausführungen über die Missionsarbeit stellt er nämlich einen Satz voran, welcher den eigentlichen Zweck und das Ziel der Missionsthätigkeit scharf bestimmt. Zinzendorf hält es danach für das richtige:

„An keinem Heyden direct zu arbeiten, in dem man nicht eine glückliche Disposition zu einem rechtschaffenen Wesen findet, weil es eben die sind ex gr. Corn. Candacaeus et c., denen Christus seine Boten schicket, so jemand will den Willen thun u. s. w.“ [1])

Die Missionsarbeit hat sich also nur an diejenigen Heiden zu wenden, welche ein Bedürfnis nach etwas Besserem haben, die einem Kornelius oder dem Kämmerer der Königin Kandaces gleichen. Mit diesen sollen die Missionare Privat-Umgang pflegen, sie ganz kindlich zur Sinnesänderung bereden und sich mit ihnen vor dem ihnen unbekannten Gott beugen. Diese bestimmte Beschränkung der Missionsaufgabe dürfte wohl auch mit dem damals die Brüder in Herrnhut bewegenden Gedanken an Missionsarbeit in Verbindung zu bringen sein. Er war ja lediglich durch den Eindruck von der Not und dem Bedürfnis der Heiden entstanden, wie es der Neger Anton bei seinem Besuch in Herrnhut geschildert hatte. Die beiden Grönländer, welche Zinzendorf in Kopenhagen traf, hatten diesen Eindruck verstärkt. Damit ist zunächst der Gedanke an Massenbekehrung ausgeschlossen. Daß in der That Zinzendorf von Anfang an der Meinung war, die Mission müsse sich auf einzelne ex gradu Cornelii richten, spricht auch Spangenberg in der Biographie des Grafen aus:

„Er wollte nicht, daß man es auf National-Bekehrungen antragen sollte, vielmehr glaubte er, man sollte sehen, bei wem das Wort Eingang fände, und dessen sollte man sich treulich annehmen. Käme dann jemand dazu, bei dem man auch einen Gnadenzug und eine Arbeit des heil. Geistes verspürte, so hätte man den auch anzufassen und keine Mühe und Arbeit an ihm zu sparen. Kurz: er war nicht sowohl für ein Netz, darin man alles zusammenfaßt, was einem vorkommt, als vielmehr für die Auswahl und ein Bündlein der Lebendigen. Einen Haufen Leute zusammenraffen und ihren Kopf mit Wissen füllen, dabei das Herz leer bleibe, und sie dann taufen, wenn sie Rede und Antwort von den Hauptpunkten der christlichen Lehre geben können, das hielt er unserem Berufe nicht gemäß.“ [2])

Diese Gedanken Zinzendorfs, wie er sie schon vor der Aussendung

[1]) Büd. Samml. III, 810.

[2]) Spangenberg, Leben Zinzendorfs 750.

der ersten Missionare ausgesprochen, mußten sich nun in der Praxis erproben. Als der Graf im August 1738 seine erste eigentliche Instruktion schrieb, lag bereits eine mehrjährige Erfahrung in der Missionsarbeit vor. Sie hatte seinen Gedanken recht gegeben, und die oben genannten Instruktionen, der „Methodus der Wildenbekehrung“ und der Heidenkatechismus sind in der That nur weitere Ausführungen der bereits 1732 skizzierten Grundsätze.

Zunächst finden wir in den genannten Schriftstücken die Gedanken über die Methode der Evangeliumsverkündigung weiter ausgeführt. In der Heidenboten-Instruktion nach Orient[1]) spricht sich Zinzendorf darüber aus, welchen inneren Zustand der Missionar bei den Heiden vorauszusetzen hat. Die Brüder begannen ihre Arbeit ja in einer Zeit, in welcher die Anschauung allgemein verbreitet war, die Wilden seien in ihrem natürlichen Zustand gut und glücklich. Gegen diese Vorstellung wendet sich Zinzendorf:

„Ich habe observiret, daß die meisten Reisende sich über die Moral unserer Heyden aufhalten, und fast wie zurückgeschreckt worden, ihnen was von unsern Sachen vorzusagen, weil sie NB. besser als die Christen wären. Es ist aber falsch; das Verderben liegt nur in Unwissenheit und Dummheit begraben, und wenn sie nur Wind von unsern Lüsten kriegen, so sind sie gleich dahinter drein. Man kan sich also ohnfehlbar darauf verlassen, daß sie so grobe Sünder im Willen sind, als die Christen. Z. E. Die Grönländer haben schon Stehlen gelernt, die Indianer Sauffen, wie die Bestien: darum ist mit ihnen, wie mit andern Sündern, umzugehen. Ihre Sünde besteht auch, wie unsere, im Unglauben, und in der Feindschaft gegen das wahre Wesen, und in der Gleichgültigkeit gegen den Heyland, wenn sie von ihm hören, und ihr Gewissen sagts ihnen, indem wir mit ihnen reden, daß es so ist, wenn wir uns darauf beruffen.“[2])

Zinzendorf setzt also voraus, daß die Heiden die Giltigkeit des christlichen Lebensideals empfinden, wenn es ihnen im Wandel und Wort der Christen als eine reale Macht entgegentritt. Verhalten sie sich dann demselben gegenüber feindlich oder gleichgiltig, so sind sie „Sünder im Willen“.

Die Sünde im Willen der Heiden kann aber an besonderen Verhältnissen des betr. Landes und Volkes ihren Rückhalt finden. Darum schreibt der Graf in seiner Instruktion:

„Sehet euch um, wie es aussieht. Lernet verstehen, was die eigentliche Abhaltung der Seelen sei, und der beugt gläubig und weislich vor.“[3])

---

[1]) Büd. Samml. II, 632 ff.

[2]) Büd. Samml. II, 633 f.

[3]) Manuskript der Heidenboten-Instruktion nach Orient im Archiv der Brüderunität zu Herrnhut.

Der Anfang der Missionsarbeit soll auch nach den Instruktionen nicht öffentliche Predigt sein. Im „Methodus der Wildenbekehrung" fordert er als erstes: „Wandel und Gebet der Zeugen unter sich. Gebet und Gesang in Gegenwart der Wilden."[1]) In der Erklärung, welche Zinzendorf in seinen „Naturellen Reflexionen" über den Verkehr der Brüder mit den verschiedenartigsten Menschen giebt, bestimmt er den „Methodus mit den Heiden" kurz dahin: „Ein göttlicher Wandel in ihren Augen, bis daß sie gereitzet werden zu fragen, wer solche Leute macht?" (S. 40). Ausdrücklich sagt der Graf in der Heidenboten-Instruktion nach Orient:

„Fangt nicht mit öffentlichen Predigten an, sondern mit Zuspruch bei einzelnen Seelen, die es wehrt sind, die euch der Heiland anweisen, und ihr fühlen werdet. Wenns aber von euch begehret worden, so bezeuget jedermann das Evangelium auch offenbar."[2]) Auch im Methodus der Wildenbekehrung verlangt der Graf „Moderaten und nie unbegehrten Zuspruch."[3])

Zinzendorf hält also auf Grund der gemachten Erfahrungen an dem Gedanken fest, daß es die Leute ex gradu Cornelii sind, an welche man sich wenden soll. Erst wenn die Missionare durch Beweis der Kraft Gottes in ihrem Leben Eingang bei solchen Heiden gefunden, soll die Predigt beginnen. Sie muß ausgehen von dem Lamm Gottes.

„Erzählt ihnen historisch (es ist ein Leben drin), daß Jesus Christus wahrhaftiger Gott vom Vater in Ewigkeit geboren und auch wahrhaftiger Mensch von der Jungfrau Maria geboren, sei euer Herr u. s. w."[4]) „Laßt euch nicht durch die Vernunfft blenden, als müsten die Leute in der Ordnung erst an Gott glauben lernen, darnach an Jesum. Es ist falsch; denn daß ein Gott sey, ist in ihnen offenbahr. Vom Sohn müssen sie unterrichtet werden: Es ist in keinem andern Heyl, ist auch kein anderer Name den Menschen gegeben. Paulus wuste nichts unter den Heyden, ohne allein Jesum Christ und zwar gehangen und gecreutziget."[5])

Ebenso im Vorwort zum Heidenkatechismus:

„Zum seelig werden brauchts nichts als an Jesum glauben und wer die Heyden, ehe sie seelig sind, etwas anders lehrt, der macht sie zu Wissern und hindert sie an der Bekehrung durch die Lehre selbst."[6])

Wie Zinzendorf sich näher den Gang der christlichen Einwirkung auf die Heiden denkt, hat er in den 25 sehr abrupten Sätzen des „Methodus der Wildenbekehrung" angedeutet.[7])

---

1) Büd. Samml. III, 90.
2) Büd. Samml. II, 684.
3) Büd. Samml. III, 90.
4) Manuskript der Heidenboten-Instruktion nach Orient.
5) Büd. Samml. II, 683.
6) Büd. Samml. III, 403.
7) Büd. Samml. III, 90 f.

1. Wandel und Gebet der Zeugen unter sich.
2. Gebet und Gesang in Gegenwart der Wilden.
3. Das Lamm Gottes.
4. Was ist das? R. Das geschlachtete Opfer für uns.
5. Unser General-Elend.
6. Unsere Erlösung.
7. Das Lamm war was anders als ein ordentlicher Mensch.
8. Gebet über den Heyden.
9. Bekänntniß im Gebet, daß es die Welt gemacht hat.
10. Erklärung soweit sies fassen können.
11. Moderater und nie unbegehrter Zuspruch.
12. Discours vom bösen Hertzen.
13. Vom Tode des Geistes und Leibes.
14. Von der Auferweckungs-Stimme aus der Hölle und aus der Erde.
15. Lust oder Gleichgültigkeit (Unglaube) dabey.
16. Lust in Liebe verwandelt.
17. Liebe mit Hoffnung unterhalten.
18. Sacramente.
19. Tauffe im Namen des Vaters u. s. w.
20. Erklärung wenn gefragt wird.
21. Daß der Sohn alles erschaffen hat, erlöset, geheiliget. Daß im Namen Jesu u. s. w.
22. Abwartung der Offenbarung der heil. Dreyeinigkeit im Verstande.
23. Gebet an Jesum als Lamm, unsern Herrn, ewigen Gott, ewigen Vater u. s. f.
24. Im Discours von der Dreyeinigkeit, bey Gelegenheit Jesu Vaters und seines heil. Geistes.
25. Die Persona directa, auf die sich alles bezieht, und die immer im Munde ist Jesus, das Lamm, der Heyland.

Die hier kurz angedeuteten Gedanken führt der Heidenkatechismus weiter aus. Er umfaßt das, was ein Heide vom Christentum sich angeeignet haben soll, ehe er getauft wird. Wir treffen hier auf die eigentümliche Christologie Zinzendorfs. Die Unterweisung geht davon aus, daß Gott der Herr den Menschen gemacht hat. Auf die Frage „Wie heißt man Ihn?" lautet die Antwort „Jesus Christus".

Fr. Bedeuten die Worte etwas?

A. Ja.

Fr. Was denn?

A. Jesus heißt ein Erlöser und Christus ein König.

Fr. Woher hat er denn die Namen?

A. Das ist eine besondere Historie.

Und nun wird in dem Katechismus zunächst erklärt, warum der Gott, welcher den Menschen erschaffen, Jesus, der Erlöser heißt. „Die Menschen sind elende Leute von außen und innen, und so sind sie nicht gemacht." „Sie waren freye und seelige Leute," aber ein böser Geist hat sie unglücklich

gemacht, indem er sie durch das Versprechen großer Güter zum Ungehorsam verleitete. Die Folge ist, daß die Menschen sterben müssen, denn da sie nun von Natur alle mit dem bösen Geist zu thun haben, so bringt er sie um. Da hat es Gott gejammert. „Er ist in aller Stille selbst ein Mensch geworden und hat sich vom bösen Geist tödten lassen, ohne daß ers gewußt hat, wen er tödtet: Er ist aber gleich wieder lebendig worden und gen Himmel gefahren.“ „Seit dem hat der böse Geist alle Menschen verlohren und Gott hat sie wieder angenommen.“ Der Einwand: „Man stirbt ja aber noch?“ wird zurückgewiesen: „Wer seine ist, stirbt nicht, sondern er legt nur den elenden Leib weg, und sein Geist gehet zu Gott, bis der Leib wieder fertig gemacht ist in der Erde, dann zieht er ihn wieder an.“

Nachdem so dargelegt ist, warum Gott der Herr Jesus heißt, geht nun der Katechismus zur Erklärung des Namens Christus über.

Fr. Wie heißt denn der liebe Gott noch mehr?

A. Unser König.

Fr. Warum?

A. Weil er ein besonder Volck aus den Menschen, die seine sind, zusammen bringt, darüber er auf eine gantz eigene und heilige Art regieret.

Fr. Wie wird man denn seine?

A. Wenn man das glaubet, was er für uns gethan hat.

Fr. Was kommt denn davon?

A. Man hat ihn sehr lieb.“

Diese aus dem Glauben hervorgehende Liebe äußert sich in doppelter Weise: „Man schämt sich und beugt sich vor Ihm sein Lebetage, daß Er uns so sehr geliebet hat, und hat sein Leben für uns gelassen, und hat uns geholffen.“ Aber zugleich gilt nun: „Man lebt in lauter Vergnügen, in Arbeit, in Kranckheit, und was man thut, das thut man alles in Liebe und Seegen, und denckt dabey beständig an seinen Gott.“

Jetzt erst wird dem Heiden gesagt, daß ihm durch die Taufe im Namen des Vaters, Sohnes und heil. Geistes diese Güter zu teil werden sollen. Auf die Frage: Wer denn der Vater des Herrn Jesu sei, antwortet der Katechismus: „Das kann ich dir unmöglich beschreiben, der ist so hoch, so hoch, da kan ich nicht hinan, und das hat Zeit, daß du ihn kennen lernst.“ Und zwar soll dies Kennenlernen des Vaters auf praktischem Wege erfolgen durch die immer stärkere Beziehung des ganzen Lebens auf Christus. Denn auf die Frage: „Wie lern ich Ihn denn kennen? erwidert der Katechismus: „Der Herr Jesus wird dies schon selbst sagen einmahl, wenn sein Vater dein Vater ist.“ Ebenso wird von dem heil. Geist nur gesagt, daß er Gottes, d. h. Christi Gehilfe sei, der die Getauften als ihre Mutter beten lehrt. Erst nach der Taufe soll dem Katechumenen über diese Stücke nach und nach weiterer Aufschluß gegeben werden.

Auf das stärkste tritt in diesem Katechismus das Bestreben hervor, das gesamte Leben der Heiden unmittelbar zu Christus in Beziehung zu setzen. Die durch ihn vollzogene Erlösung hat die thatsächliche Befreiung der Menschen von dem Unglück, in welchem sie infolge der Sünde leben,

bewirkt. Man wird aller Heilsgüter teilhaftig in der dankbaren, gläubigen Annahme der Erlösung durch Christus. In der demütigen und freudigen Hingabe an Christus als den Herrn erkennt man nun Gott immer mehr. Auf diesem Wege lernt man den Vater kennen.

Das praktisch Bedeutsame an diesem Katechismus, der Versuch, die Erkenntnis Gottes und das rechte Verhältnis zu ihm ausschließlich aus der Person Christi zu gewinnen und die Beziehung auf Christus an die Stelle aller natürlichen Gottesanschauung der Heiden zu setzen, läßt über die Mängel hinwegsehen, welche die Christologie und die Vorstellung von dem Werk der Erlösung zeigt.[1]) Wenn es auf Grund des Unterrichtes und Zeugnisses der Missionare dahin gekommen ist, daß diese Begriffe bei dem Täufling „in einem bewegten, gebeugten und liebenden Hertzen einwohnen",[2]) kann die Taufe erfolgen.

Die Getauften hat der Missionar allmählich in der christlichen Erkenntnis weiterzuführen. Er kann das nur innerhalb geordneter Gemeindeeinrichtungen. Diese sind darum zu schaffen. Sie sollen „zwar apostolisch" sein, doch so gemacht werden, daß sie den natürlichen Lebensverhältnissen des betr. Volkes — „nur mit Hinwegräumung des Aberglaubens" — völlig entsprechen.[3]) Auch in seiner Deklaration wegen des Aufwandes bei der Heidenbekehrung" von 1739, die wir hier als ziemlich gleichzeitig heranziehen können, spricht sich Zinzendorf folgendermaßen aus:

„Eines ihrer (der Missionare) Haupt-Augenmercke ist gewesen, die Menschen in ihrer Verfassung, darinnen sie Gott mit dem Systema der Welt verknüpfft, ungestöhrt zu erhalten; ja wohl in demselben treuer und gebräuchlicher zu machen."[4])

Mit dem Christentum unverträgliche Sitten sind zu beseitigen, aber es ist möglichst schonend zu verfahren.

„Die Vielweiberey ist ihnen zu wehren, wenn sie erst vorkommen soll: wo sie aber schon Weiber haben, da behalten sie solche, biß auf weitere Anfrage. Denn dabey kan viel Ungerechtigkeit und Partheylichkeit vorgehen. Die Lüste aber, der Geitz, der Stoltz, der Neid und das gantze Wesen der Sünde wird ihnen gäntzlich verleidet, und durch die Gnade, die in uns wohnet, ihm das Refugium bey ihnen benommen. Daher ihr ihnen auch, aus der heil.

---

[1]) Vergl. Becker, Zinzendorf im Verhältnis zu Philosophie und Kirchentum seiner Zeit. Leipzig 1886 S. 376 f.

[2]) Büd. Samml. II, 626.

[3]) Instruktion für die Heidenboten nach Orient. Manuskript des Herrnhuter Archivs.

[4]) Büd. Samml. I, 488.

Schrifft, heilige Begriffe von der Ehe, nach der Einsetzung, von der Natur der Liebe, von der Armuth Jesu, von seiner Niedrigkeit, beybringen müsset."[1])

Aber bei dieser Arbeit verlangt Zinzendorf Geduld. Man soll nicht „wieder die Heyden eingenommen werden, daß sie nicht fromm seyn und darüber eiffern, daß es so schlimm unter ihnen zugehet."[2]) „Messet die Seelen nicht mit der Herrnhuther Elle," sagt er den Heidenboten nach Orient, „denn mich dünkt, unsere Brüder in N. versehen es darinne, und fordern von den Mohren und Mohrinnen, die ihren Sinn geändert, Sachen, die wir von unsern Mit-Streitern in Herrnhuth praetendiren."[3])

Auch soll den Heiden ihre Bekehrung und das christliche Leben nicht durch Übertragung der kirchlichen Eigentümlichkeiten der Heimat auf den ganz anderen Boden der Mission erschwert werden. Man soll deshalb auch „die Heiden mit allen Menschennamen verschonen, es sei Luther oder Herrnhuth oder Zinzendorf."[4]) Damit hängt weiter zusammen, daß der Graf in seiner allgemeinen Instruktion allen anderen Forderungen das Verbot voranstellt, „die geringsten Händel mit den Geistlichen anzufangen."[5]) Auch in dem „Einfältigen Auffsatz der Evangelisch-Mährischen Kirche, wegen ihrer bisherigen und künfftigen Arbeit unter den Wilden, Sclaven und andern Heyden", der im Namen der Leiter der Mission von Leonhard Dober unterzeichnet ist — datiert vom 11. Juli 1740 — kommen sicher Gedanken Zinzendorfs zum Ausdruck. Da werden als Grundsätze der brüderischen Missionsarbeit aufgeführt:

a) „Mit keiner Religion daselbst zu streiten, oder die Ihrigen an uns zu ziehen.
b) Vielweniger einige von ein und dem andern Religions-Verwandten bereits persuadirt und angefaßte Gemüther der Heyden auf unsere Seite zu lencken.
c) Oder einigen Religions-Verwandten in ihrer Arbeit im Wege zu stehen.
d) Niemanden als Jesum Christum den Gecreutzigten bey ihnen zu nennen, und sie so viel möglich in der seligen Ignorantz, daß die Christliche Religion in partes gehe, zu erhalten, wo sie aber davon was mercken, in diesem Theil impartialisch zu erscheinen, von allen Abtheilungem das Beste zu reden und den Unterschied eher zu verringern als zu vergrößern."[6])

Nichts anderes sollen also die Brüder erstreben, als die aus den

---

[1]) Büd. Samml. II, 636.
[2]) Büd. Samml. I, 672.
[3]) Büd. Samml. II, 634.
[4]) Manuskript der Heidenboten-Instruktion von 1738.
[5]) Büd. Samml. I, 671.
[6]) Büd. Samml. I, 185 f.

Heiden gewonnenen Christen zu einer den besonderen Bedingungen ihres Landes und Volkes entsprechenden Gestalt der christlichen Gemeine zu führen. Es sollen nicht neue herrnhutische Kolonien mit all den Einrichtungen der Heimat gegründet werden.

Wenn auch der Blick auf die weitere Geschichte der Brüdermission zeigt, daß diese Forderung nur in beschränktem Maße durchgeführt wurde, weil die Missionare ganz unwillkürlich geneigt waren, die ihnen lieben und gewohnten Formen des heimischen Gemeindelebens auch auf die Gemeinen aus den Heiden zu übertragen, so ist es doch beachtenswert, daß Zinzendorf von vorn herein bestrebt war, der Missionsarbeit einen freieren Charakter zu wahren. Seine Instruktionen unterscheiden sich dadurch z. B. von der Spangenbergs vom Jahre 1782.

Sind nun diese Äußerungen Zinzendorfs über die Methode, die Heiden für das Christentum zu gewinnen, nur eine weitere Ausführung der Gedanken, welche der Graf schon 1732 ausgesprochen, so ist ihm auch durch die Erfahrung der ersten Jahre das Ziel der Missionsarbeit nicht verändert worden. Vielmehr spricht er sich über dasselbe in der Heidenboten-Instruktion von 1738 nur noch klarer aus. Es geht aus den Ausführungen da hervor, in welchem Verhältnis für ihn die Missionsarbeit zu dem Glauben an das Kommen des Reiches Gottes auf Erden steht.

Er sagt da: „Wenn an einem Orte gar keine Leute sind, die den Heyland kennen, oder die Leute, die den Heyland kennen, haben keine Art noch Sinn, das Erkenntniß von sich zu geben; so ists schwehr und natürlicher Weise unmöglich, das Erkenntniß Jesu an einen solchen Ort zu bringen. Ist aber nur jemand da, und ist nur 14 Tage da, der Jesum kennt und es jemand anders sagt; so kann in 10 Jahren darnach eine Seele, mit der es wie mit Cornelio bewandt ist, durch die Weißheit des Heylandes an den Menschen gebracht werden, der es von dem gehöret hat, der nur 4 Wochen in demselben Lande gelebet hat; und aus dem Weytzen-Körnlein, das daselbst in die Erde gefallen ist, kann eine grosse Ernte werden.

Die Leute in Indien reden über anderthalb 1000. Jahr von Apostel Thomas; und es stehet dahin, ob er sein Lebtage da gewesen ist: die Mohren von Abraham, die Copten von Salomo und die Persianer von Adam. Kann nun eine fliegende Rede von etlichen solchen Menschen sich verewigen; wie soll nicht das Wort vom Jesu von Nazareth dem Gecreutzigten, geredt zu seiner Zeit, einen unaussprechlichen Seegen haben können? und das ist nur von einem Weytzen-Körnlein gesagt, das sich auf einmahl verliert. Wie wirds mit den Senff-Körnern seyn, die der Heyland Jahr und Tag bleiben und sich ausbreiten läßt, daß Vögelchen drunter nisten? Daraus ist klar, daß es besser ist, daß man in alle Welt Leute schicket, als daß man keine schickt." [1])

[1]) Büd. Samml. I, 670 f.

In diesen Ausführungen verbindet sich der schon 1732 ausgesprochene Gedanke, daß man nur da Mission treiben dürfe, wo sich Seelen finden, „mit denen es wie mit Cornelio bewandt ist," mit dem anderen, daß man in alle Welt Leute schicken soll. Es soll offenbar nach Zinzendorfs Meinung überall in der Welt der Versuch gemacht werden, ob sich nicht solche Seelen finden. Er vertraut dabei auf die Kraft des Wortes von Jesu Christo. Mag es zunächst bei einem einzelnen bleiben, der dafür empfänglich ist, und jeder größere Erfolg fehlen, zu Gottes Stunde kann aus dem Samenkorn eine große Ernte werden. Der Missionar hat nach dem Erfolg nicht zu fragen, sondern nur zu sehen, ob er auf Seelen trifft, welche seiner Predigt von Jesu dem Gekreuzigten ein inneres Bedürfnis entgegenbringen. Wo das der Fall ist, da darf er unverdrossen arbeiten, die Zeit größerer Ernte ist Gottes Sache. Von dieser Anschauung aus dürften sich die oft gewagten Missionsunternehmungen in der ersten Zeit der Brüdermission und ihr oft schneller Abbruch erklären.

Je weniger der Missionar um die Größe des Erfolges seiner Arbeit sich zu sorgen hat, um so mehr mahnen die Instruktionen zur rechten persönlichen Stellung zum Beruf. Schon 1732 hatte Zinzendorf in dem Schreiben vom 12. April gefordert, daß ein Missionar der größten äußeren Opfer fähig sein müsse und lediglich „durch Geistes-Kraft sich in Respekt setzen" solle.

Wohl hatten die meisten der ausgesandten Missionare dieser Forderung in großer Treue und Selbstverleugnung entsprochen, aber zwischen der ersten Aussendung 1732 und der Abfassung der Instruktion von 1738 lagen doch auch Jahre schwerer und betrübender Erfahrungen in der westindischen Missionsarbeit. Der gegen Zinzendorfs Wunsch unternommene Versuch, die Missionsarbeit in St. Croix mit einem kolonialen Unternehmen zu verbinden, war in erschütternder Weise gescheitert. Die meisten raffte der Tod schnell hinweg, es hatte unter der großen Schar nicht an Mißhelligkeiten gefehlt, einer der Brüder war der Missionsarbeit untreu geworden und ganz in die koloniale Arbeit übergegangen.[1]) Diese Erfahrungen spiegeln sich in der Instruktion von 1738, welche vorwiegend die persönliche Stellung der Missionare zu ihrem Beruf behandelt.

Vor allem soll jeder Missionar sich darüber klar sein, was er mit dem Missionsberuf auf sich nimmt. Man soll sich nicht „erst in den Ländern besinnen, was man dort will", „seinen Beruf an die Heiden

[1]) v. Dewitz: In Dänisch-Westindien 185 ff.

prüfen, wenn man unter ihnen ist."[1]) Auch vor der Versuchung, aus einem Missionar ein Kolonist zu werden, warnt Zinzendorf. Man darf nicht „sich ansässig machen wollen und vergessen, daß man sich auf der Wanderschafft befindet, und ein Pilger unter den Nationen ist" oder „sich einen Gedanken von Commoditaeten einfallen lassen."[2]) Ausdrücklich wollen die Brüder nach der Erklärung vom 11. Juli 1740

„Einigen Einfluß ins Politicum oder Commercia nicht suchen, sondern (außer was unsere Hände mit Vorbewust und Gutfinden der Obrigkeit zu unserer eigenen Erhaltung thun können) uns in nichts einlassen."[3])

Wie bestimmt Zinzendorf alle derartigen Neigungen verurteilte, zeigt auch der Brief an den Gouverneur von Algier, wo der ehemalige Kaufmann Richter Missionsarbeit begonnen hatte. Er schreibt da von Richter:

„Comme tous les hommes ont leur defaut, il a cet unique, qu'un petit penchant de se meler du commerce interrompt quelque fois ses saints travaux pour un moment, et je serai agréablement confondu, si la tentation de rendre votre Commerce vers Algers plus florissant, ne lui serat pas encore venu."[4])

Und in der Heidenboten-Instruktion nach Orient schreibt er: „Menget euch unter keinerlei Vorwand ins äußere als daß ihr arbeitet. Die Brüder in Thomas lehren die Mohren schreiben, das mißbilligen wir hochlich."[5])

Als Hauptfeinde für den Missionar bezeichnet Zinzendorf weiter Ungeduld und Mutlosigkeit. Leicht kann man

„sich die Zeit lang währen lassen und darüber krickeln, daß keine apostolische Wunder geschehen: welches eben so viel ist, als wollen, daß die Bekehrung in einem halben Jahre zu Stande kommen soll, damit man in einem Jahre kan martyrisirt werden."[6]) Darum warnt er davor, „sich einige Vorstellung zu machen, daß seine Sache so oder so seyn wird, die, wenns hernach nicht zutrifft, einen confus im Gemüthe macht."[6]) Man soll auch nicht in solchen Zeiten „gantze Diaria mit Schwürigkeiten anfüllen, und die Wege des Heylandes aus den Schwürigkeiten heraus entweder gar nicht, oder gantz seichte, berühren."[6]) Dahin gehört auch, „daß man nachdenckt, und glaubt, wäre ich jetzt da und da, so stürbe ich nicht, so gienge mirs nicht so und so; und also vermuthen, daß man des Heylandes Absicht und Rathschluß

---

[1]) Manuskript der Heidenboten-Instruktion.

[2]) Büd. Samml. I, 672.

[3]) Büd. Samml. I, 185.

[4]) Büd. Samml. III, 345.

[5]) Manuskript der Heidenboten-Instruktion nach Orient. Der Graf giebt übrigens diese Mahnung mit Rücksicht auf die Herren der Sklaven. Es soll alles vermieden werden, was dazu dienen könnte, die äußere Stellung der Sklaven zu ändern. Das ist nach ihm nicht Sache der Missionare.

[6]) Büd. Samml. I, 673.

über sich auf einigerley Art und Weise hätte vermeiden können."[1]) Aber ebenso bedenklich wie Mutlosigkeit und Ungeduld ist ein „unzeitiger Eiffer, Leute, die gar nicht in unser Departement gehören, zu corrigiren, zu straffen, d. i. die Säue heraus zu fordern, daß sie sich wenden, und uns ein Knopffloch entzwey reissen sollen."[2])

Ferner warnt Zinzendorf vor Standes- und Berufs-Sünden, welche gerade dem Missionar nahe liegen, vor allem vor dem Hochmut, der meint mit dem Missionsdienst etwas Besonderes zu thun. Der Missionar darf nicht

„zu eine große Idee haben vom Zweck seiner Expedition, und die höchst geseegnete und göttliche Regel aus den Augen verlieren, daß, wenn man in Einfalt und Liebe nicht mehr auf 3000 Meil-Weges thut, als wenn ein Bothe ein Stück Acten aus der Stadt ins Dorff trägt, es dem Heylande und der Gemeine genug ist."[3]) Ein Zeichen solchen Hochmutes ist es auch, wenn man von Gott für die Arbeit, der man dient, besondere Veranstaltungen fordert, daß man sich nicht gleich in alle Umstände schickt, und wenn man ein viertel Jahr auf der See oder im Texel oder vor Ancker liegen muß, gleich eine geheime augenblickliche Conferenz mit den heiligen Engeln anfängt."[4]) Ebensowenig soll man „dencken, weil man einmahl eine gescheute Antwort hat geben können, so ist man ein Philosoph worden, und kan nun den Leuten demonstriren".[5]) Man soll auch nicht in hochmütiger Beschränktheit „seine Privat-Erfahrung bey 2 oder 3 Menschen zur Regel machen."[6])

Sich selbst und die Sache der Mission kann man ferner schädigen, will man

„mit reicher oder vornehmer Leute Bekehrung sich unzeitig zuthun, oder mit ihnen Compagnie machen, das Werck des Herrn zu treiben; darüber man offt was gewisses fahren läßt, und sich mit etwas ungewisses so lange martert, biß man endlich mit Schaden abziehen muß."[6])

Vor allem aber sucht Zinzendorf die Missionare zu treuem kollegialem Zusammenwirken zu ermahnen. So soll der Missionar nicht

„die Mit-Arbeiter, und sonderlich Vorgesetzte, nach dem Innern examinieren, und seine Harmonie mit ihnen in Amts-Sachen darnach einrichten, wie man mit ihnen zufrieden oder unzufrieden ist;"[7]) auch nicht „sich mit seinen Cameraden broulliren und die Sache ihnen zum Possen liegen lassen."[8]) Vielmehr soll man es vermeiden „die Streitigkeiten älter werden zu lassen als einen Tag."[9]) „Wandelt allemal brüderlich und hertzlich unter einander," mahnt Zinzendorf die Heidenboten nach Orient, „wenns aber was unter euch setzt; so laßts unsern Freund nicht entgelten, laßts die Welt nicht wissen, sondern schließt euch gleich, wenns vors Vaterland gehet, und arbeitet in einem Geist."[10])

[1]) Büd. Samml. I, 675. [2]) Büd. Samml. I, 674. [3]) Büd. Samml. I, 675.
[4]) Büd. Samml. I, 675. [5]) Büd. Samml. I, 673. [6]) Büd. Samml. I, 674.
[7]) Büd. Samml. I, 673. [8]) Büd. Samml. I, 672. [9]) Büd. Samml. I, 675.
[10]) Büd. Samml. II, 633.

Wertvoll sind auch die Ratschläge, welche der Graf den Missionaren für die eigene innere Stellung zu ihrer Arbeit giebt. Er warnt vor dem „Melancholisch werden über alte Sünden, Unlauterkeiten, unabgethane Händel, oder sich einen Bann einbilden und die Arbeit drüber liegen lassen.“[1]) Ja er kann sagen: „Wenn ihr dem Heyland was verderbet, so laßts euch Leyd seyn: wenn ihr nicht sonderlich stehet, oder gar was auf dem Kerb-Holtze habt; so unterwerfft euch der Zucht: aber am Sonnabend, wenn die Arbeit vorbey ist; so empfahet die heiligen Schläge, und die Arbeits-Zeit über macht, als wenn ihr gar nichts gethan hättet.“

Aus diesen Mahnungen Zinzendorfs geht deutlich hervor, wie ernst, nüchtern und praktisch er den Beruf des Missionars auffaßte und von den Heidenboten aufgefaßt wissen wollte. Es sind sehr einfache und klare, aber sittlich hohe Forderungen, welche er an sie stellt. Zinzendorf nimmt die Dinge, wie sie wirklich sind, bei den Heiden wie in den Herzen seiner Mitarbeiter. Nicht zu verwegenem Enthusiasmus, sondern zu treuer täglicher Selbstzucht und Beschränkung auf die nächstliegenden Aufgaben sucht er seine Brüder zu führen, zu demütigem Glauben, der keine Wunder beansprucht, aber ein offenes Auge hat für die Wege des Heilandes aus den Schwierigkeiten heraus, zu ungeteilter Hingabe an den einmal übernommenen Beruf, in der man den Erfolg getrost Gott anheimstellt.

Englische Nachrichten aus Uganda.

Endlich ist wenigstens ein kurzer Bericht des Kapitän Lugard aus Uganda eingegangen; ein ausführlicherer steht zu erwarten. Die direkte englische Route nach Mombas durch die englische Interessensphäre war für die Post gesperrt. Vermutlich liegt es daran, daß bis heute (23. Juli) noch keine Berichte der englischen Missionare da sind. Es ist nicht unmöglich, daß eine englische Post von den feindlichen Baganda abgefangen worden ist. Hören wir nun den Bericht des englischen Kapitäns, der schon durch seine maßvolle Haltung und Objektivität sehr vorteilhaft vor dem leidenschaftlichen rapport des rhetorisierenden französischen Bischofs sich auszeichnet.

Kampala[2]) 11. Febr. 1892. Ich habe einen kurzen und hastigen Brief aufgesetzt, welchen ich über die deutsche Route zu schicken gedenke, um Sie mit den ernsthaften Ereignissen bekannt zu machen, welche sich kürzlich hier in Uganda zugetragen haben. Volle Antwort auf alle Ihre Schreiben, mitsamt einem Bericht über die Ereignisse vom letzten Angriff bis zum heutigen Tage sind schon aufgesetzt und zur Abfertigung bereit. Sie sollten eigentlich durch Mr. Martin vor einem Monat befördert werden und hätten ihn in Kavirondo erreichen sollen, die Straße ist aber jetzt völlig versperrt und daraus schließe ich, daß Mr. Martin schon nach der Küste gezogen ist. Unter diesen Umständen halte ich es nicht für ratsam, sie über Usukuma abzuschicken.

Am 12. Jan. traf der französische Bischof, um eine Anzahl neuangekommener

---

[1]) Büd. Samml. I, 671.

[2]) Kampala ist der Name des engl. Forts bei der Hauptstadt Mengo.

Priester zu begrüßen, in Mengo ein. Obgleich unsere Post in ein oder zwei Tagen abgehen sollte, sandte er dringende briefliche Nachrichten über Usukuma ab, ohne auf unsere Post zu warten. Fast unmittelbar darauf begannen die Dinge hier ein kritisches Aussehen anzunehmen. Bis dahin bestand alle Aussicht auf Erhaltung des Friedens, jetzt aber entstanden Schwierigkeiten und Streitigkeiten täglich zwischen den beiden Parteien und soweit ich sehen kann, in jedem Falle aus der aggressiven Haltung der Katholiken. Dieser Umstand nebst anderen Gründen, welche ich hier nicht einzeln aufführen kann, haben mich zu der Überzeugung gebracht, daß die Partei des Bischofs die Nachricht von der beabsichtigten Räumung Ugandas in den englischen Zeitungen mitgebracht und daß sie dieselbe ausgebeutet hat zu dem Zwecke, eine Krisis herbeizuführen. Die Dinge kamen auf die Spitze durch die kaltblütige Ermordung eines Protestanten seitens eines Katholiken auf der Straße in Mengo. Meine Vorstellungen beim Könige nützten nichts. Der König weigerte sich den Mörder zu bestrafen und Dualla,[1]) welcher meinen zweiten Protest überbrachte, wurde offen in der Burza mitgeteilt, daß meine Soldaten bis auf den letzten Mann getötet werden, Kampala geplündert und wir alle unser Leben verlieren würden, falls ich der Gerechtigkeit wegen einzuschreiten wagte. Solche Sprache war noch niemals in der Burza geführt worden seit meiner Ankunft in Uganda. Nächtlicherweile rührte die französische Partei die Kriegstrommel und stellte ihre Leute am nächsten Tage, am 24. Jan., unter Waffen. Sie hatten ihre Mannen in großer Anzahl einige Tage zuvor in Mengo zusammengezogen. Während ich noch mit dem König unterhandelte und mich auf jede Weise bemühte, einen Krieg zu vermeiden, wurde der Kampf provoziert durch einen Angriff der franz. Partei. Sie war an Zahl unserer Truppe weit überlegen. In Masse (die Hauptmacht glaube ich) griffen sie Kampala an, ich trieb sie aber mit der Maximkanone zurück und schlug sie schließlich. Sie flohen auf die Inseln und es gelang ihnen leider, sich der Person des Königs zu bemächtigen. Die Bedeutung dieses Umstandes ist nicht zu unterschätzen. Die Einwohner Ugandas hängen an ihrem König[2]) und erkennen keinen an, der an seine Stelle tritt. Ich machte das Anerbieten, den König wieder einzusetzen und der französischen Partei alle ihre früheren Stellungen und ihren früheren Einfluß wieder zu verschaffen und den Krieg zu vergessen. Ich erhielt fortwährend Briefe vom König, welcher sich sehr nach der Rückkehr sehnte. Der Monseigneur aber, das Haupt der katholischen Mission, welcher eine völlige Scheidung der beiden Parteien vertrat, begab sich nach den Inseln zum König und den Häuptlingen und ich erfuhr von verschiedenen Seiten, deren Wahrheitsliebe ich nicht bezweifeln konnte (Stokes Leute, vorurteilsfreie Mohammedaner und persönliche Anhänger des Königs), daß der Bischof seinen ganzen Einfluß aufgeboten habe, die Rückkehr des Königs zu verhindern. Mir hatte er versprochen, alles Mögliche zu thun, ihn zur Rückkehr zu bewegen. Auch hatte er mir gesagt, er ginge nach Sese; statt dessen blieb er bei dem König auf den Inseln. Schließlich waren wir gezwungen, die Inseln anzugreifen. Wir vertrieben den Feind unter großen Verlusten. Jetzt hat sich derselbe in Buddu konzentriert. Wir fanden, daß uns das Stärkeverhältnis der beiden Parteien sehr falsch dargestellt worden war. Die Katholiken übertrafen die Protestanten bei weitem an Zahl. Ich habe die Zahl der in Uganda befindlichen Gewehre seit langem auf 6000 geschätzt. Davon besitzen die Protestanten wahrscheinlich nicht mehr als 1400. Unsere Truppenmacht hier besteht aus etwa 500 Büchsen. Davon sind 10% krank. Die jetzige Lage ist folgende. Die mohammedanische Partei hat bis heute noch kein Zeichen von sich gegeben. Vielleicht hat sie den Gerüchten über die Kämpfe keinen Glauben geschenkt. Alle Baganda hier stimmen darin überein, daß die Mohammedaner, falls es hier zu Kämpfen kommt, einen Krieg beginnen wollen, um ihren Sultan Mbogo auf den Thron von Mengo zu bringen. Sie sagen, daß sie in diesem Falle große Hilfe von

[1]) Vermutlich der Name des Boten.

[2]) Nicht etwa weil Muanga so beliebt ist, sondern weil sie in ihm den legitimen Thronerben sehen. Darum hatten auch früher die Christen beider Parteien geholfen, hn wieder auf den Thron zu setzen.

Kabrega erhalten und 5000 Bewaffnete zählen würden. Die Protestanten betrachten es als hoffnungslos, zu einem Verständnis mit ihnen zu kommen, da sie unannehmbare Forderungen stellen würden. Sollten diese selbst zugestanden werden, so würde doch über die Verteilung des Landes Streit ausbrechen und ein neuer Krieg würde die unausbleibliche Folge sein. Zweitens: haben sich die französischen Priester durch den König von Koki verstärkt mit 700 weiteren mit Gewehren Bewaffneten. Auch ein Baziba-Stamm und die Businga-Stämme an der deutschen Grenze sollen mit den Priestern gemeinsame Sache gemacht haben. Diese Stämme verkaufen Pulver und Waffen in allen diesen Ländern, und wenn sie sich mit den Franzosen verbunden haben, müssen wir darin eine große Machtsteigerung derselben erblicken. Sonst würde die Munition der Franzosen bald erschöpft sein. Drittens: Toru und unsere sudanesischen Garnisonen sind völlig von uns abgeschnitten und es ist uns nicht möglich gewesen, denselben Nachrichten über die hiesige Lage zu schicken.[1]) Viertens: Die Baganda aller Parteien betrachten die Flucht des Königs als eine Vertreibung desselben unsererseits. Deshalb sind die gemeinen Leute überall in diesen Gegenden gegen uns mitsamt der mächtigen Partei der Fubabanji, welche sich erst kürzlich gebildet hat. Diese letzteren sind Heiden und sind aufgestanden gegen die beständige Tyrannei der beiden christlichen Sekten und die beständige Vertreibung von ihrem Lande. Viele Bewaffnete haben sich jetzt im Interesse des Königs mit ihnen vereinigt und haben Chagwe besetzt und die Straße nach Busoga gesperrt. So haben wir jetzt die französische Partei in großer Stärke[2]) auf unserm linken Flügel, die Mohammedaner in der Front und die Fubabanji auf dem rechten Flügel. Die Lage ist so kritisch und dieses um so mehr, da ich wenig Aussicht sehe, den König zur Rückkehr zu bewegen. Thut er es nicht, so wird die kleine, mit uns verbundene protestantische Partei täglich schwinden und zum König übertreten. Wir haben in Kampala eine sehr starke Stellung. Im Falle eines Angriffs aber haben wir das Vertrauen zu den Protestanten verloren und unsere größte Schwierigkeit würde die Proviantfrage sein. Alles in allem müssen 1000 Leute täglich gespeist werden. In der Gegend von Mengo giebt es fast gar keine Nahrungsmittel mehr.[3])

Allerdings giebt auch dieser Bericht noch keine volle Aufklärung; aber es ist zu bedenken, daß Lugard den rapport des französischen Bischofs nicht vor sich gehabt hat und vermutlich viele Dinge deshalb nicht aufklärt, weil sie nicht passiert sind. Die Franzosen haben es mit ihren Berichten sehr eilig gehabt, um die öffentliche Meinung in Europa voreinzunehmen; die volle Aufklärung wird schon noch kommen.

Soviel steht schon heute außer Zweifel, daß die französische Partei den Kampf provoziert hat. Angenommen, sie wäre in demselben siegreich gewesen, so würde wahrscheinlich der Monsignore den Sieg ebenso als „eine zweite Taufe" Ugandas gepriesen haben, wie seiner Zeit der in der Geschichte der Südseemissionen unvergeßliche Friedensstörer Msgr. Bataillon die blutige Ausrottung der Protestanten auf Uea als „eine zweite Taufe der Insel" feierte.[4]) Jetzt, wo die französisch-katholische Partei besiegt worden ist, werden die Engländer als unmenschliche Ausbunde an Grausamkeit denunziert.

Ebenso scheint es schon jetzt ziemlich sicher, daß die gegen die englischen Missionare seitens des französischen Bischofs erhobene Beschuldigung, sie

[1]) Also auch in diesem Punkte ist der Bericht des französischen Bischofs, daß Lugard mit Hilfe der Sudanesen gesiegt, unwahr.

[2]) Ich will gleich hier bemerken, daß wenn die franz. Partei noch „in großer Stärke" da ist, unmöglich „50 000 ermordet, in die Sklaverei verkauft und in alle Winde zerstreut sein können."

[3]) Der fünfte Punkt, betr. Mr. Bagge und den Schluß des Berichts, Bitte um Unterstützung und Zusendung noch eines Offiziers, lasse ich weg, da beides für die schwebende Frage von keinem Belang ist.

[4]) Jahrb. der Verbreitung des Glaubens 1876. III, 53.

seien die eigentlichen Verursacher des Blutbads, eine Verleumdung ist. In dem ganzen Berichte des Kapitäns werden die evangelischen Missionare mit keinem Worte erwähnt. Nach demselben hat es sich lediglich um Sein oder Nichtsein der englischen Herrschaft gehandelt und hat Kapitän Lugard sich im Zustande der Notwehr befunden. Hier heißt es auch: was ich denk und thu, trau ich andern zu. Weil der willenlose Muanga ein Spielball in den Händen der Patres war, so soll auch Kapitän L. ein bloßes Werkzeug in den Händen der evangelischen Missionare gewesen sein. Jedenfalls bekommt man aus dem vorliegenden Berichte nicht diesen Eindruck.

Zum dritten erweist sich die Beschuldigung als unwahr, daß Kapitän L. einen Mohammedaner zum König von Uganda gemacht und daß „einer der Offiziere der englischen Gesellschaft" „den Mohammedanern ein Fort, eine Moschee und eine Schule gebaut habe." Dagegen wird leider richtig sein, was der Kapitän von der „Tyrannei" der beiden sog. christlichen Parteien schreibt. Diese Tyrannei ist vermutlich eine Folge der in Gemeinschaft mit den katholischen Patres durch Dr. Peters „in aller Form" erfolgten „Proklamierung der christlichen Religion zur Staatsreligion von Uganda mit der Bestimmung, daß Staatsanstellungen nur von Christen bekleidet werden dürften, daß demnach alle Heiden, im Falle sie nicht übertreten wollten, ihre Ämter niederzulegen hätten."[1]) „Der Mohammedanismus als solcher ward einfach verboten und mit Todesstrafe belegt."[2]) Wir haben bei Anzeige des Petersschen Buchs die durch solche Gewaltakte provozierten blutigen Folgen vorausgesagt (A. M.-Z. 1891, 207) und protestieren jetzt mit aller Energie dagegen, daß den evangelischen Missionaren die Schuld für dieselben aufgebürdet wird. Lugard hat sich bemüht, gegen alle gerecht zu sein und wie es scheint auch der „Tyrannei" der sog. Christen keinen Vorschub geleistet.

Es kann über die jetzt eingetretenen Kämpfe überhaupt nur derjenige ein Urteil haben, der die Geschichte der französisch-katholischen Invasion in Uganda, der politischen Einmischungen des Kardinals Lavigerie und der Verhandlungen des Dr. Peters mit den französischen Patres genau kennt. Denn die jetzigen Kämpfe sind wesentlich die Frucht dieser dreifachen Aussaat. Von Anfang an ist es der französischen Partei um die Herrschaft in Uganda gegangen, und von Anfang an hat sie gegen das englische Protektorat aus allen Kräften agitiert. Es würde uns jetzt zu weit führen, dieses ganze Netz von Agitationen zu entwirren; wir begnügen uns daher, auf den von kundigster Hand geschriebenen Artikel der Morning Post vom 4. Juni d. J. zu verweisen (vgl. Int. 1892, 519). Eventuell kommen wir später auf die Details zurück.

Wie die Beschuldigungen: daß Lugard einen Mohammedaner zum König von Uganda gemacht, daß er katholische Priester in Gefangenschaft gehalten u. s. w., so ist gewiß auch die größere, daß er auf „wehrlose Frauen und Kinder" mit Maximkanonen geschossen und „tausende von katholischen Baganda als Sklaven verkauft habe," unwahr. Der Bischof hat eben in der Hitze mit starken Farben aufgetragen.

---

[1]) Was in Uganda den Verlust der Ländereien in sich schließt.
[2]) Die deutsche Emin-Pascha-Expedition. S. 382 f.

Nimmt man endlich dazu, wie kritisch nach dem Berichte des Kapitäns die Lage der kleineren englisch-protestantischen Partei gewesen ist und noch ist, so grenzte es geradezu an Wahnsinn, wenn diese Partei sich so provokatorisch verhalten haben sollte, wie der Monsignore behauptet. Aber das ist umgekehrt sehr einleuchtend, daß die weit größere französisch-katholische Partei, vertrauend auf ihre Majorität, zur Krisis drängte, indem sie die Nachricht von dem beabsichtigten Abzuge der britischen ostafrikanischen Kompanie aus Uganda agitatorisch verwertete. Es ist doch auch zu auffallend, daß mit der Ankunft des Bischofs in der Hauptstadt der Ausbruch der Kämpfe begann.

Wir schließen diese Betrachtung mit dem Schlußwort des Timesartikels (vom 15. Juli): „Diese kriegerischen Priester sind offenbar ebensowenig skrupulös in ihren Berichten[1]) als in ihren Handlungen; aber sie haben bis jetzt auch nicht einen Brocken von Evidenz beigebracht für die zügellosen Grausamkeiten, deren sie Kapitän Lugard beschuldigen, oder für die Ungerechtigkeit, deren Opfer zu sein sie vorgeben."

Nach einem späteren englischen Berichte soll der Friede durch einen Vertrag mit Muanga wieder hergestellt sein und er sich in Begleitung eines Vertreters der katholischen Partei auf dem Wege nach der Hauptstadt befunden haben. Wck.

---

[1]) Wie „wenig skrupulös" auch die ultramontanen Zeitungsschreiber sind, dafür liefert u. a. auch das „Westf. Volksblatt" (Nr. 190, 18. Juli) wieder einen Kraftbeweis. Seinerseits die Beschuldigungen des Msgr. Hirth noch überbietend, wagt dieses Blatt, die Verleumdungen in die Welt zu schreiben: „Die Greuelthaten sind verübt worden nicht von einheimischen Wilden, nicht von den zahlreichen Mohammedanern, sondern von den protestantischen, englischen Missionaren." . . . „Nach einem englischen Blatt (Daily Chronicle) hat die anglikanische Missionsgesellschaft, um die britisch-ostafrikanische Gesellschaft zu bestimmen, die Soldaten, wie sie beschlossen hatte, nicht zurückzurufen, zur Unterhaltung der Truppe einen Zuschuß von 320000 M. gezahlt. Wenn eine Missionsgesellschaft eine solche Summe ausgiebt, um eine geringe Anzahl Soldaten länger in der Hand zu behalten, so hat das natürlich seinen Zweck." Die Church M. S. hat mehr als einmal die Behauptung offiziell widerlegt, daß sie der britisch-ostafrikanischen Kompanie keine Gelder gezahlt.

Ich fordere das Westf. Volksblatt auf, die Nummer des Daily Chronicle zu nennen, wo sie angeblich ihr Citat entnommen. Gewiß sagt dieselbe nicht, daß die genannte Missionsgesellschaft „Soldaten in der Hand habe behalten wollen".

Im übrigen bringt der Artikel in besonders gehässiger Form die bereits widerlegten Beschuldigungen. Wir haben hier wieder einmal einen tendenziösen ultramontanen Preßfeldzug vor uns, der auf Verwirrung der öffentlichen Meinung abzielt. Wir versparen uns eine Beleuchtung desselben im Zusammenhange bis auf den Eingang der englischen Erwiderungen auf die leidenschaftlichen französisch-katholischen Berichte.

Daß die französische Partei provoziert hat und die Hauptschuld für die Einmischung der Politik in die Ugandamission trägt, darüber besteht schon heute kein Zweifel.

Statistik der Norwegischen Madagaskarmission für Anfang 1891.[1])

Zahl der Hauptstationen: 21.

	Betafo	Masinandraina	Sirabe	Ambohimasina	Soavina	Manandona	Loharano	Antananarivo	Fandriana	Ambatosinandrahana	Fihasinana	Soatanana	Fianarantsoa Östl. Bezirk	Fianarantsoa Südl. Bezirk	Ihosy	Vangaindrano	Manambondro	Fort Dauphin	St. Augustin	Morondava	Tullear	Totalsumme
Zahl der Christengemeinden	30	16	27	43	25	16	11	1	27	23	14	56	86	28	11	21	7	12	1	2	3	460
Zahl der Christen	7932	953	1945	2751	890	830	786	310	1807	557	1207	2026	2604	407	23	103	18	32	—	144	32	25357
Zahl der Schulen	31	16	27	43	22	16	10	1	27	23	14	54	85	28	11	21	7	12	1	2	3	454
Zahl der Schüler	1797	846	1622	2195	1068	1823	687	250	2992	3856	1971	2521	4104	1040	80	930	179	334	—	?	100	28405
Zahl der eingeborenen Geistlichen	4	1	2	2	1	1	1	1	1	—	1	1	3	—	—	1	—	—	—	—	—	20
Zahl der Lehrer	123	40	66	121	62	59	33	7	77	110	48	100	150	50	14	27	8	15	4	2	6	1122
Durchschnittszahl der Kirchenbesucher	6000	1500	8500	5100	1738	1740	1600	300	3000	4000	2600	4605	5000	1500	120	1200	500	800	50	200	150	45220

[1]) Siehe Missionsrundschau S. 343.

Missionsrundschau.

I.

Afrika.

Südafrika. Von der viel geprüften französischen Sambesi-Mission (vergl. die letzte Rundschau: 1891, 182) sind eine ganze Reihe betrübender Nachrichten eingetroffen. Daß die heldenmütige Gattin des tapfern Pioniers und Leiters dieser Mission Coillard, am 28. Oktober v. J.'s heimgegangen ist, darüber haben wir bereits im Beiblatt S. 59 ff. ausführliche Mitteilung gemacht. — König Lewanika, der sich bis jetzt wenigstens nicht unfreundlich gegen die Missionare verhalten, hat in der letzten Zeit dem schwer geprüften Coillard durch seine Charakterlosigkeit, Habgier und Hinterlist das Leben sehr schwer gemacht und sein Sohn Litia, der zu so schönen Hoffnungen berechtigte, hat sich gleichfalls als ein Mann von „gelbem Herzen" bewiesen. Er entführte dem einsamen Missionar seinen treusten Knecht, und Lewanika that das Gleiche mit seinem ersten Bekehrten, dem jungen Andreas, den Coillard schon im Geiste als Evangelisten seiner Landsleute sah. Ein Lichtblick in dieser schweren Zeit war der unerwartete Besuch eines Dr. Johnston aus Jamaika, der, nachdem er dort 15 Jahre lang unabhängig von jeder Gesellschaft als Missionar thätig gewesen, mit 6 seiner Christen von Benguela aus Afrika durchquerte, um mit Hilfe von Dolmetschern den Samen des Evangelii auszustreuen. Dieser romantische Missionar wollte dem Laufe des Sambesi folgen, Nyasaland und Blantyre besuchen und von Quilimane aus sich nach England einschiffen. — Auch die methodistischen Missionare bereiteten Coillard Schwierigkeiten. Lewanika bestand darauf, daß dieselben nicht bei einem andern Stamm sondern in seiner Hauptstadt Léaluyi sich niederließen. Die Regel, daß keine evang. M.-G. sich da niederlassen solle, wo bereits eine andre arbeite, gehe ihn nichts an. Die französischen Missionare hätten ihm bis jetzt auch keinen Nutzen gebracht; er brauche weder ihren Gott noch ihre Schule, sondern Waffenschmiede, Maurer, Zimmerleute, das seien seine Missionare. Später fand, dann wieder einige Annäherung statt, infolge deren Coillard hoffte, daß die methodistischen Missionare doch noch die Erlaubnis zum Weiterziehen erhalten würden. Auf einer Versammlung der Häuptlinge, die nichts gegen seine eigne Niederlassung in der Hauptstadt einwandten, redete Litia an Stelle seines abwesenden Vaters zur Überraschung Coillards gute und tapfre Worte, so daß der Schluß der ausführlichen Berichte wieder eine hoffnungsvollere Wendung nimmt. Auch der junge Andreas stellte sich einmal wieder ein und bat sogar um die Erlaubnis, in Lealuyi als Evangelist wirken zu dürfen. — Leider wurde ein neu angekommener Missionar durch schwere Erkrankung genötigt, die Sambesimission zu verlassen, um es in der Bassutomission zu versuchen (Journal des miss. évang. 1892, 155. 247. 297).

Im Auftrage des Bischofs der Ausbreitungs-G. hat 1890 der Kanonikus der Diöcese von Bloemfontain, Balfour, mehrere ausgedehnte Rekognoszierungsreisen durch Maschonaland unternommen, auf denen er mit Hilfe von 2 dolmetschenden Knaben einer ganzen Reihe von Häuptlingen versuchte den Zweck seiner Reise klar zu machen und überall freundliche Aufnahme fand. Nachdem

dann 1891 Maschonaland als besondere Diöcese konstituiert und Bischof Knight-Bruce mit ihrer Verwaltung betraut worden war, führte derselbe eine Anzahl von Missionsarbeitern: 2 europäische Geistliche und 3 Laienmissionare wie 5 eingeborne Katechisten auf das allerdings wenig dicht bevölkerte, aber ausgedehnte neue Missionsgebiet. 6 Missionsstationen sind in der Anlage begriffen; die beiden mit den europ. Geistlichen besetzten Centralstationen sind: Fort Salisbury und Umtali. Zur Bauarbeit werden überall die Eingebornen herangezogen. Die Absicht, in die benachbarte Matebelen-Mission der Londoner M.-G. sich einzudrängen, weist der Bischof entschieden ab (M. Field 1892, 5. 60. 146). Neben der P. G. S. beabsichtigen auch die Wesleyaner eine Mission in Maschonaland zu beginnen. — Da das Land gut bewässert, reichlich mit Holz versehen und gesund sein soll (ein beträchtlicher Teil liegt 4—5000 Fuß hoch), so erachtet man es zur Ansiedelung von Europäern für geeignet. Wie es scheint, ergießt sich bereits ein Strom von Weißen hinein in das weit abgelegne Land, man redet von gegen 3000, vermutlich aber besteht derselbe weniger aus eigentlichen Kolonisten als aus Goldsuchern und sonstigen Abenteurern (Int. 1891, 901. 1892, 43. 527).

Südöstlich von Maschonaland, gleichfalls noch im britischen Territorium, beabsichtigt von seinem ostafrikanischen Missionsgebiete (Umzila's Reich) aus der Am. Board eine neue Mission im nördlichen Gazalande zu begründen, und zwar auf einem gebirgigen, ca. 4—5000 Fuß hohen, wohlbewässerten, fruchtbaren und leidlich bevölkerten Terrain, das bis jetzt wenig bekannt zu sein scheint. Die erste Untersuchungsreise ging von Beira aus per Boot den Pungwefluß hinauf und dann zu Fuß bis Umtali in Maschonaland, von da südlich nach Gungunyanas (oder Umzila's, des Vaters G.'s) altem Kraal. Etwa halbwegs zwischen beiden findet vermutlich die neue Niederlassung statt (Indep. 17./3. 92. M. Her. 1892, 3. 232).

Auf der kleinen Mission der Waadtländischen freien Kirche an der Delagoabai ruht fortgehend der Segen Gottes. Sie hat 3 Stationen: Lorenzo-Marques, Rikatla und Antioka mit zusammen etwa 900 Bekehrten seit 6 Jahren. Jetzt ist auf der ersten der genannten Stationen auch ein Missionsarzt stationiert, der eine erfreuliche Wirksamkeit zu entfalten beginnt. Nördlich von Rikatla hat sich im Gebiete des Häuptlings Mahazule eine kleine christliche Gemeinde gebildet infolge des mutigen Zeugnisses einer bekehrten Frau, welche eine Anzahl anderer Frauen für das Evangelium gewonnen hat. Aus Nord-Transvaal, wo sich der andre Zweig der Waadtländischen Mission mit den 3 Stationen: Valdesia, Elim und Schiluwane, in den sog. Spelonken befindet (nördlich von den bekannten Berliner Stationen Mphome und Medingen), ist der Jahresbericht noch nicht eingegangen. Soweit sich die Lage übersehen läßt, ist hier mancherlei zu klagen: das Goldfieber, die Plakkerswet[1]), die fortgehende Kriegsunruhe üben einen nachteiligen Einfluß auf das Gemeindeleben, in welchem sich ein Geist der Unzufriedenheit, Insubordination und Zuchtlosigkeit regt, der den Missionaren viel Kummer macht (Bulletin Miss. 1892, 63 ff.).

---

[1]) Ein Gesetz, nach welchem nur 5 Familien Farbiger auf einem Bauernplatz (= 10 000 Morgen) wohnen dürfen.

Auch die Berliner Mission, über die wir eine Übersicht hier anschließen, hat über den ungünstigen Einfluß zu klagen, welchen die immer ausgedehntere Auffindung von Goldfeldern und Diamantenlagern auf Weiße und Farbige ausübt, wie über die vielfachen Hemmungen, welche ihr die Durchführung des Plakkergesetzes bereitet. Bekanntlich teilt diese Mission ihr ausgedehntes südafrikanisches Arbeitsgebiet in 6 Synoden bzw. Superintendenturen ein: Nordtransvaal (das von 1892 ab in eine westliche und östliche selbständige Diöcese getrennt werden wird), Südtransvaal, Oranje-Freistaat, Natal, Kafferland, Kapkolonie. In Summa befinden sich in diesen 6 Distrikten jetzt 23841 Getaufte, 1489 Katechumenen, 11456 Kommunikanten und 4179 Schüler. In 1891 wurden 1931 Taufen, 612 an Erwachsenen vollzogen.

Den nordöstlichsten Teil der Nordtransvaalsynode bilden 3 Stationen unter den Bawenda, deren Entwicklung unter fortgehenden Kriegsunruhen viel zu leiden gehabt hat. Einige Bücher (Schriftteile und ein Liederbuch) sind in der Bawendasprache fertig gestellt worden. Die junge Mission in Bonyai nördlich von Limpopo liegt in den Händen einiger Nationalhelfer. Trotzdem das Plakkergesetz in Mphome besonders nachteilige Folgen gehabt, hat hier die Arbeit stetig einen erfreulichen Fortgang und gedeiht das Nationalgehilfen-Institut. Von der Station Malakong aus, wo es dem Missionar bis jetzt gelungen ist, den Ausbruch des Kriegs zwischen zwei feindlichen Brüdern zu verhindern, ist jenseits des Nylflusses ein viel versprechendes neues Gebiet zunächst durch einen tüchtigen Nationalhelfer in Angriff genommen, auch die mehrere Jahre verlassen gewesene Station Makapansport wieder besetzt worden.

In Südtransvaal macht die durch den ausgeschiedenen Missionar Winter verursachte Secession der Bapedigemeinden (A. M.-Z. 1891, 184) der Berliner Mission viel zu schaffen, da dieselbe jetzt aggressiv vorgeht und eine förmliche Gegenmission organisiert, der leider auch der früher viel genannte und viel gepriesene Martinus Sewuschan als Agitator dient. Selbst Zöglinge des Nationalhelfer-Instituts zu Botschabelo gingen zu den Separatisten über, so daß dasselbe hat geschlossen werden müssen. Viel Störung verursachte auch eine Entscheidung des obersten Staatsanwalts von Transvaal, nach welcher die durch jahrelange Sitte zum Gesetz gewordene Belegung sittlicher Vergehungen wie Trunksucht, Ehebruch und dergl. mit Geldstrafen nicht nur für ungesetzlich erklärt und Rückerstattung dekretiert wurde, sondern die auch den missionsfeindlichen Blättern erwünschte Veranlassung bot zur Verleumdung der Mission als einer Geldspekulation. Sup. Nauhaus in Botschabelo mußte wirklich, trotzdem er den genauen Nachweis erbracht, daß diese Strafgelder für öffentliche Zwecke verwendet seien, 540 M. zurückzahlen. Trotz dieser und andrer Wirrnisse ist die Gesamtzahl der Getauften dieser Synode von 9553 Seelen auf 10043 gestiegen.

In den übrigen Synoden ist die Arbeit im ganzen ihren bisherigen Gang fortgegangen. Im Oranje-Freistaat haben die Spekulationen des Diamantgrubenbesitzers Rhodes eine erhebliche Minderung der farbigen Arbeiter wie eine Lahmlegung der Geschäfte der weißen Händler und dadurch manchen Notstand herbeigeführt, der auch auf die Missionsarbeit mannigfach schädigend eingewirkt hat. In Natal geht es ohne wesentliche Störungen langsam voran; auch wird hier durch besonnene Regierungsverordnungen der Civilisation der

Kaffern der Weg gebahnt. In britisch Kafferland ist, mit Ausnahme von Kropfs Station Bethel, die Mission bis jetzt wenig fruchtbar, so daß man 3 Stationen in eine vereinigt hat, um die Arbeiter für ergiebigere Gebiete zu verwenden. In der Kapkolonie endlich ist die Entwicklung, ohne daß Ereignisse von Belang stattgefunden, in normaler Weise ihren stillen Gang gegangen (Berl. M.-Berichte 1892, 246 ff.).

Wir gedachten in unsrer vorjährigen Rundschau der Kaffernmission der schottischen Unierten Presbyterianer im Bomwanaland. Aus dieser Mission liegen auch jetzt wieder verschiedene ebenso interessante wie erfreuliche Berichte des farbigen Missionsarztes Dr. Soga vor. Wir teilen aus denselben ein charakteristisches Beispiel christlicher Glaubensfestigkeit und Leidensfreudigkeit mit, das zugleich einen Einblick in die Anfechtungen thun läßt, mit welchen der Übertritt zum Christentum für einen Kaffer verbunden ist. Einer der Ratsherren des alten Häuptlings Kreli, des letzten der großen Häuptlinge vom alten Kaffertypus, Namens Matiyase, der Führer der Leibgarde Krelis, war Christ geworden. Obgleich der alte Häuptling einen Missionar unter seinem Stamme duldete, so wünschte er doch nicht, daß einer seiner Leute den christlichen Glauben annehme. Es war daher ein harter Schlag für ihn, daß sogar ein Mann von der Stellung des Matiyase gläubig geworden und der Häuptling bot alles auf, ihn zu bewegen, daß er zu dem nationalen Aberglauben zurückkehre. Als alle Überredungskünste vergeblich waren, begannen die Verfolgungen. Zuerst brannten sie dem Matiyase seine ganze Ernte nieder, dann umgaben sie ihn auf Schritt und Tritt mit Zaubermitteln, stahlen ihm sein Federvieh, töteten seine Schweine, verwüsteten seine Felder, indem sie ihr Vieh hineintrieben. Dann erkrankte seine kleine Tochter an einer geheimnisvollen Krankheit und starb vermutlich an irgend einem Gifte, dann wurde M. selbst todkrank und seine Feinde triumphierten über die Wirksamkeit ihrer Zauberkünste, die Krankheitsheimsuchungen als Strafe für seinen Übertritt zum Christentum auslegend. Unter der Pflege des Missionsarztes wurde der bedrängte Mann wieder gesund; jetzt wurde er vor die Ratsversammlung geladen, um sich wegen seiner Bekehrung zu verantworten. Auch hier blieb er fest und erklärte: „Hat nicht Kreli selbst den Missionar zugelassen? Warum ist dieser gekommen? Doch um uns Galeka-Kaffern das Evangelium zu predigen? Ich habe dasselbe gehört und angenommen und bin nun überrascht, daß Kreli mich nötigen will wieder abzufallen. Wußte er nicht, als er den Missionar kommen ließ, daß sich Leute bekehren würden? Wie kann er mich tadeln, daß ich mich bekehrt habe? Liegt hier eine Schuld vor, so trifft sie Kreli, nicht mich." Diese Antwort verwirrte die Versammlung und so aufgebracht die Männer auch wurden, so gaben sie nun doch die weiteren Versuche auf, den Matiyase von seinem christlichen Glauben abwendig zu machen. Er muß fortgehend viel leiden, ist aber ein Licht und Salz unter seinen Landsleuten, von denen nicht wenige ihn zu achten anfangen (Miss. Rec. Unit. Presb. 1892, 272).

Nicht alle stehen so fest wie dieser Matiyase. Dr. Soga erzählt auch von mehr als einem, der wieder zurückgegangen. Die Macht der Zauberei, die er sehr anschaulich schildert (ebd. 1891, 297), hält das arme Volk noch in ihren Sklavenketten. Um so größer ist die Freude, wenn das Evangelium

diesen Zauberbann durchbricht und ein neues Leben von diesem Siege Zeugnis ablegt, wofür die schottischen Arbeiter auch unter dem Stamme der Xesibe-Kaffern etliche Beispiele zu berichten haben. Auch wachsen hier die Versammlungen, neue Kirchen werden gebaut und die Beiträge der Eingebornen sind beträchtlich (ebd. 1892, 17. 89).

Aus Zululand, besonders dem nördlichen Teile melden die Hermannsburger: „Die Zulu kommen," wenn auch noch nicht in hellen Haufen, so regt sichs doch unter ihnen, daß die Zahl der Hörer und Taufbewerber gegen früher wächst. In den christlichen Gemeinden ist freilich nicht alles Licht, aber neben mancher Klage über Zuchtlosigkeit finden sich auch schöne Züge von Bußfertigkeit und der Siegesmacht des christlichen Gewissens. Auf den 19 Zulustationen der Hermannsburger haben 238 Taufen stattgefunden, so daß die Gesamtsumme ihrer Gemeindeglieder 1618 betrug. Viel flotter geht es in der Hermannsburger Betschuanenmission, wo auf 24 Stationen 1470 Taufen vollzogen worden sind und der Gesamtbestand der Gemeinden sich auf 12 359 Seelen beläuft. Es geht im ganzen ein fröhlicher Ton durch die Betschuanenmissions-Berichte als Ausdruck der Freude, daß Gottes Wort nicht leer zurückkommt (Hermsb. M.-Bl. 1391 Nr. 11 — 1892, Nr. 6 und Haccius, Denkschrift, 2. Aufl. S. 132—137).

Der neue (anglikanische) Bischof von Zululand, Dr. Carter, dessen Diöcese auch Swaziland, Tongaland und einen Teil von Transvaal umschließt, hat nicht nur sofort nach seiner Ankunft in Afrika eine Inspektionsreise durch sein weites Aufsichtsgebiet angetreten, sondern auch einen kräftigen Appell an seine englischen Landsleute gerichtet zur Unterstützung der dortigen anglikanischen Mission, die sich in den Händen der Ausbreitungs-G. befindet. Er findet es — und mit Recht — unverantwortlich, daß gerade die englische Kirche nicht mehr als 13 ord. Geistliche — die eingebornen ungerechnet — im Dienst dieser Mission hat. „Vor 10 Jahren eroberte England dieses Land und nahm von seinen Bewohnern weg die Zuchtordnung, die es in mancher Beziehung zur feinsten aller afrikanischen Rassen machte. Gewiß war diese — von den despotischen Häuptlingen geübte — Zucht eine grausame und doch hatte sie auch ihre gute Seite; jetzt fehlt sie und es ist kein Ersatz an ihre Stelle getreten. Das Mindeste, was England thun kann, ist, ihnen „den besseren Weg" zu zeigen und das eben versucht die kirchliche Mission. Aber wir, die wir hier arbeiten, fühlen, daß wir gelähmt sind durch Mangel an Arbeitern und Mitteln." . . Auf seiner Inspektionsreise fand der neue Bischof auf den meisten Stationen große und aufmerksame Versammlungen, so daß er überrascht wurde über den Unterschied zwischen heut und vor 10 Jahren, wo er auf dem bekannten Schlachtfelde von Isandhlwana die erste Hütte gebaut hatte, „damals das einzige Centrum in diesem Missionsdistrikt," und jetzt giebt es neben 11 von eingebornen Katechisten besetzten Plätzen allein hier 8 Stationen, die zum Teil mit europäischen Missionaren besetzt sind. Überall hoffnungsvolle Anfänge, aber die offnen Thüren verlangen gebieterisch kraftvollere Arbeit (M. Field 1892, 135. Die Reise nach Swaziland ebd. 216).

Auch die Zulu-Missionare des Am. Board schreiben: „Wir alle sind voll Hoffnung." Auf der einen Station sind 30, auf zwei andern je 19 als members in die Gemeinden aufgenommen und mehr als einem ein-

gebornen Pastor wird das Zeugnis großer Tüchtigkeit und Treue ausgestellt (M. Her. 1892, 114. 198).

Im Pondoland, dem einzigen noch völlig unabhängigen Kafferterritorium gehen die ärgsten heidnischen Greuel noch im Schwange. So wurde vor kurzem ein der Zauberei beschuldigter Mann gebunden in eine Hütte geworfen, dieselbe verschlossen und in Brand gesteckt, und sein Schwager, der das Feuer löschen wollte, erschossen. Eine Verwandte des Verurteilten mit dem Kinde auf dem Rücken wollte dasselbe thun; auch sie wurde durch die Brust geschossen und ihr Kind getötet. Auch einen andern Mann samt seinen Sohn traf dasselbe Los. Einer Frau wurden Nase und Lippen mit glühenden Zangen abgebrannt und sie dann mit Assagaien durchstochen. Ein Mann, dessen Hund auf seines Nachbars Hütte geklettert war, wurde der Zauberei beschuldigt, auf dem Erdboden ausgespannt, und nachdem ihm der Schädel eingeschlagen war, einen Abgrund hinabgestürzt. Es wäre wirklich eine Wohlthat, wenn die britische Regierung durch Annektierung dieses Landes solchen Greueln ein Ende machte (Barmer M.-Bl. 1892, 40).

In Bassutoland ist, 83 Jahre alt, der Oberhäuptling Letsié, Sohn des bekannten Moschesch, am 20. Nov. 1891 gestorben und zwar wie er gelebt als Heide. Er war allerdings kein ausgesprochner Feind des Evangeliums, aber besonders die Polygamie und die Trunksucht erstickten alle edleren Regungen in ihm. Sein Nachfolger ist sein ältester Sohn Lerotholi. — Die britische Regierung hat im vorigen Jahre einen Census im Bassutolande veranstaltet, der eine Bevölkerung von 218 324 Seelen ergeben hat. Nach der vorjährigen Statistik der Pariser M.-G. betrug die Gesamtzahl der erwachsenen evang. Christen im Censusgebiete 9662.[1]) Rechnet man die Kinder und die sog. Anhänger zu dieser Zahl, so beträgt die evangelische christliche Bevölkerung des Bassutolandes ca. 11—12% der Gesamtbevölkerung. Im letzten Jahre hat sich die Zahl der Gemeindeglieder und Katechumenen um 1594 vermehrt, so daß sich heute der Prozentsatz schon bedeutend günstiger stellt. Ein bedeutendes Wachstum zeigt die Zahl der Schüler; vor 5 Jahren betrug dieselbe 3754, voriges Jahr 7031, jetzt 7869. Besonders erfreulich ist aber das den christlichen Bassutogemeinden gegebene Zeugnis, daß ihr geistliches Leben, ihr Pflichtgefühl und ihr Opfersinn wachse, und daß das Heidentum, bei aller Gewalt, die es noch über die große Majorität des Volkes übe, doch bereits die Todeswunde trage (Journal des miss. évang. (1891, 200. 1892, 99. 290).

In der bekannten freischottischen Erziehungsanstalt Lovedale, die im vorigen Jahre das 50jährige Jubiläum ihres Bestehens feiern durfte, sind jüngst Jahreskurse für eingeborne Evangelisten eingerichtet worden; auch hat sich ein Jünglingsverein hier gebildet, dessen 30 Mitglieder in verschiedenen Abteilungen allsonntäglich auf die benachbarten Orte hinausgehen, um den Heiden die gute Botschaft zu verkündigen (Free Ch. Monthly 1892, 38). Wir hoffen demnächst in einem besondern Artikel über die gesegnete Wirksamkeit dieses Instituts Bericht zu erstatten. — Die Filialanstalt von Lovedale,

---

[1]) In Summa betrug sie 10 864, aber ein Teil des franz. Missionsgebiets liegt außerhalb des Censusgebiets.

Blythswood im Fingulande, die zusammen 226 Schüler und Schülerinnen in ihren verschiedenen Abteilungen enthält, ist bedeutend erweitert worden. Zu den ca. 20000 M. betragenden Kosten haben die Fingukaffern selbst die Hälfte beigesteuert (ebd. 91).

Im nächsten Jahre wird die älteste Missionsstation der Brüdergemeine in Südafrika, Gnadenthal, ihr 100jähriges Jubiläum feiern. Hoffentlich ist bis dahin die neue Kirche mit ihren mindestens 1400 Sitzplätzen fertig, die sie zu bauen begonnen hat. Neben der stattlichen vierstufigen Gemeinschule mit ihren 560 Kindern, besteht hier seit 1838 ein Seminar zur Heranbildung von eingebornen Lehrern und Geistlichen, auf dem auch Gehilfen für andre Miss.-GG. ausgebildet werden — (vergl. über dasselbe M.-Bl. aus der Br.-G. 1890, Nr. 9). Gelegentlicht der Berichte über diese Station werden (ebend. 1891, 246) 2 Mitteilungen gemacht über die äußere und die innere Beziehung dieser ältesten brüderischen Missionsstation zu ihrer jüngsten Schwester im Nyasalande, die wir hier nachtragen wollen. Die erste betrifft die neue Eisenbahnunternehmung, die von Kimberley aus durch Britisch Betschuanenland, das Matebelenreich und Maschonaland bis an den Sambesi geführt werden soll. Kommt dieselbe wirklich zur Ausführung, so wird man künftig von dem südafrikanischen Missionsgebiet der Brüdergemeinde zu ihrem Nyasamissionsgebiet bzw. bis zu der Wasserstraße Schire-Nyasa, die auf dasselbe führt, den kürzesten und bequemsten Weg haben. Die andre Mitteilung geben wir mit den Worten des berichtenden Missionars.

„Auch innere Beziehungen bestehen schon seit geraumer Zeit. Seit Jahrzehnten sind Bewohner der Gegenden um den Nyasa hierher verschlagen worden, haben bei uns den Weg zum Himmel kennen gelernt und zurückgelegt, andere sind eifrig bemüht, ihn zu finden. Ich will nur ein Beispiel anführen. Erst vor einigen Wochen erzählte mir unsre altehrwürdige Abendmahlsschwester Luise Moser ihre Jugendgeschichte. Nördlich von der Mündung des Sambesi an der Küste entlang wohnt der Volksstamm der Barora. Westlich von diesem hatten ihre Landsleute ihren Sitz. Ungefähr 12 Jahre alt wurde sie selbst von ihrer Mutter gerissen und durch ihren eigenen Bruder in die Sklaverei verkauft. Sie ging über in die Gewalt des Königs ihres Stammes, der sie, da er gerade Lust zum Rauchen verspürte, für 3 Holznäpfe voll Tabak weiter verschacherte. So kam sie auf das rechte Ufer des Shire. Hier wechselte sie, stets als Zahlmittel benutzt, vielfach ihre Herren, bei welchen allen sie böse Tage verlebte, bis sie endlich in die Hände von Portugiesen geriet, welche sie als Tauschware für gelieferte Hirse entgegennahmen. Sena wurde nun ihr zeitweiliger Aufenthaltsort, ein Platz am Sambesi ein kleines Stück nördlich von der Stelle, wo der Shire in ihn sich ergießt. Von Sena sollte sie jedoch als Sklavin mit anderen Leidensgenossen verschifft werden, wohin, das erfuhr sie natürlich nicht. Sklaven zur See zu transportieren, war aber schon damals nicht leicht, weil englische Kriegsschiffe vor den Mündungen des Sambesi auslaufenden Sklavenfahrzeugen scharf auf den Dienst lauerten. Nach einigen vergeblichen Versuchen gewann endlich das Schiff, auf welchem sie mit einigen hundert Sklaven zusammengepackt war, die offene See. Haarsträubend ist die Schilderung, die Luise Moser von den Zuständen und der Behandlung an Bord dieses Schiffes macht. Doch es hatte nur

wenige Tage zurückgelegt, als ein englischer Kreuzer desselben ansichtig wurde und ohne viel Umstände sich seiner bemächtigte. Schiff und Ladung wurden nun in den Hafe von Simonstown unweit der Kapstadt gebracht, nachdem man auf der Fahrt dahin mehr als 9/10 der unglücklichen Sklaven als Leichen hatte in die See werfen müssen, da sie infolge der unmenschlichen Behandlung wie aus Mangel an Nahrung und Luft gestorben waren. Unter den wenigen Überlebenden befand sich auch Luise. In Freiheit gesetzt kam sie nach mancherlei Führungen hierher, geleitet von dem Gotte, der sie erwählet hatte. Hier wurde sie auch vom Sklavendienst der Sünde erlöst und gehört nun dem Volke Gottes an, das darauf wartet, in seine Ruhe eingehen zu dürfen. Das ist eine von den vielen, die uns längst schon herzliche Teilnahme für die Negerstämme Inner-Afrikas eingeflößt haben. Kein Wunder, daß diese Teilnahme jetzt, da auch unser Brüderkirchlein sich aufgemacht hat, diesen Leuten die Hilfe aus Zion zu bringen, besonders warm auch bei uns aufflammt!"

Einen lehrreichen Artikel bringt Nr. 10 und 11 (1891) des Miss.-Bl. aus der Br.-G. über einen Rechtshandel auf der Station Silo, der nicht bloß in die sog. „Instituts"-Missionen Südafrikas sondern auch in das Gemeindeleben einen instruktiven Einblick gewährt. — Auch die Specialberichte über die erst seit wenigen Jahren begonnene mannigfache Arbeit der Brüder, welche sich um Moravian Hill in der Kapstadt konzentriert, sind für die Kenntnis der dortigen Zustände eine Art photographischen Albums (ebd. 1892, Nr. 1 u. 2). — Endlich sei noch erwähnt, daß am 31. März dieses J.s gerade 150 Jahre verflossen sind, seitdem der erste wirkliche evang. Missionar im Kaplande, der Herrnhuter Georg Schmidt, den ersten Hottentotten taufte. Bekanntlich mußte der treue Mann schon 1744 das Land verlassen; er wollte wiederkommen, aber es ward ihm nicht gestattet. Erst ein halb Jahrhundert später konnte die Brüdergemeine durch die Gründung von Gnadenthal die südafrikanische Mission wieder aufnehmen (ebd. 1892, S. 98).

Fast ganz Südafrika, vornehmlich die Kapkolonie wird durch die Frage um das Stimmrecht der Farbigen lebhaft bewegt. In Natal, dem Freistaate und Transvaal haben die Farbigen keinerlei Stimmrecht und es ist auch nicht daran zu denken, daß man es ihnen hier gewähre; wohl aber besitzen sie es in der Kolonie. Nun existiert in Südafrika eine sog. Bond party, deren Bestrebungen sich in die beiden Parolen zusammenfassen lassen: Bildung eines vereinigten Staatenbundes von Südafrika mit völliger politischer Selbständigkeit gegenüber dem Mutterlande und möglichste Einschränkung der Rechte der Eingebornen. Um nun die außerkapschen Staaten für das erstere dieser Ziele zu gewinnen, geht der Bond darauf aus, den Eingebornen der Kolonie ihr Stimmrecht illusorisch zu machen, und bereitet zu diesem Zwecke ein Gesetz vor, welches den Landeigentümern je nach der Größe ihres Besitzes 2 und mehr Stimmen gewährt, eine Maßregel, welche die politische Gewalt wesentlich in die Hände der holländischen Farmer bringen würde. Da diese Agitation von dem größeren Teile der südafrikanischen Presse bekämpft wurde, so ist auf dem letzten Kongreß des Bonds auch den nichtlandbesitzenden Europäern eine Doppelstimme in Aussicht gestellt worden. Man ist nun sehr gespannt auf die nächste Parlamentssitzung und die Stellung der Regierung zu diesem Antrage des mächtigen Bonds, der darauf hinausgeht, die Eingebornen

politisch völlig einflußlos zu machen. Thatsachen, daß die Farbigen der Kolonie Mißbrauch mit ihrem Stimmrecht getrieben, liegen nicht vor; die Männer, welche diese ins Parlament gewählt, gehören vielmehr zu den tüchtigsten Mitgliedern desselben (Rec. Unit. Presb. 1892, 172).

Aus dem Rheinischen Missionsgebiete in Deutsch-Südwestafrika (Nama- und Hereroland) kommen die alten Klagen betreffs der traurigen politischen Lage: noch immer die alten Räubereien des Hendrik Witbooi und die alte Unthätigkeit der kleinen deutschen Schutztruppe, die bis jetzt nicht viel geschützt hat. Am 15. März dieses J.s hat Witbooi endlich bei Otyohangue (3 Tagereisen von der Missionsstation Otyosazu) seitens der Herero eine empfindliche Niederlage erlitten, doch ist er selbst durch die Flucht entkommen. Ob damit das 12jährige Kriegstrauerspiel sein Ende erreicht hat, ist freilich zweifelhaft. Daß unter diesen Umständen die Missionsarbeit schwer leiden muß, ist selbstverständlich. 2 Namastationen (Gibeon und Hoachanas) haben aufgegeben werden müssen und sind zerstört worden. Dagegen nahm auf den 3 südlichen und den beiden am Rande der Kalihari gelegenen Stationen die Missionsarbeit ihren ungestörten und nicht ungesegneten Fortgang. Auf Rietfontein, wo die Jahreskonferenz stattstand, konnte eine neue stattliche Kirche eingeweiht werden. Die Gesamtzahl der Christen auf den 9 zur Namakonferenz gehörigen Stationen beträgt 5046. — In Hereroland ist die Mißstimmung gegen die unthätige deutsche Schutzherrschaft eher gestiegen als vermindert, ja die Spannung hat bisweilen einen hohen Grad erreicht. Zu den Kriegsunruhen kamen hier noch die durch ein deutsches Schiff eingeschleppten Pocken, große Trockenheit und eine Heuschreckenplage. Gegen die Pockenverschleppung wurden seitens der deutschen Behörden energische und erfolgreiche Maßregeln ergriffen. Trotz aller dieser Hemmungen sind im Hererolande 2 alte Stationen Otyozondjupa und Okombahe neu besetzt und eine dritte, Franzfontein, auf dem Wege ins Ovamboland neu angelegt worden. Die Gesamtzahl der Hererochristen beträgt jetzt auf sämtlichen 8 Stationen 2499.

Endlich die erfreuliche Nachricht, daß die neue Ovambomission der Rh. M.-G. im vorigen Jahre glücklich zu Stand und Wesen gekommen ist. Schneller als erwartet wurde ist, trotz allerlei Fährlichkeiten und Mißgeschicken, die erste Ovambo-Missionsstation Ondyiva unter dem Stamme der Orakuanjama begründet und auf derselben mit der eigentlichen Missionsarbeit bereits der Anfang gemacht worden. Die finnischen Brüder haben den Rheinischen Missionaren mit Rat und That treulich geholfen und nicht wenig zum bisherigen Gelingen des neuen Unternehmens beigetragen (Jahresb. der Rh. M.-G. und Berichte 1892, 17. 68. 164). Wck.

Literatur-Bericht.

1. **Meißner**: „Die Arbeit der Frauen auf dem Gebiete der Heidenmission." Selbstverlag des Verfassers (Pastor pr. in Wohlau). 75 Pf. Der löbliche Zweck dieses ansprechenden Vortrages ist die Erweckung

eines lebendigeren Sinnes in Deutschland für die weibliche Missionsarbeit. Zuerst schildert der Verfasser den Zustand der Frauen in den verschiedenen Heidenländern und zeigt wie notwendig es ist, daß Frauen als Missionarinnen zu ihnen gehen, und zwar neben den verheirateten Missionarsfrauen auch besondere Berufsmissionarinnen als Diakonissen (auch Ärztinnen) und Lehrerinnen. Sodann giebt er eine — wenn auch lange nicht vollständige — Übersicht über die Frauenarbeit im Dienste der Mission soweit sie bereits organisiert ist und schließt damit, den geringen Anteil aufzuweisen, welchen bisher Deutschland an diesem wichtigen Zweige der Missionsthätigkeit genommen hat, diesen Nachweis zu einem Appell an das Gewissen der deutschen Frauenwelt ausbeutend. Leider hat dem Verf. nur deutsches Quellenmaterial zur Verfügung gestanden; die viel reichere englische und namentlich amerikanische Missionsliteratur ist aber zu einer Monographie über diesen Gegenstand unentbehrlich. Ein paar Druckfehler finden sich S. 65 (195000 M. statt 19500) und Payonapute, die Station des Missionar Johannsen in Sumatra, statt Pantjur na pitu. Wir empfehlen das Schriftchen besonders den Frauen-Missionsvereinen.

2. **Paul**: „Das Evangelium in Deutsch-Ostafrika. Eine zeitgeschichtliche Studie." Mit einer Kartenskizze. Leipzig, 1892. Wallmann. — In drei Abschnitten: eine offene Thür; die evangelischen Missionsniederlassungen in Deutsch-Ostafrika; Hoffen und Bangen, giebt das frisch geschriebene Schriftchen auf 43 Seiten eine kurze und gute Übersicht über das in Rede stehende Missionsgebiet durchwoben von gesunden missionarischen Grundanschauungen.

3. **Haccius**: „Denkschrift über die von 1887—1889 abgehaltene Generalvisitation der Hermannsburger Mission in Südafrika." Zweite verbesserte und mit zwei Karten versehene Auflage. Hermannsburger Missionshandlung. 1891. 1,50 M. Wir freuen uns, daß diese gediegene Arbeit eine zweite Auflage erlebt hat und wiederholen bei der Anzeige derselben lediglich unsre frühere Empfehlung.

4. **Myers**: „William Carey, der Schuhmacher, der Vater und Begründer der neuen Heidenmission." Deutsch von J. Mundhenk. Hamburg, Oncken. 1892. Geb. 2 M. Mit mehreren Bildern. — Eine für das Missionsjubiläumsjahr 1892 höchst willkommene populäre Biographie Careys, von der wir nur gewünscht hätten, daß die Vorrede nicht so emphatisch seine baptistische Uniform signalisiert hätte. Der Baptist tritt in Wirklichkeit hinter dem Missionsbahnbrecher sehr zurück und eben darum feiert die ganze evangelische Christenheit das Jahr 1892 als ein allgemeines Missionsjubiläumsjahr. Die 13 Kapitel, in denen das vorliegende Büchlein das Leben und Wirken des seltenen Mannes schildert, bieten reichlichen Stoff zu einem inhaltsvollen Missionsvortrag über die Bedeutung Careys für die gegenwärtige evangelische Mission. Als Ergänzung empfehlen wir noch die beiden Artikel der A.-M.-Z. 1887, 97: „William Carey" und 1892, 201: „Eine Missionsjubiläumsschrift."

Wck.

Die Bibel in der Mission.[1])

. Von F. M. Zahn.

Die Deutsche Kolonialzeitung vom 29. November 1890 brachte einen Brief von Emin Pascha, angeblich in Tabora am 18. Aug. des Jahres geschrieben, in welchem derselbe sich darüber aussprach, wie man am besten Deutsch-Ostafrika für Deutschland verwalte. In seinem Plan hatten auch die Missionen ihren Platz. „Was die Missionen betrifft," schrieb Dr. Schnitzler, „so habe ich nur solche im Sinne, die, statt ihren Zöglingen mechanisches Bibellesen beizubringen und sie auf Kosten frommer Seelen in Europa mit karrierten Hosen zu versehen, ihnen nützliche Kenntnisse beibringen, sie im Ackerbau unterrichten u. s. w. . . . Es gereicht mir zur Freude, hierbei an die katholische Mission in Bagomoyo und deren Tochteranstalten zu erinnern." Mit den „karrierten Hosen" haben wir jetzt nichts zu thun, dagegen wird uns das Bibellesen beschäftigen. Das mechanische Bibellesen haben wir nicht zu verteidigen, man darf aber wohl die bescheidene Hoffnung hegen, daß es den evangelischen Missionaren gelingen wird, die Mechanik des Lesens, die allerdings nötig ist, soweit zu überwinden, daß ihre Zöglinge etwas mehr von ihnen lernen als mechanisch zu lesen. Dies vorausgesetzt, sind wir bereit, das Lesen im allgemeinen und das Bibellesen im besondern als „eine nützliche Kenntnis" oder besser ein nützliches Können zu verteidigen.

Emin Paschas Urteil ist das Urteil vieler und verdient um deswillen einige Beachtung. Er allein hat keinen Anspruch darauf, als Autorität in Missionssachen zu gelten, es sei denn, daß ihn seine mannigfaltige, persönliche Bekanntschaft mit den Religionen dazu gemacht hätte. Im Judentum geboren ist er in der evangelischen Kirche getauft. Als Gordon ihn anstellte, gab er sich als Mohammedaner aus, und sein Lob der römisch-katholischen Mission, sowie seine Freundschaft mit Pater Schynse lassen den Gedanken aufkommen, daß unter Umständen auch ein Konfessionswechsel nicht ausgeschlossen sein würde. So ist er ein in Religionssachen und Religionswandlungen vielbewanderter Mann und darum vielleicht eine Autorität.

Man muß sich nur wundern, daß ihm nicht aufgefallen ist, wie alle die Religionen und Konfessionen, mit denen er praktisch bekannt geworden

[1]) Vortrag auf der diesjährigen Halleschen Missionskonferenz.

ist, ein heiliges Buch haben, und daß jede eine andere Stellung einnimmt zu ihrem heiligen Buch. Das Volk, dem Dr. Schnitzler von Geburt angehört, hat die Bibel Alten Testaments. Es ist kein Missionsvolk gewesen; erst in der Zeit des Verfalls hat es versucht, seine Religion zu verbreiten. Seine Religion war die der Vorbereitung, und einen großen vorbereitenden Dienst hat auch ihr heiliges Buch geleistet, als es ins Griechische übersetzt, weithin gelesen werden konnte. Auch der Islam hat ein Buch, den Koran; allein dieses Buch verbietet, daß man es übersetze, d. h. mit andern Worten, es erwartet, daß die gesamte Menschheit Arabisch lerne, wenn sie dem Islam zufallen und sein heiliges Buch anders als „mechanisch" gebrauchen soll. Und endlich besitzt auch das Christentum sein heiliges Buch, die Bibel, und dies Buch ist einzigartig meines Wissens darin, daß es gleich von Anfang an zweisprachig war. Ein Teil ist in der Sprache des Volkes geschrieben, über dessen Anfangsgeschichte das Wort steht: „In dir sollen gesegnet werden alle Geschlechter der Erde," ein andrer Teil in der Sprache, die zu der Zeit, da das Christentum in die Welt trat, die Weltsprache war. Und wie dies heilige Buch von allem Anfang an mehrsprachig war, so ist es sehr bald übersetzt in andere Sprachen und wird noch immer übersetzt. Nur ist merkwürdigerweise unter den Christen selbst eine Meinungsverschiedenheit entstanden, wie man ihr heiliges Buch gebrauchen soll. Die einen behaupten, daß dieses Buch, das schon in den ersten Jahrhunderten übersetzt wurde, dessen lateinische Übersetzung Vulgata heißt, doch nicht für das Volk, sondern nur für die Lehrer der Kirche sei. Die andern dagegen machen sich das Wort des größten Heidenmissionars gern zu eigen, indem sie auf das ganze Buch erweiteren, was er von einer Schrift des Buches schrieb: Wir beschwören euch bei dem Herrn, daß ihr dieses Buch lesen lasset alle heiligen Brüder (1 Thess. 5, 27), sie glauben, daß dieses Buch eines der Mittel sei, jene große Zeit herbeizuführen, wo keiner den andern lehren wird, weil sie alle von Gott selbst gelehrt sind (Joh. 6, 45. Jer. 31, 34. Jes. 54, 13). Die Bekanntschaft mit diesen Religionen und ihren Büchern hätte doch Dr. Schnitzler warnen können, so leichthin zu reden vom Bibellesen, wenn dies auch zunächst nur „mechanisch" sein sollte.

Der letzterwähnte Unterschied der christlichen Konfessionen in bezug auf ihr heiliges Buch ist vor vierhundert Jahren hervorgetreten und befestigt worden, also gerade beim Beginn der Missionsperiode, in der wir heute noch stehen. Diese Missionsperiode ist durch eine Reihe bedeutsamer Ereignisse eingeleitet und ermöglicht worden. Zunächst sei daran erinnert, daß im fünfzehnten Jahrhundert eine Zeit der Entdeckungen

begonnen, die noch bis heute anhält, welche der christlichen Kirche ein Missionsfeld eröffneten, dem gleich an Ausdehnung oder Bevölkerung bisher keins vor den Augen der Christen lag. Dieser Schauplatz wäre aber doch der Missionsthätigkeit verschlossen geblieben, wenn nicht die Erfindung des Pulvers, und was ihr gefolgt ist bis auf den heutigen Tag, der kleinen Minorität der Christen die Obergewalt über die heidnische Majorität gegeben hätte. So war eine Missionsgelegenheit sondergleichen gegeben, aber es fehlte der Kirche die Kraft, sie zu benutzen. Sie besaß die Wahrheit des Evangeliums nur noch in einer Trübung, in welcher dieselbe, wie vierhundert Jahre bewiesen haben, nicht imstande ist, diese herrliche Missionsgelegenheit voll zu benutzen. Da sandte Gott die gesegnete Reformation; er gab seiner Kirche, soweit sie sich wollte erleuchten lassen, wieder das richtige und ursprüngliche Verständnis des Evangeliums und half dazu, daß der Zeuge der ersten christlichen Predigt, den seine Güte der Kirche bewahrt, daß die Bibel wieder das Eigentum des Christenvolkes wurde. Wie aber die entdeckten Länder und Völker durch Erfindungen, welche die Macht der Menschen stärkten, zugänglich gemacht wurden, so hat auch eine Erfindung die Wirksamkeit der geistlichen neu entdeckten Schätze, des Evangeliums und der Bibel, erhöht; ich meine die Erfindung der Buchdruckerkunst. Der Missionsbetrieb unserer Zeit, daheim wie in den Heidenländern, wäre in seiner Art unmöglich, wenn die Buchdruckerkunst nicht erfunden wäre.

Dieses von Gott gesandte Mittel der Presse hat die evangelische Mission in viel höherem Maße als die römisch-katholische benutzt. Insbesondere hat sie es sich angelegen sein lassen, „das Buch", wie wir es nennen, die „Bibel" durch die Presse zu verbreiten. Römisch-katholischen Zeugen begegnet es nicht selten, daß sie die evangelischen Missionsgesellschaften „Bibelgesellschaften" nennen und in der That sind sie das auch, wie andrerseits die britische Bibelgesellschaft, die mit anderen Missionsarbeiten ihrem hundertjährigen Jubiläum entgegengeht, und andere ihresgleichen Missionsgesellschaften sind. Mit großem Eifer haben die evangelischen Missionare sich darauf geworfen, die Bibel den Heiden zu geben. Oft haben sie die Bibel in eine Sprache übersetzt, die nur von einigen Zehntausenden, ja nur Tausenden geredet wird. Zuweilen haben sie dieselbe einem Volke gegeben, das unter ihren Augen dahin starb, von dem heute nichts mehr übrig ist als die Bibel in seiner Sprache. Und so haben sie vornehmlich es zustande gebracht, daß, während vor hundert Jahren die Bibel nur in fünfzig Sprachen übersetzt war, sie jetzt in mehr als dreihundert Sprachen, zum Teil in solchen, die man vor hundert

Jahren noch nicht kannte, die gar nicht bis dahin geschrieben waren, gelesen werden kann.

Schon diese Bemerkungen zeigen, daß Emin Paschas Urteil vom „mechanischen Bibellesen“ sich sehr auf der Oberfläche hält. Vielleicht enthüllt sich diese Oberflächlichkeit noch mehr, wenn wir ihn mit einem seiner Freunde konfrontieren. Bekanntlich hat Emin Pascha sehr viel zu verdanken dem evangelischen Missionar Mackay; er selbst hat gesagt: „Nie werden wir ihm für alles, was er uns gethan, genügend danken können.“ Wie er diesen Dank abgestattet, ist hier nicht zu erörtern. Dagegen ist für uns von Wichtigkeit Emins Urteil über Mackay. „Ich hoffe,“ schreibt er, „im Interesse der Civilisation, welcher Mackay mit so glänzendem Erfolge gedient hat, daß er sich noch lange der Aufgabe widmen kann, die zu einem so großen Segen gereicht für alle, denen er zugleich Lehrer und Freund ist.“ Mackay ist also ein Mann guten Zeugnisses. Was hat er vom Bibellesen gehalten? Auf der Hinausreise im Jahre 1876 besuchte Mackay in Malta die St. Johanneskirche; er fand ein Buch da liegen und fragte, nachdem er einige lateinische Sätze gelesen, den Sakristan, der ihn herumführte, ob sie das verstünden; die Antwort lautete: nein! Darüber gerät Mackay in einen großen Eifer; sein Tagebuch enthält einen Herzenserguß, in welchem er voraussieht, daß auch an den Viktoria Nyanza der Jesuit ihm folgen werde. Aber „ich werde,“ so schreibt er, „um dir entgegenzutreten, im Namen und mit der Hilfe Gottes meine Druckerpresse an den Ufern des Viktoria Nyanza aufstellen und nicht ruhen noch rasten, bis die Geschichte vom gekreuzigten Heiland in der Ugandasprache gedruckt und alle gelehrt werden, sie zu lesen und zu glauben.“ Der Mann hat Wort gehalten. Unter der Masse von Gepäck, das mühsam auf den Kopf monatelang bis an den innerafrikanischen See geschleppt werden mußte, war eine Druckerpresse. Ob sie samt den Lettern und manchem andern auf der langen Reise zu Grunde ging oder nicht, weiß ich nicht. Aber wir finden den Mann in Uganda damit beschäftigt, neue Lettern zu schnitzen und zu gießen, und im Innern Afrikas die Waffe der sogenannten „sechsten Großmacht“, der Presse, in Ordnung zu bringen. Wir hören, wie er sich an den Matthäus, den Markus und Lukas macht, wie er weiter kommt, wie die ersten Bogen der Bibel in Ugandas Sprache gedruckt werden und reißenden Abgang finden, und wir wissen, welche Quelle des Trostes sie geworden sind für eine junge Gemeinde, die schon die Bluttaufe des Martyriums empfangen hat. Aber über die kleine Gemeinde hinaus hat diese Bibelübersetzung ihre Bedeutung. Es ist bekannt, daß die evangelische Mission am Viktoria

Nyanza zu kämpfen hatte mit dem Islam, der auch sein Buch hat. Die Missionare gaben dem Könige ein Neues Testament in Arabisch; vor seinen Augen übersetzten sie das Buch in die Sprache des Landes. Und nun kamen die mohammedanischen Gegner mit einem Buch, das durfte nicht übersetzt werden. Der König selbst spottete darüber, daß der Koran die Wahrheit für alle enthalten solle und nicht einmal in die Sprache von Uganda übersetzt werden dürfe. Nach den Mohammedanern kamen die Boten Roms; sie hatten eine Bibel, aber brachten sie nicht mit. Ihre ersten Geschenke waren bunte Uniformen und gute Waffen. Von den evangelischen Zeugen aber sagten sie, daß sie die Wahrheit verfälscht hätten. Allein der König hat sein arabisches Testament und erklärt: Mackay hat nichts gesagt, was sich nicht also verhalte nach dem Buche. Siehe da, was geschieht! „Eines Tages," so erzählen die Kath. Missionen (1881, S. 199), „brachte der Pater (es ist Lourdel) ihm (dem Könige Mtesa) einen Katechismus mit Bildern und ein reich ausgestattetes arabisches Neues Testament." Wer hat je so etwas gehört!

Es ist schade, daß man nicht erfährt, von wem das Neue Testament herausgegeben ist. Es ist doch nicht etwa das von der Britischen Bibelgesellschaft herausgegebene?! Vielleicht ist es ein Exemplar der von der Congregatio de propaganda fide 1671 herausgegebenen arabischen Übersetzung, oder sollte es neueren Datums sein? Vor einigen Jahren wurde aus Palästina berichtet, daß die römisch-katholischen Anstalten durch die evangelische Missionsthätigkeit sich genötigt sehen, viel mehr Gottes Wort zu treiben, denn bisher. In Beirut hätten die Jesuiten jüngst eine arabische Bibelübersetzung herausgegeben. Sollte ein Exemplar in die Hand des Königs Mtesa gekommen sein? Dem sei wie ihm wolle, wir sehen hier wie anderswo, daß die Bibel in der evangelischen Mission auch auf die katholische Mission Einfluß übt. In Madagaskar sind die Christen so gewöhnt nach der Bibel zu fragen, daß die Jesuitenpatres nicht mehr ohne Bibel sich sehen lassen konnten; so haben auch diese angefangen, die Bibel zu übersetzen, freilich möglichst verschieden von den Protestanten, zuweilen selbst auf Kosten einer guten Sprache. Desgleichen haben die an die Bibel gewöhnten Christen der Gesellschafts-Inseln die dortige römisch-katholische Mission gereizt zu dem guten Werk, die Bibel aus der Vulgata zu übersetzen. Wer weiß, wer weiß, vielleicht bekehren sich auch die von Dr. Schnitzler empfohlenen Missionare von Bagamoyo zum Bibellesen! Zunächst werden sie allerdings noch mit dem „mechanischen Lesen" sich beschäftigen müssen; denn da diese Mustermissionare fünfundzwanzig Jahre gearbeitet haben, ohne dem Volke irgend ein Buch in seiner

Sprache zu geben, so müssen sie darin noch etwas zurück sein. Die Bibel ist ein gefährliches Buch; schon mancher hätte sie gerne aus der Mitte geschafft, weil sie ihm zu unbequem. Wir Evangelischen sollen die Bibel, wie überhaupt die Schätze unserer Kirche, hoch halten, nicht nur um unsertwillen, sondern auch weil wir es unsern Brüdern und Schwestern in der römischen Kirche schuldig sind, den Schatz, der auch der ihre sein sollte, zu bewahren.

Doch dieser Erfolg, daß unser Beispiel auf die römisch-katholische Mission Eindruck gemacht und sie zur Nachfolge bestimmt hat, genügt nicht, um uns zu rechtfertigen. Wenn wir darüber klar werden wollen, welche Stellung die Bibel in der Mission haben soll, so fangen wir am besten damit an, daß wir die Bibel selbst fragen. Aus ihr muß sich das Urteil entnehmen lassen, wie man nach dem Geiste des ursprünglichen Christentums die Bibel gebrauchen muß, wenn man Heiden zum Christentum bekehren will. Nicht freilich so ist die Bibel die Richterin über die Missionspraxis, als ob sie wie ein Gesetzbuch uns sagte, was in jedem einzelnen Falle in concreto zu thun oder zu lassen sei. So nützlich es auch sein mag, sich näher damit zu beschäftigen, wie im einzelnen die ersten Missionare ihren Auftrag ausgeführt haben, und so gewiß es ist, daß man dabei oft zu der Erkenntnis kommen wird, daß ein Paulus nicht mit Unrecht dafür hielt, er „habe auch den Geist Gottes“ (1 Kor. 7, 40), so ist es doch nicht die Absicht dieser ersten Zeugen gewesen, und nicht der Zweck der Bibel, den Weg für immer fest zu legen, auf welchem die Boten Jesu sich bewegen sollen, wenn sie alle Völker zu Jüngern ihres Meisters machen wollen. Z. B. um selbstverständliches zu nennen, es wird niemand in den Sinn kommen, daß, weil Paulus wenigstens den Galaterbrief mit eigener Hand geschrieben hat (Gal. 6, 11) und alle, die zu seiner Zeit diesen Teil unserer Bibel besitzen wollen, ihn schreiben oder schreiben lassen mußten, es unbiblisch sei, den Vorteil des Druckes zu benutzen. Das scheint selbstverständlich, und doch wird oft so argumentiert, als ob was nach den Verhältnissen der ersten Zeit das allein mögliche, auch heute bindend sei. Nicht in dem Sinne ist die Bibel Norm, aber wohl, insofern als wir aus ihr lernen können, was den ersten Zeugen Jesu bei der Ausübung ihres Missionsberufes wesentlich gewesen ist. Was entnehmen wir ihr in bezug auf die Frage, welche Stellung die Bibel in der Mission einzunehmen hat?

Zunächst finden wir, daß, als die ersten Missionare an die Arbeit gingen, als ein Philippus mit dem Afrikaner auf dem Wege nach Gaza verhandelte, oder ein Petrus in das Haus des Kornelius einging, oder

ein Barnabas und Paulus auf die erste Missionsreise auszogen, unsere Bibel noch nicht existierte. Ich ziehe daraus den Schluß, daß unsere Bibel für den Anfang der Missionsthätigkeit nicht durchaus nötig ist. Man kann anfangen die Heiden zu bekehren ohne unsere Bibel.

Was schon damals von der Bibel vorhanden war, ist das Alte Testament. Die zweite Bemerkung ist die, daß die ersten Missionare in der Heidenbekehrung auch den Teil der Bibel, der vorhanden war, zunächst nicht gebrauchten. Die Grenze zwischen Missionsarbeit und Kirchenarbeit ist eine fließende. In engster Auffassung ist die Mission die auf die Gewinnung von Nichtchristen gerichtete Thätigkeit der Kirche. Das einzige biblische Buch, was von dieser Arbeit handelt, ist die Apostelgeschichte. Allein die Missionspredigten, die sie uns aufbewahrt hat, sind zum großen Teil an Juden gerichtet. In diesen bringen die Missionare die Bibel, wie sie damals war, das Alte Testament zur Anwendung. Einige andere Berichte zeigen uns die Missionare an der Arbeit unter denen, welche die Apostelgeschichte *σεβόμενοι* oder *φοβούμενοι τὸν θεόν*, gottesfürchtig d. i. den Gott, nicht die Götter fürchtend nennt. Das sind Heiden, aber nicht im modernen Sinne des Wortes, nicht Götzendiener oder Polytheisten, sondern aus den nichtisraelitischen Völkern zu Israel Bekehrte, die Israels Glauben und Bibel angenommen hatten. Auch ihnen, einem Kämmerer der Kandace und einem Kornelius gegenüber gebrauchen die Missionare die Bibel Alten Testaments, die beiden, den Judenchristen wie den Judengenossen, heilig war. Von eigentlichen Heidenmissionspredigten sind uns nur zwei überliefert, die eine in Lystra gehalten, eine Gelegenheitspredigt, wie Missionspredigten oft sind, die andere auf dem Areopag in Athen. Beide gebrauchen die Bibel jener Zeit, das Alte Testament nicht. Die eine beruft sich darauf, daß Gott sich nicht unbezeugt gelassen und bringt zur Geltung, daß er zu den Menschen geredet hat, als er ihnen Gutes that vom Himmel her Regen gebend und Erntezeiten und mit Speise und Frohsinn ihre Herzen erfüllte. Die andere beruft sich auf die Dichter des heidnischen Volkes und auf die Inschrift eines Altars und vielleicht auf Gedanken der Philosophen. Aber die Bibel, d. h. die Bibel, wie sie damals vorhanden war, bringt weder die eine noch die andere. Daraus ziehe ich den Schluß, nicht nur, daß man die Mission anfangen kann, ohne daß unsere Bibel da ist, sondern auch, daß es nicht der Anfang der Mission ist, die Bibel zu bringen. Der Anfang ist das persönliche Zeugnis des Missionars für die christliche Wahrheit.

Nicht begonnen haben die ersten christlichen Missionare mit der Bibel,

aber nicht lange haben sie gewartet, die durch die Predigt Bekehrten mit der Bibel bekannt zu machen. Wenn wir die unzweifelhaft für heidenchristliche Gemeinden geschriebenen Briefe an die Korinther und Galater lesen, so finden wir den Apostel das Alte Testament gebrauchen, als wenn er zu christgläubigen Juden redete. Wir begegnen dem: „wie geschrieben ist“, dem „nach der Schrift“. Wie der Herr selbst, so haben seine Jünger nie ein Wort gesagt, die Autorität der Schrift Alten Testaments abzuschwächen. Wohl hören wir dagegen aus dem Munde Jesu das Wort: „Ihr kennt weder die Schriften, noch die Kraft Gottes“ (Matth. 22, 29) und von Paulus das Urteil, daß beim „Lesen des Alten Testaments“ eine Decke über den Herzen der Juden liegt, daß sie es nicht verstehen, d. h. sie haben von der falsch verstandenen Schrift an die richtig verstandene appelliert, sie haben das Evangelium und den Glauben als den Schlüssel zum Verständnis ihrer Bibel angesehen.

Das war das Alte Testament. Wann es auch geschehen sein mag, wir wissen, daß erst nach dem Ableben dieser ersten Zeugen dem Alten Testament ein Neues beigefügt wurde. Aber wir finden schon in den Büchern unseres Kanons Spuren, daß die Sorge der Männer darauf gerichtet war, ihren Bekehrten auch ein schriftliches Denkmal des Evangeliums zu hinterlassen. „Ich will Fleiß thun,“ lesen wir 2 Petr. 1, 15, „daß ihr allenthalben habet nach meinem Abschied solches im Gedächtnis zu halten.“ Wir sehen Paulus beschäftigt, seine Gemeinden mit schriftlichem Worte im Glauben zu stärken und weiter zu leiten und besorgt, daß, was er geschrieben, auch gelesen werde (1 Thess. 5, 27. Kol. 4, 18). Ein Lukas versichert, daß er dem Theophilus die Geschichte Jesu niederschreibe, damit er die Gewißheit der Worte, in welchen er unterrichtet sei, erkenne. Zu Nutz und Frommen der Bekehrten haben diese Männer schriftliches Zeugnis von dem Evangelium gegeben und aus diesen schriftlichen Zeugnissen ist unter der Arbeit der Kirche die Sammlung von Schriften entstanden, welche unsere Bibel ausmachen.

Es kann nicht unsere Aufgabe sein, zu verfolgen, welchen Gebrauch die Kirche aller Zeiten von dieser Bibel gemacht, welche Stellung sie ihr gegeben. Es genügt hier daran zu erinnern, wovon schon die Rede war, daß zum Anfang der gegenwärtigen Missionsperiode die Kirche bedurfte und auch empfing eine Reformation, die ihr das richtige Verständnis des Evangeliums und auch den rechten Gebrauch der Bibel wiedergab. Sei es nun, daß die Verdunklung des Evangeliums auch die Stellung der Bibel beeinflußt hatte oder daß, weil die Bibel nicht mehr recht gebraucht, auch das Evangelium getrübt wurde, oder daß beides zusammenwirkte,

wir verdanken der Reformation, daß wir das lautere Evangelium und seinen Zeugen, die Bibel, haben. Es ist aber sehr bemerkenswert, daß die Reformatoren, die so viel Wert auf die Bibel legen, so wenig von ihr lehren. Luther hat weder in seinem kleinen noch in dem großen Katechismus, der summa und ἐπιτομή totius sacrae scripturae, einen Artikel von der heiligen Schrift, und so nahe es auch scheinbar lag, haben die Väter der evangelisch-lutherischen Kirche doch kein Dogma von der Bibel aufgestellt. Ich verstehe hier Dogma im Sinne von Apg. 15, 28 (ἔδοξε, es gefiel dem heiligen Geist und uns), von kirchlich bindender Lehre. Natürlich giebt es Privatdogmen von der Bibel im siebzehnten und im neunzehnten Jahrhundert, aber wenigstens die lutherische Kirche hat kein derartiges Dogma. Es ist eine gnädige Bewahrung Gottes, daß in der Kirche diese Freiheit gelassen ist, und daß nur der richtige Gebrauch der Bibel gefordert wird. Die Reformatoren haben keine neue Lehre von der Bibel aufgebracht, aber einen neuen Gebrauch. Sie haben erstlich die Schrift als ersten, obersten Richter in Sachen des Glaubens aufgestellt oder vielmehr angerufen, der auch gegen Papst und Konzil recht behält. Mit andern Worten, sie haben der Kirche die Freiheit gegeben, von dem Urteilspruch der Kirche des Tages an die Kirche des Anfangs zu appellieren. Sie haben zum andern die Bibel, das Zeugnis des Urchristentums, dem Volke gegeben, jedermann aus dem Volke. Mit andern Worten, sie haben dem einzelnen Kirchengliede Freiheit gegeben, von dem Urteil der amtlichen Kirche an das älteste Zeugnis der christlichen Wahrheit sich zu wenden. Endlich — und ohne dies wäre die zweite reformatorische That von geringer Bedeutung — sie haben die Bibel in der Weise gebraucht, daß sie dieselbe zu einem Volksbuche machten, indem sie die Bibel übersetzten und erklärten.

Nach diesem Rückblick auf die Zeit des Anfangs und der Erneuerung des Christentums können wir die Folgen aus dem, was wir dort gelernt, ziehen und davon reden, welche Stellung die Bibel in der Mission einnehmen soll. Da stelle ich an die Spitze: In der Mission nimmt nicht die Bibel, sondern die Predigt die erste Stelle ein; mit dieser, nicht mit jener soll der evangelische Missionar beginnen. Selbstverständlich ist damit nicht gesagt, daß nie, unter keinen Umständen die Bibel vorangehen könnte. Wenn ein Land dem Missionar noch verschlossen ist, d. h. wenn also die Mission im eigentlichen Sinne noch nicht möglich ist, so ist kein Grund abzusehen, warum nicht die Bibel, dies Buch, schon einen Dienst thun sollte. Wenn ein heidnisches Volk ein lesendes Volk ist, warum sollte es dann nicht auch dieses heilige Buch lesen und daraus nach Kräften Nutzen

ziehen. Evangelischerseits sind oft mit einem besonderen Eifer Beispiele gesammelt und hervorgehoben worden, daß die Bibel ohne Vermittlung eines Predigers zur Bekehrung gedient hat, während andrerseits die Römisch-Katholischen gespottet haben, daß wir den Erfolg der Mission nach der Zahl der verkauften Bibeln abmessen. Aber ist nicht die Bibel eine fixierte Predigt der göttlichen Wahrheit? warum sollte man sich nicht freuen, wenn sie begehrt wird, warum überrascht werden, wenn die aus der Wahrheit sind, die Stimme der Wahrheit hören? Und doch, glaube ich, daß man sich täuscht, wenn man sagt, die Bibel hat die und die bekehrt. Es ist nicht die Bibel, sondern es sind Worte aus der Bibel, es sind Stellen, Blätter derselben, und es ist gewiß zweckmäßiger, bei dieser Art von Bibelverbreitung, wie es auch wohl meistens geschieht, nicht das Ganze, sondern einzelne Teile der Bibel, für die Heiden insbesondere geeignet, auszustreuen. Denn, richtig verstanden, ist die Bibel, unser Kanon, nicht für die Heiden, sondern für die Christen, nicht für die Bekehrung, sondern für die Bekehrten gegeben. Ich bitte nicht mißzuverstehen, als ob Gott, wenn er durch das Bibelwort redet, Menschenherzen nicht bekehren könnte. Ich sage nur, daß er zur Bekehrung nicht das Buch gesandt hat, sondern die Menschen. Als Paulus sich hingesetzt hatte, um mit eigener Hand einen Brief zu schreiben, der unter Gottes Vorsehung ein Teil unserer Bibel geworden ist, fühlte er die Unzulänglichkeit des geschriebenen Wortes so sehr, daß er den Wunsch aussprach: „Ich wollte, daß ich jetzt bei euch wäre und meine Stimme wandeln könnte.“ Menschen, die imstande sind, ihre Stimme zu wandeln, die auch, was vor Jahrhunderten geredet ist, übersetzen können, Menschen, deren Ton, Gestalt und Leben mitpredigt, sind zuerst berufen, das Evangelium ihren heidnischen Brüdern zu bringen.

Die, so durch solches lebendige persönliche Zeugnis bekehrt werden, weist der Missionar an die Bibel. Das ist der zweite Schritt. Er giebt ihnen die Bibel, kein Dogma von der Bibel. Wenn der Hörer des Evangeliums fragt, woher kommt diese Botschaft, so muß der Missionar von der Geschichte des Christentums reden und ihm sagen, daß wir durch Gottes Güte ein Zeugnis des normativen Anfangs haben und muß ihm dies Zeugnis geben. Natürlich hat der Missionar seine Gedanken über dies Zeugnis, aber ich würde raten, nicht seine Gedanken darüber, sondern das Zeugnis selbst zu geben. Die Bibel gehört auch zu den Büchern, die mehr gelobt und kritisiert, als gelesen werden. Sie behauptet auch ihre Stellung in der Welt oder verliert sie nicht durch das, was wir von ihr halten; sie hat sich durch Jahrhunderte behauptet und ist nicht durch

unsere Meinung, sondern durch sich selbst, was sie ist. Es ist sehr unpädagogisch, wenn man die ruhige Wirkung dieses Buches, das, wenn der Ausdruck erlaubt ist, naive Genießen desselben stört, indem man den jungen Bekehrten das neuste und allerneuste kritische Dogma vorträgt, aber es ist auch nicht verständig, denselben eine Lehre von der Schrift beizubringen, die sie unfähig zum Widerstand, verwirrt im Glauben stehen läßt, sobald sie hören, was in der Welt vorgeht. Und das bekommen sie zu hören. Wenn wir es wollten, wir könnten es nicht verhindern, daß sogar die Völker geringerer Kultur, geschweige denn die sog. Kulturvölker nicht hören, was man bei uns auf den Dächern predigt. Strauß und Renan u. s. w. sind auch in Indien und Japan bekannt. Die beste Waffe gegen den Schaden, den sie anrichten, ist meines Erachtens nicht, daß man die Heidenchristen viel von der Bibel lehrt, sondern daß man sie die Bibel lehrt, lehrt, sie zu lesen, zu gebrauchen, in ihr zu leben.

Also wir wollen den Heidenchristen die Bibel geben. Warum auch nicht? Haben wir denn ein besseres Buch oder vielmehr eine Sammlung von Schriften? Es ist wahr, seit den ersten Tagen des Christentums hat der heilige Geist manchmal heilige Männer getrieben, gute Bücher zu schreiben, man könnte eine schöne Sammlung zusammenbringen, allein auch über die beste Auswahl würden wir doch schreiben müssen: gut und nützlich zu lesen, der heiligen Schrift aber nicht gleich zu achten. Es ist unser bestes Buch und wir dehnen auf das ganze Buch aus, was Paulus von den Schriften des älteren Teiles schreibt: Alle Schrift von Gott eingegeben ist nütze zur Lehre, zur Strafe, zur Erziehung in der Gerechtigkeit, daß der Gottesmensch zu jedem guten Werke geschickt sei (2 Tim. 3, 14). Das sollen unsere Heidenchristen werden; darum geben wir ihnen die Schrift. Wir geben sie ihnen zum andern, weil wir ihnen die entscheidende Autorität in Fragen des Christentums nicht vorenthalten dürfen, sie nicht unselbständig lassen wollen. Wenn wie an manchem Orte der Islam oder die römisch-katholische Kirche sie bedrängen oder wenn aus ihnen selbst Trübungen des Christentums hervorkommen, so sollen sie imstande sein, vor diese oberste Instanz selbst zu treten und Entscheidung zu holen. Auch von uns, den missionierenden Christen, sollen sie frei werden, indem sie die Urkunde der ersten evangelischen Predigt bekommen. Die evangelische Mission bringt das christliche Zeugnis in einer sehr mannigfaltigen Weise, und schon diese Mannigfaltigkeit ist meines Erachtens eine Sicherung vor dem Irrtum, als gebe es nur eine Weise, die christliche Wahrheit zu lehren. Aber ich hoffe, daß diese Buntheit nicht bleibt, und ich halte es für unmöglich, daß die jungen heidenchristlichen Kirchen ein-

fache Kopien der evangelischen Kirchengemeinschaften, der lutherischen, reformierten, anglikanischen rc. werden. Jemehr die Kirchen Volkskirchen werden, desto größer wird die Gärung werden, aus welcher ein Neues geboren wird. Ob diese Neuschöpfung eine glückliche, das wird wesentlich davon abhängen, ob es der missionierenden Kirche gelungen ist, die heilige Schrift dem Volke zu geben. Jemehr das Volk in ihr lebt, desto Besseres wird an den Tag treten, wenn der Gärung die Klärung gefolgt ist. Wir wollen endlich den Heidenchristen die Bibel geben, weil sie das beste Bildungsbuch ist, das die Welt kennt. Dieses Buch ist so großartig und so einfach, daß der Einfältige und daß der Geistvollste daran etwas hat. Es ist nicht zu befürchten, daß es beim „mechanischen Bibellesen" bleibt; denn die Bibel hat soviel, was auch ein kleines Kind erfreut, daß auch Völker mit Kindernatur nicht leer ausgehen. Und zugleich hat dies Buch eine Macht zu erziehen und zu bilden, daß die Kinder an Verständnis beim Gebrauch der Bibel nicht bleiben, was sie sind. Ich denke jetzt nicht daran, daß die Bibel die Missionsschule ins Leben gerufen hat. Ich meine noch etwas anderes. Die Apostelgeschichte nennt die Judenchristen zu Beröa edler als die in Thessalonich, weil sie täglich die Schriften durchforschten, ob es sich also verhalte (Act. 17, 11). Die Beschäftigung mit der heiligen Schrift vermag einen edlen Sinn der Forschung, des selbständigen Nachdenkens, eine feine, freie Gesinnung und Gesittung zu geben. Man kann einfachen Männern begegnen und erstaunen über ihren Anstand, ihre Umsicht, ihre Einsicht; sie sind bei der Bibel in die Schule gegangen. Die Mission hat es mit Völkern zu thun, welche alle noch, auch wenn es sogenannte Kulturvölker sind, zu christlicher Gesinnung und Gesittung erzogen werden müssen, die bei uns das Resultat einer langen Geschichte sind. Wie sollten wir ihnen die Bibel vorenthalten, die dafür von der allergrößten Bedeutung ist!

Um des religiösen, um des kirchlichen Lebens willen, um des ganzen Lebenskreises willen, das sich um Frömmigkeit und Kirche peripherisch bildet, wollen wir den Heidenchristen die Bibel geben und werden sie geben, wenn wir thun, was die Reformatoren thaten, als sie die Bibel zum Volksbuch machten, wenn wir sie nämlich übersetzen und auslegen.

Die Missionare geben den heidenchristlichen Gemeinden die Bibel, indem sie dieselbe übersetzen. Das letzte Ziel der Mission ist freilich eine selbständige Kirche, die zu der Bibel im Urtext einen Zugang hat. Doch mit diesem letzten Ziel fängt man nicht an, vielmehr ist der erste Schritt, den heidenchristlichen Gemeinden die Bibel in der Sprache zu

geben, welche als Dolmetsch-Sprache dient. So ist es in der apostolischen Mission in den meisten Fällen geschehen. Es liegt auf der Hand, mit wie vielen Gefahren dieser vorbereitende Schritt verbunden ist, aber das kann nicht abhalten, ihn zu thun, da in den meisten Missionen eine solche Dolmetsch-Sprache nötig ist, um von den missionierenden zu den heidnischen Völkern die Brücke zu schlagen. Wenn auch nicht das ganze Volk, so werden doch die Werkzeuge, die man aus dem Volke sich bereitet, die nationalen Gehilfen zunächst in der Dolmetsch-Sprache die Bibel kennen lernen. Wenn sie in ihrer Sprache vielleicht nur noch einige Blätter der Bibel haben, werden sie das Ganze schon in einer fremden Sprache lesen und indem sie Zugang zu den reicheren Schatzkammern haben, mehr als ihre ungebildeteren Landsleute imstande sein, das Lehramt zu bekleiden.

Allein das darf nur ein Anfang sein. Diese Brücke muß abgebrochen werden. Die Mission hat die Aufgabe, dem heidnischen Volke oder der aus ihm gewonnenen Kirche die Bibel in der eigenen Sprache zu geben, d. h. dieselbe zu übersetzen. Es ist freilich in Spott und Ernst behauptet worden, daß nicht jede Sprache sich hierfür eigne. Wie Goethe behauptet hat, daß ein Holländer berechtigt sei, nicht in der eigenen Sprache, sondern in einer fremden, etwa in der lateinischen zu dichten, so hat man einige Sprachen für unwürdig und unfähig gehalten, das Bibelwort aufzunehmen. Als Frank Valentijn die Bibel in das Nieder-Malaiische übersetzt hatte, bestritt man ihm das Recht, die Bibel in einer so verdorbenen Sprache wiederzugeben. Allein der Unterschied zwischen der edelsten menschlichen Sprache und der niedrigsten ist nicht so groß, wie der zwischen dem Worte Gottes und dem Worte der Menschen und doch hat es Gottes herablassender Liebe gefallen, in Menschenwort seines Herzens Gedanken auszusprechen. Und es ist in der That eine alles Nachdenkens werte Thatsache, daß sich keine Sprache gefunden hat, in der man Gottes Wort nicht predigen, in welche man die Bibel nicht übersetzen kann. Allerdings werden die Sprachen, indem die Bibel in sie übersetzt wird, gehoben. „Ihr Lehrer," sagten die Herero, wie Dr. Büttner erzählt, „macht unsere unreine Sprache zu einer reinen." Da beginnt der Bildungsprozeß, welchen die Bibel unter den Völkern bewirkt. Selbst ihre Sprache hebt sich, indem sie sich hergeben muß, das Gefäß zu werden, in welchem der köstliche Schatz des göttlichen Wortes aufbewahrt werden soll.

Diese Thatsache, daß unter den Bemühungen, die Bibel in eine Sprache zu übersetzen, dieselbe in mannigfaltiger Weise beeinflußt wird und die Übersetzer wie die, für welche übersetzt wird, in eine Schule ge-

nommen werden, wirft ein neues Licht auf diese Arbeit. Für die Norddeutsche Missionsgesellschaft war in letzterer Zeit eine besonders günstige Gelegenheit vorhanden, eine Mitarbeiterin in der Heimat die Sprache des Missionslandes lernen zu lassen. Einer der Missionare machte aber gegen diesen Plan geltend, daß man dadurch die Mitarbeiterin des großen Vorteils beraube, an Ort und Stelle die Landessprache und dabei das Volk selbst kennen zu lernen, wie es nie möglich sei, wenn man aus dem Buche und fern vom Volksleben die Sprache lerne. Obgleich dieses Bedenken nicht veranlassen konnte, jenen Plan aufzugeben, so enthält es doch mehr als ein Körnlein Wahrheit. Es ist ein großer Segen, daß die Mission die Bibel übersetzen muß. Über der Arbeit lernt sie das Volk, seine Sprache, seine Gedanken kennen, wie wohl auf keinem andern Wege. Es scheint zuweilen etwas viel, für ein paar Tausende oder Zehntausende die Bibel zu übersetzen, und von der Mühsal des Übersetzens hört man aus mancher Studierstube eines Übersetzers Klagen ertönen. Aber diese Mühe ist reichlich belohnt, wenn sie lehrt, das Volk besser zu verstehen und dann auch richtiger zu evangelisieren.

Im übrigen ist es nicht unnötig zu bemerken, daß Bibelübersetzen nichts anderes ist als übersetzen überhaupt; es handelt sich darum, einem Geisteserzeugnis, das in dem Gefäße einer Sprache vorhanden ist, ein möglichst adäquates Gefäß in einer andern Sprache zu geben und dabei von dem Inhalt so wenig als möglich zu verschütten. Das ist eine sehr schwierige Aufgabe, und es begreift sich, daß man sich nicht selten mit der Frage beschäftigt hat: Wann darf die Mission sich an diese Arbeit wagen? Einer hat die geistreiche Antwort gegeben: Sobald als möglich, aber auch nur sobald als möglich. Vermutlich hat noch nie einer sich an die Aufgabe gewagt, ehe er ihre Lösung für möglich hielt. Die Frage ist nur: Wann darf man sie mit Recht für möglich halten? Es ist oft bemerkt worden, daß man zu früh an die Aufgabe gegangen ist und mit Nachdruck auf den Schaden hingewiesen, den voreilige Bibelübersetzungen anrichten. Derselbe soll nicht geleugnet werden. Allein es ist mindestens ebenso nötig daran zu erinnern, welcher Schaden geschieht, wenn man zu spät an die Übersetzung geht. Wenn die Boten des Islam oder der römisch-katholischen Kirche in ein Arbeitsgebiet einfallen oder die Missionare, wie in Madagaskar, vertrieben werden, so stehen die Gemeinden sehr wehrlos da, wenn sie keine Bibel haben. Auch ohne solche Katastrophen fehlt ein großes Erziehungsmittel, so lange die Heidenchristen keine Bibel besitzen. Ein zu spät läßt sich schwerlich wieder gut machen; ein zu früh richtet keinen Schaden an, der nicht gut zu machen wäre. Man muß nur nicht

von allem Anfang an in einen römisch-katholischen Irrtum fallen. Das Tridentinum hat die Vulgata, eine Übersetzung, kanonisiert. Neigung zu diesem römisch-katholischen Irrtum ist auch auf unserer Seite. Sonst würden wir in Deutschland nicht dreiundeinhalb Jahrhundert gewartet haben, bis man und wir würden keine Opposition gehabt haben, daß man endlich die Bibel dem deutschen Volk in einer richtigeren Übersetzung zu geben versucht, als sie auch ein gottbegnadigter Luther zu seiner Zeit geben konnte. Keiner der Übersetzer der Bibel in den Missionsgebieten wird sich mit Luther, diesem Schöpfer der deutschen Sprache, vergleichen können und doch tritt auch schon da dieser unprotestantische Widerspruch gegen Revision der Übersetzung auf, und der wunderliche Grund, daß man Fehler nicht verbessern sollte, weil die Leute sich bereits in den ersten zwanzig bis dreißig Jahren einer jungen Übersetzung an sie gewöhnt haben. Diese Schwierigkeit hat man sich selbst bereitet, indem man nicht von Anfang an gesagt und betont hat, daß die Bibelübersetzung der Missionare ein unvollkommenes Menschenwerk ist und daß die fremden Missionare mit Hilfe der einheimischen Christen streben nach einer immer besseren Wiedergabe des herrlichen Buches, dem keine Übersetzung ganz gerecht wird.

Einen sehr guten Regulator für die rechte Zeit der Bibelübersetzung wird es geben, wenn man sich auch hier erinnert, daß die Mission nicht mit der Bibel, sondern mit der Predigt beginnt. Dann folgt die Übersetzung auf die Predigt, sie richtet sich nach dem Gang der gesamten Missionsarbeit. Dann errichtet man keine Fabriken für Bibelübersetzungen, in denen man sie dutzendweise liefert. Dann kommt man nicht auf den Gedanken etwa mit dem Evangelium oder gar mit der Offenbarung Johannis, wie auch geschehen ist, anzufangen, sondern je nach dem Bedürfnis der Arbeit geht man vorwärts, vielleicht anfangend mit den geschichtlichen Büchern oder mit einer biblischen Geschichte oder mit dem, was nach den verschiedenen Verhältnissen nötig ist. So wird im gesunden Zusammenhang mit der Arbeit, aus derselben heraus gefordert und ihrerseits dieselbe fördernd, zur rechten Zeit die Übersetzung mit einzelnen Teilen, schließlich auch mit der ganzen Bibel fertig werden.

Den einen Teil ihrer Aufgabe hat damit die Mission erfüllt; sie muß den andern hinzufügen, indem sie die Bibel der jungen heidenchristlichen Kirche erklärt. Man hat freilich behauptet, daß die Bibel ohne Erklärung ihre Aufgabe zu lösen mächtig genug sei; allein von allem andern, was darüber zu sagen wäre, abgesehen, vergißt man bei dieser Behauptung, daß jede Übersetzung eine Erklärung ist. Insofern ist unsere Unter-

scheidung übersetzen und erklären schon nicht ganz genau. Allein man darf doch so unterscheiden, da der Übersetzer nach Möglichkeit nur den Gedanken seines Textes, so viel es ihm möglich ist, auch in gleicher Gestaltung wiederzugeben sich bemüht, während der Ausleger aus dem Eigenen den Gedanken des Buches zu erklären sucht. Die Mission sollte, was die Kirche im Laufe der Jahrhunderte an Schriftverständnis gewonnen hat, der jungen Kirche überliefern und früher als die evangelische Kirche in der Heimat es gethan, die Bibel mit Auslegung herausgeben. Die gesamte Lehrthätigkeit in der Mission, in Predigt wie Schule, sollte darauf hinzielen, die Bibel zu erklären, ein bibelkundiges Volk zu erziehen. Darüber wäre sehr viel zu sagen, wir müssen uns auf weniges beschränken.

Wenn wir die Regel aufgestellt haben, daß in der Missionsthätigkeit die Predigt zuerst, die Bibel zu zweit kommt, so ist damit weder gesagt, daß nicht auch schon von Anfang an aus der Bibel und von der Bibel geredet werden dürfte, noch zu welcher Zeit der Unterricht von dem, was den Christen die Bibel ist, eintreten soll. Beides sind nicht principielle Fragen, sondern Fragen der Praxis.

Was das erstere betrifft, so wendet sich unsere Regel, daß die Predigt der Bibel vorausgeht, nur dagegen, daß man nicht von allem Anfang an die Bibel als Autorität den Nichtchristen gegenüber geltend machen darf; ihre Autorität ist eine Frucht des christlichen Glaubens. Darum ist aber niemand daran gehindert schon in der Heidenpredigt d. h. in der Predigt, die Nichtchristen für den christlichen Glauben gewinnen will, Bibelwort zu gebrauchen. Die Bibel ist auch eine Predigt, eine in Schrift fixierte Predigt, und es ist kein Grund abzusehen, warum nicht der Prediger sich dieses Wortes bedienen soll, wenn er nur von dem Hörer nicht eine Anerkennung für das fixierte Gottes-Wort fordert, für welche derselbe noch nicht vorbereitet ist. Es ist auch nicht abzusehen, warum die Heidenpredigt nicht einen biblischen Text nehmen sollte, mag er als solcher markiert sein oder nicht. Was Baumgarten für die Predigt in der christlichen Gemeinde gefordert hat, daß sie nicht gezwungen sei, an einen Text sich zu halten, kann mit viel größerem Rechte für die Heidenpredigt gefordert werden, wo Prediger und Hörer verschiedene Stellung zur Bibel einnehmen. Aber ohne Gefahr ist es nicht. Entweder sind die Prediger Propheten, die aus Antrieb des Geistes frei reden, und leicht geschieht es, was auch wohl dem genannten Theologen zugestoßen ist, daß die Geister der Propheten denselben nicht unterthan sind. Es ist die Gefahr einer nach Form und Inhalt zügellosen Predigt vorhanden, wenn der Herold des Reiches Gottes sich nicht an einen Bibeltext bindet. Oder der Heiden-

prediger ist — — kein Prophet, was wohl durchschnittlich der Fall sein möchte. Die Gefahr ist dann, daß eine sehr dürftige Verkündigung der Wahrheit herauskommt, wenn er nicht durch einen Bibeltext genötigt wird, seiner Armut durch den Reichtum des biblischen Wortes aufzuhelfen. In der Regel möchte es sich um der menschlichen Schwachheit willen empfehlen, schon in der Heidenpredigt die Bibel zu gebrauchen, indem man einen Bibeltext wählt — für die Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit der Predigt werden schon die Unterbrechungen der Zuhörer oder nachfolgende Unterredungen sorgen — und indem man Bibelworte anführt, die für viele christliche Wahrheiten den unübertrefflichen klassischen Ausdruck bieten.

Verfährt man in dieser Weise, so beginnt schon die Heidenpredigt die Arbeit, die Bibel zu erklären. Wann der eigentliche Unterricht über die Bibel, der Nachweis, daß das Christentum die Erfüllung der alttestamentlichen Offenbarung, deren Zeuge das Alte Testament ist, sein will, und der Hinweis auf das Neue Testament und seine Bedeutung für die christliche Gemeinde eintreten soll, hängt von praktischen Erwägungen ab. Nur daß diese Unterweisung über die Bibel und aus der Bibel ein notwendiger Teil der christlichen Unterweisung überhaupt sei, muß gefordert werden. Sie wird sich nicht anders von der christlichen Unterweisung in der alten Christenheit unterscheiden, als daß der Lehrer im Auge behält, woher seine Schüler kommen und welchen Mißdeutungen der heiligen Bücher sie am meisten ausgesetzt sein werden.

Das Gleiche gilt von der Predigt in der jungen christlichen Gemeinde, welche viel dazu beitragen kann, die Gemeinde in die Bibel einzuführen. Es wird nicht leicht jemanden in den Sinn kommen, für die Gemeindepredigt sich von der altchristlichen Sitte zu emancipieren, einen biblischen Text zu nehmen. Wenn nun der Prediger die Gemeinde nicht durch böses Beispiel lehrt, den Bibeltext zu mißbrauchen, indem er ihn nur als Sprungbrett benutzt, um sich in irgend einen Gedanken hineinzustürzen oder indem er exegetisch-homiletische Kunststücke macht, so hat der Prediger jeden Sonntag oder so oft Gemeindegottesdienst ist, die beste Gelegenheit, die Gemeinde zum Verständnis der heiligen Schrift zu führen und ihr durch sein Beispiel zu zeigen, wie sie richtig gebraucht wird.

Es ist mir unbekannt, ob irgendwo in Missionskirchen der Perikopenzwang eingeführt ist. Noch schwieriger als im Bereich der altchristlichen Gemeinden wird es sich in den heidenchristlichen jungen Gemeinden rechtfertigen lassen, dieselben an eine so unvollständige und ungenügende Textauswahl, wie die altkirchlichen Perikopen sie bieten, zu binden. Allein andrerseits wird es sich sehr empfehlen, zum Schutz

gegen unberechtigte Einseitigkeiten des Predigers und gegen den Zufall eine Auswahl von Texten zu treffen, damit der ganze Umfang christlicher und biblischer Wahrheit an der Hand dieser Texte den Gemeinden vorgeführt werde. Dieses Lektionarium für kirchlichen Gebrauch kann um so vollständiger sein, als in den meisten Missionskirchen ein Reichtum von Gemeindegottesdiensten sich vorfindet, und auch in dem ersten Stadium die Hausandacht noch Gemeindeandacht sein muß. Es ist allerdings anzustreben, daß dieses erste Stadium nicht bleibende Einrichtung wird, daß jedes Christenhaus ein Gotteshaus werde, in welchem der Hauspriester seinen Dienst thut und die Glieder seines Hauses auch seinerseits in die Schrift einführt.

Wie Kirche und Haus, so wird die Schule ihrerseits helfen müssen, ein biblisch gebildetes Volk heranzuziehen. Die Missionsschule hat, wenn nicht ihre einzige, so doch ihre vornehmste Rechtfertigung in dem Umstand, daß die christliche Religion ein heiliges Buch besitzt, das für ihren Bestand unerläßlich ist. So muß die Missionsschule ihre Existenz rechtfertigen, indem sie die Bibel dem Volke erklärt. In außerordentlich wirksamer Weise könnte sie die Arbeit in Kirche und Haus unterstützen, wenn etwa ein Plan befolgt würde, wie ihn F. L. Zahn mit seiner biblischen Geschichte für die Schule, mit seinem Bibelkalender fürs Haus im Sinne hatte, wenn nämlich derselbe Kreis biblischer Gedanken gleichzeitig in Schule und Haus die Herzen beschäftigte und wenn dann am Sonntag der Prediger das, was in der Woche in aller Kopf und Herz gewesen ist, in seiner Predigt berücksichtigen oder auch sonntäglich, dem Charakter des Gottesdienstes entsprechend, behandeln würde. Von allen Seiten beleuchtet, besprochen, erwähnt würde so die biblische Wahrheit das feste Eigentum der Gemeinde in allen ihren Gliedern werden. In den jungchristlichen Gemeinden, in denen noch keine Gebräuche oder Mißbräuche sich festgesetzt haben, ließe sich diese Ordnung leicht einführen, und ohne Zweifel würde eine so an die Bibel gewöhnte Gemeinde bibelfest werden.

Doch das ist etwas, was nebenher geschehen kann. Die Hauptaufgabe der Schule ist, ihrerseits dafür zu sorgen, daß sie die Schüler mit der Bibel vertraut macht. Die Hauptschwierigkeit einer Schule, die Volksbildung geben will, ist, wie sie sich konzentrieren kann, um eine gründliche Bildung zu geben und nicht in der Mannigfaltigkeit dessen, was etwa zu lernen wünschenswert ist, sich zu zersplittern. Das Centrum ist gefunden, wenn man den Religionsunterricht in die Mitte stellt und wenn man in ihm wieder die Bibel zum Klassiker elementarer Volksbildung macht. Schüler, die einen Unterricht genossen, der sie immer wieder in

die Bibel hineinwies, werden eine gründliche Bildung empfangen haben und zugleich aufs beste vorbereitet sein für eine Kirche, welche die Bibel zu gebrauchen weiß.

Gilt dies für die Volksschule, so noch mehr für die höheren Schulen, in welchen die Mission die Lehrer für Schule und Kirche vorbildet. Es wird nicht so bald möglich sein, einen Lehrerstand zu schaffen, der die Bildung genossen hat, welche in altchristlichen Gemeinden für nötig erachtet wird. Bei dem dermaligen Stande der Dinge in der Mission ist die Gefahr der Halbbildung sehr groß. Man wird ihr am erfolgreichsten entgegentreten, wenn man recht fleißig die Bibel treibt, sowohl im Verhältnis zu andren Disciplinen, als innerhalb des Religionsunterrichtes selbst. Es giebt keine andere Disciplin, welche auch den, der zu den letzten Quellen nicht gehen kann, zu einer solchen Gründlichkeit und Selbstständigkeit führt, wie sie haben und pflegen kann, wer gelernt hat, sich in der Bibel zuhause zu fühlen.

So viele Gelegenheiten und Nötigungen hat die Mission, die Bibel den Völkern, die sie christianisiert, zu geben. Das Meiste, was gesagt wurde, ist nur eine flüchtige Skizze, aber auch so wird klar geworden sein, daß die Bibel ein zu wichtiger Faktor in der Mission ist, als daß man ohne Schaden den Rat befolgen könnte, das „mechanische Bibellesen“ durch andere „nützliche Kenntnisse“ zu ersetzen. Die Kirche daheim und die Kirche draußen hat keinen Ersatz für die Bibel. Der Missionar wie die von ihm Bedienten, ihr religiöses, kirchliches, geistiges Leben würden schwer leiden, wenn man sie aus der Mission verbannen wollte. Das alte Verschen gilt auch von dem Gotteshaus, das in der Heidenwelt erbaut werden soll: Wo keine Bibel ist im Haus, da siehts gar öd und traurig aus. So wollen wir uns durch keinen Spott davon abbringen lassen, die Bibel in der Mission kräftig zu treiben; auch sie hat an der Verheißung Anteil: Gottes Wort bleibt in Ewigkeit.

Die Universitätenmission in Ostafrika.

Von P. Richter in Rheinsberg (Mark).

(Schluß.)

4. Im Usambara-Distrikt.

Schon bald nachdem sich die Universitätenmission in Sansibar angesiedelt hatte, machte sich das Bedürfnis fühlbar, auf dem Festlande wieder Anknüpfungspunkte zu suchen. Die befreiten Sklaven, mit denen

man es in Sansibar zu thun hatte, waren fast ohne Ausnahme gründlich verderbte Menschen, und auch im günstigsten Fall waren sie doch nur zersprengte Bruchstücke der festländischen Völker, die aus dem Zusammenhang mit dem Volksganzen herausgerissen waren. Man wollte deshalb wieder mit einem richtigen Volk in Verbindung treten. Das nächste Land, welches noch unter dem politischen Einfluß des Sultans von Sansibar stand und durch seine Berge einige Garantie für die Gesundheit gab, war das Usambara-Bergland. Dieses wurde deshalb für die erste festländische Mission in Aussicht genommen.

Usambara war damals noch ein einheitliches Reich mit dem alten König Kimweri an der Spitze und Fuga als Hauptstadt. Leider starb aber Kimweri bald, und nach seinem Tode wollten die Stammesfehden im Lande kein Ende finden. Es standen sich zwei fast gleich starke Parteien gegenüber: auf der einen Seite Simbodscha und sein Sohn Kimweri (II.), die zwar kein Recht auf die Thronfolge hatten, aber sich im Besitz der alten Landeshauptstadt Fuga behaupteten und mit den benachbarten Massai im Bündnis standen; auf der andern Seite Kibanga und sein Neffe, der legitime Erbe Kiniassi, die das Recht auf ihrer Seite hatten, aber die Herrschaft nicht an sich zu reißen vermochten. Die Folge dieser Kämpfe war, daß der ganze Norden und Westen von Usambara verödete, und die friedliebende Bevölkerung sich nach dem Südosten im Gebiet der Bondei zusammendrängte. Das war in kurzen Zügen der politische Hintergrund, von dem die Missionsarbeit sich abhob.

Im Jahre 1867 machte sich der Missionar Alington auf den Weg, um in Usambara den Grund zu einer neuen Missionsstation zu legen. Nach einer sehr mühsamen Reise über die steilen Berge und tief eingeschnittenen Thäler des fruchtbaren und großartig schönen Usambara-Berglandes kam er nach Fuga, der Residenz Kimweris. Er bat um Erlaubnis hier ein Haus bauen zu dürfen. Allein Kimweri und seine Großen, argwöhnisch wie eingeborene Häuptlinge in der Regel anfangs den Weißen gegenüber sind, fürchtete, hinter Alingtons Anliegen verberge sich irgend ein Anschlag der Weißen auf sein Land. Er hielt deshalb Alington vierzehn Tage lang hin und verabschiedete ihn schließlich mit unbestimmten Versprechungen, indem er ihm anheim stellte, von seiten des Sultans und des englischen Konsuls sich ein Empfehlungsschreiben ausstellen zu lassen. So mußte Alington unverrichteter Sache nach Sansibar zurückkehren. Indessen die gewünschten Schreiben waren bald beschafft; so machte sich Alington in den ersten Wochen des Jahres 1868 zum zweitenmal auf den Weg nach Fuga. Nun konnte Kimweri nicht umhin,

die Erlaubnis zur Anlegung einer Station zu geben. Er wies aber Alington in den äußersten Winkel seines Landes nach Magila, um die Weißen wenigstens nicht in der Nähe seiner Hauptstadt zu haben. In Magila angekommen, traf Alington auf neue Schwierigkeiten; der dortige Häuptling, ein Sohn Kimweris, konnte nicht begreifen, warum er gerade die Weißen bei sich aufnehmen solle. Alington mußte zum zweitenmal nach der Küste zurückkehren, um den Häuptlingen in Magila und Fuga Zeit zu lassen sich zu verständigen. Endlich bei seiner dritten Reise fand er den Häuptling von Magila und sein Volk, die Bondei, willig, ihm beim Bau einer Missionsstation zu helfen. Allein kaum war das Holzgerüst des Hauses so weit fertig, daß die Dachbalken aufgesetzt waren, da brach in Usambara Krieg aus, alle kriegstüchtigen Männer von Magila wurden nach Fuga entboten. So mußte das Haus unvollendet stehen bleiben. Alington kehrte zum drittenmal nach Sansibar zurück, um ruhigere Zeit abzuwarten. Erst nach Monaten konnte er den angefangenen Hausbau vollenden. Das war der mühselige Anfang der ersten evangelischen Mission im jetzigen Deutsch-Ostafrika.

Leider kam jahrelang die Missionsarbeit in Magila nicht recht in Gang. Alington wurde nach England zurückgerufen. Fraser, sein Nachfolger, machte einen kleinen Versuch mit eigentlicher Missionsarbeit, allein da er nur des Kiswahili mächtig war, konnte er sich nicht allen verständlich machen; und ehe er die Sprache des Landes erlernte, raffte ihn die Cholera hinweg. Nun sollte Handcock an seiner Stelle Magila übernehmen; als er 3/4 Jahr nach Frasers Abreise in Magila eintraf, — in der Zwischenzeit war die Station gänzlich verwaist gewesen — fand er ein sehr herzliches Willkommen. Das alte Mißtrauen war überwunden. Kimweris Nachfolger gestattete im ganzen Lande zu predigen und Schulen zu eröffnen. Aber nach wenigen Tagen erkrankte Handcock tödlich am Sonnenstich, er wurde nach Sansibar zurückgebracht und starb dort am 29. September 1870, nur einen Monat nach seiner Ankunft in Afrika. So stand Magila wieder verwaist, und es vergingen Jahre, ehe die Missionsarbeit daselbst wieder aufgenommen wurde. Inzwischen wurde Dr. Steere Bischof. Er beschloß, die Mission in Usambara mit verstärkten Kräften in Angriff zu nehmen. Nachdem er schon im Jahre 1872 zwei eingeborene und einen europäischen Subdiakonen hingeschickt hatte, folgten im Jahre 1873 der ordinierte Missionar Midgley und mehrere Laienhelfer. Allein trotzdem wollte es infolge einer Reihe kleinerer und größerer Unglücksfälle nichts Rechtes werden. Endlich übernahm im Jahre 1875 der Missionar, später Archidiakon Farler die Station, und unter

seinen Händen blühte Magila mit überraschender Schnelligkeit auf. Die Jahre, in welchen er, freilich mit vielen Unterbrechungen, das Oberhaupt der Usambara-Mission war, 1875—1888, sind die Glanzperiode dieser Mission.

Es galt zunächst der Hauptstation an Stelle der schnell verfallenen provisorischen Holz-, Lehm- und Grashäuser massive, dauerhafte Gebäude zu geben. Dieser Ausbau der Stationen ist bekanntlich in allen centralafrikanischen Missionen ein wichtiger Wendepunkt; da alle Tischler- und Maurerarbeiten, sowie alle Hand- und Spanndienste von den Eingeborenen geleistet werden müssen, falls die Neubauten nicht unerschwinglich teuer werden sollen, so ist solch ein Umbau jedesmal eine Probe auf die vorausgegangene Missionsarbeit, in wieweit nämlich die Liebe und Hilfsbereitschaft des Volkes erworben ist, und inwieweit die Eingeborenen zu praktischen Arbeiten erzogen sind.

Die neuen Stationsgebäude wurden am Abhang eines Hügels in Form eines Vierecks mit großem, offenen Hofplatz erbaut: oben quer in dominierender Lage die Kirche; an der einen Längsseite den Hügel herab das Warenhaus, die Werkstätten, das clergyhouse, d. h. die Missionarswohnungen und das Wohnhaus des Archidiakons oder leitenden Missionars; unten quer vor das Schulgebäude mit den Wohn- und Schlafräumen der boarders, d. h. der Schüler, welche sich für längere Zeit gänzlich in die Pflege der Mission gegeben; an der anderen Längsseite endlich die Wohnung des Arztes mit Apotheke und Krankenhaus, die Wohnungen einiger eingeborenen Hilfskräfte und die Wirtschafts- und Stallgebäude. So wurde die Missionsstation Magila ein sehr stattlicher Häuserkomplex. Schon aus dieser Mannigfaltigkeit der Gebäude geht hervor, eine wie vielseitige Ausgestaltung die Mission durch Farler erhalten hatte.

Die Missionsarbeit wurde im wesentlichen in vierfacher Form getrieben. Die ärztliche Mission nahm dem Range nach die letzte Stelle ein. Es war ja meistens ein Arzt in Magila, und das war auch dringend wünschenswert um der Missionare willen. Das Klima von Usambara erfreut sich mit Unrecht des Rufes der Gesundheit. Die Reisenden, die sich nur kurze Zeit dort aufgehalten haben, können das nicht beurteilen, sie lassen sich irre leiten durch die angenehme Frische und Kühle der Berge im Gegensatz zu dem feuchtheißen Klima von Sansibar. Die Missionare aber, die sich dauernd in Magila und seinen Außenstationen niedergelassen haben, wissen vom Fieber und allen seinen verhängnisvollen Komplikationen ein langes Lied zu singen. Es ist kein Jahr vergangen, ohne daß ein

oder etliche Glieder der Usambaramission sei es dem Klimafieber erlagen, oder invalide nach Hause zurückkehren mußten. Außer dem Missionspersonal bediente natürlich der Missionsarzt auch die Eingeborenen nach Kräften, die Apotheke und das Hospital standen auch ihnen offen, aber das wurde doch von seiten der Missionsleitung nur als untergeordnete Arbeit aufgefaßt, wodurch das Vertrauen der Bondei erworben werden sollte.

Auch die Schule stand in diesen Jahren (1875—1887) noch nicht im Mittelpunkt des Interesses. Sie wurde ja mit Eifer betrieben und erreichte zu Zeiten ganz stattliche Zahlen; im Jahre 1886 hatte sie z. B. eine Zeit lang 60 boarders und 150 Tagschüler. Aber im allgemeinen war sie doch sehr großen Schwankungen unterworfen, und von den Leistungen dieser Magilaschule erfährt man wenig. Es war der Wunsch der Missionare, das Schulwesen des Bondeilandes in Magila zu konzentrieren. Die Außenstationen sollten nur kleine Tagschulen haben; dagegen sollten die Missionare auf allen ihren Reisen im Lande die Dorfhäuptlinge zu veranlassen suchen, Kinder dauernd nach Magila zum Schulunterricht zu senden. Farler hätte es am liebsten gesehen, wenn er in Magila eine zweite Kiunganischule hätte gründen können, jedoch nicht aus befreiten Sklaven, sondern aus freien Bondeiknaben. Die große Schwierigkeit war nun nicht die, Kinder für die Schule zu bekommen, sondern sie festzuhalten und an den Schulunterricht zu fesseln. Schulzwang existierte nicht. Die Eltern waren eher geneigt, ihre Kinder zurückzuhalten, da sie den Wert der Schulbildung nicht zu schätzen verstanden und ihre Kinder ungern bei den Feldarbeiten entbehrten. Die Kinder aber, die in vollständiger Freiheit aufgewachsen waren, lehnten sich gegen den geringsten Zwang der Stationsordnung auf. Die Missionare kamen deshalb den Kindern mit der Gewährung von Geschenken und Anlockungsmitteln etwas weiter entgegen, als wir es für heilsam halten. Diejenigen Kinder, welche sich auf der Station niederließen, die boarders, erhielten Verpflegung, Kost und Kleidung, alles frei. Die Tagschüler erhielten für 60 halbe Schultage, wo sie die Schule besucht hatten, ein Hemd, einen Kittel oder dergl. Alle Schüler wurden an den hohen Festtagen und bei sonstigen feierlichen Gelegenheiten mit Speise und Trank regaliert. Die Gefahr, besonders bei der boarding school, lag darin, daß dadurch die Kinder ihren heimatlichen Arbeiten, zumal dem Feldbau entwöhnt wurden. Es war nur ein dürftiger Ersatz für diesen Mangel, daß die Mission eine Zeit lang jedem Zögling ein kleines Stück Acker zur eigenen Bearbeitung überließ.

Der Hauptnachdruck wurde auf die direkte Missionsarbeit gelegt und zwar zuerst in Magila selbst. Die Gottesdienste waren die Mittel- und Höhepunkte des Missionslebens. Bei dem streng hochkirchlichen Charakter der Mission wird es nicht Wunder nehmen, daß die Feier des heiligen Abendmahls sehr häufig, wenigstens jede Woche zwei- bis dreimal stattfand. Zu diesen Feiern hatten aber nur die konfirmierten Christen, also der eigentliche Kern der Gemeinde Zutritt. Um sie herum gruppierten sich in immer weiteren Kreisen die Getauften, die Katechumenen und die Hörer; und es war ein ziemlich langer Weg, bis ein Heide durch diese drei Zwischenstufen hindurch bis zum Vollgenuß des christlichen Gemeinderechts hindurchdrang. Das Mittel dazu war der kirchliche Unterricht. Im Anschluß an den für die Versammlung der Heiden bestimmten Hauptgottesdienst am Sonntag vormittag, zu dem sich in der Regel eine große Anzahl auch aus andern Dörfern einstellte, wurden Klassen eingerichtet, die eine für Häuptlinge, eine zweite und dritte für männliche und weibliche Christen, eine vierte und fünfte für männliche und weibliche Katechumenen und Hörer, eine sechste und siebente für Knaben und Mädchen. In diesen Klassen wurde nun nach Zeit und Umständen christliche Lehre und biblische Geschichte durchgesprochen. Es waren keine festen Gestaltungen, sondern vielen Wechseln unterworfen; aber aus diesen Klassen rekrutierten sich im wesentlichen die an den Wochentagen abgehaltenen Katechumenenklassen, welche die Heiden bis zur Taufe führten. Und gerade daß diese „Sonntagsschule" in freierer Form im Anschluß an den Gottesdienst gehalten wurde, brachte die Missionare mit mancherlei Volk in Berührung, selbst wenn sich etwa einmal eine „Klasse", geschenkten Tabak rauchend, auf der Veranda des Missionshauses nur über die Tagesneuigkeiten unterhielt.

Die direkte Missionsarbeit fand ihre notwendige Ergänzung in den ausgedehnten Predigtreisen, welche besonders die Missionare Riddell und Farler weit und breit durch die Umgegend unternahmen. Da zogen sie von Ort zu Ort und luden überall die Erwachsenen ein zur Kirche zu kommen und die Kinder zur Schule zu schicken; da knüpften sie überall neue Beziehungen an, notierten sich die Namen derer, die weiteren Unterricht begehrten, und richteten auch wohl in einem Dorf, wo sie besonders freundliches Entgegenkommen fanden, eine „Klasse" ein, zu deren Abhaltung wöchentlich einmal ein Missionar herüberkam. Diese Predigtreisen machten die Sache der Mission weit und breit im Lande bekannt, und es war nicht übertrieben, wenn 1887 Farler schrieb, daß ganz Usambara bis über Fuga und Mlalo hinaus mit der Universitätenmission in Verbindung sei.

Bei einer so frischen Entfaltung der Arbeit auf der Centralstation stellte sich bald das Bedürfnis ein, Nebenstationen zu gründen; das sollten nicht Außenstationen sein mit nur eingeborenen Lehrkräften, sondern Stationen, mit europäischen und selbst ordinierten Missionaren besetzt, die aber nicht die sorgfältige und vielseitige Ausgestaltung erhielten wie Magila und sich deshalb an dieses wie die Töchter an die Mutter anlehnten. Zwischen Magila und dem Küstenort Pangani, dem gewöhnlichen Landungsplatz der Missionare, liegt die Ortschaft Umba. Sie war dadurch merkwürdig, daß sie an diesem Punkte die Grenze angab, bis wohin der mohammedanische Einfluß landeinwärts gedrungen war. In Umba wohnten verschiedene Araber, es gab da eine Moschee und einen Koranlehrer, und fast die ganze Dorfgemeinde war dem Namen nach mohammedanisch. Das hatte für die Missionare auf ihren Reisen von und zur Küste manche Unzuträglichkeiten. Die Araber insultierten und mißhandelten wiederholt ihre Träger. Um dem ein Ende zu machen, unternahm Farler (1876) einen Ausflug nach Umba und hielt sich dort drei Tage auf ausdrücklich mit der Absicht, die christliche Wahrheit im Gegensatz gegen die Trügerei des Islam zu predigen. Der Erfolg dieses aggressiven Vorgehens war überraschend. Als Farler mit seinem letzten Vortrag zu Ende war, trat ein Mann auf und sagte: „Wir wurden Mohammedaner, weil wir keine Religion hatten, und das Küstenvolk kam und lehrte uns die ihre. Aber wir wollen sie nicht, denn sie betrügen uns; und wenn das Christentum besser ist als der Islam, wollen wir ihm folgen.“ Eine solche Gelegenheit konnte sich Farler nicht entgehen lassen; er gründete in Umba eine Nebenstation, und dieselbe entwickelte sich, wenn auch mit vielen schmerzlichen Todesfällen unter den Missionaren, eine Reihe von Jahren zur Zufriedenheit. Die beiden Dorfhäuptlinge Sepindu und Semkali selbst wurden Christen.

Nur etwa 3 Meilen von Umba, gleichfalls auf dem Wege von Magila zur Küste, gab es noch einen andern dicht bevölkerten Landstrich, und die Missionare hatten schon mehrfach in den dort dicht zusammenliegenden Dörfern Anknüpfungspunkte gesucht. Farler gründete hier eine zweite Nebenstation Mkuzi, auf der gleichfalls eine längere Reihe von Jahren mit Erfolg gearbeitet wurde. Umba und Mkuzi lagen beide am Rande der Njika-Einöde, jenes breiten Striches unbewohnten Landes, der sich zwischen der Küste und dem Usambara-Berglande hinzieht. Sie waren deshalb den räuberischen Überfällen der Wadigo schutzlos preisgegeben. Mehrere Jahre war die Unsicherheit um beide Stationen so groß, daß sich die meisten Bewohner der benachbarten Dörfer weiter nach dem Innern

hinein verzogen, und rings das Land verödete. Da nun Umba obendrein für die Missionare sehr gefährlich war, weil es kein Trinkwasser hatte, so wurde diese Station wieder aufgegeben. Mkuzi hat sich jedoch gehalten, es ist dem Missionar Geldart geglückt, im Jahre 1885 Frieden zwischen den Bondei und Wadigo zu stiften, und seitdem haben sich der Kirchen- und Schulbesuch in Mkuzi wieder wesentlich gehoben.

Lagen diese beiden Nebenstationen südlich und südöstlich von Magila, so wurde die dritte, Misozwe, nördlich von Magila nach dem Innern von Usambara zu angelegt. Diese Station lag landschaftlich besonders schön, rings von hochragenden Bergen mit üppiger Tropenvegetation umgeben; auch in missionarischer Hinsicht war der Platz günstig gewählt, er lag am Fuße des Schlangenberges Mlinga, des Mittelpunktes des Aberglaubens in Usambara. Missionar Woodward hat hier längere Jahre treu und mit Erfolg gearbeitet.

Wir fügen gleich hier bei, daß im letzten Jahre (1891) noch eine neue Nebenstation Kologwe am Rufu, schon in der Landschaft Useguha, hinzugekommen ist. Bischof Smythies und die Missionare hatten auf mehrfachen Reisen von Magila nach Fuga dies dichtbevölkerte Rufuthal kennen gelernt, und da sie bei der Bevölkerung freundliche Aufnahme fanden, haben sie nahe bei der südlichsten der großen Ortschaften auf den Inseln des Rufu diese kleine Station gegründet. Kologwe wird noch einmal ein wichtiger Punkt werden, da es die Endstation der im Bau begriffenen Bahn Tanga-Magila-Kologwe sein wird.

So hatte sich die Missionsarbeit unter den Bondei in glänzender Weise entwickelt, und es schien die Hoffnung nicht mehr zu hochfliegend, daß einst das ganze Bondeivolk das Christentum annehmen werde, zumal gerade unter den Häuptlingen sehr viel Anknüpfungspunkte gefunden waren. Es gelang dem Einfluß Farlers sogar, im Jahre 1888 Frieden herzustellen zwischen den beiden feindlichen Parteien im Usambaralande. Das war leider Farlers letztes großes Werk. Seitdem hat mehrere Jahre hindurch diese Mission Unglück über Unglück heimgesucht, und sie hat sich von den vielen, schweren Schlägen bis heute noch nicht ganz erholt. Ende des Jahre 1887 verzehrte eine Feuersbrunst die Hälfte der mit so großer Anstrengung aufgeführten Gebäude in Magila; 1888 mußte Farler als dauernd invalide nach England zurückkehren; im selben Jahre brachen die Unruhen des Araberaufstandes an der Küste in Tanga und Pangani aus; 1889 starben nacheinander der Archidiakon Goodyear, Farlers Nachfolger, und die Missionare Geldart, Sparks und Knowles; gleichzeitig war die Verbindung der Missionsstationen mit der Küste durch den Aufstand

Buschiris auf das äußerste erschwert. Es kam auch wohl noch störend und nachteilig für die Mission hinzu, daß Usambara zu Deutsch-Ostafrika geschlagen war, und die englischen Freunde nicht sehr geneigt waren eine englische Mission in einer deutschen Kolonie zu unterstützen.

Infolge aller dieser schweren Heimsuchungen und des dadurch fast chronisch gewordenen Mangels an europäischen Missionaren hat der Leiter der Usambaramission, Woodward, dem ganzen Werke eine etwas andere Richtung gegeben. Die Schularbeit ist das Centrum geworden; auf die Pflege der älteren und die Anlegung neuer Schulen wird der Hauptnachdruck gelegt. Bei dieser Arbeit kommen die vorhandenen eingebornen Hilfskräfte zur Geltung, teils Jünglinge, die ihre Ausbildung in den Magilaschulen erhalten haben, teils Lehrer aus der Kiunganischule. Nach dem letzten Jahresbericht (März 1892) bestehen zur Zeit 11 Schulen mit 722 Schülern, und es liegen noch von mehreren Dörfern Aufforderungen vor, auch dort Schulen zu gründen. Ein erfreuliches Zeichen für die beginnende Wertschätzung der Schulen ist, daß in einem Dorfe Mlemhule, die Einwohner ein Schulhaus mit eigenen Händen und auf eigene Kosten gebaut haben, damit auch bei ihnen ein Lehrer angestellt werde.

Die Religionen Chinas.

Von Missionar Dietrich.

Über die Religion der Chinesen herrscht eine große Unklarheit; selbst bei Gelehrten, deren Specialgebiet die vergleichende Religionswissenschaft ist, findet man hierüber völlig unzutreffende Bemerkungen. So halten einige alle Chinesen für Buddhisten, andere bezeichnen sie kurzweg als Konfutianer. Das eine ist so unrichtig wie das andere. Auf die Frage nach der Religion der Chinesen muß zunächst bemerkt werden, daß von einer Religion der Chinesen überhaupt nicht die Rede sein kann, sondern daß deren drei in betracht kommen. Obgleich nun die Bezeichnungen für diese drei Religionen: Yükau = Konfutianismus; Sikkau = Buddhismus und Tokau = Taoismus allen Chinesen geläufig sind, so vermögen doch nur die allerwenigsten zwischen diesen drei Systemen zu unterscheiden. Das chinesische Volk läßt sich überhaupt nicht in verschiedene Religionsgemeinschaften einteilen, und wenn jemand behauptet: „China hat 60 Millionen Konfutianer, 200 Millionen Buddhisten und 100 Millionen Taoisten, so ist dies eine durchaus willkürliche und völlig unzutreffende Einteilung. Als ausgesprochene Anhänger oder Mitglieder dieser einzelnen Gemeinschaften,

dürfen nur die buddhistischen und taoistischen Mönche und Nonnen bezeichnet werden. Das Volk macht bei seinen religiösen Verrichtungen keinen Unterschied; heute geht es in einen buddhistischen Tempel und betet nach Anweisung eines buddhistischen Priesters, morgen geht es zu den Taoisten und opfert deren Gebräuchen entsprechend, ja nicht selten wendet es sich in ein und derselben Angelegenheit an beide zugleich. In der Wahl des Tempels, ob buddhistisch oder taoistisch, entscheidet nicht die Verschiedenheit des Religionssystems, sondern der gute Ruf des in diesem oder jenem Tempel residierenden Götzen. Die gebildeten Konfutianer sind in der Theorie über jeden Götzendienst erhaben, allein in der Wirklichkeit beten und opfern sie sowohl in buddhistischen Tempeln wie nach taoistischen Gebräuchen. Überhaupt verdient der Konfutianismus kaum die Bezeichnung „Religion," denn er enthält fast keine religiösen Motive. Ein konsequenter Jünger des Konfutius ist ein Skeptiker vom reinsten Wasser, er ist durchaus religionslos, der weder an Gott noch Teufel, weder an Himmel noch Hölle, noch an ein künftiges Leben mit Vergeltung glaubt. Allein auch bei ihnen bewahrheitet es sich wieder, wo der Glaube an diese Fundamentalwahrheiten fehlt, da steht dem krassesten Aberglauben Thür und Thor offen. So glaubt der religionslose Konfutianer an Fung-schui, an Drachenformation der Berge, an die Macht der Verstorbenen mit ihren Glück und Unglück bringenden Einflüssen, ja er hat diesen Aberglauben in ein System zu bringen versucht und ist daneben gebunden im unsinnigsten Götzendienst und ein Knecht der Furcht auf Schritt und Tritt.

Einer Religionsgemeinschaft angehören, d. h. in den Orden derselben eintreten, drückt der Chinese mit der charakteristischen Bezeichnung aus: „Den Reis der betreffenden Gemeinschaft essen." Außer den buddhistischen und taoistischen Mönchen und Nonnen wird kein Chinese von sich sagen, ich bin ein „Buddhist" oder „Taoist." Die Gebildeten und Vornehmen sprechen von sich: „Wir Konfutianer." Diese Bezeichnung ist aber bei allen nicht zur Klasse der Litteraten gehörenden völlig ungebräuchlich. Frage man einen Kaufmann, Handwerker oder Landmann, welcher Religion er angehöre und ein erstauntes Gesicht ist die einzige Antwort; denn er hält sich für kein Mitglied irgend einer dieser Gemeinschaften. Ein Examen hat er nicht bestanden, folglich kann er sich nicht zu den Konfutianern zählen, und da er auch kein Mönchsgelübde gethan hat, so gehört er nicht zu den Buddhisten oder Taoisten.

Eine Folge dieser persönlichen Gleichgiltigkeit des Einzelnen den verschiedenen Religionen gegenüber, ist die merkwürdige Erscheinung, daß in China drei verschiedene Religionssysteme nebeneinander bestehen, ohne daß

das eine das andre ausschließt, für ungiltig oder unzureichend erklärt. Ein Chinese fühlt gar nicht das Bedürfnis, sich für das eine oder andre zu entscheiden. Er versteht es, sich mit allen drei Systemen zu befreunden, indem er von jedem in Anspruch nimmt, was ihm gerade paßt und zweckmäßig erscheint; ihm ist auch die Religion zu einem Geschäft geworden, das man in einer möglichst vorteilhaften Weise zu erledigen suchen muß. Welch verflachenden Einfluß dies haben muß, liegt auf der Hand und ist es nicht zu verwundern, daß dem Chinesen die tiefere Bedeutung der Religion ganz verloren gegangen ist.

Mit dieser oberflächlichen Auffassung der Religion rechnend, sind die drei verschiedenen Systeme ein Kompaniegeschäft eingegangen nach dem Grundsatz: „Verdirb mir mein Geschäft nicht und ich verkürze dir deinen Vorteil nicht." Anfangs bestand der Konfutianismus allein mit seinem Himmelsdienst, Ahnenkultus, Verehrung der als Staatsgötzen eingesetzten heiligen Kaiser und verdienter Beamten, mit seinem Naturdienst und Furcht vor Kobolden, Nixen und Nymphen. Nach ihm kam der Taoismus auf, mit seiner mystischen Philosophie in Verbindung mit Polytheismus, Rationalismus und Aberglauben. Er schickte seine Anhänger in die dunklen Klosterzellen, um „den Stein der Weisen" zu suchen. Dann kam der indische Buddhismus mit seinem organisierten Götzendienst, Tempeln, Mönchen und Gebetbüchern und wußte sich bald durch seine Anbequemung die Sympathie der Chinesen zu erwerben. Von seinem Erfolg lernte auch der Taoismus. Seine Mönche verließen ihre spekulative Philosophie und wendeten sich dem einträglicheren Geschäft der Zauberei und Geisterbeschwörung zu. Um sich hierzu würdig auszustatten, borgte er vom Buddhismus Legenden und Gebetsformeln, vom Konfutianismus die Staatsgötzen und richtete so seinen eigenen Haushalt ein.

Anfangs verfolgte der Konfutianismus den von Indien her eindringenden Buddhismus mit Feuer und Schwert, aber im Laufe einiger Jahrhunderte befreundeten sich auch diese beiden. Der theoretische Konfutianismus verabscheut den Götzendienst, der praktische aber sucht sich mit ihm zu verständigen, wie dies z. B. aus dem Verfahren des Kaisers Kanghi recht anschaulich wird. In seinem „heiligen Edikt" spricht er sich so aus über den Buddhismus:

„Das einzige Geschäft der Buddhisten ist, von Glück und Unglück zu lügen, Traurigkeit und Fröhlichkeit zu erheucheln, um mit ihren unechten Legenden ein Geschäft zu machen. Auf diese Weise beschwindeln sie das Volk um ihr Geld, um sich damit zu füttern. Sie beobachten dabei ein vorsichtiges Verfahren, indem sie Genossenschaften zu bilden suchen und unter diesen Sammlungen veranstalten zur Verbrennung von Weihrauch."

In einem späteren Sendschreiben an die buddhistischen Priester auf Putu sagt er:

„Ich sende einen Beamten, um ein feierliches Opfer darzubringen und schreibe eigenhändig eine Inschrift, die über der Eingangspforte der frequentesten Straße angebracht werden soll. Ich sende ferner Geld aus meinem Privatschatz zur Restauration der Tempel und zur Verschönerung der Umgebung derselben. Ich vertraue der Kraft des Buddha und dem Mitleid der Göttin der Barmherzigkeit, damit wir haben mögen gnädige Wolken, rechtzeitige Regen, süßen Tau und balsamische Winde; dann wird das Reich Frieden und Gedeihen und das Volk Glück und langes Leben haben."

Unter dieser Verkuppelung und Anbequemung haben die verschiedenen Systeme ihre Originalität zum großen Teil eingebüßt und sind in mancher Beziehung einander ziemlich ähnlich geworden.

„Ein Priester führte einmal einen Missionar an einen Opferdreifuß und sagte: ‚Diese drei Füße sind das Symbol der drei chinesischen Religionen.' Der Konfutianismus basiert auf die natürliche Moral, der Buddhismus auf Götzendienst und der Taoismus auf Aberglauben; der erste ist Menschendienst, der zweite Götzendienst, und der dritte Geisterdienst. Der Konfutianismus verehrt die Verstorbenen und erwartet von ihnen glückbringenden Einfluß; der Buddhismus sucht mit seiner Lehre vom Fegefeuer und der Seelenwanderung zur Nacheiferung im Mönchswesen anzuregen mit der Vertröstung auf die schließliche Auflösung ins Nichts, während der Taoismus durch Wahrsagen und Zauberei sein Geschäft macht mit den Übeln der Gegenwart." „Einander unterstützend binden diese drei Religionen den Geist der chinesischen Nation an eine dreifache Fessel." —

Wie alle drei Religionen vieles Ähnliche haben, so sind sie auch alle volkstümlich geworden. Theoretisch ist der Konfutianismus die Staatsreligion Chinas. Die Staatsbeamten sind Literaten, die ihre Beförderung dem Studium der Klassiker, d. h. den heiligen Schriften des Konfutianismus verdanken. Die konfutianischen Tempel stehen unter staatlichem Schutz und die Verehrung des Konfutius wird von der Regierung auf Staatskosten versorgt. Aber auch viele buddhistische Tempel sind von kaiserlichen Bewilligungen erbaut und buddhistische Klöster mit Staatseinkommen ausgestattet. Manche buddhistische Bücher sind von chinesischen Kaisern verfaßt und die Lehren des Buddhismus als ein für die Erhaltung des Staates sehr zweckmäßiges Institut anerkannt, und somit kann auch der Buddhismus Anspruch machen, „Staatsreligion" zu sein. Ebenso aber auch der Taoismus, indem die verstorbenen Generale und Staatswürdenträger einen entsprechenden Rang bei dem taoistischen König der Unterwelt im Hades bekommen. Als solche werden sie auch Götzen in taoistischen Tempeln und von taoistischen Priestern nach taoistischen Riten verehrt. Staatsgötter und Schutzpatrone von Städten und Dör-

fern sind unter den Fittichen der Taoisten, und so bildet auch der Taoismus einen Teil der „Staatsreligion.“ —

So ist es möglich, daß ein Chinese sich aller drei Religionen bedienen kann, ohne mit den Grundsätzen der einen oder andern in Konflikt zu geraten. Würden die Konfutianer treu zu ihren antigötzendienerischen Principien stehen, so müßten sie zwischen diesen und den polytheistischen Religionssystemen eine Scheidewand errichten. „Was ist aber die thatsächliche Praxis der Literaten Chinas? Indem sie die Hände nach der Schutzherrschaft des taoistischen Polarsternes ausstrecken, beugen sie die Knie vor der buddhistischen Göttin der Barmherzigkeit in demütiger Bitte um einen Sohn.“ In derselben Trauerprozession kann man Mönche beider Orden vertreten sehen und bei Totenmessen werden an gewissen Tagen die taoistischen, an andern die buddhistischen Mönche verwendet. Bei öffentlichen Gebeten um Regen kommt es vor, daß vor der Tempelhalle auf der einen Seite die buddhistischen Mönche ihre Litaneien ableiern, auf der andern Seite die Taoisten und zwischen beiden die Mandarinen zum Himmel beten. Die öffentlichen Tempel stehen gewöhnlich unter den Taoisten, hie und da werden sie auch von Buddhisten bedient. Die buddhistischen Mönche sagen sich zwar mit dem Gelübde der Ehelosigkeit vom Ahnendienst los. Dennoch wissen sie diesen sowohl wie die Verehrung des Konfutius ganz gut mit ihrem System zu vereinigen. Buddhisten und Taoisten lehren eine Seelenwanderung, beide orakeln, treiben Wahrsagerei und sind Vegetarianer. Ja ihre Verwandtschaft geht so weit, daß sie in verschiedenen Fällen die gleichen Götzen verehren. Nicht selten findet man in buddhistischen Tempeln taoistische Götzenbilder und in taoistischen Tempeln buddhistische Gottheiten aufgestellt. Die buddhistische „Göttin der Barmherzigkeit“ heißt bei den Taoisten die „Himmelswürdige.“ Der „Perlenkönig“ ist bei den Taoisten der „kaiserliche Herrscher“ und bei den Buddhisten heißt er „König von Indras Paradies.“ Die Konfutianer nennen den Kriegsgott „Heiliger Soldat,“ die Buddhisten „Gott des Schutzes“ und die Taoisten „Minister des Himmels.“ Buddhisten und Taoisten haben jede ihre Dreieinigkeit, bei ersteren heißt sie: „Buddha, Ordensregel und Gemeinschaft,“ bei letzteren: „Weisheit, heilige Schriften und Priester.“ Beide haben die zehn Fürsten des Hades und selbst eine Nachbildung der buddhistischen Höllenstrafen kommen in taoistischen Tempeln vor. —

Wie diese drei Systeme vermengt sind, so ist überhaupt der Begriff eines Chinesen von Religion ein Sammelsurium unklarer und verworrener Ideen. Er ist Konfutianer sowohl als Buddhist wie Taoist, im Grunde

aber keins von allen. Die schädlichste Folge dieser Verwirrung ist, daß dem Chinesen das Verständnis für die Wahrheit, sowie das Streben nach derselben, fast völlig abhanden gekommen ist. Die ernste Frage: „was ist Wahrheit?“ bewegt kaum das Gemüt eines Chinesen. Da durch die stattgefundene Vermischung und Anbequemung die den verschiedenen Religionssystemen ursprünglich eigenen Wahrheitselemente sehr verflacht, ja z. T. ganz abhanden gekommen sind, so vermögen sie auch nicht mehr die Frage nach Wahrheit zu wecken; dies kann und muß allein durch den neuen Sauerteig des Evangeliums geschehen. Und, Gott sei Dank, geschieht es auch, freilich bis jetzt nur in vereinzelten Fällen.

Berichte der englischen Missionare über die Katastrophe in Uganda.

Endlich sind auch Berichte der englischen Missionare über die Kämpfe in Uganda eingegangen. Dieselben sind auf der deutschen Postroute an die Küste gelangt, und es ist bis heute nicht aufgeklärt, wodurch sie so verspätet worden sind, trotzdem sie ein so frühes Datum tragen (31. Januar). Wir enthalten uns zur Zeit hierüber jeder Vermutung; auch das wird ja an den Tag kommen. Die englische Route (via Mombas) war versperrt. Teilen wir zunächst das Wichtigste aus dem Briefe des Rev. Baskervville mit, der vom 31. Januar datiert ist.

„Vor etwa sechs Wochen mußte jeder, der während des ersten Jahres der Verwaltung der Compagnie in Uganda gewesen, sagen, daß das Land nach den letzten Wirren sich in einem Zustande zunehmender Beruhigung befand. Die Politik der Compagnie, indem sie den guten Willen der Protestanten als ausgemacht annahm, begünstigte vielmehr die katholische Partei. Mit ausgesuchtester Sorgfalt strebten beide Kapitäne, Lugard und Williams, dahin, jeden Schein zu vermeiden, als ob ein nationales oder religiöses Vorurteil ihre Administration beeinflusse. Von Zeit zu Zeit kam es allerdings zu kriegerischen Ausbrüchen, aber die Compagnie war stets beflissen, einen Ausgleich zwischen den Parteien herbeizuführen, und die Protestanten machten eine Konzession nach der anderen um Kollisionen zu vermeiden. Der Resident hat wirklich alles gethan, was in seiner Macht lag, um den Krieg zu vermeiden; ja er hat selbst persönliche Insulte hinuntergeschluckt, um nur nicht das Werk eines Jahres zu gefährden, und niemand hat es mehr bedauert als er, daß er gezwungen worden ist, Gewaltmaßregeln zu ergreifen.

Die Wirren begannen um die Mitte des vorigen Monats, als das neue, von Mr. Bagge befehligte Stahlboot nach dem Südende des Sees abgegangen war. Aber schon vorher hatten folgende vier Ereignisse gezeigt, daß die Protestanten die beleidigte Partei waren. 1. Vor etwa sechs Monaten wurde eine Anzahl Häuser in der Hauptstadt, darunter das des Mukasa, von den Katholiken mutwillig niedergebrannt; 2. in Budu wurde Kamswage, König von Koki, einer Landschaft im Südwesten von Budu, auf Befehl des Königs beauftragt, die Protestanten auszutreiben und zu einem großen Teil geschah dies auch thatsächlich; 3. nach Kaganda, einer der Inseln, welche der protestantischen Partei zugeteilt waren, wurden seitens der Katholiken 100 mit Gewehren Bewaffnete gesandt, um den vom König selbst eingesetzten Häuptling zu vertreiben; 4. gegen Mitte Dezember bat der Mulondo, ein hervorragender protestantischer Häuptling in Kyagwe, der gehört hatte, daß man seinen Platz angreifen wollte, um Erlaubnis, heimgehen und denselben verteidigen zu dürfen. Der König versagte, Kapitän Williams erteilte die Erlaubnis. Infolge dessen beauftragte der König vier römisch-katholische Häuptlinge mit 500 Bewaffneten, den Mulondo zu töten, wo sie ihn fänden. Dies brachte Williams auf und er

forderte vom König, sofort Boten nachzusenden, die den Befehl widerriefen. Auf seine Drohung, daß er die Partei der Protestanten ergreifen würde, falls dies nicht geschehe, wurden die Mörder zurückgerufen und dieses Wetter ging vorüber.

Am 9. Dezember kam eine große Karawane an, welche der Compagnie reichliche Munition brachte. Dies versetzte den König in große Aufregung, und am Tage nach Weihnachten sandte er eine Botschaft an den Katikiro, daß er Protestant werden wolle. Er sah, daß die Macht auf Seiten der Protestanten war, eine große Karawane war angekommen und Kapitän Lugard war mit einer großen Anzahl Sudanesen, die er von zwei auf dem Wege nach der Küste begriffenen Regimentern Emin Paschas angeworben, bereits in Budu angelangt. Dazu war Muanga erregt durch die Nachricht, daß der Kimbugwe, der Hauptführer der Katholiken, eine große Anzahl Leute abgeschickt habe, um alle seine bhang pipes (Hanfpfeifen?) zu zerstören. Diese Leute brannten ein Haus des Königs nieder und töteten vier seiner Mannen. In dieser Nacht forderte er zu seinem Schutze eine protestantische Wache. Da kamen die römischen Katholiken und machten unserer Partei den Vorschlag, den König abzusetzen und einen seiner Neffen, einen Sohn Kalemas auf den Thron zu setzen. Die Protestanten stimmten nicht zu. Muanga war ein böser Bursche, aber was konnten sie von einem Knaben hoffen, der auf der römischen Station Bukumbe erzogen worden war? Der König sah, daß die Zeit für den Wetterhahn gekommen sei, sich zu drehen. Aber man erlaubte ihm nicht so leicht, seine Religion zu ändern. Als der französische Bischof sah, daß es aus der Absetzung nichts wurde, und daß nun die papistische Partei den Muanga durchaus bei sich festhalten müsse, kam er zu ihm, hielt ihm die Größe seiner Sünde vor und ermahnte ihn zur Beichte. Erst muß ich ein Geschenk haben, antwortete der König, meine Leute sind getötet und mein Haus ist niedergebrannt. Gut, erklärte der Monseigneur, du sollst 40 Elfenbeinzähne haben. Sobald ich sie habe, will ich beichten, sagte Muanga.

Kapitän Lugard erreichte Mengo am 31. Dezember, und wir hatten alle das Gefühl, die Lage der Compagnie sei gesichert. Ein wenig vorher war die in den englischen Zeitungen verbreitete Nachricht von der Zurückziehung der Compagnie aus Uganda zu uns gedrungen. Zu derselben Zeit kam ein neuer Trupp französischer Priester an, welche, wofür Beweise vorliegen, diese Nachricht unter dem Volk verbreiteten und dem König einredeten, daß die Compagnie nur eine Handelsgesellschaft sei, in deren Interesse es nicht liege, einen Kampf aufzunehmen, und daß sie im Begriff sei, sich zurückzuziehen. Halte die katholische Partei jetzt nur ein wenig aus, so würde sie bald das Heft in den Händen haben. Dieses gab dem Könige von neuem großes Vertrauen und brachte ihn dahin, die Macht der Compagnie so sehr zu verhöhnen, daß er sie geradezu zum Kampfe herausforderte.

Freitag den 22. Januar gegen Mittag hörten wir ganz in unserer Nähe 3 bis 4 Schüsse und vernahmen bald, daß ein Protestant von den Katholiken ermordet worden sei. Die Protestanten kamen sofort zu Kapitän Lugard und berichteten, daß die Römer auch die Leiche bewachten und sich weigerten, sie zum Begräbnis herauszugeben. Lugard begab sich auf der Stelle zum König, der ihn, eine große Beleidigung für den Kommissar, zwei Stunden warten ließ." Nun folgt in großer Ausführlichkeit die lange Geschichte der Verhandlungen, die zwischen Muanga und dem Abgesandten Lugards, du Wallah, einem Somali, stattfand. Lugard selbst, der sich sehr angegriffen fühlte, verließ den König, als er wenigstens die Freigabe der Leiche erwirkt hatte. Der Mord wurde zugegeben, aber für gerechtfertigt erklärt, weil der Mörder behauptete, einer von den Leuten des Katikiro habe ihm sein Gewehr entwendet und dafür habe er sich von dem ersten besten Protestanten ein anderes durch List und Gewalt wieder verschafft. Jede Bestrafung wurde abgelehnt und auf die briefliche Bemerkung Lugards, daß es dann zum Kriege kommen werde, seitens der leitenden Häupter der katholischen Partei höhnisch erwidert: „Sage deinem Herrn, daß, wenn er sich untersteht zu kämpfen, werden wir ihm alles nehmen, was er hat, und die Engländer vom Erdboden vertilgen."

Dies war zu viel für Kapitän Lugard; er sandte indes nochmals und forderte die Auslieferung des Mörders, dann solle die Sache vergeben sein. Da der König und die Katholiken entschlossen schienen, den Kapitän herauszufordern, so verteilte

dieser 500 Gewehre mit Munition an die Protestanten, immer noch in der Hoffnung, daß er nicht gezwungen sein werde, persönlich einzugreifen.

Sonntag den 24., war natürlich der Gottesdienst außer Frage. Dem Katikiro (ersten Minister) war seitens der Katholiken gesagt worden, wenn die Protestanten nicht kämpften, so seien sie ein Lumpengesindel von Feiglingen. Als Roscoe (ein englischer Missionar) mit Sambera Mackay (einem eingeborenen Lehrer) und ein paar andern am Morgen eine Bibelstunde hielt, hörten wir Schüsse, deren Ergebnis der Tod eines der Leute des Katikiro war. Die Bibelstunde wurde geschlossen und der Ort verlassen. Wir kamen zu einem englischen Gottesdienst zusammen; ehe er zu Ende war, traf Sambera mit der Mahnung ein, uns sofort ins Fort zu begeben, da beide Parteien zum Kampf bereit ständen. Wir verweigerten das, bis Kapitän Lugard uns amtlich habe auffordern lassen, und auch als das geschah, blieben wir, um nicht all unser Eigentum preiszugeben. Er sandte uns dann 40 Leute; in einer Viertelstunde hatten wir das Notwendigste zusammengepackt und um 12 Uhr waren wir im Kampala (dem Fort). Auf dem Marktplatz begegneten wir Sambera, der gehört hatte, daß viel von unseren Sachen zurückgeblieben waren und eine Wache holen wollte, um die Station zu schützen. Bald darauf hörten wir vier Schüsse. Lugard hatte sich damit begnügt, die Auslieferung des ersten Mörders, des Mörders dieses Morgens und des Kanta zu fordern, der die beleidigende Botschaft gesandt. Der Mörder, der den Mann des Katikiro getötet, wurde geschickt, der Kanta weigerte sich zu kommen. Nun war Kapitän Lugard so willig, den Kampf zu vermeiden, daß er eine neue Botschaft sandte, die nur die Auslieferung des ersten Mörders verlangte, so solle alles Weitere vergessen sein. Da fielen die Schüsse und veranlaßten uns, den Grund zu erforschen. Wir sahen Rauch in Mengo und hörten nun Schuß auf Schuß, eine reguläre Füsilade, und sahen die Papisten fliehen vor den Protestanten. Auf der Spitze des Rubagahügels fand ein scharfer Kampf statt und bald standen die neue römische Kirche und die Häuser in Flammen und die Protestanten rannten auf die Umzäunungen des Königs zu. Während das geschah, schwiegen die Maximgeschütze, da Kapitän Lugard befohlen hatte, nicht eher einzuschreiten, als bis ein Angriff auf das Fort stattgefunden. Da sahen wir einen großen Haufen vom entgegengesetzten Hügel her auf das Fort losstürmen und jetzt eröffneten die Maximkanonen das Feuer. Die Katholiken stutzten und starrten umher, und da sie erkannten, wer sie jetzt angriff, und daß sie es nun mit der Kanone zu thun hatten, so machten sie kehrt und rannten wie Kaninchen in die Bananen. Wir hörten, daß einige vierzig auf dies erste Feuer getötet sein sollen, auch der Kimbugwe und der Kanta waren verwundet. Die Leute sammelten sich wieder auf der Spitze des Hügels und nachdem sie sich mit den Mannen des Musaldah vereinigt hatten, suchten sie den Katikiro zurückzudrängen und sein Haus niederzubrennen. Viele Häuser standen in Flammen und man konnte vor Rauch kaum sehen. Der Katikiro flüchtete nach Kampala, und jetzt sandte Kapitän Lugard den Kapitän Williams mit den Sudanesen, denen sich die Leute des Katikiro und Pokino anschlossen, um die Papisten nach dem See zu verfolgen. Nur die Barmherzigkeit verhinderte es, sie nicht ins Wasser zu jagen. Die Protestanten waren Sieger; aber tiefer Schmerz überkam uns, zumal als wir hörten, daß eine der ersten Kugeln unseren treuen Sambera getötet hatte. . . . . Auch zwei andere Kirchenälteste und zwei protestantische Häuptlinge waren schwer verwundet. Es war unmöglich, die Priester ins Fort zu bringen. Ihre Station war besetzt durch katholische Häuptlinge. Einer ihrer schwarzen Hausadoktoren, der thörichterweise in Person am Kampfe teilgenommen, war getötet worden. Am Abend wurden alle Priester ins Fort geführt; ihr Platz war eine totale Ruine.

Der König mit einigen 300 Bewaffneten war auf die kleine Insel Burenguge geflohen, eine halbe englische Meile von der Küste, zwei Stunden von Mengo. Hier hatte er seine Güterniederlage, hierher hatte er auch alle seine Weiber und Wertsachen geschickt. Hier hatten früher die Christen erfolgreich den Mohammedanern Widerstand geleistet. Und in Erinnerung daran glaubten sich hier die Katholiken ganz sicher. Es war nun das Hauptanliegen der Compagnie, den König in ihre Gewalt zu bekommen und ihn wieder auf den Thron zu setzen. Man wußte, daß er eine bloße Puppe war, und in ihren Händen thun würde, was man von ihm verlangte. Es wurden daher mehrere Botschaften gesandt, um ihn zur Rückkehr zu

bewegen, und er ließ auch sagen, daß er zu kommen wünschte, aber daß er bewacht und die Flucht ihm unmöglich gemacht würde.

Am Freitag morgen kam der französische Bischof, um zu sagen, er wünsche das Fort zu verlassen, aber Lugard verweigerte ihm einige Male den Weggang. Zuletzt erklärte er, wenn er nicht mit Gewalt zurückgehalten werde, so gehe er, denn dahin lauteten seine Ordres von Rom. Er versprach Lugard, den König zur Rückkehr zu überreden und nach Sese zu gehen. Er that nichts davon, sondern begab sich zum König, und angereizt durch Kisule, einen Schmied und früheren Schüler Mackays, verweigerte er gegen den Wunsch der katholischen Priester und Häuptlinge ihm die Erlaubnis zur Rückkehr nach Mengo. Ja er sandte an Lugard, er möge nur kommen mit seiner Maximkanone und alle römischen Katholiken auf der Insel töten und dann den König holen. Er mochte wohl kaum erwarten, daß das buchstäblich geschehen würde. Gestern um zehn marschierte Kapitän Williams mit einer der Maximkanonen und 100 Soldaten samt der Majorität der protestantischen Partei ab. Er verbarg seine Leute unter den Bäumen des Ufers. Da kamen zwei Frauen des Königs, um Speise in einem Kanu zu holen, und Williams sandte zwei seiner Soldaten, sie gefangen zu nehmen. Die Bootsleute, die das sahen, machten sich auf, die Leute auf der Insel zu informieren, zwei von den französischen Priestern, die am Strande lagerten, traten hinaus und feuerten auf die Soldaten. Diese Schüsse und die Meldung der Bootsleute brachten bald alle Katholiken ans Gestade, von denen einige Kanus bestiegen, um herüber zu kommen und nach den Frauen zu suchen, offenbar in der Meinung, es seien nur die paar Soldaten da, die sie weggeführt. Unterdes hatte Williams die Maximkanone postiert und die Angreifer waren über diesen Empfang überrascht. Die Leute am Strande flohen und elf Kanus sanken. Auf das erste Geräusch des Feuers begab sich der französische Bischof zum König und als er sich überzeugt hatte, daß man wirklich die Lagersoldaten vor sich hatte, floh er mit ihm auf die Seseinseln. Die Ruderer hatten sich auf das erste Feuergeräusch davon gemacht, und so war die römisch-katholische Partei absolut ohne Kanus. Einige versuchten rohe Flöße von Rohr und Blättern zu machen, die aber sofort sanken. Der Mujadi, einer der vornehmsten römischen Häuptlinge, kämpfte wie ein Rasender und verbarg sich zuletzt unter den Bäumen, ohne bis jetzt aufgefunden zu sein. Der Kangu und eine große Anzahl der Katholiken wurde getötet, von den Unsrigen kaum einer verwundet. Die Lagersoldaten machen jede Anstrengung den König aufzufinden, von dem sie wissen, daß er gegen seinen Willen zurückgehalten wird. Das Volk ist streng royalistisch und würde den Muanga trotz aller seiner Untugenden jedem anderen vorziehen."

Als Ergänzung zu diesem Berichte teilen wir ferner einige Auszüge aus den Briefen der Missionare Walker und Ashe vom 18. Februar und Anfang März mit.

Der erstere schreibt: „Ich kann dir einiges über den Angriff auf die Insel Burenguge mitteilen. Toli, der Madagaskarmann, ist meine Quelle. Er befand sich mit Muanga auf Burenguge und riet ihm, sich mit Lugard zu verständigen. Aber die jungen Leute samt dem römischen Bischof und Kisule, dem Schmied, erlaubten es ihm nicht. Die Burschen sagten: wir werden die Bunungu besiegen, sie können diese Inseln nicht erobern, auch die Mohammedaner hätten es ja nicht gekonnt. Am Abend unternahmen sie unter Führung von Kisule eine Anzahl Boote weg, die von der protestantischen Insel Komi Nahrungsmittel nach dem Festlande brachten. Zwei mit Menschen dicht besetzte versenkten sie, und den Rest brachten sie im Triumph nach Burenguge. Das wurde dem Kapitän Lugard gemeldet, und infolge dieser Meldung, Williams, eine Maximkanone und ein Teil der Nubier gegen die Insel abgeschickt .... Toli riet dem König nicht zu kämpfen, aber Mujasi, Kisule und andere feuerten auf die Engländer und nun antwortete die Maximkanone. Alles floh. Der König und der Bischof in einem Kanu. Es erfolgte nun eine allgemeine Verwirrung, um Kanus zu erlangen. Toli selbst floh nach dem Festlande nach Chagwe, aber er sah, wie 27 Kanus nicht weit von der Küste infolge des thörichten Verhaltens der Leute in denselben umschlugen, während sechs infolge der Schüsse Williams sanken. Das letztere sah er jedoch nicht selbst. Burenguge ist 400 Yards (etwa 1/3 Kilometer) vom Festland entfernt."

Ashe schreibt: „Bis Sonnabend den 23. Januar abends verhandelte Lugard mit großer Geduld, aber der König war so übel beraten, daß er des Kapitäns Ge-

sandten beleidigte und eine drohende Sprache gegen die Compagnie führte. Der König hatte sein Pulver, das sich auf einer Insel befand, holen und unter die Katholiken verteilen lassen. Darauf wurden seitens der Compagnie Gewehre unter die Protestanten verteilt, die in entschiedener Minorität waren. Die Katholiken hatten es offenbar darauf angelegt, den Konflikt mit den Protestanten herbeizuführen, in der Erwartung, daß sich die Compagnie neutral verhalten würde; eine Erwartung, welche durch das bisherige Verhalten derselben nur bestärkt wurde." Nun folgt die Erzählung der Vorgänge am Sonntag den 24., welche lediglich die Angaben Lugards und Baskervilles bestätigt, daß nämlich erst der Angriff der Katholiken auf das Fort Lugard zum Einschreiten veranlaßte. Von Bedeutung ist, daß der Angriff auf die französische Mission auf dem Rubaguhügel durch eine heidnische Partei erfolgte, die sich nur Protestanten nannten. Denn, schreibt Ashe, die Parteien sind lediglich politische, keine religiösen. Dann heißt es weiter: „Kapitän Lugard sandte zum König und lud ihn und alle seine Häuptlinge ein zurückzukommen, indem er sich erbot, sie in ihre früheren Stellungen wieder einzusetzen. Er sandte auch zu dem französischen Bischof, diese Friedensversuche führen zu helfen, aber die Antwort bestand in beleidigenden Ausdrücken, die auf eine Herausforderung hinausliefen. Nun erst wurde Williams beauftragt, mit der Maximkanone u. s. w. die Insel anzugreifen. Das war am 30. Januar. Als Folge dieses Angriffs sollen 33 Kanus mit 300—400 Männern, Frauen und Kindern gesunken sein."

Aus diesen Berichten im Zusammenhang mit dem schon früher mitgeteilten Schreiben Lugards ergiebt sich als sicher: 1. daß die so gröblich verleumdeten englischen Missionare an dem Ausbruch der traurigen Kämpfe völlig unbeteiligt sind; 2. daß die Hauptschuld für dieselben auch nicht auf die beiden Kapitäne der ostafrik. brit. Compagnie, sondern auf die sogenannte katholische d. h. antienglische Partei und ihre priesterlichen Führer fällt und 3. daß das leidenschaftliche Schreiben des Msgr. Hirth maßlose Übertreibungen und Sachverdrehungen enthält.

Dazu ist zu bedenken, daß die englischen Berichterstatter von den in diesem Schreiben gegen sie erhobenen Beschuldigungen noch keine Ahnung gehabt haben, also sich auch nicht gegen dieselben verteidigen konnten. Ein abschließendes Urteil wird man also erst gewinnen, wenn die französischen Berichte den englischen Berichterstattern vorgelegen haben. Traurig ist nur, daß unterdes die öffentliche Meinung Europas infolge der verspäteten Beförderung der englischen Berichte voreingenommen worden ist.[1])

Unterdes wird das Verdächtigungsgeschäft der englischen Missionare unter Führung der katholischen Presse eifrig fortgesetzt. Wieder sollen sie es sein, denen wir die Niederlage am Kilimandscharo verdanken. So schreibt „Gott will es" (1892, 492): „Aus nichtamtlichen Privatnachrichten geht mit ziemlicher Gewißheit hervor, daß wir diese Schlappe den Engländern zu verdanken haben. Wohl kaum den englischen Offizieren, aber den englischen protestantischen Missionaren. Gerade wie in Uganda haben sie am Kilimandscharo gehetzt und den aufgehetzten Stämmen Waffen und Munition geliefert." Der einzige Anhaltepunkt für diese weitgehende Beschuldigung ist die Mitteilung des Unteroffiziers Wutzer, daß der englische Missionsarzt Dr. Baxter einen Moschimann nach Taveta geschickt, um dort Waffen und Munition einzukaufen und daß der dortige englische Stationschef diesen Mann samt dem betreffenden Schreiben Dr. Baxters an Dr. Peters gesandt habe. Diese monate-

[1]) Nach neueren telegr. Nachrichten ist Muanga zu der englischen Partei übergetreten.

lang vor der Bülowschen Niederlage geschehene und bisher nicht weiter beachtete Geschichte ist etwas rätselhaft und bedarf zunächst der Aufklärung. Soviel glauben wir aber schon jetzt annehmen zu dürfen, daß Baxter die Moschileute nicht gegen die Deutschen habe bewaffnen wollen. Das Waffeneinfuhrverbot macht viel böses Blut in Afrika, wir kommen wohl später darauf zurück; jedenfalls muß man Baxter gehört haben, ehe man ihn verurteilt. Sofort — wie die katholische Presse thut -- „die englischen Missionare" als Aufhetzer gegen die Deutschen zu verdächtigen, das ist römische Tendenz, die die koloniale Eifersucht methodisch benutzt, um womöglich die Austreibung der englischen protestantischen Missionare zu erwirken. Das Hetzgeschäft ist also auch hier auf der römischen Seite.

Schließlich noch zwei Fälle zur Charakteristik ultramontaner Selbstverteidigung; beide aus „Gott will es" 1892, 16. Heft.

S. 493 f. wird hier ein vom 17. Juli 1891 datierter Brief des ehemaligen apost. Vikars des Viktoria Nyanza, Livinhac, an den verstorbenen Kardinal Manning mitgeteilt, der unter andern Verschiebungen des Thatbestandes die Behauptung enthält,[1]) daß die katholischen Missionare sich niemals als Vertreter Frankreichs ausgegeben d. h. nie französisch politische Hintergedanken in Uganda gehabt haben. Zur Beleuchtung dieser dreisten Behauptung konstatiere ich: a) daß die algierischen Missionare der centralafrikanischen Seeen-Expeditionen 1879 selbst schrieben: c'est pour la France aussi que nous allons travailler (A l'assaut des pays nègres 71) und b) daß Kardinal Lavigerie in seinem Offnen Brief an den Präsidenten der französischen Republik über la nouvelle loi militaire et les missions catholiques 1889 von eben diesem Herrn Livinhac erklärte, „er allein bedeute mehr als eine Armee". „Vor 8 Jahren hatte er vom König Mtesa erlangt, daß dieser das Protektorat Frankreichs förmlich forderte, ein Protektorat, das Frankreich heute zur Herrin in jenen Ländern gemacht hätte. Er — dieser selbe Livinhac — hatte es übernommen, selbst den Sohn des Königs nach Paris zu bringen, um so der französischen Republik zu huldigen. Es hing nur von Frankreich ab, diese Eroberung zu realisieren und so die Herrin des inneren Afrikas zu werden" (S. 50). Was sagen Sie zu dieser Versicherung Ihres Chefs, Herr Livinhac? Zum Überfluß schreiben auch c) die Jahrbücher d. V. des Gl. 1885, I 80: „Die Geschichte werde den Kardinal Lavigerie einst zeigen als den Stellvertreter jenes Frankreich, das am meisten auf ihn horcht und welches hienieden, dank ihm, stets der Streiter Gottes ist."

Auch der andere Fall ist ein klassisches Beispiel, wie die Ultramontanen Geschichte korrigieren. Unter den verächtlichsten Ausfällen auf die Unwissenheit eines „gewissen" Warneck, welche der Westf. Merkur zu einer Anklage auf „Fälschung" benutzt, bringt die genannte Zeitschrift (S. 505) einen „an Herrn Dr. theol. Warneck" überschriebenen Artikel, in welchem ein Pater Acker behauptet, es habe weder eine schriftliche noch eine mündliche Übereinkunft zwischen dem Pater Horner und den englischen protestantischen Missionaren stattgefunden,

[1]) Der Brief erteilt auch den guten Rat, England möge einen katholischen Gouverneur nach Uganda schicken, dann werde alles gut werden.

sich in Ostafrika gegenseitig keine Konkurrenz zu machen. Dies angebliche Übereinkommen sei eine „Erfindung, die erst in neuster Zeit aufgetaucht sei, offenbar dazu gemacht, die Katholiken in Uganda zu verdächtigen.“ Der Artikel, den ich nur aus Raummangel nicht ganz abdrucke, schließt triumphierend mit der Redaktionsbemerkung: „Herr Dr. theol. Warneck, der genaue Afrikakenner, die viel selbstgepriesene Autorität auf dem Gebiete des Missionswesens, hat jetzt das Wort.“

Darauf hin habe ich der Redaktion folgende höfliche Zuschrift eingesandt, von der ich begierig bin, ob sie sie unverstümmelt bringt.[1])

Rothenschirmbach, den 23. Aug. 1892.

Geehrter Herr!

Ich danke Ihnen, daß Sie mir in Ihrer Red.-Nachschrift S. 507 ausdrücklich das Wort geben zur Erwiderung auf den in „Gott will es“, S. 505—507 an meine persönliche Adresse gerichteten Artikel. Ich darf daher annehmen, daß Sie meine Antwort in der nächsten Nummer Ihrer Zeitschrift unverkürzt veröffentlichen werden, ohne daß ich nötig habe, dies unter Berufung auf das Preßgesetz zu verlangen.

Was zuerst die von Herrn Acker bestrittene Verabredung mit Pater Horner betrifft, so bemerke ich, daß dieselbe durchaus nicht „erst in ganz neuster Zeit aufgetaucht“ ist. Schon 1880 habe ich sie in der „Allg. Miss.-Zeitschrift“, S. 42, und wiederum 1885 in meiner „Protestantischen Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission“, S. 337, unter Angabe der Quelle mitgeteilt und bis heute hat keine katholische Stimme die Richtigkeit bestritten. Meine Quelle ist der Church Miss. Intelligencer 1879, p. 709. Hier schreibt Rev. Wilson d. d. Rubaga 11. März 1879 — ich führe die Worte englisch an, Sie selbst mögen Sie Ihren Lesern übersetzen: Mackay then asked M. Lourdel, if Père Horner had not told him of an agreement they had made, that they would not intrade on our missions nor we on theirs; and M. Lourdel replied, that he had told him, but that Père Horner belonged to a different order and that they were not bound by his promise.

„Pater Horner war ein sehr toleranter Mann“; in diesem Urteil stimme ich mit Herrn Acker überein. Die algierischen Missionare dachten anders. Sie erklärten: „wir dürfen dieses Arbeitsfeld — die ostafrik. Seen — nicht den — vorher dagewesenen — protestantischen Missionären überlassen“ (Kath. Miss. 1879, 167). Beiläufig bemerkt steht auf derselben Seite in demselben Berichte die ungeheuerliche Behauptung, daß die Londoner protestantische Mission „auf halbem Wege zu unserm Reiseziel“ ein Haus für „eine Million Mark“ erbaut haben soll — eine Notiz, welche charakteristisch ist für die Glaubwürdigkeit katholischer Mitteilungen über protestantische Missionen.

Zweitens macht sich Herr Acker eines Irrtums schuldig, indem er behauptet, der anglikanische Bischof Mackenzie habe sich in Sansibar niedergelassen. Mackenzie ist am 31. Jan. 1862 am Schiré gestorben und hat

[1]) Auch an den Westf. Merkur habe ich eine Entgegnung eingesandt, die derselbe abgedruckt hat.

nie Verhandlungen mit Pater Horner gehabt. Ob sie sein Nachfolger, Bischof Tozer, gehabt hat, ist mir unbekannt, aber nicht unwahrscheinlich. Haben sie stattgefunden, so beweisen sie, daß Pater Horner ein „sehr toleranter“ und Bischof Tozer ein sehr höflicher Mann gewesen ist. Jedenfalls spricht dieser Präzendenzfall nicht für, sondern gegen die Behauptung des Herrn Acker: das vom Church Miss. Int. berichtete Übereinkommen sei eine „Erfindung“, nur „dazu gemacht, die Katholiken in Uganda zu verdächtigen“.

Zum dritten spreche ich meine Verwunderung darüber aus, daß meine wiederholten Erwiderungen in der „Allg. M.-Z.“ auf Ihre Angriffe (zuletzt 1892, 320 ff.) Sie nicht abgehalten haben, in einer Redaktions-Zwischenbemerkung sich Äußerungen zu erlauben, die — ich will mich mild ausdrücken — bis an die Grenze der persönlichen Beleidigung gehen. Das ist keine ehrliche Polemik. Ich habe in der citierten Erwiderung ausdrücklich darum gebeten, meine Antwort in „Gott will es“ ebenso in extenso abzudrucken, wie ich in der A. M.-Z. Ihren Angriff auf mich voll abgedruckt habe. Dies ist bis heute nicht geschehen. Widerlegen Sie mich sachlich, wenn Sie können, aber unterlassen Sie künftig die persönlichen Beleidigungen.

Auf die sonstigen hämischen Bemerkungen über meine „Unwissenheit“, „selbstgepriesene Autorität“ u. dergl. erwidere ich selbstverständlich kein Wort. Durch solche Art der Polemik thun Sie bei allen einsichtigen Männern der Sache, die Sie vertreten, einen schlechten Dienst. Warneck.

Geographische Rundschau.

Von E. Wallroth.

Asien. Spinner, der Missionar des protestantischen Missionsvereins, kann auf den Goto-Inseln zwischen Japan und China Reste des alten japanesischen Christentumes nachweisen. Solche Reste der Schimbara-Rebellion 1638 scheinen die Bauern und Jäger im Inland der Insel Fukaöschima zu sein. Unter ihnen geht die Überlieferung, daß ihre Vorfahren von Amakusa herübergekommen seien; sie tragen seit alter Zeit das Kreuz auf der Brust, halten den Sonntag heilig und leben streng sittlich. Allmonatlich schicken sie einen Abgesandten mit Reisgeschenken an die katholische Mission in Nagasaki. — Im Amurlande wohnen die Tungusenvölker der Golden und Orotschonen, über welche ein griechisch-katholischer Missionar und einige andere Gewährsmänner zu Wladiwostok berichten. Die Golden zerfallen in drei Gruppen, die mamgu, kileny und chodsy, durch Kleidung, Sprache und Sitte stark von einander unterschieden. Ein halbes Nomadenleben läßt sie zwischen Fluß und Wald hin und her wandern und nach Jagd ausspähen. Trotz erlaubter Polygamie begnügt man sich mit einer Frau. Ihre Religion ist buddhaisierter Schamanismus und Verehrung chinesischer Götter, an ihrer Spitze Laoë und an allen Kreuzwegen auf den Gebirgspässen stehen die Burchanen, d. h. die hölzernen Kasten, in welchen sich die Götzen befinden und vor welchen die Anbetung und Verehrung geschieht. Die Verstorbenen werden in Holzsärgen beerdigt und die Leichenschmäuse dauern manchmal vierzehn Tage lang. Die

Orotschonen oder Orotschen,[1]) mager, muskulös, mit wenig abgeplattetem Gesicht, dicken Lippen, schwarzem, dichtem, gezopftem Haar, wohnen unsauber immer in Baumrindehütten, den Winterhütten oder tschukdi, den Sommerhütten oder tscholo. Sie sind leidenschaftliche Raucher und halten die bluttriefende Leber und Niere des Wildbrets für einen großen Leckerbissen. Auch sie sind Schamanisten. Ein Tischlein aus Birkenrinde mit Opfergaben belegt in einem ausgehöhlten Baumstamm bildet ihre einfache Opferstätte oder Burchane; sonst begnügt man sich auch wohl mit einem meist roten Zeuglappen an den Zweig der Sandweide gehängt; kleine zinnerne Götzen sind selten. Verschwommen erscheinen die Vorstellungen vom Gotte Anduri; auch hier spielt der Schamane in einem Weiberrock mit vielen Schellen und roten Bändern behangen und samt der Schellentrommel eine große Rolle, verliert aber in seinen wahnsinnigen Götzentänzen nicht selten den Verstand. Die Zeiteinteilung ist chinesisch, wie manche Wörter; eine Schrift fehlt. Die griechische Mission beschränkt sich fast nur auf das Tragen eines Kreuzes oder Heiligenbildes am Halse. Seit acht Jahren haben die Missionare diesen Volksstamm fast gar nicht besucht. Im Handel und Verkehr sind sie ganz von den Chinesen abhängig. Einige Orotschonen beerdigen ihre Toten nach chinesischer Sitte in einem Holzkasten, andere stellen die ausgehöhlten bootförmigen Särge unter Schutzdächer von Birkenrinde. — Über die religiösen Vorstellungen der ins Amurland eingewanderten Koreaner berichtet ein griechischer Missionar ferner: Als Vermittler zwischen dem obersten Gott und den Menschen gelten ihnen vergötterte Naturkräfte, die Verehrung des Donners, Regens, der Wälder u. s. w.; ihre Furcht vor dem Tode treibt sie zur Ahnenverehrung, welche durch hölzerne Bilder geschieht. Zwei gute Geister heißen Magelja, der Schutzgeist der Jagd, und Dunta, der des Fischfanges; sehr groß ist die Zahl der bösen Geister, der Selbstmorddämon Egme, der Trunksuchtgeist Jad-erga u. s. w. Die koreanische Erzählung von der Weltschöpfung in sechs Tagen hat viele Ähnlichkeit mit der biblischen, während die der Golden anders ist.

Im südwestlichen China, in der Provinz Se-tschuan, welche ganz ins Flußgebiet des Jang-tse hineinfällt, hat der englische Resident Hosie wichtige Forschungen angestellt. Dies Land ist reich an mannigfachen und vielen Erzeugnissen, wichtig durch Reisbau, Schweinezucht, rührige Seidenindustrie und Reispapieranfertigung. Nennenswert ist die Insektenwachs-Erzeugung beim Götterberg O-mei. Überhaupt ist diese Provinz reich an zahlreichen, großen Städten, voll von Wohlstand; die Hauptstadt Tschung-king-fu zählt allein 200000 Bewohner. Europäische Dampfer können nach erfolgreicher Überwindung der Stromschnellen oberhalb I-tschang bis nach Sui-fu an der Mündung des Min den Strom befahren; hierdurch stieg der Handelswert der ausgeführten Waren in den Jahren von 1875—1888 von 0,8 auf 15 Millionen Mark. Innerhalb der chinesischen Bevölkerung wohnen als vorchinesische Eingeborne und vielleicht Urbewohner: die Miau-tse, die Urbewohner Kuei-tschaus, im Südosten die Lolo (vgl. vorige Rundschau 1890. S. 173), die sogenannten Sifan im Nordwesten.[2]) Durch innere Kriege wird jetzt die

[1]) fälschlich von den meisten Reisenden Tasen genannt, die Chinesen bezeichnen alle tungusischen Stämme als „tasa“ oder da-dsy d. h. Nordmann.

[2]) Die Man-tse hingegen sind keine Völker, sondern ein unbestimmter Sammel-

reiche Provinz Yün-nan verheert; dies Land von Yang-tse, dem Goldstrom durchschnitten, von fremden Volksstämmen: den Lolo, Schan, Min-tschia, einer Abteilung der Schan, den tibetanischen Ku-tsung hier und da mitbewohnt, ist bekannter als die nordöstliche Nachbarprovinz Kuei-tschau, die chinesische Schweiz. Letztere von Gebirgen umschlossen und durchsetzt hat nicht viel Reichtum und liegt durch den furchtbaren fünfzehnjährigen Krieg (bis 1885) der Chinesen gegen die alten Bewohner Miau-tse besonders im Nordteil verwüstet da. Im Süden hausen noch Reste dieses nun ganz unterdrückten tapferen Urvolkes, welches nicht durch die Chinesen, sondern durch Hinterlader und fremdes Pulver besiegt ist. Es giebt hier etwa nur noch 7000 Seelen der schwarzen Miau-tse oder Phö (phö) mit ihrer einsilbigen Sprache, deren Zahlwörter keine Übereinstimmung mit der Sprache der Lolo und Si-fan aufweist.

Ethnographisch interessant ist die hinterindische Halbinsel mit der 1) tibeto-Barma Sprachfamilie, wozu auch die Karenen zählen, 2) der Tai- oder Siam-Familie und 3) Mon-Anam-Familie. Zur erstgenannten gehören auch die Khyeng oder Kakhyen oder Katschin oder Tschin zwischen 92 bis 94° östl. v. Gr. und 22. bis 24.° n. Br. in dem Waldgebirge, der Grenze zwischen den Landschaften Katschar, Tschittagong in West-Bengalen, Manipur und Ober-Birma im Osten. Die Tschin gehören zu der Abteilung Poi dieser Waldvölker an der Grenze von Bengalen und Birma, zweigen sich entweder von den Karenen oder dem Naga-Volk ab und sind wahrscheinlich gleich den Karenen die letzten Einwanderer aus China nach Ober-Birma. Mit Recht als „Wilde" bezeichnet haben sie doch etwas Kultur, gaben die Menschenopfer auf und boten den neuen Herren, den Engländern trotzigen Widerstand, welcher nicht ohne Mühe gebrochen werden mußte. Ihnen benachbart wohnen die Luschai,[1]) den Kuki und der Dzo-Völkergruppe angehörend und im Kesseltreiben der Engländer arg mitgenommen. Sie zerfallen in Luschai, Sukte und Poi, tragen das Haar im Knoten, aber nicht wie die Tschin und Poi auf dem Scheitel, sondern wie die Sukte im Nacken. Von brauner Hautfarbe, flacher Nase, dicken Lippen und mandelförmigen Augen, rauchen Männer und Frauen leidenschaftlich, haben sehr gute geistige Anlagen und ein merkwürdiges Verständnis für Zeichnungen. Alle Dörfer liegen auf dem obersten Kamm der Bergrücken und sind regelrecht mit einer hohen Holzpallisade eingezäumt, vor welcher ein tiefer Graben ausgehoben ist. — Zur Tai-Familie gehören die Siam, Lao, Schan. Letztere zerfallen in reine Schan, in birmanisierte oder Schan-Kadu und in vereinzelte Stämme. Sie wohnen in den Thälern und überlassen die Bergesrücken den weniger entwickelten Völkern, besitzen ihre Tempel oder Wah mit vielen buddhistischen Schriften, welche weniger von Pali-Wörtern durchwebt sind und mehr Schan-Wörter aufweisen, als die Klösterbücher in Siam. Die Schan-Kadu gaben den wandernden, einrückenden Chinavölkern zuerst nach, sind laue Buddhisten, vernachlässigen ihre Pagoden, sind träge und feige. Ein sehr rohes

---

name für nicht chinesische Vor- und Mitbewohner Chinas; die sogenannten Man-tse im südwestlichen Se-tschuan sind wohl den Si-fan hinzuzuzählen.

[1]) Über die Bergstämme von Manipur, jenem Völkertrümmerfelde, berichtete die Rundschau in A. M. Z. 1889, 238.

Volk ist das der Kannibalen in den Wa-Staaten, welches sich in den Wa- und Myen-Stamm spaltet, hochbetagte Leute ihres eigenen Stammes den Göttern opfert und auffrißt.

Die Mon-Anam-Familie umfaßt besonders die Mon oder Pegu, Kambodscha, die Anam und verschiedene Bergstämme, darunter die Ho, Kha, Müong, Tho.[1]) — C. W. Rosset aus Freiburg im B. erzählte im Ausland 1890, 505 von den östlichen Mon-Anam-Bergvölkern: Zunächst die Moï, d. h. Wilde mit etwa 10000 Seelen östlich vom Donnaiflusse (11. bis 12.° n. Br.), welche in abhängige oder unabhängige d. h. Moï-kao oder Gebirgs-Moï zerfallen. Das ganze Dorfvolk wohnt in einer oft 80 m langen Hütte aus Meerrohrmatten unter dem Reisstrohdach. Der Moï ist von hellchokoladenbrauner Farbe, schwarzem, krauswolligem Haar, welches am Hinterkopf in einen Knoten zusammengeknüpft ist, ohne Bart, mit voller Stirn, dunkelbraunen Augen; alles, selbst der Säugling, raucht Cigaretten. Die Kleidung ist sehr einfach und bescheiden, die Lebensweise unsauber, Tote bleiben bis zur Verwesung in der großen, oft mit 200 Menschen angefüllten Dorfhütte; daher sterben viele und fast alle Dorfbewohner leiden an der Krätze. Es herrscht Monogamie, nur Reiche haben mehrere Frauen; Sklavenhandel ist nicht unbekannt, Jagd wird mit vergifteten Pfeilen möglichst geräuschlos gemacht, Reis bildet die Hauptnahrung, daneben auch Schweinefleisch. Die Moï sind sehr ruhig und ernst, gutmütig, aber faul und lügenhaft. Da die Meinung herrscht, daß Tiere nach ihrem Tode als Geister im Walde fortleben, entstand ein gewisser Tierkultus; Tote werden mit dem Haupte nach Osten beerdigt, Speisen ihnen mitgegeben, damit die verstorbenen Menschen als Waldgeister auch etwas zu essen und zu trinken haben. Ein Ochsen- und Schweineschmaus nebst vielem gezechten Reistrank oder Schum-Schum beschließt die Leichenfeier. Die Moïsprache ist zwar dem Kambodscha ähnlich, aber doch eine eigenartige.

Ethnographisch den Kambodscha und Siamesen verwandt sind die Stieng unter 11^{40} bis 12^{30} n. B. wohnend, über welche uns die katholischen Missionare Le Mée und H. Azémar vielerlei berichten; letzterer gab zu Saigon 1887 ein Stieng-Wörterbuch heraus. Freiheit, die ich meine, die mein Herz bewegt, ist das Losungswort jedes Stieng; daher giebts keinen König, keinen Herrscher, fast kein Gesetz; jedes Dorf ist von dem andern ganz unabhängig. Das Volk ist mutig, kriegerisch, liebt seinen heimatlichen Wald über alles und in kaum zwei Tagen kann ein Dorf mit einem starken Festungswall umgeben werden. Statt der sonst üblichen Waldfrüchte führten französische Glaubensboten bei ihnen die Reiskultur ein und brachten sie zu hoher Blüte. Aber jeder Mangel an Vorsicht und Sparsamkeit beugt schlechten Ernten nicht vor. Gleich den Moï wohnen auch die Stieng in einer großen, allgemeinen Dorfhütte, aber viel reinlicher; auch sie werden durch Cholera, Dysenterie, Blattern und Fieber sehr vermindert. Der Stieng ist arbeitsam, verfertigt viele Eisenwaren, Webstoffe, treibt sich aber auch vielfach in den Wäldern umher, liebt das Jagen auf Elephanten, Tiger, Hirsche und Büffel. — Nördlich von diesen Stieng wohnen die Benong, südlich vom Banglamefluß, etwa 6000 Köpfe stark: die Stämme der Rhodé, östlich die Rhong, südöstlich die Ahong. Ihre

[1]) Die A. M.-Z. 1888, 295 besprach in ihrer Rundschau die Kha, Müong, Tho.

Hautfarbe ist chokoladenbraun, der Gesichtsausdruck männlich, sehr ernst, fast ohne jedes Lachen; schwere Armbänder aus Messingdraht werden trotz ihres großen Gewichtes willig getragen; die Gräber sind mit einer Bambusbahre bedeckt. [1])

Palawan, die westlichste langgestreckte Insel der Philippinen, wird von verschiedenen Stämmen, darunter auch von den Tagbanna, als dem Hauptstamme, bewohnt. Früher in Besitz eines Alphabets sind sie in der Kultur gesunken. Ein Mischvolk der Malaien und Negrito, von nicht zu dunkler Hautfarbe, üppigem, schwarzen Haare, wohnen sie in Hütten auf Pfählen mit unstäter, wandernder Lebensweise. Ihre Religion soll Animismus sein, als Hauptgötter wird der Gott der Höhe, des Himmels der Magnisda oder Nagabkaban, der Meergott Poko, der Erdgott Sedumunadok, der Gott des Erdinnern Tabia-kond verehrt. Nach anderem Bericht soll Maguindose der einzige Hauptgott sein, daneben die Geister Diwata. (Näheres giebt sehr lehrreich Globus 59, 167 f.).

Die Bewohner der östlichen Nachbarinsel Javas, Bali, sind neuerdings vom Niederländer F. A. Liefrinck eingehend erforscht worden: Auf fremdem Einfluß beruht das Kastenwesen, die Leichenverbrennung ist nicht allgemein; als religiöse Hauptsachen treten hervor: die Versöhnung der bösen Geister (buta) durch Opfer, früher wahrscheinlich auch durch Menschenopfer, die Verehrung des Orts, von welchem man abstammt, Verehrung der Götter; als unsichtbarer Zeremonienmeister der Dewas gilt der Djero tatesu. Beinahe in jedem Dorfe findet man einen Totentempel, sowie einen des Meer- und Berggottes.

Auf Sumatra leben in unzugänglichen Sümpfen und Wäldern in Bambuhütten, welche auf wagerechten Ästen hoher Bäume errichtet sind, die traurig auf unterster Stufe der Menschheit stehenden Orang-Kubu. Nach H. O. Forbes leben sie nur in den Wäldern des zentralen Teiles dieser großen Insel, ihre Hütten bestehen aus schräg gestellten Ästen mit großen Blättern bedeckt; Ackerbau ist ihnen unbekannt, da sie herumziehend von den Walderzeugnissen leben, meistens völlig nackt, stets begleitet von einem Hunde. Sie meiden das Wasser, leben größtenteils nur mit einer Frau; die Eheschließung ist sehr einfach: der junge Mann bringt Gaben, erhält von den Eltern des Mädchens die Einwilligung! Die beiden jungen Leute setzen sich unter einen Baum, ein älterer Mann schlägt mit einem dicken Stock mehrmals an denselben und erkärt sie für Mann und Frau; an irgend eine Fortdauer der Seele sollen sie nicht glauben. Ihre Sprache ist ein verdorbenes Malaiisch.[2]) — Wenig bekannt bis jetzt waren die Orang Lubu, welche

[1]) Für manche Leser nicht unwichtig sei hier E. Kuhnes Spracheinteilung dieser hinterindischen Völker mitgeteilt (Peterm. Mitt. 1889. Lit. S. 188. N. 2924 von Gerland gut beurteilt) 1) Nördliche Kambodscha-Gruppe: So, Nanhang, Süe, Hin. 2) Östliche Kambodscha-Gruppe. Mon oder Talaing (Pegu). Huei, Kai, Suk, Stiëng, Bahnar, Kha, Tampuen (Proon) Sedang; Annam, 3) Kmher: Khamen boran, Song, Samol, 4) Mi, Khmu, Semet; (Palaung isoliert), 5) Khasi.

[2]) Nach einer Sage sollen die Orang Kubu seltsamerweise von den Sklaven und Lastträgern Alexander des Großen abstammen und von den Malaien zu den widerwärtigsten Verrichtungen benutzt werden. (So nach H. A. Daniel. Kleineres Hdb. d. Geogr. Leipzig 1874). Die Kubus sind entschieden eine Urrasse. Übrigens ist die Schwanzlosigkeit dieser sogenannten Tiermenschen nun erwiesen. Vgl. noch Globus 26, 44 f. 51, 95. Peterm. Mitt. 1885, 320.

besonders im Gebirge der Landschaft Padang Lawas und Groß-Mandheling in der Provinz Tapanuli etwas südlich von dem rheinischen Missionsgebiet wohnen. 1883 zählte man ihrer 2000, jetzt nach genauer Zählung von 1886 kaum 100. Der Name[1]) stammt wohl vom Lubufluß her, das Volk aber zweigte sich nicht vom Battastamme ab, spricht eine andere Sprache und hat ein breiteres Gesicht. Die Lubu im Padang Lawas-Distrikt wohnen im Walde, oft in Nesthütten auf den Bäumen, treiben Padangkultur, lebten aber bis vor kurzem wie Wilde, nur mit etwas Baumrinde (Tangki) bekleidet, nährten sich von Mais (Djagung) und erjagten mittelst des Bambu-Blasrohres und kleiner mit Ipu-Baumsaft vergifteter Pfeile sich ihr Wildbret. Heute hat sich ihre Lebensweise geändert; Kleidung, Sprache, Einteilung in Margas entlehnen sie den Batta (Battak oder Batah); in einigen Orten gelten sie ganz als Sklaven. Ihre Sprache war früher ein Dialekt des Menangka(r)bau-Malaiisch (nach van der Tuuk) jedenfalls eine malaiische Mundart. Bald wird auch dieser kleine Volksstamm verschwunden sein.

Jetzt gehts nach **Afrika**, und zwar zur kleinen Insel Annobon südlich von St. Thomé. Durch den Karolinenstreit aufgeschreckt, erinnerte sich Spanien dieser seit 1777 in seinem Besitz befindlichen Insel, und sandte Missionare dorthin. Diese fanden eine Bevölkerung von 2000 Seelen vor, welche ohne Priester dem katholischen Glauben treu geblieben, sich selbst einen Cura erwählt hatten, aber ein schlechtes Portugiesisch redeten. Die kegelförmige Insel besitzt auf dem nördlichen Berggipfel einen 600 m langen, und 400 m breiten See mit trinkbarem Wasser. Der südliche Teil der Insel ist bewaldet, der nördliche hingegen besteht aus kahlen Lavamassen. Die spanische Besitzung auf dem gegenüberliegenden Guineafestland wird seitens Spaniens vom Rio del Campo bis zur Wasserscheide zwischen dem Munda- und Muniflusse einerseits, und dem Gabun andererseits einschließlich der Inseln in der Bucht von Corisro im Umfang von etwa 177 000 qkm. erhoben, aber seitens Frankreich bis auf den Besitz der Inseln Corisro und Eloby, und Kap S. Juan durchaus bestritten.[2])

Der Verwalter der französischen Kongokolonie, J. Cholet, hat langjährige Forschungen zwischen dem Ogowe und Kongo, namentlich im Niari-Gebiete gemacht, und den Sanghafluß befahren. Letzterer ist im Unterlaufe von dem Händlervolk Afuru bewohnt, im Mittellauf von höheren Ufern eingeschlossen, und von den Businde, im Oberlauf von den reichen und mächtigen Basanga bevölkert. Ihre Dörfer liegen auf den Flußinseln, und bestehen aus großen, geschlossenen Schuppen, um welche herum die Zimmer liegen. Bei Uoso nimmt der Sangha den großen N'boko auf, und heißt nun Masa, hat niedrige Ufer und viele Sandbänke. Die Gegend ist hier reich an Elefanten, auch Kautschuk wird gefunden. Was Herb. Wards Buch: „Fünf Jahre unter den Stämmen des Kongostaates," das Werk jenes Genossen des Bartelot, berichtet, mag im Daheim, 1891, S. 832 f. nachgelesen werden.

Das kupferreiche Katangaland, westlich vom Meru-See, zuerst 1884 von den deutschen Böhm und Reichardt, bald darauf von den Portugiesen

[1]) Nach Ophuiisen sehr passend von lubuh = Schmutziger, Wilder abzuleiten. Die etwas kultivierteren Ulu sind mit den Lubu nicht gleichbedeutend.

[2]) Näheres nebst Kärtchen in Peterm. Mitt. Erghft. 101. S. 170. Bevölkerung der Erde.

Capello und Ivens besucht, seit 1885 von einer schottischen Mission etwas erleuchtet, wird jetzt mehrfach bereist, und ist nach dem neusten Vertrag 1891 als Msiris Reich dem Kongostaat einverleibt, dessen Südostgrenze das Westufer des Meru oder Moero-Mkata Sees, sowie die des Bemba oder Bangweolo Seesumpfes erreicht. Missionar Swan lebte vier Jahre in Katanga und giebt über dies fruchtbare, wildreiche, kolonisierbare Land wichtige Nachrichten. Die Katanga-Männer bebauen ihr Feld selbst, und ziehen besonders Bananen, Erdnüsse, Mais, Reis, Tabak; Salz ist ein großer Handelsartikel.

Eine interessante Reise machte der katholische Missionar Schynse am Südwestufer des Ukerewe-Sees behufs Anlegung einiger Stationen von Bukumbi im Januar und Februar 1891 bis zur neuen deutschen Station Bukoba (0° 20′ 30″) und noch nördlicher Bugaga. Einen Tag vor seiner Ankunft in Bukoba war Emin Pascha abmarschiert. Die Bevölkerung dieser Südwestecke des Nyansa sind die Basindja oder Wanamueri, welche mit den Basumwa früher das nun zerfallene Reich Busindja bildeten; zwischendurch wohnen die Balongo, sodann folgen die von ihren Nachbarn verschiedenen Baziba bis zum Kagerafluß, diesen die Baganda, östlich von den Wana-mueri, also von Bukumbi an, wohnen die Barukuma. In der Nähe von Kagera giebts Urwald, das übrige Bazibaland ist ein schönes, abgeholztes Weideland, die Gegend um Bukoba ist fruchtbar, zahlreich bevölkert, reich an Bananen und schön gehörntem Vieh. (Peterm., Mitt. 1892, 219 f. nebst Karte, Tafel 16). Am 18. November 1891 ist dieser Schynse, 1857 bei Kreuznach geboren, zu Kamoga oder Bukumbi gestorben. — Die wichtigen Reisen des Franzosen Catat und Maistre auf Madagaskar seien hier übergangen, Afrika verlassen, welches in den früheren Rundschauen genügend berücksichtigt, und überhaupt in der Tagespresse vielfach erwähnt wird.

Wir wenden uns, afrikamüde nach dem Nordteil von **Amerika.** Auf dem internationalen Amerikanischen Kongreß zu Paris berichtet der uns bekannte (A. M.-Z. 1889, 358) katholische Missionar Petitot über die Tschiglit-Eskimo an der Mündung des Mackenzieflusses. Diese leiten ihre Abstammung her von einem Riesenbiber, welcher auf einer Insel des Weltmeeres gelebt habe; von seinen zwei Söhnen sei der eine nordwärts gegangen, und der Urahne der Tschiglit geworden, der andere westwärts nach Asien, und habe die westlichen Eskimo oder Tschubluraotit nebst den Europäern als Nachkommen. —

Mit Recht wendet sich jetzt mancher Forscher den Nordwestamerikanern zu, und allmählich lichtet sich hier das ethnographische Halbdunkel. Im Anschluß an die Rundschau in der A. M.-Z. 1888, 351 seien die Tlinkit, von den Russen Koloschen genannt, zuerst betrachtet. Die Tlinkit, d. h. Leute bewohnen den ganzen Küstenstrich von 56—60 Breitengraden, etwa 8000 Seelen stark, von kräftiger, gedrungener Gestalt, mit scharfen, finsteren Gesichtszügen, tiefliegenden, großen, feurigen Augen, kohlschwarzem Haar, in der Bewegung langsam, von erstaunlicher Körperkraft und Widerstandsfähigkeit gegen das Klima. Sie tättowieren sich nicht, bemalen aber anläßlich ihrer vielen Feste und Kriegszüge den Körper, und behängen sich mit vielem Zierat, sind überhaupt nicht ohne künstlerischen Sinn, welcher sich im hübsch und kunstvoll gefertigten Hausgerät u. dgl. kundgiebt. Das Christentum hat erst wenig Fuß gefaßt (Sitka); ihre Religion ist sonst Schamanismus; der Schamane, welcher die Geister be-

sänftigen soll, heißt „Ichtha" hält sich schmutzig, und erscheint auch hier mit Gesichtsmaske, Trommeln, Klappern u. dgl. Am fünften Tage wird der Tote auf einem Scheiterhaufen nahe seinem Hause verbrannt, und die Knochenreste in dem kleinen Gräberhäuschen des Dorfes aufbewahrt; nur eine Schamanenleiche wird in einem Pfahlhaus unverbrannt niedergelegt. Unterabteilungen der Tlinkiten sind die Chilcat und Tagisch.

Ein sonderbares, eigentümliches Wahrzeichen der Indianer am Königin Charlotte-Archipel und an der nahen Küste ist der Hauswappenpfeiler, ein Holzpfahl von 50—80 Fuß Höhe mit vielen sonderbaren Figuren verziert, nahe dem Wohnhause errichtet. Sein Gebrauch hängt mit der Flutsage dieser Indianerstämme zusammen.[1]) Gräßlich hingegen ist die Kaste der Hametze oder Menschenfresser, ein schauerlicher Orden, welche einen erschreckenden Einblick in das tiefe Elend dieser Indianer gewährt. Nördlich und südlich von der Dixonstraße, also auf den Prince of Wales und Königin Charlotte-Inseln wohnen die Haida oder Kai-ga-ni mit wenig unterschiedlichen Dialekten, von mittelgroßem, kräftigen Körperbau, dunkel kupferroter Hautfarbe, dunklem Haar und dunklen Augen, mit nicht unangenehmen, gutmütigen Gesichtszügen. Die Männer tragen vielfach civilisierte Kleidung; der Feuerstein und Knochen ist dem Eisen gewichen. Mit großer Geschicklichkeit wissen die Haida ihre Kähne kunstvoll anzufertigen, und die phantasievollen Schnitzereien erinnern an die der Mexikaner und Südseeinsulaner. Sehr beliebt ist ein ceremonieller Tanz mit Gesichtsmasken, welcher nebst manchem andern auf eine etwaige alte Verbindung mit dem östlichen Asien, besonders Japan, vielleicht schließen läßt. Die Haida zerfallen in drei Abteilungen: Rabe, grauer Bär, Salmlachs; denn jede Sippe hat zum Sinnbild ein Tier, um damit zugleich den Besitz der betreffenden Tierkraft anzuzeigen, wie denn der Rabe und die Krähe bei allen diesen Indianervölkern eine wichtige Rolle spielt, und oft auf der Haut eines Indianers eintättowiert ist. —

Die in der Rundschau 1888, 351 flüchtig erwähnte Kwakiutl oder Kwakiul auf der Vancouver-Insel haben weniger sorgfältig ausgearbeitete hölzerne Toten-Pfosten, als die Haida, aber mit eingeritzten Bildern geschmückte, sonderbare Kupferplatten (Tla-kwa). Als Werteinheit gelten wollene Decken, und zur Erlangung großen Ansehens besteht die eigenartige Sitte der Potletsch, oder feierliche Verteilung von Decken mit sonderbaren, vorgeschriebenen Regeln und Gesetzen. Der Held dieses Volkes, mit der Sonne identificiert, ist der schöpferische Kaneakeluh (nach Dr. Boas aber Kanikilak), welcher das Feuer und Wasser auf die Erde brachte, und gemäß der Flutsage als Rabe die wenigen Überlebenden lehrte, Trinkwasser zu gewinnen. Nur drei Bergspitzen ragten aus der Flut empor. Auch der Donnervogel Kwunusila und die doppelköpfige Schlange Sisiutl, als unsichtbares höchstes Wesen der Ki-i, zu

[1]) Abgebildet im Daheim 1892, 480. Als stilles Zeugnis für die Wirksamkeit der Mission gilt mir folgende Thatsache, welche der Globus 51, 63 berichtete: J. G. Swan erhielt auf der Königin Charlotte Insel eine Anzahl kupferne menschliche Figuren, welche zweifellos aztekischen Ursprungs sind. „Es ist ihm auch gelungen, eine große Menge heiliger Gegenstände zu sammeln, die früher um keinen Preis zu haben gewesen wären, jetzt aber unter dem Einflusse der Missionare gern weggegeben werden." —

welchem man betet, genießen großes Ansehen. „Die Weißen, berichtet Dr. W. Kobelt, nach G. W. Dawson, haben bis jetzt nur einen demoralisierenden Einfluß ausgeübt. Die Indianer haben ihren Stolz und ihre Selbstachtung eingebüßt, und keinen Ersatz dafür gefunden. Der Missionar kann bei ihnen nicht mehr ausrichten, als der Schamane, wohl aber sind sie empfänglich für Bestrebungen zur Hebung ihres materiellen Zustandes" (Glob. 57, 94). In Viktoria, der Hauptstadt dieser Vancouver-Insel, hörte Dr. Boas, der deutsche, tüchtige Erforscher dieses Landes, in einer kleinen Kirche einen Gottesdienst für die Indianer. Gepredigt wurde natürlich bei der Buntscheckigkeit der dortigen Sprachen in dem Tschinuk, einem Mischmasch aus Indianisch, Englisch und Französisch, der Verkehrs- und Handelssprache von Oregon bis Alaska. Aber es ist schwierig, abstrakte Ideen durch diesen Jargon hinreichend klar auszudrücken, daher die Predigten in dieser Sprache wunderlich anzuhören seien.

Als neuste Studie und Behauptung macht sich breit: der „Große Geist" der nordamerikanischen Indianer hat nie existiert. Vor etwa fünfzehn Jahren hat Garrick Malberg beweisen zu können geglaubt, daß kein Indianerstamm vor seiner Berührung mit Missionaren den großen Geist gekannt hat. Doch hätten die Missionare nicht mit Willen, sondern aus Unkenntnis der tiefen Sprach- und Volksgeheimnisse solch Mißverständnis gleich den andern Reisenden verursacht. Was man z. B. vor 200 Jahren bei den Tschokto als Wort für Gott ausgab, entpuppe sich jetzt als Vokabel „hoher Berg". Die Indianer haben eine große Anzahl Götter, Manito bedeute nur etwas, was über die Fassungskraft hinausgehe; so war die Schlange ein Manito. Kitschi-Manito ist kein Eigenname Gottes, sondern nur ein Sammelname für eine ganze Klasse großer Geister. Die Bezeichnung der Dakota-Indianer „Wakau" bedeutet das geheimnisvolle Unbekannte. Eine Uhr ist ein Wakau u. s. w.

Des Raumes wegen kann auf die neuste ethnologische Gruppierung der südamerikanischen Indianerstämme leider nur kurz hingewiesen werden, welche Dr. P. Ehrenreich nebst Karte in Peterm. Mitt. 1891, S. 81 f. darbietet. Diese Indianer nur einigermaßen richtig zu ordnen, ist eine sehr schwere Arbeit; um so mehr muß jedem Freunde der Erdkunde diese sehr mühsame Zusammenstellung höchst willkommen sein. Er unterscheidet reine Tupi mit 27 Horden und unreine Tupi mit 4; Gës mit 13, Ur-Gës mit etwa 15 Unterhorden, Karaiben mit 23, Nu-Aruak oder Maipure mit 27, Pano mit 9, Guaikuru oder Mbaja mit 3, Miranha mit 9 Unterabteilungen, und außerdem 9 isolierte Stämme. Sicherlich wird mit großem Recht den Karaiben ein weiteres Feld als bisher, und ein bis ins Herz Brasiliens reichendes Ursprungsgebiet zugewiesen. Für die Nu-Aruak-Gruppe hatte schon von der Steinen diesen Namen wegen des für ihre Sprachen so charakteristischen Pronominalpräfixes „nu" und mit Rücksicht auf das am frühesten bekannt gewordene Idiom dieser Sippe, das Aruak vorgeschlagen. Die von Martius aufgestellte Guck-Familie ist unhaltbar, die Karaiben sind ethnologisch-sprachlich von den Tupi durchaus zu trennen. Die Frage aber, wie wurde Südamerika bevölkert, ist nun noch verwickelter als früher geworden. Aus dem Herzen dieses Erdteils verbreiteten sich die Tupi nach allen Richtungen, die Karaiben nach Nordost, die Nu-Aruak nach Nord, von Osten her drangen die Gës ins Innere; andere Völkerströmungen sind ohne Zweifel von den Kordilleren ins

Tiefland herabgekommen, sodaß für das ganze Südamerika wenigstens fünf verschiedene Ausstrahlungspunkte anzunehmen sind.

Ozeanien.[1]) Hier wäre die Erforschung der deutschen Salomo-Inseln, die Feststellung der Buka-Straße zwischen der Buka- und Bougainville-Insel 1888 zu erwähnen, doch sind Hugo Zöllers desfallsige Berichte durch Graf Joachim Pfeil wesentlich berichtigt (Peterm. Mitt. 1891, 8. Tafel 2 und S. 283). Die Eingebornen sind von tiefschwarzer Farbe, doch matter als die Waganda, leiden an dem Ringwurm-Hautübel. Auf der Ostküste Bougainvilles sah man einen sonderbaren, mit Pandanusblättern verfertigten Kopfputz, fast in der Gestalt einer chinesischen Papierlaterne, als Zeichen der Trauer. Doch bleibt in dem Salomo- und Bismarck-Archipel noch viel zu erforschen übrig; geographisch und volkskundlich ist man hier über die notdürftigsten Anfänge kaum hinaus, besonders nicht bei den wilden, fast unnahbaren, schön und kräftig geformten, klugen Salomo-Insulanern. —

Literatur-Bericht.

1. **Sundermann:** a) Het Nieuwe Testament in het Niassisch vertaald. Uitgegeben door het Nederlandsch Bijbelgenootschap 1892.
   b) Kurzgefaßte niassische Grammatik. Mörs 1892.
   c) Deutsch-niassisches Wörterbuch. Ebd.
   d) Kleine niassische Chrestomathie mit Wörterverzeichnis.
   e) Das Herz des Menschen. Tôdô Niha, na tenga naha Lowalangi ba naha halôwô chô Gafôcha.
   f) Der kleine Katechismus Luthers. Famahâo ba Lala Wangorifi.

Eine ganze Serie wertvoller Arbeiten in der und über die niassische Sprache, durch welche der unsern Lesern wohlbekannte Missionar Sundermann sowohl der Mission wie der Sprachwissenschaft einen großen Dienst geleistet hat. Sie sind das Ergebnis eines 16jährigen sorgfältigen Studiums und von grundlegender Bedeutung für die Erschließung der niassischen Sprache. Hoffentlich finden sie in den Kreisen der europäischen Sprachgelehrten die verdiente Beachtung. Ihr Verfasser ist allerdings kein Linguist von Fach, aber seine natürliche Sprachbegabung und seine durch einen langen Aufenthalt im Lande gesammelte Spracherfahrung ersetzen, was ihm etwa an wissenschaftlicher Akribie fehlt. Für die praktische Erlernung der Sprache sind die Sundermannschen Arbeiten jedenfalls die brauchbarsten Hilfsmittel. Speciell für die Übersetzung des Neuen Testamentes und des kleinen lutherischen Katechismus ist die Mission dem fleißigen Manne zu großem Danke verpflichtet.

[1]) Was in der A. M.-Z. 1887, 436 über Australien gesagt ist, findet in dem neusten Werke des Norwegers Dr. Karl Lumbholtz volle Bestätigung. (Vergl. auch Daheim 1892, 477 f. und über die dortige Mission.)

„Zur Missionsfrage in unsern Schutzgebieten."[1])

So bereitwillig wir die wohlwollende Absicht anerkennen, welche den Herrn —ld bei der Abfassung des gleichnamigen Artikels in der August-Nummer dieser Zeitschrift geleitet hat, so trägt die Gesamthaltung desselben trotz der Richtigkeit einzelner Data, mit denen er operiert, doch einen durchaus einseitigen Charakter. Der Standpunkt des Kolonialpolitikers, von welchem aus der Verfasser „die Missionsfrage in unsern Schutzgebieten" lediglich betrachtet, fordert notwendig eine Beleuchtung der Sachlage vom Standpunkte des Missionsmannes aus, welche den Dingen ein wesentlich anderes Aussehen geben wird. Herr —ld sucht die Schuld dafür, daß vornehmlich in Deutsch-Ostafrika die deutsche evang. Mission nicht wirkungsvoller vertreten ist, wesentlich auf Seiten dieser Mission selbst; er unterläßt es aber zu untersuchen, ob nicht etwa — außer andern Gründen — auch die deutsche Kolonialpolitik dafür verantwortlich zu machen ist. Wir werden zu zeigen versuchen, daß seine Vorwürfe der Hauptsache nach an eine falsche Adresse gerichtet sind.

Wie standen die Dinge zu Beginn der deutschen Kolonialära? Es gab damals (1883) eine ausgedehnte deutsche evangelische Mission mit 517 ordinierten Missionaren und einer Ausgabe von 2 707 218 M., die auf 342 Hauptstationen 193 975 Heidenchristen in ihrer Pflege hatte. Die Arbeitsgebiete dieser deutschen evangelischen Mission befanden sich in West- und Südafrika, in britisch und niederländisch Indien, in China, in Australien und Neuseeland, in Grönland und Labrador, in Westindien, Moskito, Demarara und Suriname. In deutschen Schutzgebieten besaß sie kein einziges Arbeitsfeld, einfach darum nicht, weil es keine deutschen Schutzgebiete gab. Irgend ein kolonial-politischer Hintergedanke oder ein deutsch-nationales Interesse hatte niemals mitgewirkt bei der Wahl eines

[1]) In der August-Nummer der „Allg. Konserv. Monatsschrift" erschien unter derselben Überschrift ein von —ld (vermutlich demselben —ld, der die kolonialpolitischen Artikel im „Reichsboten" schreibt) unterzeichneter Aufsatz, der die nachfolgende Erwiderung meinerseits nötig machte. Ich habe dieselbe an die genannte Monatsschrift eingesandt, drucke sie aber um der Bedeutung des Gegenstandes willen auch hier ab, damit bei den herrschenden ungünstigen Vorurteilen die Zurechtstellung weitere Verbreitung finde. Aus Raummangel kann ich den Artikel des Herrn —ld nicht mit abdrucken. Die vorstehende Entgegnung ist auch ohne diesen Abdruck voll verständlich. Wck.

Arbeitsgebiets, man hatte lediglich auf die göttlichen Führungen geachtet und der Christianisierungszweck war nie durch ein nichtmissionarisches Motiv getrübt worden. Im wesentlichen stand es bei allen evangelischen Missionen so, bis der Kolonialenthusiasmus der achtziger Jahre, der ganz Europa ergriff, die nationalen Eifersüchteleien und kolonialpolitischen Hintergedanken in die selbstlose evangelische Mission hineintrug. Nur die römische Mission war seit Jahrhunderten, erst im Dienste Spaniens und Portugals, dann Frankreichs, traditionell daran gewöhnt, die Verbündete der Kolonialpolitik zu sein.[1]) Wie die römische Kirche als ein Reich von dieser Welt eine politische Macht ist bis auf den heutigen Tag, so ist auch die römische Mission immer von politischen Motiven mit geleitet gewesen.

1884 begann nun die deutsche Kolonialära. In der Sturm- und Drangperiode, die sie einleitete, wurden von führender Seite Beschuldigungen ausgesprochen und Parolen ausgegeben, welche evangelische Missionsmänner energisch bekämpfen mußten. Da hieß es: die evangelischen deutschen Missionare sind bis jetzt nur „Verfechter des Engländertums gewesen;" die Mission muß „ins Interesse unsrer kolonialen Politik gestellt" und „im deutsch-nationalen Sinne" getrieben werden; „nichtdeutsche Missionen sind auf deutschen Kolonien in Zukunft nicht zu dulden" und dergl. Die Hinweisung auf die solche Missionsreformen widerlegenden biblischen Missionsgrundsätze wurden als „geradezu dummdreiste Naivität" bezeichnet. Darin, hieß es, „liege das Beklagenswerte und für die Nation als solche geradezu Beschämende," daß eine Richtung „sich ungescheut unterstehen dürfe" diese Grundsätze, die „in die Rumpelkammer historischer Antiquitäten gehörten," „öffentlich auszusprechen, ohne entschiedene Zurückweisung aus den Missionskreisen zu erfahren." Etwas später wurde gleichfalls von führender kolonialer Seite her die evangelische Missionsmethode aufs rücksichtsloseste angegriffen und besonders ihr zum Vorwurf gemacht, daß sie das „Arbeite" der religiösen Aufgabe nicht voranstelle. Das sind nur einige Reminiscenzen aus der Polemik, welche seitens hervorragender Vertreter der deutschen Kolonialinteressen gegen die evangelische Mission geführt wurde. Auf die mit dieser Polemik verbundene Lobpreisung und Begünstigung der römischen Mission kommen wir nachher. Ja die Unterordnung der Mission unter das nationale bzw. kolonialpolitische deutsche Interesse ging soweit, daß man verlangte, die meist

[1]) Siehe den Nachweis in meiner „Protest. Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission." Gütersloh, 1884. Kap. XI: Die römische Mission und die Politik.

länger als ein halbes Jahrhundert in nichtdeutschen Gebieten bestehenden deutschen Missionen müßten aufgegeben und die deutschen Missionskräfte ausschließlich auf unsere jungen Schutzgebiete verwendet werden.

Wenn angesichts solcher zum Teil in der brutalsten Weise geltend gemachten Forderungen die evangelische Mission der deutschen Kolonialpolitik gegenüber sich vorsichtig verhielt, so kann man ihr daraus um so weniger einen Vorwurf machen, als die Fehler, welche unsre junge, an Erfahrungen, aber nicht an Großsprechereien arme Kolonialpolitik machte, es ihr weise erscheinen lassen mußten, die Situation sich erst ein wenig klären zu lassen, ehe sie sich in kostspielige neue Unternehmungen einließ. Aber so energisch sie der Verkehrung der Missionsaufgabe entgegentrat, welche seitens der deutschen Kolonialpolitik ihr zugemutet wurde, ebenso entschieden betrachtete sie von Anfang an die Erwerbung überseeischer Besitzungen seitens unsres Vaterlandes als eine Aufforderung zu gesteigerter Arbeit, d. h. zum Beginn neuer Missionen in eben diesen Besitzungen.

Noch im Jahre 1885 fand eine Konferenz der deutschen Missionsgesellschaften zu Bremen statt, in welcher zunächst Basel, das durch seine reiche Erfahrung in seiner Goldküstenmission vor andern dazu berufen und befähigt war, aufgefordert wurde, nach Kamerun zu gehen; was bekanntlich auch geschehen ist. Daß Bremen (die norddeutsche M.-G.), welches auf der Sklavenküste seine Stationen hatte, seiner Zeit nach Togo gehen werde, galt als selbstverständlich. Herero- und Namaland war bereits durch die Rheinische M.-G. besetzt; in Ostafrika lagen damals die Dinge so sehr in problematischen Anfängen, daß man erst abwarten mußte, wie sie sich gestalten würden, bevor man dort etwas anfangen konnte, auch waren hier bereits verschiedene evang. allerdings englische Missionen thätig. Und ähnlich war es mit Neuguinea. Seitdem ist die Rheinische Mission nach Neuguinea gegangen und Ostafrika außer von der neugegründeten Berliner ostafrikanischen Mission (Berlin III) von Berlin I und der Brüdergemeine besetzt worden. Zwei andre jüngere deutsche Missionen, die Neuendettelsauer und die Bayrische, welche letztere ausdrücklich für Deusch-Ostafrika gegründet worden war, sind ohne ihre Verschuldung infolge späterer unerwarteter kolonialpolitischer Abmachungen in die englische Interessensphäre geraten, weil sie die Klärung der Situation nicht abgewartet hatten. Endlich steht Leipzig im Begriff nach Deutsch-Ostafrika zu gehen. Sonach ist binnen 6—7 Jahren seitens der deutschen evangelischen Missionen in der That für unsre Schutzgebiete geschehen, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich gewesen, und zwar

ist es geschehen ohne wesentliche Mithilfe der kolonialen Kreise vornehmlich durch die gesteigerten Leistungen der alten Missionsfreunde.

Im Jahre 1890 — aus 1891 stehen mir noch nicht die sämtlichen Berichte zur Verfügung — zählte die deutsche evangelische Mission 606 ordinierte Missionare und hatte eine Ausgabe von 3 445 041 M., während ihre Stationen auf 408 und die Zahl der in ihrer Pflege stehenden Heidenchristen auf 246 903 gewachsen war. Das ist in 7 Jahren eine nicht unbedeutende Vermehrung.[1])

	Missionare.	Ausgabe.	Stationen.	Heidenchristen.
1883	517	2 707 218	342	193 975
1890	606	3 445 041	408	246 903
	+ 89	737 823	66	52 928

Während die Steigerung der Zahl der Heidenchristen fast ausschließlich auf die älteren Missionsgebiete kommt und ein Beweis dafür ist, wie hier das Feld immer reifer zur Ernte wird, also auch Vermehrung der Arbeitskräfte erfordert, entfällt ein nicht geringer Teil der Steigerung in den 3 ersten Rubriken auf die neuen Missionen in den deutschen Schutzgebieten. Von den 89 mehr Missionaren in 1890 kommen auf die deutschen Schutzgebiete 17; 1891 schon gegen 30 (inkl. die nichtordinierten). In Summa standen — Herero-, Nama- und deutsch Evheland eingerechnet — in sämtlichen deutschen Schutzgebieten 1891 zusammen 58 deutsche evangelische Missionare. Wie viel von der Mehrausgabe in 1890 gegen 1883 auf die neuen Missionen in den deutschen Schutzgebieten entfällt, vermag ich nicht genau zu sagen, jedenfalls eine Summe von c. 200 000, in 1891 von c. 300 000 M. Vorläufig betone ich, angesichts des Ruhms, den man mit den römischen Missionsleistungen treibt, daß während der deutschen Kolonialära die Jahresausgabe der deutschen evangelischen Mission um 7—800 000 M. gestiegen und daß also allein dieses Plus fast so groß ist als die gesamten Aufbringungen der deutschen katholischen Mission. Nach der katholischen Zeitschrift „Gott will es“ (1892 S. 97—99) vereinnahmte der Afrika-Verein deutscher Katholiken in den drei Jahren 1889—1891: 683 484 M., im Jahre 1891 nur 170 083 M.[2]) Wie viel für die deutsche katholische Mission sonst noch einkommt, kann ich nicht sagen, da keine Rechnungsberichte vorliegen; jedenfalls nicht 100 000 M., so daß also die katholische Gesamtleistung für ihre Missionen in den deutschen Schutzgebieten die evangelische Gesamtleistung für eben diese Schutzgebiete schwerlich übertrifft.

[1]) 1891 wird sich die Vermehrung als noch weit größer herausstellen.

[2]) 1892 sind es bis zum 26. Juli nur 61 378 M. gewesen.

Nun leistet allerdings das katholische Deutschland noch mehr für die Mission, da es auch Beiträge für den großen Verein der Verbreitung des Glaubens nach Lyon liefert. Im Jahre 1883 betrugen diese Beiträge 531 339, im Jahre 1890: 597 547 M.[1]) Verglichen mit der des protestantischen Deutschland ist — dem Bevölkerungsprozentsatz nach — die katholische Missionsleistung also weit geringer, selbst wenn man zu dieser Summe die Beiträge für die Mission in den deutschen Schutzgebieten hinzu rechnet, nämlich: 3 445 000 M. gegen 850 000 M. Auch das Gesamtplus der Beiträge seit Beginn der deutschen Kolonialära ist auf katholischer Seite geringer als auf evangelischer: etwa 300 000 gegen c. 740 000 M. Auf Grund dieser Zahlen ist es unbegreiflich, wie man den deutschen Protestanten den Vorwurf machen kann, ihre Missionsleistungen würden von denen der deutschen Katholiken übertroffen.

Was hat nun den Schein erweckt, als ob seit Beginn der deutschen Kolonialära der Missionseifer der deutschen Katholiken ein weit regerer gewesen sei als der der Protestanten? Einfach die Thatsache, daß vor Anfang dieser Ära eine eigentliche deutsche katholische Mission nicht existierte und daß seitdem der deutsche Katholizismus eine Reihe neuer Missionen gegründet hat, welche dadurch die öffentliche Aufmerksamkeit erregten, daß sie lediglich für die deutschen Schutzgebiete bestimmt waren und mit Pauken und Trompeten signalisiert wurden. Der deutsche Protestantismus besaß bereits eine große Anzahl älterer Missionsgebiete, auf denen er seine Thätigkeit steigern mußte, weil sich ihm gerade hier immer neue Thüren aufthaten und zur Ernte reife Felder darboten. So konnte er nicht seine ganze Kraft auf neue Missionen in den deutschen Schutzgebieten verwenden. Die erfahrnen älteren deutschen Missionsgesellschaften mußten, wie die Verhältnisse lagen, langsam mit dem Beginn solcher neuen Missionen vorgehen und die jungen, expreß für die deutschen Schutzgebiete gegründeten machten bedenkliche Fehler; so gewann der Eifer des Katholizismus einen Vorsprung.

Dazu kam, daß die deutsche Kolonialära in die Zeit der Kulturkampfsbeendigung und damit in die Ära der Kanossagänge fiel. Wie eine berauschende Verzauberung ging die Romverherrlichung durch die Welt, und das Centrum stand als die Ausschlag gebende Partei im deutschen Reichstage, der man durchaus bedurfte, um überhaupt Kolonialpolitik zu machen. Das waren die denkbar günstigsten Auspizien für die Entstehung

[1]) 1891 sind diese Beiträge heruntergegangen auf nur 509 612 M.

und Pflege einer deutschen katholischen Mission in den deutschen Schutzgebieten. Man häufte unter den unfreundlichsten Seitenhieben auf die evangelischen Missionen auf die römischen Lob über Lob, es kam zu einer entente cordiale zwischen den deutschen Kolonialbeamten und den meist französischen Patres, die sich wie eine wahre Ironie auf die Nationalisierung der Mission ausnahm, welche doch die Vertreter der deutschen Kolonialpolitik forderten. Der furor antianglicanus, der sich mit dieser Politik verbrüderte, wandte sich in besonderer Heftigkeit gegen die englischen Missionare, auf die man Verdächtigung über Verdächtigung häufte; und indem die römische Mission höchst geschickt mit allen diesen Winden segelte und besonders den Haß gegen die englischen Missionare ausbeutete zur Herabsetzung der evangelischen Mission in der öffentlichen Meinung, ein Bestreben, in welchem ihr ein großer Troß unsrer Preßorgane blindlings Gefolgschaft leistete, stand sie allmählich da als die empfehlenswerteste Verbündete der deutschen Kolonialpolitik, ein Zauber, der auch den Herrn —ld umstrickt hält. Dazu kam endlich die von Kardinal Lavigerie in Scene gesetzte Antisklavereibewegung, welche in eine rein katholische Missionsagitation überzuleiten auch kurzsichtige Protestanten tapfer mithalfen, ein Rausch, von welchem man erst jetzt ernüchtert zu werden beginnt.

Nun müssen wir den Blick noch einmal auf die einzelnen deutschen Schutzgebiete wenden. Südwestafrika ist von der Rheinischen Mission mit 22 Missionaren besetzt und Gott gebe nur, daß die römischen Friedensstörer sich nicht in dieses seit teilweis länger als 1/2 Jahrhundert von der evangelischen Mission bebaute Gebiet eindrängen. Den Anfang haben sie leider schon gemacht. Ganz richtig ist, was Herr —ld über „die Wirren und Hemmnisse" sagt, welche hier die sog. deutsche Schutzherrschaft in die Mission hineingebracht hat, ja man könnte sich noch viel stärker ausdrücken als er gethan. Gott sei Dank ist aber nicht richtig, daß die „schönsten Früchte" der dortigen Mission infolge der unbegreiflichen Haltung der deutschen Kolonialregierung „zum Teil verloren" gegangen seien. In Kamerun haben die (jetzt 10) Baseler Missionare in verhältnismäßig kurzer Zeit (seit 1886) überraschend viel Erfolg gehabt. Dieser Thatsache entspricht nicht, was Herr —ld zu behaupten sich erlaubt: „In Kamerun hat sich ein frischer Wettstreit entsponnen zwischen der Baseler M.-G. einerseits und den Katholiken der frommen M.-G. zur Unterstützung der Pallotiner andrerseits. Zu erwähnen ist, daß die Mündung des einzigen größeren Stroms, des Sannaga, dessen Handelsverkehr zweifellos eine Zukunft hat, an der günstigsten Stelle von den Katholiken

besetzt ist. . . . Wir wollen zugeben, daß . . Kamerun etwa die gleichen Chancen für uns bietet, wie für die Katholiken — obgleich nach der Ansicht unparteiischer Kamerunkenner das katholische Personal dem der Baseler an Bildung und diplomatischem Geschick überlegen sein soll — immerhin haben wir die Aufgabe, die Entwicklung der Verhältnisse in Kamerun mit Besorgnis zu verfolgen. . . ."

Herr —ld neigt, wie gerade an diesem Passus recht ersichtlich ist, zu einer katholisch-optimistischen Darstellung. Abgesehen davon, daß der „frische Wettstreit," der durch die später eingedrungenen Pallotiner „entsponnen" ist, in grundlosen Verdächtigungen der Baseler Mission bereits recht häßliche Blüten getrieben hat,[1]) wer sind „die unparteiischen Kamerunkenner," welche die tapfern und tüchtigen Baseler Missionare in der öffentlichen Meinung dem „katholischen Personal" gegenüber herabsetzen? Hat sich Herr —ld vorher auch genau unterrichtet, daß er, der doch die evangelische Mission fördern will, diese „Ansicht" weiter gegeben? Und dann: ist der Sannaga wirklich „der einzige größere Fluß" in Kamerun? Giebt es dort nicht den Mungo- und den Kamerunfluß, die ins Ästuarium münden? Und liegen nicht gerade an diesen Hauptstraßen die Baseler Stationen? Nicht einmal das ist richtig, daß die Katholiken die Sannaga-Mündung „an der günstigsten Stelle" besetzt haben. Dazu hatten die Baseler, ehe die Römer kamen, in dem südlich vom Kamerunbecken gelegenen Malimbagebiete die Mündung des Kwakwa in den Sannaga längst als ihre Bakokostation bestimmt. Aber die Darstellung des Herrn —ld erweckt den Schein, daß selbst in der Stationenanlage die Katholiken uns über sind. Der ganze Tenor derselben ist nur geeignet, Wasser auf die römischen Mühlen zu liefern und muß die Nichtkenner der protestantischen Mission irre führen, die Kenner verstimmen.

Togo und Neuguinea lassen wir außer Betracht, da auch Herr —ld bezüglich derselben keine Beschuldigung gegen die evangelische Mission erhebt. In Wirklichkeit bleibt **allein** Deutsch-Ostafrika, wo sich mit dem Schein eines gewissen Rechts ein Übergewicht der römischen Mission über die evangelische wenigstens die deutsche evangelische geltend machen läßt.

[1]) Vergl. Allg. Miss.-Zeitschrift 1891, 493. — Herr —ld scheint sich dieses „frischen Wettstreits" fast zu freuen, während er doch im Blick auf Uganda, wo die römische Eindrängung so viel Unheil angerichtet hat, „ein gegenseitiges Respektieren der Wirkungskreise für geboten" erklärt. Soll dieses „gegenseitige Respektieren" etwa darin bestehen, daß es „ein frischer Wettstreit" genannt wird, wenn die Katholiken sich eindrängen?

Wie lagen am Beginn der deutschen Kolonialära und wie liegen jetzt die Missionsverhältnisse in Deutsch-Ostafrika?

A. 1. Seit 1860 hatten sich die sog. schwarzen Väter der Congrégation du St. Esprit et du St. Coeur de Marie erst in Sansibar und dann auch auf dem Festlande niedergelassen. Von ihren heut 7 Stationen ist Bagamoyo die bekannteste. Nach der letzten Statistik stehen in ihrem Dienst 39 Patres und Fratres neben 18 Schwestern. Die Zahlenangaben über die Getauften sind ziemlich rätselhaft.[1]) Nach den offiziellen Miss. Cath. waren es Ende 1890: 1800 circiter. Gewonnen sind dieselben nicht durch Missionierung sondern durch Kauf von Kindern, über welche die Mission, in der sie herangewachsen sind, „volle Gewalt“ behalten hat.

2. Zum andern sind hier seit Anfang der achtziger Jahre die weißen oder Algierschen Väter des Kardinals Lavigerie, welche in 2 Vikariaten (Viktoria N. und Tanganyika) und 1 Provikariat (Unyamyembe) innerhalb des deutschen Schutzgebiets jetzt 7 Stationen unterhalten. Wie stark ihr Arbeiterpersonal und wie groß die Zahl ihrer Bekehrten kann ich nicht genau sagen. Das erstere ist nicht unbedeutend, die letztere gering.

3. Zu diesen beiden wesentlich französischen Missionen ist 1887 die deutsche St. Benediktus M.-G. gekommen, jetzt wohl mit 2 Stationen. In Dar-es-Salam hat sie sich in das Arbeitsgebiet von Berlin III hineingesetzt.

B. Von evangelischen Missionen befinden sich innerhalb des deutschen Schutzgebiets

1. die englische Universitäten-Mission, welche Mitte der sechziger Jahre in Sansibar sich niederließ und von da aus später in Usambara und am Rovuma ihre Festlandstationen angelegt hat, jetzt zusammen 11. Ihr europäisches Arbeiterpersonal umfaßt 8 Geistliche, 15 Laien und eine Anzahl Damen. Christen c. 1800 ohne Kinder.

2. Die englische Kirchenmissions-Gesellschaft seit Mitte der siebziger Jahre mit 5 Stationen (in Usagara, am Kilimandscharo und im Süden des Nyanza) mit 7 europäischen Arbeitern und c. 200 eingebornen Christen.

3. Die Londoner M.-G. mit einer Station zu Urambo und 3 europäischen Arbeitern (seit 1880).

4. Die schottische Freikirche mit einer Station Uwumbale (1891) (am Nordende des Nyasa) und 1 Missionar.

---

[1]) Vergl. Allg. M.-Z. 1892, 85.

5. Berlin III mit jetzt 4 Stationen und — die Diakonen ungerechnet — 6 Missionaren[1]) (seit 1886).

6. Berlin I und

7. die Brüdergemeine, beide seit 1891 am Nordostende des Nyasa mit zusammen 2 vielleicht schon 3 Stationen und 9 europäischen Arbeitern, denen bereits 4 weitere nachgesandt sind.

Aus dieser Übersicht geht hervor, daß im ganzen von einem Übergewicht der katholischen Mission über die evangelische innerhalb des deutschen ostafrikanischen Schutzgebiets nur bezüglich des Arbeiterpersonals die Rede sein kann. Stationen hat die evangelische Mission mehr als die katholische und rücksichtlich der Zahl der Christen werden sich beide ungefähr die Wage halten. Allerdings die deutsche evangelische Mission steht gegen die katholische zurück; aber es ist ein Irrtum anzunehmen, daß die ganze katholische Mission in unserm ostafrikanischen Schutzgebiete deutsch sei. Die meisten ihrer Arbeiter waren und sind wohl auch heute noch Franzosen. Ob Herr —ld recht hat, daß die katholische Mission jetzt „nur noch deutsches Personal anstellt," weiß ich nicht; ob es Lavigerie thun wird, ist mir zweifelhaft.

Unzweifelhaft hat die katholische Mission vor der deutsch-evangelischen in Ostafrika einen großen Vorsprung, einfach darum, weil sie Jahrzehnte lang vor dieser da gewesen ist und weil die katholische Propaganda jetzt mit aller Kraft gerade auf dieses Gebiet sich wirft, um — wie „Gott will es" 1891, 731 sagt — „gerade in unsern eignen Kolonien der katholischen Kirche möglichst viel Terrain zu erwerben. Denn es darf uns durchaus nicht gleichgiltig sein, ob diese Kolonien später einmal vorwiegend katholisch oder protestantisch werden. Wir wissen, was es heißt, die politische Minderzahl zu sein; arbeiten wir, daß unsre Eroberungen in den Kolonien die Reihen der katholischen Angehörigen des deutschen Reichs verstärken." Das also ist das katholische Missionsmotiv.

Wenn Herr —ld Berlin I und der Brüdergemeine es zum Vorwurf macht, daß sie „an entlegener Stelle" eingesetzt haben, so wollen wir ihm verraten, daß das gerade auf den Rat eines wirklich kundigen Kolonialmannes geschehen ist. Den genannten beiden Missionen ist es im Ernst darum gegangen, ein Gebiet innerhalb unsrer Interessensphäre ausfindig zu machen, auf welchem sie hoffen durften, ihre Missionszwecke am besten erreichen zu können. Andre Motive als das Reich Gottes unter den Heiden zu bauen, liegen uns fern.

[1]) Wenn Herr —ld behauptet, daß von diesen nur einer ordiniert sei, so ist das ein Irrtum.

Es ist charakteristisch für die Stellung des Herrn —ld, daß er als „evangelischer Kolonialpolitiker" „von vorn herein die englischen Stationen aus dem Spiele lassen will; denn — fügt er hinzu — wenn sie auch im protestantischen Sinne arbeiten, so doch nicht im deutsch-nationalen, daher ist die Möglichkeit, allmählich diese Stationen zu übernehmen,[1]) sehr fraglich." Eine seltsame Stellung für einen „evangelischen" Kolonialpolitiker! Von den evangelischen Missionen will er nichts wissen, weil sie englisch sind. Man sollte doch denken, ein Kolonialpolitiker, der sich ausdrücklich als „evangelischer" bezeichnet und der in dem Übergewicht der katholischen Misson für das evangelische Christentum eine Gefahr erblickt, der müßte sich über jede Mission freuen, die „im protestantischen Sinne arbeitet." Aber nein; — erst kommt ihm die Arbeit im deutsch-nationalen Sinne, und wenn — wie er fortgehend supponiert — die katholische (notabene bis jetzt wesentlich französische) Mission in diesem Sinne „arbeitet", so verdient sie in den Augen des evangelischen Kolonialpolitikers den Vorzug. Und hier ist der Punkt, wo wir am tiefsten differieren.

Ist das etwa Missionsaufgabe: „im deutsch-nationalen Sinne zu arbeiten?" Mit welchem Bibelwort beweist das Herr —ld? Gewiß dient eine Missions-Gesellschaft auch der Kolonialregierung und die Missionsgeschichte zeigt, daß sie ihr sehr große Dienste thut, größere als die Kolonialregierung ihr. Gewiß sind die Missionare gute Patrioten und nichts macht ihnen mehr Freude als wenn sie ihrem Vaterlande in der Ferne Freunde erwerben können. Aber das ist ganz etwas anderes als daß man der evangelischen Mission vom kolonialpolitischen Interessenstandpunkte aus die Aufgabe zudiktiert, zuerst „im deutsch-nationalen Sinne zu arbeiten." Die evangelische Mission arbeitet im evangelischen Sinne. Wenn angeblich englische Missionare im englisch-nationalen Sinne arbeiten, welch ein Geschrei erhebt man gegen sie? Und den Deutschen will man es zur Pflicht machen, im deutsch-nationalen Sinne zu arbeiten? Wo bleibt da Gerechtigkeit und Princip? Das eine mal macht man es also den Missionaren zum Verbrechen, das andre mal zur Tugend, wenn sie politisch thätig sind.

Das ist uns als evangelischen Patrioten und evangelischen Missionsfreunden eben so schmerzlich, daß unsre Kolonialpolitik das evan-

[1]) Wie sich Herr —ld das denkt, „diese Stationen zu übernehmen," ist mir ganz unklar. Wer soll sie „übernehmen"? Doch nicht die deutsche Kolonialregierung? Wenn aber — was gar nicht in Aussicht steht — sie an eine deutsche Miss.-G. abgetreten würden, hätte er dann etwas dagegen einzuwenden?

gelische Interesse aus Eifersucht gegen England völlig hintan gestellt hat. Es waren evangelische Missionen in Deutsch-Ostafrika, aber man hat sie „aus dem Spiele gelassen.“ Warum? Weil sie englisch waren, und hat sich lieber mit der katholischen Mission verbündet, obgleich sie französisch war. Wir wollen alte Wunden nicht aufreißen; aber ganz schön ist man nicht mit den englischen evangelischen Missionaren in unserm ostafrikanischen Schutzgebiete verfahren. Gott sei Dank, hat sich das Verhältnis jetzt gebessert; ja zu der Universitäten-Mission ist es ein sehr freundliches geworden, wie erst jüngst ihr Bischof öffentlich bezeugt hat. Man hätte diese Männer von Anfang an zu Freunden haben können, wenn man sich zu ihnen gestellt hätte wie zu den französischen Patres. Mir ist nicht bekannt, daß sie der deutschen Kolonialregierung Schwierigkeiten bereitet haben oder hat etwa Herr —ld gegründete Anklagen wider sie?

Aber das sei genug über diesen allerdings principiell wichtigen Punkt. Auch gegen den zweiten Teil der Vorwürfe des Herrn —ld, daß die evangelische Mission an Feuereifer, Sammelgeschick und öffentlicher Information es fehlen lasse, müssen wir energisch Protest einlegen. Die Hinweisung auf die katholischen Agitationsmittelchen, „den religiösen Egoismus oder die religiöse Furcht dem Missionszwecke dienstbar zu machen,“ auf die Messen, Ablässe, Medaillen, hätte Herr —ld weglassen können, da er diese „praktische Art“ selbst nicht uns zur Nachahmung empfiehlt. Ich weiß nicht, wie viel er sich um die auf evangelischer Seite auf Sammlung von Missionsbeiträgen gerichtete Arbeit bekümmert hat; ich kann ihm auf Grund einer jahrzehntelangen Kenntnis von dieser Arbeit versichern, daß sie eine sehr regsame ist. Wir wollen ihm indes für jede neue „praktische“ Anweisung dankbar sein, nur muß dieselbe mit dem „evangelischen“ Sinne sich vertragen.

Im übrigen gehen seine Vorwürfe an die falsche Adresse. Er hätte sie nämlich nicht an die Missionsleute sondern an die Kolonialkreise richten sollen. Welche Mühe haben wir uns bislang gegeben in Wort und Schrift, diese Kreise über Mission zu informieren! Darin hat Herr —ld ganz recht, daß die Unwissenheit in Missionssachen eine superlativisch große ist, selbst in Kolonialkreisen; aber darin hat er unrecht, daß die Schuld dafür die Missionsleute treffe. Es giebt heute eine ausgebreitete und gute evangelische Missionsliteratur; warum wird sie nicht gelesen? Es mangelt nicht an öffentlichen Missionsvorträgen; warum besuchen die Herren sie nicht? Und zuletzt ist es doch auch nicht etwa eine Entehrung für sie, daß sie auf ein Missionsfest kommen? Wenn Herr —ld, wie wir wirklich von ihm glauben, der evangelischen Mission einen Dienst thun

will, so richte er seine Bußpredigt an die **Kolonialleute**, daß sie sich, statt so viel über die Mission zu kritisieren, über sie informieren und — daß sie ihren Beutel aufthun. Bis jetzt steht die Sache so, daß **selbst** für unsre kolonialen Missionen verhältnismäßig **sehr wenig** aus Kolonialkreisen gekommen ist. Die alten Missionsfreunde sind es wesentlich gewesen, welche auch die neuen Missionen durch ihre Beiträge möglich gemacht haben, und ich glaube, daß auch die katholischen Missonsgaben zum weit größeren Teil von frommen Katholiken stammen. Missionstriebkraft und Missionsopfersinn haben eben ihre Wurzeln im **religiösen Glaubensleben**. Aber vielleicht gelingt es Herrn —ld, wenn er den Kolonialkreisen ihre bisherige Versäumnis vorhält, sie mehr für die Mission aktiv zu machen, als, soweit mir bekannt, den Missionsleuten von Fach dies bis jetzt hat gelingen wollen. Warneck.

Die Universitätenmission in Ostafrika.[1])

Von P. **Richter** in Rheinsberg (Mark).

5. Im Rovuma-Distrikt.

a) Dr. Steere war wie seine beiden Vorgänger Mackenzie und Tozer zum Bischof der Länder und Völker um den Nyasa ordiniert. War es nun überhaupt, besonders in den ersten Jahren seiner frischen Kraft, sein Wunsch, das Christentum zu den mächtigen und unabhängigen Stämmen des Innern zu bringen, so lagen ihm besonders die Yao und Mangandscha im Osten des Nyasa auf der Seele. Er beschloß, von dem Hauptquartier der Universitätenmission in Sansibar aus einen Vorstoß nach dem Nyasa zu unternehmen, um an oder in der Nähe des Sees eine neue Mission zu begründen. Gegen Ende des Jahres 1875 machte er sich über Lindi auf zu einer großen Entdeckungs- und Rekognoszierungsreise. Die arabische Bevölkerung dieser Küstenstadt legte seinem Aufbruch soviel Schwierigkeiten in den Weg, daß nur die eiserne Beharrlichkeit des Bischofs durchbrach. Die Erfahrungen, welche er auf dieser mühseligen und an Abenteuern reichen Reise sammelte, waren sehr interessant.

Den schmalen Streifen arabischer Kultur längs der Meeresküste hatte die Reisegesellschaft nach einem Marsche von wenigen Stunden hinter sich. Dann hatten sie ein sanft ansteigendes Plateau zu erklimmen und kamen in eine Waldregion, die nur sehr spärlich bevölkert war, kein herrlicher Hochwald

[1]) Durch ein Versehen war in der vorigen Nummer Schluß statt Fortsetzung gesetzt.

mit stattlichen Bäumen, sondern fast überall dichtes, verwachsenes, von Dornen durchzogenes Unterholz, zum Teil schwer durchdringliches Buschland. Nach einer Woche anstrengenden Wanderns kamen sie am Ende dieses Buschlandes an und betraten nun wieder ein anmutiges, wohlbevölkertes und mit Gärten übersäetes Land; hier und da erhoben sich über dem sanft gewellten Hügelland groteske Bergmassen, hoch aufgetürmt, wie Riesenburgen das Flachland überragend. Ein Gemisch von Yao und Makua bewohnte diesen fruchtbaren Landstrich. Nachdem sie etwa eine Woche gemächlich durch diese Dörfer gewandert waren, betraten sie zum zweitenmal den Urwald, einen breiten Gürtel gänzlich unbewohnten, wüsten Waldlandes; sechs Tage gebrauchten sie, ehe sie an den Ufern des Rovuma wieder hervortauchten. Dieser Wald sollte in der Regenzeit sehr feucht, zum Teil sogar sumpfig sein; da sie ihn aber gerade in der trockensten Jahreszeit passierten, hatten sie not, ihre Märsche immer so einzurichten, daß sie wenigstens des Abends in der Nähe einer halbversiegten Quelle oder eines sumpfigen Tümpels übernachteten. Am Rovuma fanden sie wieder einen dichter bevölkerten Landstrich, Yao-, Wagindo- und Makua-Dörfer lagen dicht bei einander, aber alle schienen in beständiger Furcht vor den räuberischen Überfällen der weiter nordwärts an den Quellen des Rovuma hausenden Magwangwara zu leben. Als sie jenseits des Rovuma einige Tage gereist waren, trafen sie eine Karawane, welche ihnen mitteilte, daß sich ihrem Weitermarsche kein Hindernis entgegenstellen werde, daß sie aber noch weitere fünf Tage zu reisen hätten, ehe sie wieder einen Menschen treffen würden. So war also das Land im ganzen sehr dünn bevölkert. Nur unmittelbar an der Küste, im Makualande, am Rovuma, und dann erst wieder in Matakas Lande fanden sich größere Volksmengen, die als Missionsobjekt in Frage kommen konnten. Davon fielen noch wieder die Küstenorte weg, welche arabisch und mohammedanisch waren und die Dörfer am Rovuma, deren Bewohner einen allzu aufgeregten und beunruhigten Eindruck machten. So konnte Steere nur schwanken, ob er sich unter den Makua näher der Meeresküste oder in Matakas Land näher dem Nyasa niederlassen sollte.

Steeres Wünsche gingen mehr nach Mwembe, Matakas Hauptstadt. War doch dies die wichtigste und mächtigste Yao-Stadt, und Matakas Reich erstreckte sich bis an die Ufer des Nyasa. In diesem Sinne unterhandelte er mit Mataka. Dieser gab jedoch nicht die Genehmigung zur Errichtung einer Missionsstation in Mwembe, sondern wies den Bischof nach dem Ort Losewa am Nyasaufer. Das war nur eine Ausflucht; denn einmal gehörte Losewa gar nicht unbestritten zu Matakas Reich, er hatte dort fast nichts zu sagen. Und dann war kein Ort ungeeigneter zur Missionsstation als Losewa; denn es war der Kreuzungspunkt der größten Sklavenstraße im Nyasalande, und seine ganze Bevölkerung lebte vom Sklavenhandel. Das wußte indes Bischof Steere damals noch nicht, und deshalb kehrte er ganz zufrieden mit seinen Erfolgen nach der Küste zurück.

Als er nun im nächsten Jahr 1876 an die Begründung der neuen

Mission ging, verband sich mit dem Wunsch, nach dem Nyasa vorzudringen, noch ein anderer Plan. Unter den Sklaven, welche von den englischen Kreuzern abgeliefert und von der Universitätenmission in Pflege genommen waren, befanden sich viele Yao und Mangandscha. Nun war es dringend erwünscht, die Sklavenfreistätte Mbweni vor Übervölkerung zu bewahren, denn dort war nur dürftiger Boden, und die Missionsschemba gewährte nur für höchstens 400 Personen Platz. War es nicht möglich, einen Teil der befreiten Sklaven wieder mit nach ihrer alten Heimat, nach dem Yao- und Nyasalande zu nehmen? Entweder konnten sie dort ganz in ihre heimischen Verhältnisse zurückkehren, oder wenn sie in der Obhut der Mission blieben, so gab es dort Acker und Gartenland genug, um ungezählte Scharen anzusiedeln. So beschloß Steere, auf dem Festlande eine zweite Sklavenfreistätte, ein Filial von Mbweni zu gründen und nahm deshalb bei seiner zweiten Reise eine Schar von 55 Sklaven mit sich.

Bischof Steere schlug diesmal (1876) von Lindi aus einen näheren Weg nach dem Makualande ein, indem er an dem Flüßchen Ukeledi hinaufzog. Den Wagen, den er mitgenommen, mußte er freilich bald im Urwald stehen lassen; es hätte zuviel Zeit gekostet, für ihn Bahn durch den dornigen Busch zu hauen. Als nun die Karawane durch das Makualand hinzog, erschien eine Abordnung der Sklaven vor dem Bischof, ihm zu sagen: „Hier sind wir unter unserm Volk; hier ist keine Furcht vor Krieg; hier ist Speise im Überfluß; hier laß uns bleiben.“ Der Bischof gab ihrer Bitte Gehör. Ein geeigneter Platz zur Ansiedelung war bald gefunden. Quer durch die Ebene zog sich von Südwest nach Nordost eine Reihe von fünf bis sechs isolierten, schroffen Bergmassen; am Südfuße der südwestlichsten war fruchtbares Land im Überfluß. Die beiden nächst benachbarten Yao-Häuptlinge Matschinga und Acumbemba hießen die Kolonisten herzlich willkommen. So wurde die Missionsstation Masasi, zwanzig Meilen westlich von Lindi und zehn Meilen nördlich vom unteren Rovuma gegründet.

Die Kolonie wurde an einem Hügelabhang angelegt, der zu einem wasserreichen Flüßchen abfiel. Das Missionshaus und die Kirche standen oben, von wo sich nach drei Seiten hin eine wahrhaft überwältigende Aussicht darbot. Von der Veranda des Missionshauses führte schnurgerade die vierzig Fuß breite, auf beiden Seiten von Mango- und Citronenbäumen eingefaßte Straße zum Fluß hinab. Zur Rechten und zur Linken wurde jedem Kolonisten ein Bauplatz von einem halben Morgen angewiesen. Da Bauholz, Bambus und Gras in den benachbarten Wäldern im Überfluß vorhanden war, erhoben sich schnell die luftigen Häuschen. Dr. Steere fürchtete eine

Zeitlang, die Kolonisten möchten sich unter der umwohnenden Bevölkerung zerstreuen, um sich der Aufsicht der Missionare zu entziehen. Allein sie scharten sich im Gegenteil eng um die Weißen als um ihre Beschützer und räumten ihnen in ihrer Ehrerbietung und in ihrer Rechtsanschauung einen Platz ein, wie er sonst ihren angestammten Häuptlingen zukam. Die Missionare wurden gegen ihren Willen kleine afrikanische Dorfhäuptlinge! Steere blieb noch einen Monat in Masasi, bis alles in ein ruhiges Geleis gekommen war. Dann legte er die Leitung der neuen Station in die Hände der Missionare Johnson und Beardall und kehrte nach Sansibar zurück. Noch eine Zeitlang arbeiteten die Kolonisten in jeder Woche drei Tage für die Mission, um sich ihren Lebensunterhalt zu verdienen. Als aber die erste Reis- und Maisernte eingesammelt war, hatten die meisten soviel, daß sie sich selbst ernähren konnten. Ackerland konnte jeder soviel urbar machen als ihm beliebte; der Grund und Boden ist in diesen Gegenden noch öffentliches Eigentum, von dem jeder sich soviel aneignet, als er zu bearbeiten imstande ist. Da nun ringsum der Boden sehr fruchtbar war, blühte Masasi hoffnungsreich auf und gelangte nach afrikanischen Verhältnissen bald zu einigem Wohlstand.

Die Anlage von Masasi hatte sich so gut bewährt, daß Bischof Steere in seiner Nachbarschaft noch die Anlage einer zweiten Sklavenstation ins Auge faßte. Missionar Maples, der im Jahr 1877 die Oberleitung von Masasi übernahm, machte zu diesem Zweck eine größere Untersuchungsreise bis nach dem Rovuma hin. Er fand bei den Häuptlingen freundliches Entgegenkommen, und Matola, der Häuptling von Newala, erbot sich, die neue Missionsstation in seinem Lande aufzunehmen. So machte sich im Jahr 1878 der Missionar Clarke mit 40 Mbweni-Sklaven auf, um die neue Station in der Nähe von Newala, acht Meilen südlich von Masasi, zu begründen. Diese Station entwickelte sich indessen nicht so günstig wie Masasi, die Sklaven siedelten zum Teil nach Masasi über, teils kehrten sie nach Mbweni zurück. Zeitweilig wurde Newala sogar ganz wieder verlassen.

Auf diesen beiden Stationen Masasi und Newala richtete sich die Hauptarbeit der Missionare auf ihre nächsten Pflegebefohlenen, die Kolonisten. Meist waren dieselben nur kurze Zeit in Mbweni gewesen, und nur die wenigsten waren vor ihrer Übersiedelung nach dem Rovumadistrikt getauft. Da sie nun in den Missionaren gewissermaßen ihre Häuptlinge sahen, so waren sie begreiflicherweise für Predigt und Unterricht sehr empfänglich, und es konnten in jedem Jahre Taufen stattfinden. Die Zahl der Kolonisten mehrte sich durch regelmäßigen Zuzug von Mbweni; bis zum Jahr 1882 waren etwa 250 in Masasi angesiedelt. Nebenbei wurde doch auch ein Anfang gemacht, unter den Eingebornen Mission zu treiben, und es wurden zwei oder drei Schulen für sie eröffnet. Auch

hielten sich einige Häuptlingssöhne des Landes vorübergehend in den Missionsschulen in Sansibar auf.

Um die ziemlich entlegenen Rovuma-Stationen in engere Verbindung mit den großen Verkehrsstraßen zu bringen, gründete Steere noch zwei kleinere Missionsstationen. In der arabischen Küstenstadt Lindi stellte er den Missionar Clarke und in dem eine Tagereise landeinwärts gelegenen Dorfe Mtua den Missionar Williams an. An beiden Orten leistete aber der übermächtige Islam der christlichen Mission erfolgreichen Widerstand.

b) Sechs Jahre lang (1876—1882) durfte sich die Mission im Rovumadistrikt im Frieden bauen. Da sollte ein Sturm über sie ergehen, welcher sie bis in ihre Grundfesten erschütterte. Auf den großen Hochebenen zwischen dem Nyasa und dem Indischen Ocean hatte sich eines jener mächtigen Räubervölker gebildet, wie sie im Innern Afrikas je und dann gleich Pilzen aus der Erde wachsen. Ein versprengter Zulustamm aus dem fernen Südafrika hatte sich nach langen Irrfahrten hier angesiedelt und hatte mit großem Erfolge die rings umher wohnenden Völker unterworfen und sich einverleibt. Das so aus den Bruchstücken zertrümmerter Völker entstandene Volk hieß die Magwangwara und hatte eine furchtbare Macht erlangt. In sich war es keineswegs einig. Im engsten Kreise der ursprünglichen Zulu standen sich die beiden mächtigsten Häuptlinge Mharuli und Longela mit kaum verheimlichter Eifersucht gegenüber. Von ihren Unterthanen aber waren die Herren durch die Schranke der Sprache getrennt. Die Herren hatten das altgewohnte Sulu beibehalten, und in der Versammlung der Häuptlinge galt keine andere Sprache, Sulu war gleichsam die Hofsprache. Dagegen vom Gros der unterworfenen Völker verstand niemand Sulu, sie behielten auch ihre angestammten Sprachen bei. Nur die eisern strenge Disciplin und die den Sulu eigne Militärverfassung, welche alle waffenfähigen Männer alljährlich in die Militärkasernen und zum Kriege zwingt, hielten die disparaten Elemente dieses Räubervolkes zusammen. Auf wie schwachen Füßen auch ihr Reich stand, zwischen dem Nyasa und dem Ocean gab es keinen ebenbürtigen Gegner für sie, und wohin sie auch zogen, eilte blasser Schrecken und Entsetzen vor ihnen her. Diese Magwangwara, die Plage dieses ganzen Landes, sollten auch die Geißel der Mission werden.

Im September 1882 verbreitete sich in Masasi die Kunde, daß ein Raubzug der Magwangwara im Anzug begriffen sei. Sogleich machte sich Missionar Maples auf den Weg, um den Feinden entgegenzuziehen und sie zur Verschonung der Missionsstationen zu bewegen. Aber ehe er

sie treffen konnte, brach das Verhängnis über Masasi herein. Im Morgengrauen des 15. September 1882 stürmten die Magwangwara über die im friedlichen Schlafe ruhende Station her; in wenigen Minuten waren drei Häuser der Kolonisten in Brand gesteckt und mehr als die Hälfte der Einwohner gefangen genommen. Die Häuser wurden ausgeplündert, und auch die Kirche aller ihrer Wertgegenstände beraubt. Als indessen die Feinde merkten, daß die Kolonisten sich — einem strengen, an sie von den Missionaren ergangenen Befehl entsprechend — nicht zur Wehr setzten, ließen sie von ihrem Rauben und Plündern ab, verschonten die eigentlichen Missionsgebäude und erklärten sich zu Unterhandlungen bereit. Zum Glück hatten die Missionare genügende Tauschgüter zur Hand, um den größeren Teil der Gefangenen sogleich wieder loszukaufen. Nur 23 Erwachsene und 6 Kinder mußten sie in den Händen der Magwangwara lassen. Diese erklärten sich jedoch bereit, an einem etwa 12 Meilen entfernten Gebirgszuge Madjedje Station zu machen und zu warten, bis die Missionare Tauschgüter genug heran geschafft hätten, um auch diesen Rest loszukaufen. Eilboten wurden nach der fünf Tagereisen entfernten Stadt Lindi geschickt, um Zeug und Messingdraht in Menge herbeizuschaffen. Aber als Maples mit diesen Schätzen im Oktober in Madjedje ankam, erfuhr er zu seinem Schmerz, daß die Magwangwara die 6 Kinder ermordet und mit den 23 Erwachsenen als Sklaven nach ihrem Hauptquartier, an die Quellen des Rovuma zurückgekehrt seien. Gerade diese 23 waren der Mehrzahl nach Christen, die Mission konnte sie nicht im Stich lassen. Deshalb machte sich Missionar Porter im nächsten Frühjahr auf die weite, mühsame und kostspielige Reise zu Longelas Dorfe, und es gelang seinen Bemühungen, die meisten der Gefangenen in Freiheit zu setzen.

So war Masasi bei dem Überfall immerhin noch glimpflich weggekommen, und der größte Schade war, wenn auch mit großen Kosten, wieder gut gemacht. Aber was sollte nun weiter werden? Die Hälfte der Masasikolonisten hatten alsbald nach dem Überfall alle ihre Habseligkeiten zusammengepackt und waren nach Mbweni auf Sansibar zurückgekehrt. Die Missionare hatten das zugelassen, aber sie konnten unmöglich wünschen, daß um so eines Schreckens willen diese ganze Station und womöglich die ganze Missionsarbeit im Rovumadistrikt abgebrochen würde. Andrerseits lag Masasi den Angriffen und Überfällen der Magwangwara schutzlos offen und es war mit Sicherheit zu erwarten, daß die Raubzüge sich wiederholen würden, wenn sich die Mission nicht den Feinden unterwerfen und zu regelmäßigem, jährlichen Tribut an Salz und Zeug

verpflichten würde. In ein solches Verhältnis der Abhängigkeit und Zinsbarkeit konnte sich die Mission unmöglich fügen. Es wurde deshalb beschlossen, die Missionsniederlassung und Kolonie von Masasi weg zu verlegen. Aber wohin? Am nächsten lag es, nach Newala überzusiedeln; war dort auch zur Zeit kein Missionar, so war doch jahrelang dort Missionsarbeit getrieben, ja, es hatte dort schon eine Zeitlang eine ähnliche Sklavenkolonie bestanden. Aber andrerseits lagen erhebliche Bedenken vor. Newala lag auf dem Südrande des Makonde-Plateaus, wo es sehr schroff und steil zum Rovuma abfällt. Oben auf der Höhe war fast gar kein Wasser, die Bewohner der Hochebene mußten es 600 bis 800 Fuß hoch aus der Tiefe hinauftragen. Wollte man sich aber an den Abhängen in der Nähe des Wassers ansiedeln, so war dort wieder wenig und dürftiges Ackerland zu haben, und die ganze Kolonie sollte doch vom Ackerbau leben. Deshalb wären die Missionare viel lieber weiter nach Osten gezogen bis zu dem Ostrande des Makonde-Plateaus zu dem dichtbevölkerten Landstrich, in dem der freundlich gesinnte Häuptling Lumanga wohnte; dort waren sie durch die schwer zugänglichen Dickichte des Buschlandes vor den Magwangwara geschützt, hatten Ackerland und Wasser in Fülle und zugleich in den zahlreichen Makonda-Dörfern erwünschte Gelegenheit zur Missionsarbeit. Allein soweit zu wandern wollten sich wieder die Kolonisten nicht entschließen; und alle Überredungskünste der Missionare vermochten sie im Jahre 1883 nicht weiter als bis Newala zu bringen. Noch ein paar Jahre behielt man die Übersiedelung nach Lumanga im Auge, aber die vis inertiae der schwarzen Kolonie ließ es nicht dazu kommen. So mußte man sich also in Newala von neuem häuslich einrichten. Da der Häuptling Matola mit ihnen seit Jahren in enger Berührung und Freundschaft gewesen, stand ihnen das Land offen und sie konnten sich einen Platz zur Ansiedelung aussuchen. Sie erwählten sich einen isolierten Hügel am Abhang des Makonde-Plateaus, nach Norden geschützt durch die steil abfallenden Felswände, nach Süden zu mit unbegrenzter Aussicht über das breite Rovumathal, dessen goldiger Sand im Sonnenlicht glitzerte, und darüber hinaus über die endlosen Flächen Urwald südlich vom Rovuma. Hier in landschaftlich entzückender Lage wurde der Grund zu der neuen Hauptstation N e w a l a gelegt. Sie wurde fortan das Hauptquartier der Mission im Rovumadistrikt.

Sollte aber Masasi ganz aufgegeben werden? In den Dörfern zweier Yao-Häuptlinge, Matschinga und Akumbemba, hatte die Mission festen Fuß gefaßt; in dem einen gab es schon etliche Christen, in dem andern wenigstens Katechumenen und Hörer. Nun versprachen Matschinga

und Akumbemba den Missionaren, daß auch sie mit ihrem ganzen Volk von den Masasihügeln weg und in die Nähe von Newala verziehen würden; aber sie hielten ihr Versprechen nicht. Sie zogen es schließlich vor, sich in die unwegsamen Klüfte der Masasifelsen zurückzuziehen und sich dort oben zu verschanzen. Um deshalb den versprechenden Anfang nicht aufzugeben, entschlossen sich die Missionare, die Arbeit in Masasi, wenn auch in beschränkterem Maße, fortzusetzen. Während des Jahres 1883 lehrte dort der Nationalhelfer Karl Sulimani; im nächsten Jahr aber siedelte Missionar Porter wieder selbst nach Masasi über. Er nahm jedoch nicht wieder seinen Wohnsitz in dem alten Missionsdorfe am südlichsten der fünf Masasiberge, sondern er baute sich ganz von neuem am Nordrande des dritten, mittelsten Masasiberges an. Die alte Station wurde gänzlich verlassen und fiel nach wenigen Jahren in Trümmer, nur die Mangoallee zeugt noch bis heute von dem ehemaligen Missionsdorfe. Porter hielt die Verlegung der Station für wünschenswert, um in der Nähe von Akumbembas Volk zu sein. Freilich war er auch so noch eine gute Viertelmeile von ihnen entfernt; denn er wohnte am Fuße des Berges, sie aber hoch oben in den sicheren Schlupfwinkeln.

In Mtua hatte inzwischen Williams in Geduld weiter gepredigt; zur Taufe war noch keiner gefördert, und vier Häuptlinge und fünfzig Leute waren der bescheidene Durchschnitt der sonntäglichen Kirchenbesucher. Es war auch nicht zu erwarten, daß sobald größere Erfolge erzielt werden könnten, weil Mtua zu nahe der Küste und darum dem mohammedanischen Einfluß ausgesetzt war. Man beschloß deshalb Mtua aufzugeben, umsomehr als sich nicht sehr weit davon ein viel hoffnungsreicherer Anknüpfungspunkt bot. Bischof Steere hatte von seiner ersten Reise 1875 ein paar Knaben mit nach Sansibar gebracht und in der Kiunganischule erziehen lassen; einer von ihnen, Matuka, war Christ geworden und hatte in der Taufe den Namen Barnaba erhalten. Dieser war nun in seine Heimat, das Makondeland, zurückgekehrt und hatte jetzt, da nach dem eigentümlichen Erbrecht vieler Bantuvölker nicht der Sohn, sondern der Neffe Erbe wird, Aussicht, nach dem Tode seines Onkels ein ansehnlicher Makondehäuptling zu werden. Sein Dorf Tschitangali lag inmitten zahlreicher Yao- und Makondedörfer und war zum Beginn einer neuen Missionsarbeit sehr geeignet. Barnaba Matuka hieß einen Missionar herzlich bei sich willkommen, hatte er doch als einziger Christ im Lande in seiner einflußreichen Stellung eine sehr schwierige Lage. So wurde denn in Tschitangali am 8. Juni 1886 eine neue Station eröffnet. Als Missionar wurde hierher Cecil Madjaliwa gesetzt, ein geborner Yao

aus dieser Gegend, der als Knabe in die Sklaverei verkauft, von den Engländern befreit, in Kiungani erzogen und nun bis zur Priesterwürde herangebildet war, ein trefflicher und bescheidener Mensch!

Auch die Station Lindi wurde nach zweijähriger erfolgloser Arbeit wieder aufgegeben. Die Universitätenmission suchte dafür weit landeinwärts im Hauptquartier ihrer Feinde, der Magwangwara, Anknüpfung. Sie verfügte gerade damals über einen Missionar Swinny, der früher im Zululand thätig gewesen und des Sulu vollkommen mächtig war. Als deshalb Missionar Porter eine zweite Reise zu Songela unternahm, um die noch von 1882 her in seiner Macht gebliebenen fünf oder sechs Christenfrauen loszukaufen, fragte er zugleich bei ihm an, ob er die Niederlassung eines Missionars in seinem Dorfe gestatten würde. Aber Songelas Ablehnung war kurz und schroff: „Wer mir Salz und Tauschgüter bringt, der ist mein Gott.“

c) So hatten im Laufe weniger Jahre alle Stationen verlegt werden müssen, und die Mission hatte eine veränderte Gestalt gewonnen; leider sollte sie auch in dieser Form sobald noch nicht zur Ruhe kommen. Zunächst machte freilich Newala erfreuliche Fortschritte. Die Kolonie bestand aus 62 Erwachsenen und 22 Kindern, davon waren 40 bereits getauft, und die übrigen befanden sich als Katechumenen oder Hörer im vorbereitenden Unterricht. Newala war also auf dem besten Wege, sich zu einem christlichen Dorf zu entwickeln. Auch finanziell gestalteten sich die Verhältnisse günstiger, als man erwartet hatte. Die Kolonisten erwarben durch den Ertrag ihrer Äcker reichlich genug zu ihrem Lebensunterhalt, und was sie etwa über das tägliche Brot hinaus noch an Kulturbedürfnissen hatten, an Kleidung, Schmuck u. dgl., das gab ihnen die Mission gern zu verdienen für Boten- und Trägerlohn, für Hilfe bei den Bauarbeiten u. s. w. Das Kolonistendorf war finanziell unabhängig, wenn es auch zu den Kosten der Mission noch nichts beitrug. Trotzdem waren die Missionare mit ihrem Erfolg nicht recht zufrieden. Ihre Hoffnung, daß sich ihr Christendorf als ein Salz und ein Licht mitten in der heidnischen Umgebung beweisen würde, erfüllte sich nicht. Die Kolonisten waren meist Mangandscha und schauten mit der diesem Volk eigentümlichen Verachtung auf die minder begabten Yao herab. Sie verhielten sich deshalb viel mehr exklusiv, als es den Missionaren angenehm war. — Diese pflegten mit um so größerem Eifer ihre Beziehungen zu ihren Nachbarn. Matola, der Distriktshäuptling, stellte sich so freundlich zu ihnen und zum Christentum, daß er feierlich vom Bischof Smythies zum Katechumenat zugelassen und nach der Sitte dieser Mission mit dem Kreuz

geschmückt wurde. Es war ihm offenbar ernst mit dem christlichen Glauben; denn er widerstand wenige Jahre später allen Ernstes den Zumutungen seines Rates, durch die landesüblichen Zaubereien sein Dorf gegen drohendes Unheil zu schützen. Leider erwiesen sich seine vielen Frauen als ein unüberwindliches Hindernis wider seine Taufe. Da sich der Häuptling so freundlich zur Mission stellte, kamen auch die Unterthanen näher. Man suchte hauptsächlich die Jugend an sich heranzuziehen. Zu diesem Zweck wurde (1886) die bis dahin bestehende Tagschule in eine boarding school umgewandelt, d. h. die 27 Schüler wurden ganz auf die Station genommen und auch in Wohnung und Kost gehalten. Dadurch kamen sie viel gründlicher unter den christlichen Einfluß, als wenn sie nur ein paar Stunden auf der Station zur Schule gingen.

Wie schön und versprechend war das alles, wenn nur nicht die beständige Angst vor den Magwangwara gewesen wäre! In jedem Jahre erhob sich nach Beendigung der Regenzeit im ganzen Lande ein Fragen: wohin ziehen sie in diesem Jahre? werden sie auch nicht zu uns kommen? Im Jahre 1886 zeigten sie sich in der Nähe von Masasi; das genügte, um sofort in Masasi und Newala jede Missionsarbeit zum Stillstand zu bringen. Die Einwohner stoben auseinander. In den wildesten Bergthälern, auf den schroffsten Felsspitzen, hinter undurchdringlichen Dornverhauen warteten sie unter Hunger und Durst ab, bis die Feinde sich wieder verzogen hatten. In solchen Wochen war die Missionsstation wie ausgestorben, in den benachbarten Dörfern war kein Mensch zu finden, in den reifenden Maisgärten konnten sich Affen und Papageien gütlich thun. Nur die Missionare blieben in ihren Häusern, hatte doch Songela strengen Befehl an die Krieger erlassen, „sich nichts zu thun zu machen mit dem Lande der Europäer." Im Juni 1888 kamen die feindlichen Horden wieder und drangen tief hinein in das Yao- und Makondeland. Einer der am weitesten nach Osten wohnenden Häuptlinge, Matschemba, setzte sich gegen sie zur Wehr und schlug sie; das hatte den Erfolg, daß sie sich einstweilen zurückzogen, aber mit der Drohung, daß sie noch im selben Jahr wiederkehren und Matola in Newala überfallen würden. Was half es da, daß die Missionare im Jahre 1887 ihre alten, baufälligen Häuser durch neue ersetzten und im Jahre 1888 eine ziemlich große Kirche eröffneten? Das ganze Volk Matolas zog aus der Umgegend der Missionsstation weg auf das Makonde-Plateau hinauf in den undurchdringlichen Buschwald. Sollten die Missionare ihren mühsam errichteten Häusern und ihren Gärten zuliebe allein zurückbleiben? Sie versuchten eine Zeitlang sich dadurch zu helfen, daß sie oben auf dem Plateau eine Tagschule errichteten und diese von der Station aus versorgten. Aber das war nur ein unbefriedigender Zwischenzustand. Im Jahre 1889 mußten sie sich entschließen, die ganze Station und Kolonie noch einmal eine Meile weit auf die Höhe des Makonde-Plateaus zu verlegen und sie dort ganz von neuem aufzubauen. Ein Glück nur, daß sie gewohnt waren, alle ihre Häuser nach Art der Eingebornen nur aus Holz, Bambus und Gras zu erbauen; so war der Umzug

wenigstens nicht zu schwierig und kostspielig. Aber unangenehm und lästig war es doch, alles Wasser zum Trinken und Kochen und Waschen achthundert Fuß hoch aus tiefer Schlucht hinauftragen zu müssen.

Nicht besser erging es dem eingebornen Missionar Madjaliwa in Tschitangali. Wenige Wochen, nachdem er sich 1886 sein Haus gebaut, mußte er mit allem Volk in die Wälder flüchten und sich etliche Wochen versteckt halten und von Kräutern nähren. Als wieder Friede im Lande geworden, ließ sich ja die Arbeit verheißungsvoll an. Neue, hübsche Häuser für Kirche, Schule, Missionars- und Lehrerwohnung wurden fertig gestellt. Barnaba Matuka, inzwischen mit der Häuptlingswürde und dem Häuptlingsnamen Nakaam bekleidet, unterstützte die Mission in jeder Weise. In jedem Jahr konnte ein Dutzend und mehr getauft werden, und über dreißig befanden sich immer zu gleicher Zeit im Taufunterricht. Aber als zum zweitenmal die Magwangwara 1888 das Land mit Krieg überzogen und die Dörfer niedergebrannt hatten, zog es Barnaba Nakaam vor, sich mit seinem Volke eine gute halbe Stunde von dem alten Dorfe jenseits des Flüßchens am Waldessaume anzusiedeln. Und wenn Madjaliwa nicht auf offenem Felde allein wohnen bleiben wollte, blieb ihm nichts übrig, als seine hübschen Häuser, die er im Schweiße seines Angesichts erbaut hatte, zu verlassen und sich bei dem neuen Dorfe neue Häuser zu erbauen. Da mußte er auch leider die Schule, die er eben ein paar Wochen vorher bei dem mächtigen Matschemba eröffnet und mit dem tüchtigen schwarzen Schulmeister Harry Mnubi besetzt hatte, wieder aufgeben, um nur seine Station im Gange zu erhalten.

In Masasi hatte trotz aller Unruhen und Gefahren der wackere Missionar Taylor weiter gearbeitet. Freilich war er oft wochenlang allein, und es war unbequem, zu Matschingas Volk auf steilen Pfaden hinaufzuklimmen; aber sobald sich die Gefahr wieder verzogen, kamen doch immer die Kinder wieder zur Schule; und zuzeiten hatte er bis zu dreißig boarders bei sich im Hause, Arbeit genug für einen einzelnen Missionar, noch dazu für einen unverheirateten! Leider aber stellte es sich auch hier nach den Kriegsunruhen heraus, daß sich das Volk so sehr aus der Nähe der neuen Stationsgebäude verzogen hatte, daß sich Bischof Smythies im Jahre 1890 veranlaßt sah, die Station zum zweiten Male zu verlegen, nämlich vom Nordrande des Mtandi, des dritten und höchsten Berges in der Masasikette, an den Südwestrand desselben Berges. Dort soll fruchtbares Land und Bevölkerung im Überfluß sein. Also auch diese Station hat noch einmal gänzlich umgebaut werden müssen.

Trotzdem sich so die Magwangwara als die Plagegeister der Mission

bewiesen, gab Smythies die Hoffnung nicht auf, auch ihnen das Evangelium zu bringen. Er begab sich deshalb selbst mit dem Missionar Swinny vom Nyasa her auf die Reise zu dem Oberhäuptling Mharuli. Und diesmal gelang es ihm, freundliches Gehör zu finden. Mharuli gestattete Swinny, sich in der Nähe seines Hauptquartiers anzusiedeln. Swinny eilte zum Nyasa zurück, um seine dort auf ihn wartende Frau und sein Gepäck abzuholen; als ob nach Gottes Ratschluß die Zeit der Magwangwara noch nicht gekommen wäre, auf dieser Reise starb er! Mit ihm wurden die Pläne für diese Mission einstweilen begraben.

d) Acht Jahre (1882—1890) waren so in fast ununterbrochenen Beunruhigungen dahingegangen und hatten der Mission nicht erlaubt, sich in Ruhe im Lande festzuwurzeln. In der neusten Zeit scheint nun endlich begründete Hoffnung auf eine stetigere Entwicklung zu sein. Nicht als ob es an Unruhen seither gefehlt hätte; der Araberaufstand an der Küste hatte zwar durchaus keinen Boden in der eingebornen Bevölkerung, er beschränkte sich lediglich auf die Küstenstädte und etwa einige Häuptlinge, welche sich durch selbstsüchtige Interessen in den Streit verwickeln ließen. Aber doch war schon die zeitweilige Verkehrsstörung für die vier bis fünf Tagereisen im Innern gelegenen Stationen unangenehm; erhielt doch z. B. Newala einmal ein ganzes Vierteljahr keine Post, und mehrfach mußten die Missionare weite Umwege durch das südliche, portugiesische Gebiet machen, um den Dampferanschluß zu erreichen. Auch der Übergang der Herrschaft in die Hände der Deutschen ging nicht ohne manche Erschütterungen ab, einige Häuptlinge fügten sich nur widerwillig der deutschen Herrschaft, Matschemba verharrte sogar in offener Widersetzlichkeit. Außerdem zeigten sich im vorigen Jahre (1891) wieder die Magwangwara in der Nähe, jedoch diesmal nur, um jenseits des Rovuma sich in Stammesfehden zu mischen. Und endlich überfielen die Träger einer Karawane Matakas vom Nyasa eine Karawane des mit Matola eng befreundeten Mtarika vom mittleren Rovuma und setzten ein paar Tage Newala in Schrecken und Unruhe. Aber das waren doch alles nur kleine Nöte ohne einschneidende Folgen für die Mission; ja ihre vorsichtige Haltung in diesen Streitigkeiten trug ihr sogar die Hochachtung und Freundschaft sowohl der deutschen Behörden, wie einiger Häuptlinge ein. Wir können uns nur darüber freuen, daß die englischen Missionare sich so willig und ehrlich der deutschen Herrschaft gefügt und sich mit den deutschen Machthabern auf so vertraulichen Fuß gestellt haben. Entsprechend dieser größeren Ruhe und Sicherheit im Lande hat denn auch in diesen letzten Jahren das Missionswerk einen neuen Aufschwung genommen; und zwar

wird jetzt ebenso wie in Usambara der Hauptnachdruck auf die Erziehungsarbeit gelegt. Auf allen drei Stationen bestehen boarding schools mit im ganzen über hundert Zöglingen; die am zahlreichsten besuchte in Newala wird von einem eigenen, schulmäßig gebildeten Missionar geleitet. Ein erfreuliches Zeichen ist es, daß aus diesen Schulen bereits wiederholt Kinder zur weiteren Erziehung in die Kiunganischule gegangen sind. Den siebzehn Knaben, die 1886 dorthin zogen, sind im Jahre 1890 wieder zwölf nachgefolgt, darunter zwei Söhne, Barnaba und Johanna, des christlichen Häuptlings von Tschitangali. Von dem einen von ihnen hofft man, daß er sich der Ordination würdig machen werde. Cecil Madjaliwa hat einen kleinen Anfang gemacht, seine Gemeinde auch zu Gaben für die Mission heranzuziehen. Zu den drei Hauptstationen Newala, Masasi und Tschitangali sind noch zwei Außenstationen gekommen: Miwa, zwei Meilen von Tschitangali, welches von Cecil Madjaliwa besorgt wird; und Lumanga, fünf Meilen von Newala, lange das Ziel der Missionare, wo endlich trotz des starken islamischen Einflusses im vorigen Jahre (1891) Porter eine Schule eröffnet hat. Ein Mangel der Missionsarbeit war es bisher, daß sich dieselbe wegen der gänzlichen Abwesenheit von Frauen — außer Cecil Madjaliwa ist kein einziger Missionar dieses Gebietes verheiratet — nur auf den männlichen Teil der Bevölkerung beschränkte und die Frauen gänzlich beiseite ließ. Auch diesem Mangel soll jetzt durch Anstellung von Schwestern abgeholfen werden. Bereits hat der eingeborne Lehrer Pesa mit seiner Frau eine kleine Mädchenschule in Gang gebracht. Wir hoffen, daß auch diese Rovumamission nun endlich in einen Zustand stetiger Entwicklung eingetreten ist; der Beweis dafür würde es sein, wenn die Missionsleitung sich entschließen könnte, die immer nach einem halben Jahrzehnt schon wieder baufälligen Holz- und Bambushäuser durch massive Gebäude zu ersetzen. Eine sehr große Schwierigkeit dieses Missionsgebietes und ein Kreuz der Missionare bleiben freilich die Sprachen. Die Kolonisten haben in Mbweni Swahili gelernt und werden in dieser Sprache erhalten. Die Umwohner von Newala und Masasi sind teils Yao, teils Makua; die Umwohner von Tschitangali teils Makonde, teils Matambwi. Es werden also auf diesem immerhin nur kleinen Missionsgebiet fünf verschiedene Sprachen gesprochen. Da haben es denn die Missionare gewöhnlich mit dem Erlernen von einer oder höchstens zwei Sprachen, Swahili und Yao, bewenden lassen und haben sich bei den andern Sprachen mit Dolmetschern beholfen. Für die wissenschaftliche Bearbeitung des Makua, Makonde und Matambwi ist erst wenig geschehen.

6. Am Nyasa.[1])

Als Bischof Steere im Jahre 1876 die Mission im Rovumadistrikt begründete, gab er damit seine Pläne für den Nyasa nicht auf. Besonders richteten sich die Blicke des treuen und tüchtigen Missionars Johnson von Jahr zu Jahr mehr nach dem Westen. In Erwartung künftiger Mission unter den Yao eignete er sich deren Sprache in Masasi an. Im Jahre 1880 brach er mit einer kleinen Karawane auf, um in Matakas Hauptstadt Mwembe die neue Mission zu beginnen. Mataka nahm ihn freundlich auf und gab ihm uneingeschränkte Freiheit, in seinem Lande zu predigen und Schule zu halten. So baute sich Johnson dicht bei der großen Stadt Mwembe sein Haus und fing an, teils in der Stadt selbst, teils auf Predigtausflügen weiterhin im Lande seine Botschaft zu verkündigen.. Nach einigen Monaten hatte er auch schon eine kleine Schule und eine Katechumenenklasse um sich versammelt, und Mataka hatte versprochen, mitten in Mwembe eine christliche Kirche zu bauen. Johnson sah fröhlich und hoffnungsvoll in die Zukunft. Da sollte diese Mission ein jähes Ende finden. Matakas Stadt war einer der Mittelpunkte des Sklavenhandels, und die mohammedanischen Sklavenhändler sahen Johnson und die christliche Mission höchst ungern in ihrem Machtbereich. Als deshalb eben zu der Zeit der englische Konsul Foote an der Küste bei Lindi eine große Sklavenkarawane Matakas aufhob und in Freiheit setzte, redeten sie Mataka vor, Johnson habe die Ankunft dieser Sklaven den Engländern verraten. Wütend befahl Mataka, an Johnson Rache zu nehmen. Sein Haus wurde zerstört, alle seine Habe geraubt, und hinter ihm selbst her, da er sich gerade auf einer Predigtreise befand, Boten gesandt mit dem Befehl, er solle schleunigst Matakas Land verlassen und sich bei Strafe des Todes nicht wieder in Mwembe sehen lassen. Niedergeschlagen, aber nicht entmutigt, kehrte Johnson im November 1881 nach Sansibar zurück.

Dort traf er mit Charles Janson zusammen, einem jungen Missionar, der eben von England her zu seiner Hilfe ausgesandt war. Mit ihm zusammen machte er sich schon im Dezember 1881 wieder auf den Weg, um das Ostufer des Nyasa und die anstoßenden Gebiete zu untersuchen, ob sich dort nicht Gelegenheit zu einer erfolgreichen Mission biete. Die Rekognoszierungsreise dehnte sich über zwei Jahre aus; Janson erlag den Strapazen desselben und starb am Ufer des Nyasa, und auch Johnsons eiserne Gesundheit wurde auf die härteste Probe gestellt. Aber dafür hatte er auch die Genugthuung, die geographischen und politischen

[1]) Dieser Abschnitt ist ausführlicher dargestellt in meiner „Evangelische Mission im Nyasalande" S. 149 f.

Verhältnisse dieses ganzen Gebietes gründlich erforscht und mit allen wichtigen Häuptlingen von den Magwangwarafürsten im Nordosten bis zu Makanjila im Süden Beziehungen angeknüpft zu haben. Auf Grund seiner Erfahrungen entwarf er einen eigenartigen, geistvollen Plan. Da die ganze Ostküste des Nyasa überaus dicht bevölkert, aber für Europäer sehr ungesund ist, empfahl er, den Schwerpunkt der Missionsarbeit in einen Dampfer zu legen, dessen Aufgabe sollte es sein, an der ganzen Küste entlang, Dorf um Dorf zu besuchen, überall Versammlungen abzuhalten, zu lehren und zu predigen. In den wichtigsten Dörfern sollen Kuinganilehrer angestellt und durch sie Schulen eröffnet werden. Als Stützpunkt der Mission solle eine Station in besonders günstiger, vor allem gesunder Lage am Nyasaufer gegründet werden.

Mit diesem Plane kehrte Johnson Ende 1883 nach England zurück und wußte denselben in so überzeugender und hinreißender Weise zu vertreten, daß der Universitätenmission die bedeutenden, zu seiner Durchführung erforderlichen Mittel — 120000 M. — binnen Jahresfrist zur Verfügung gestellt wurden. Vor Ende des Jahres 1884 schwamm das Kirchenschiff Charles Janson — so genannt zu Ehren des am Nyasa verstorbenen Missionars — dem Nyasa zu. Freilich kostete es noch viel Schweißtropfen und viel Geduld, bis dies Ziel erreicht wurde. Ein halbes Jahr verstrich, ehe alle die 804 Stücke, in welche das Schiff für den Überlandtransport zerlegt war, auf dem kleinen Dock der Afrikanischen Seen-Gesellschaft in Matope oberhalb der Murchisonfälle anlangten. Als die mitgekommenen Ingenieure dort die Stücke zusammenschraubten, gerieten eines Tages die Schuppen des Docks in Brand, und um ein Haar wäre der ganze Dampfer ein Raub der Flammen geworden. Und der Missionar Johnson, unter dessen Leitung die Nyasamission begonnen werden sollte, wurde durch schwere, lebensgefährliche Erkrankung zweimal gezwungen, unverrichteter Sache von Kilimane aus umzukehren.

Inzwischen untersuchte Bischof Smythies auf dem schottischen Dampfer Ilala nochmals die Ostküste und bestimmte zum Stützpunkt der Mission die kleine Insel Likoma. Sie liegt ungefähr in der Mitte der Küste, gerade dem dichtest bevölkerten Küstenstrich gegenüber, nur eine Meile von Tschitesis Stadt entfernt. Ist sie auch sandig und unfruchtbar, so daß dem dürftigen Boden kaum einiges Gemüse abzugewinnen ist, so hat sie dafür den großen Vorzug, vielleicht der gesündeste Ort am Ufer des Nyasa zu sein, und der sandige, durchlässige Boden bildet selbst in der ärgsten Regenzeit keine gefährlichen Sümpfe. Bischof Smythies sandte alsbald den Ingenieur Bellinghem und die Kiunganilehrer nach der

Insel, um die Missionsgebäude zu errichten. Dabei stießen sie merkwürdigerweise auf Widerstand. Der Häuptling Tschitesi, zu dessen Machtbereich Likoma gehörte, hatte sich bis dahin sehr freundlich zur Mission gestellt. Jetzt aber erklärte er: „Ihr könnt predigen, bis euch der Mund müde wird; wir werden trotzdem nicht acht darauf geben. Wir trinken Bier und schlagen uns einander tot. Das ist unsere Sitte und wird es allezeit bleiben.“ Diese ablehnende Haltung des Häuptlings wirkte ansteckend auf die Unterthanen; Bellinghem konnte nur mit Mühe Arbeiter zu den einfachsten Dienstleistungen bekommen, und mußte es sich gefallen lassen, mit unverschämten Forderungen belästigt zu werden. Als nun aber im Februar 1886 der Dampfer Charles Janson in den Nyasa eingelaufen und vor Likoma erschienen war, und die Missionsarbeit mit größerem Ernst in Angriff genommen wurde, schlug die Stimmung der Likomaleute schnell um. Auf dieser Insel, welche durch ihre abgeschlossene Lage von den großen Welthändeln des Nyasalandes unberührt blieb, hat sich die Mission sogar auffallend schnell eingewurzelt und entwickelt. Bischof Smythies, der im Jahre 1886 zum zweitenmal nach dem Nyasa kam, setzte den hochbegabten Missionar Maples zum Archidiakon und Leiter der Nyasamission ein. Ihm stand der bescheidene und treue Missionar Frere zur Seite. Beide durchzogen an den Nachmittagen und Abenden die kleine Insel und predigten abwechselnd in den zahlreichen, an allen Buchten eingenisteten Dörfern. Des Sonntags strömten hinwiederum die Likomaleute von allen Seiten zu hunderten auf der Station zusammen, um den Gottesdiensten beizuwohnen. Auch Schulen wurden eingerichtet, wie auf den übrigen Gebieten der Universitätenmission, eine Knabenschule mit boarding house für etwa dreißig Knaben und eine Mädchenschule gleichfalls mit einem boarding house unter der Leitung englischer Damen für etwa zwanzig Mädchen. Sogar eine eigene Buchdruckerpresse ist auf Likoma aufgestellt und hat bisher außer einigen Übersetzungen in dem Dialekt der Insel gelegentlich einige Nummern einer für die Lehrer und die Heidenchristen bestimmten, kleinen Zeitschrift (Msimulizi mdogo = Unser Bote) gedruckt. Da die Missionsarbeit auf Likoma erst ein halbes Jahrzehnt alt ist, darf man große Erfolge noch nicht erwarten. Es ist erfreulich, daß bereits von mehr als siebzig Getauften berichtet werden kann. Neuerdings ist man eifrig beschäftigt, die bisherigen einfachen Holzhäuser durch massive Steinbauten zu ersetzen. Besonders wird mit großem Eifer an den Vorbereitungen zum Bau einer großen Kirche gearbeitet. Der Bau wird wahrscheinlich noch in diesem Jahre begonnen werden. Damit hängt der Wunsch des Bischof Smythies zusammen, das

Nyasagebiet von seinem Bischofsprengel abzutrennen und zu einem eigenen, neuen Bistum zu machen. Die projektierte Kirche in Likoma würde dann die Kathedrale des neuen Bischofs werden.

Ein Absenker der Mission auf Likoma ist die kleine Missionsstation auf der Insel Tschisumulu. Sie ist noch kleiner als Likoma und liegt westlich von ihr, weiter in den See hinein. Sie wird nur von etwa tausend Seelen bewohnt. Seit 1889 arbeitet hier der Missionar Williams und hat eine kleine Schule und etwa ein Dutzend Heidenchristen um sich gesammelt.

Die Mission auf Likoma war nur als Stützpunkt der Nyasamission gedacht; den eigentlichen Schwerpunkt derselben sollte das Kirchenschiff Charles Janson bilden. Im November des Jahres 1886 war es endlich dem Missionar Johnson wieder vergönnt, nach dem Nyasa zurückzukehren und das Kommando über das Schiff zu übernehmen. Aber es sollten doch noch wieder Jahre verstreichen, ehe diese eigenartige Dampfermission sich recht entwickeln konnte. Die letzten Jahre des vorigen Jahrzehnts zogen die Länder um den Nyasa in den Strudel der kolonialen Ära hinein. England und Portugal wetteiferten miteinander, die Ufer des Sees in ihre Gewalt zu bekommen. Gleichzeitig übte der Kampf der Sklavenhändler gegen die Schotten am Nordende des Sees einen tiefgreifenden Einfluß auf alle umwohnenden Häuptlinge, da alle mehr oder weniger selbst mit dem Sklavenhandel verwickelt waren. Da wurde Johnson sogar einmal selbst gefangen genommen und eins von seinen Boten gestohlen. In solcher politisch aufgeregten Zeit ließ sich schlecht die Friedensarbeit der Mission treiben. In den letzten Jahren sind Ruhe und Friede wiedergekehrt, und nach den interessanten Berichten Johnsons kann man sich jetzt ein anschauliches Bild davon machen, in welcher Weise er seine Schiffsmission zu treiben beabsichtigt: Er hat die ganze Ostküste des Sees von Mbampabai im Norden bis zur Südspitze bei Mponda und südwestlich bis zur Affenbai, ferner den Oberlauf des Schire bis nach Matope hinab in den Bereich seiner evangelistischen Thätigkeit gezogen. Den Schwerpunkt hat er auf den dichtest bevölkerten Landstrich von Tschitesi bis Makanjila gelegt. An vielen Orten, wo der Dampfer regelmäßig anlegt, sind Predigtschuppen erbaut, einfache Grasdächer auf Pfosten, unter denen sich allemal, wenn Johnson kommt, große Volksmengen versammeln. An fünf Orten sind Schulen eingerichtet, und zwar überall für Knaben und Mädchen; an jeder derselben sind einige, meist verheiratete Lehrer aus dem Kiungani-Seminar angestellt. Eine siebente Schule, die fortgeschrittenste von allen, befindet sich an Bord des

Statistik der Universitätenmission zu Ostern 1892.

	Gebiet.	Station.	Missionare: europäische ordin.	Arzt	Laien	Frauen	eingeborne ordin.	Lehrer	Nebenplätze.	Getaufte.	Kommunikanten.	Katechumenen.	„Hörer."	Schulen.	Schüler.
1.	Sansibar	Kiungani	2	—	5	1	—	17	—	95 [3])	88	—	9	1	103
		Mkunazini	2	1 [1])	1	2	—	2	—	180	83	15	3	2	56
		Mbweni	2	—	1	6	—	13	—	308	258	42	34	2	180
2,	Usambara	Magila	3	1 [2])	5	4	1		4	270	233	147	190(?)	12	776
		Mkuzi	1	—	1	—	1	17	—	49	39	36	11	2	53
		Misozwe	—	—	—	—	—		—	45	30	34	18	2	30
		Umba-Msarafa	—	—	—	—	—		—	36	32	30	(?)	1	64
3.	Rovuma	Newala	4	—	—	—	—		1	121	91	77	69	2	121
		Masasi	2	—	—	—	—	5	—	93	66	16	158	2	29
		Tschitangali	—	—	—	—	1		1	69	51	88	88	3	86
4.	Nyasa	Likoma	2	—	—	4	—		—	133	67	47	237	2	121
		Tschisumulu	—	—	1	—	—	22	—	6	—	—	—	—	—
		„Charles Janson"	1	—	3	—	—		7	58	33	199	209	5	387
		Auf Urlaub	2	—	10	3	—								
		Summa	21	2	27	20	3	84	12	1413	1071	781	([4])	36	1966

[1]) Der eine der beiden ordinierten Missionare ist Arzt.
[2]) Dr. Ley hat Ende vorigen Jahres Magila verlassen.
[3]) Die Zahlen der Getauften und Kommunikanten sind die des Census von Ostern 1892.
[4]) Diese Rubrik ist zu großen Wechseln unterworfen, als daß eine Summierung von Wert wäre.

Dampfers. Mit Vorliebe nimmt Johnson aus Dörfern, wo er einstweilen noch keine Schulen gründen kann, begabte Knaben zu sich auf ein paar Wochen oder Monate an Bord, um sie unter seinen Augen unterrichten zu lassen. In allen Schulen zusammen werden täglich etwa 290 Knaben und 97 Mädchen unterrichtet. Zu den Gottesdiensten finden sich im Laufe der Woche etwa 500 Menschen zusammen; etwa 200 stehen davon auf der ersten Vorstufe zum Christentum, sie sind „Hörer“ d. h. regelmäßige Predigtbesucher; fast ebensoviel befinden sich im Taufunterricht, und 58 haben bisher getauft werden können. Johnsons ganzes Werk ist Saat auf Hoffnung. Es ist doch etwas Großes, wenn die ganze dichtbevölkerte Ostküste des Sees mit dem Schall des Evangelii angefüllt wird. Hoffentlich wird es Johnson noch vergönnt, greifbarere Erfolge seiner Geduldsarbeit zu sehen.

Noch einmal eine Probe römischer Polemik.

Die Redaktion von „Gott will es“ hat meinen an sie gerichteten Brief (vgl. A. M.-Z. 430) wirklich abgedruckt. Zur Charakteristik der Art ihrer Polemik drucke ich noch einmal die ganze Nachschrift ab, mit welcher sie mich abfertigt. Nach dieser Probe, welche von neuem den Beweis liefert, daß mit solchen Polemikern jede ruhige, sachliche Diskussion unmöglich ist, werde ich den Lesern und mir weitere Abdrücke schenken dürfen. Die genannte Redaktion schreibt: [1])

„So Herr D. Warneck. Als erwiesen wollen wir nach seiner Angabe hinnehmen, daß er selbst wiederholt in der „Allg. Miss.-Zeitschrift“ behauptet hat, es bestehe zwischen den katholischen und protestantischen Missionen [2]) in Ostafrika eine Verabredung, nach welcher Niemand in dem von dem Andern in Besitz genommenen Missionsgebiet arbeiten solle. Daß Herr Warneck das geschrieben, ist nach seiner Angabe zweifellos; wir glauben ihm auch, daß er seine Wissenschaft aus dem angeführten protestantischen Blatte geschöpft hat. Für den wirklichen Bestand des fraglichen Übereinkommens ist damit aber absolut nichts bewiesen.

Ein englischer, protestantischer Missionar, der über die katholische „Konkurrenz“ ungehalten ist, legt da dem verstorbenen P. Lourdel drei Worte in den Mund, die dieser höchst wahrscheinlich gar nicht gesagt hat, die er, logisch gedacht, gar nicht sagen konnte. P. Lourdel wußte jedenfalls nichts von dem angeblichen Vertrage und hat dem anglikanischen Reverend ausweichend geantwortet, Pater

[1]) Beiläufig bemerkt berichtige ich zwei Druckfehler, welche mein Brief in „Gott will es“ enthält. Statt 1863 muß es 1862 und statt sogleich (am Schluß) — sachlich heißen. Wenn dreimal statt Tozer — Toyer gedruckt wird, so ist das schwerlich ein Druckfehler. Die Redaktion kennt vermutlich den genannten Bischof nicht. Daß ihre Specialkenntnis der nichtrömischen Mission in Ostafrika überhaupt nicht groß ist, beweist sie auch durch ihre ganz unzutreffende Argumentation in Nr. 3 ihrer Nachschrift, wie meine Erwiderung unter 3. zeigt. Trotzdem ist sie natürlich infallibel. — Der Sperrdruck gehört dem kath. Blatte an.

[2]) Ich habe nur behauptet: zwischen P. Horner und den englischen Missionaren der Ch. M. S.

Horner gehöre nicht seinem Orden an, und er (Lourdel) habe sich nur an die Weisungen seiner eigenen Oberen zu halten. Das wäre ganz korrekt gewesen. Die Behauptung Wilsons oder Mackays, als ob P. Lourdel zugegeben habe, er kenne das Abkommen, scheint uns eine Behauptung, der jede Unterlage fehlt.

Der Beweis also für das Bestehen eines solchen Vertrages ist außerordentlich schwach; er beruht ganz auf der Glaubwürdigkeit der beiden Engländer, und was die Engländer in Verleumdungen, Verdrehungen und Entstellungen leisten können, hat die neuste Zeit wieder einmal bewiesen.[1]) Um so leichter ist es aber, den Beweis vom Gegenteil zu liefern. Wir behaupten, daß der sel. P. Horner niemals ein ähnliches Übereinkommen mit einem englischen Missionar geschlossen hat, heiße er nun Mackenzie oder Toper, denn

1. hatte P. Horner dazu absolut kein Recht; ein solches Feilschen um die Seelen würde sündhaft, ein solcher Vertrag im Widerspruch mit seiner apostolischen Sendung gewesen sein. Der Papst selbst kann niemals freiwillig oder durch Abkommen auf irgend einen Teil des Erdkreises verzichten, denn er ist der Stellvertreter dessen, der gekommen ist, die ganze Welt und alle Menschen zur einen wahren Kirche Gottes zu führen;

2. Niemand von der katholischen Mission in Ostafrika weiß etwas über den angeblichen Vertrag;[2])

3. Thatsache ist es, daß die englischen Protestanten sich gerade dort niedergelassen haben, wo bereits eine katholische Mission sich befand, unmittelbar unter den Augen des P. Horner. Hätten sie also wirklich den behaupteten Vertrag geschlossen gehabt, so wären sie ja die ersten gewesen, die ihn gebrochen und annulliert hätten, und die Missionare in Uganda träfe dann erst recht kein Vorwurf. Es bestand aber kein Vertrag; die Protestanten kamen nach Zanzibar, ließen sich dort nieder, ohne Widerspruch zu finden, und leben bis heute im besten Einvernehmen mit den Katholiken.

Das unsre sachliche Widerlegung, die hoffentlich auch Herrn D. Warneck überzeugen wird. Der Herr legt Gewicht darauf, daß seine wiederholten Angaben bis heute von katholischer Seite niemals bestritten wurden. Die Erklärung ist sehr einfach. Wir sind derartige Angriffe von der gegnerischen Seite so sehr gewöhnt, daß wir absolut kein Gewicht darauf legen, wenigstens so lange nicht, als sie nicht in die große Öffentlichkeit treten. Die Missionszeitschrift des Herrn D. Warneck lesen wir grundsätzlich nicht, nach dem bekannten Sprichwort: „Was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß.“ Erst wenn Herr Warneck politische Blätter benutzt, um uns anzugreifen, dann wird Abwehr zur Pflicht.

Herr D. Warneck giebt uns hier eine gute Gelegenheit, die — Bescheidenheit der englischen Reverends, Politiker und Handelstreibenden — sie sind alles in einer Person — zu beleuchten. Diese Herren nehmen ganz unverfroren das ganze große Uganda für sich allein in Anspruch, und das zu einer Zeit, wo kaum erst einige von ihnen ihre Hütten dort gebaut hatten. Sie lassen sich aber ganz ungeniert unmittelbar bei der katholischen Mission in Zanzibar nieder. Das letztere wollen wir gar nicht tadeln, aber ein ganzes kaum betretenes Land als ihre Domaine zu erklären, dazu gehört eine gute Portion Unverschämtheit. Wo in aller Welt haben denn jemals protestantische Missionare sich gescheut, in bereits vollständig katholische Gegenden einzudringen? Haben sie nicht in Österreich, Italien, Spanien u. s. w. ihre Niederlassungen errichtet, wo es gar keine Heiden zu bekehren gab, wo alles christlich ist? Wir wollen sie ja gar nicht deshalb verurteilen, aber wenn sie gehen, wohin es ihnen beliebt, so sollen sie uns dasselbe Recht lassen, und wenn sie, wie jetzt in Uganda, zu Gewalt, zu Mord und Brand übergehen, nur um die Erfolge der katholischen Missionare zu vernichten, so werden wir in ihnen natürlich nicht mehr Boten des Evangeliums, des Friedens sehen können, sondern sie nach ihren Früchten, nach ihren Thaten beurteilen. Herrn D. Warneck beneiden wir nicht um seine Rolle als Verteidiger der englischen „Glaubensboten“ und — Mordbrenner.

---

[1]) Das gerade Umgekehrte ist der Fall. Der Vorwurf trifft die katholischen Berichte.

[2]) Bis jetzt ist dieser „Niemand“ allein P. Acker.

Nun zu der andern Sache. Herr D. Warneck will in seinem Missionsblatt auf unsre Anklage erwidert haben, die dahin ging, daß er den bekannten Brief des P. Achte verstümmelt und ihm einen falschen Sinn unterlegt habe. Wir glauben, wenn er etwas Stichhaltiges darauf hätte erwidern können, so hätte er es gethan in jenen politischen Blättern, in welchen wir ihm zu Leibe gegangen waren, weil er darin auch den P. Achte angegriffen hatte. Auch in dieser Angelegenheit haben wir sachliche Beweise gebracht, nämlich den Wortlaut des Achteschen Briefes. Will Herr D. Warneck ehrlich handeln, so drucke er den Brief ohne jede Änderung in seiner Zeitschrift ab; dann werden die Leser sehen, daß der Pater nicht der fanatische, kriegslustige Protestantenfresser ist, zu dem ihn Herr W. in der Kreuzzeitung und andern Blättern zu stempeln versuchte. Wir wiederholen es hier nochmals: Herr Prediger Warneck hat aus einem Briefe des P. Achte einige Zeilen herausgerissen und zwar so, daß man daraus den Schluß ziehen konnte, als ob P. Achte den brutalen Kampf mit den Waffen gegen die Protestanten wollte; und daß er dies wollte, hat Herr W. ausdrücklich hervorgehoben. Jedes Kind mußte aber beim unbefangenen Lesen des Briefes die Überzeugung gewinnen, daß P. Achte nur von dem geistigen Ringen der Missionare um den Besitz der Seelen sprach, daß er Krieg mit den Waffen gegen die Protestanten nicht bloß nicht wünschte, sondern ihn fürchtete. Wir haben mehrere Briefe von P. Achte und seinen Brüdern aus den letzten Jahren gelesen und alle atmen denselben Geist; nirgends eine Spur von Angriffsgedanken. Freilich, wenn Herr W. um jeden Preis seine englischen Freunde auf Kosten der Katholiken Ugandas rein waschen will, so muß er eben auch zu sehr zweifelhaften Mitteln greifen und das hat er gethan, als er den Brief des P. Achte verstümmelte und dem Pater Absichten zuschrieb, an welche dessen Herz nicht dachte. Eine Sache, welche man auf solche Weise retten will, steht verzweifelt schlecht.

Und nun erwarten wir, daß Herr D. Warneck auch Vorstehendes, sowie den Wortlaut des P. Achteschen Briefes in seiner Missions-Zeitschrift abdruckt. Seine Leser werden dann selbst in der Lage sein, sich ein richtiges Urteil bilden zu können.

Wenn dann ferner Herr W. die Güte haben will, sich um die Missionen seiner Konfession zu kümmern und unsre Missionare in Ruhe zu lassen, so wird er uns in Zukunft die Mühe ersparen, ihm antworten zu müssen. Wir haben ohnehin wenig Zeit und Raum dazu. Hiermit schließen wir die Debatte."

Nun meine Bemerkungen.

1. Was die Redaktion Beweisführung nennt, ist für uns, deren Denken nicht römisch geschult ist, nichts weiter als Behauptung. P. Lourdel hat es „höchst wahrscheinlich" nicht gesagt, weil er es „nicht sagen konnte"; P. Horner „hatte dazu absolut kein Recht", weil „der Papst selbst auf keinen Teil des Erdkreises verzichten kann" u. s. w.; es „scheint uns der Behauptung (Wilsons) jede Unterlage zu fehlen", weil sie „auf der Glaubwürdigkeit von Engländern beruht" — eine solche Beweisführung für „sachliche Widerlegung" anzusehen, die „auch Herrn Dr. W. überzeugen werde", das ist, Herr Redakteur, eine naive Zumutung.

2. Was sagen Sie nun zu folgendem? In seinem Africa rediviva, p. 5, schreibt der hochangesehene Dr. Cust: „Kardinal Lavigerie sagte mir in Tunis 1862, daß er positiv befohlen habe, jede durch seine Agenten anzulegende Station solle sich in einer gewissen Entfernung von einer protestantischen Mission befinden." In einem Privatbriefe vom 12. Sept. 1892 bestätigt mir ausdrücklich Dr. Cust diese Aussage des Kardinals und fügt hinzu, daß derselbe die Entfernung auf 90[1]) Kilometer bemessen habe. Sie können sich ja bei beiden Männern er-

[1]) Möglicherweise kann es auch 40 heißen; die Schrift ist etwas undeutlich.

kundigen, glücklicherweise leben sie beide noch; die Adresse Dr. Custs ist London S. W. 13 Elm Park Gardens. Vermutlich werden Sie a priori wieder behaupten: Kardinal L. „hat es nicht gesagt, weil er es nicht sagen konnte“ und weil alle Engländer einfach Lügner sind.

3. Das von mir nachgewiesene Abkommen mit P. Horner stammt aus der zweiten Hälfte der 70er Jahre. Als die Universitätenmission 1864 nach Sansibar ging, konnte sie dasselbe einfach darum nicht „gebrochen“ haben, weil es damals noch nicht existierte. Übrigens hat ja P. Acker selbst behauptet, daß die Anglikaner sich erst in Sansibar niedergelassen, nachdem auf ihre Anfrage P. Horner erklärt: „daß er absolut nichts dagegen einzuwenden habe.“ Die Argumentation sub Nr. 3 der Redaktion von „Gott will es“ ist also eine auf Unwissenheit beruhende Spiegelfechterei.

4. Daß die genannte Redaktion „grundsätzlich nicht liest“ was eine Missions-Fachzeitschrift wider ihre „Anklagen“ schreibt, nach dem Sprichwort: „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß“, ist ein klassisches Geständnis. Diese stolze Erklärung samt ihrer kindlichen Begründung mag den römischen Lesern von „Gott will es“ als die Heldenthat eines Triumphators erscheinen; uns anders denkenden Leuten erscheint sie als ein Beweis der Schwäche, die sich unter einer hochfahrenden Suffisance verbirgt. Liest man „grundsätzlich“ nicht, was der Gegner erwidert, so hat man es allerdings bequem, „ihm heimzuleuchten“ und kann dann Verdächtigungen und Ehrabschneidungen unter dem Mantel der Unkenntnis desto dreister betreiben.

5. Die „gute Portion von Unverschämtheit“, welche die Redaktion den englischen Missionaren in Uganda vorwirft, kommt lediglich auf ihre eigene Rechnung. Abgesehen davon, daß es ein ungewöhnliches Maß dreister Verleumdung ist, diese Männer fortgehend als „Mordbrenner“ u. dgl. zu verdächtigen, ist es ihnen auch gar nicht in den Sinn gekommen, ganz Uganda als „ihre Domaine“ zu beanspruchen. Sie fanden nur die Verletzung eines Abkommens darin, daß die später eingedrungenen römischen Missionare sich gerade auf ihrer Station niederließen.

6. Auf die „Anklage“ betreffs meines Citats aus dem Berichte des P. Achte habe ich nicht Lust noch einmal zu erwidern. Ich habe dies längst gethan und die Redaktion nun schon zweimal aufgefordert, diese Erwiderung in extenso abzudrucken. Ich überlasse es dem Leser, den bezeichnenden Ausdruck dafür zu finden, daß dies nicht geschehen ist. Den Einwand, daß man nur auf Einsendungen in politische Blätter sich einlassen werde, erkläre ich für eine bloße Ausrede. Die mir zu Gebote stehenden politischen Blätter haben keinen Raum zu eingehenden Polemiken; für solche sind aber Fachzeitschriften da. Übrigens war meine Entgegnung in der A. M.-Z. die Antwort auf einen Angriff, welchen die kathol. Zeitschrift „Gott will es“ (S. 337 ff.) und nicht ein politisches Blatt enthielt. Der Passus des Achteschen Berichts, auf welchen die Redaktion so großen Wert legt, ist schon in der Juli-Nummer der A. M.-Z. abgedruckt (S. 321). „Grundsätzlich“ liest die Redaktion dieses Organ nicht, aber obgleich sie „nicht weiß“, was ihr Gegner geschrieben hat, fährt sie fort, ihn zu verdächtigen. Für diese Handlungsweise fehlt die parlamentarische Bezeichnung. Nein, Herr Redakteur, an mir ist es zu „er-

warten“, daß Sie meine Entgegnung lesen und abdrucken, wenn Sie „ehrlich handeln wollen“.

7. Die hochfahrende Schlußaufforderung hätte der Herr Redakteur sich sparen können. Aber er würde der Mission in der weiten Welt einen guten Dienst thun, wenn er dafür sorgen wollte, daß seitens der ultramontanen Presse und der römischen Missionare die gemeinen Verdächtigungen der evang. Mission und ihrer Arbeiter endlich aufhörten. Ich lese die katholische Missionsliteratur „grundsätzlich“ und zwar seit etwa zwei Jahrzehnten und kenne einigermaßen auch die ältere, und auf Grund dieser Lektüre bin ich imstande zu beweisen, daß die evangelische Mission der angegriffene Teil ist. Hätte mein Herr Gegner nicht ausdrücklich erklärt, er handle nach dem Sprichwort: „was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß“, so würde ich mir die Freiheit nehmen, ihn auf meine „Protest. Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evang. Heidenmission“ zu verweisen, die er bis jetzt jedenfalls „grundsätzlich“ nicht gelesen hat. Wenn irgend jemand, so habe ich viele Male gebeten: schiedlich-friedlich nebeneinander in der Mission zu arbeiten. Die römische Aggression hat das bis jetzt unmöglich gemacht. Wenn der Herr Redakteur von „Gott will es“ durch sein eignes Beispiel und seinen Einfluß auf seine Konfessionsgenossen es durchsetzen wird, daß diese Aggression und Verdächtigung aufhört, so verspreche ich ihm, daß ich die kathol. Missionare „in Ruhe lassen“ werde. Wck.

Die „Londoner Societät“.

Eine Anmerkung zu dem Artikel: „Zinzendorfs Anweisungen für die Missionsarbeit“.

Seitens des Predigers der Brüdergemeine zu Zeist, A. Kleinschmidt, ist mir die nachfolgende Notiz zugegangen, welche die S. 361 dieser Zeitschrift ungelöst gebliebene Frage über die Adresse des „Extrakt-Schreibens nach N.“, wie mir scheint, befriedigend beantwortet.

Das „Schreiben nach N.“ im dritten Band der Büdingschen Sammlungen wird an den Missionar Johann Ernst Geister gesandt sein, der (nach Fengers Geschichte der Trankebarschen Mission, übersetzt von E. Francke, Grimma 1845, pag. 290), nachdem er in Jena und Halle studiert hatte, 1731 von dem gräflich Stolbergschen Konsistorium ordiniert wurde und 1732 nach Madras kam. In jener Zeit stand Zinzendorf in regem Verkehr mit dem Stolbergschen Hofe, und war die Gräfin v. Stolberg-Wernigerode eine der wenigen Personen, die im Jahre 1732 Dober und Nitschmann bei ihrem Auszug ermunterte und stärkte.

Mit der „Londoner Societät“ dürfte es nun nach Fengers Werk folgende Bewandtnis haben. Sie war ein Zweig der Society for promoting christian knowledge. Ziegenbalgs und seiner Gefährten Briefe waren 1709 durch den deutschen Hofprediger des Prinzen Georg von Dänemark ins Englische übersetzt mit einer Aufforderung die Mission in Trankebar zu unterstützen. Dies that nun jene Society for pr. chr. kn., die — sagt Fenger

pag. 74 — „für die Trankebarsche Mission so wichtig geworden ist und sie eine lange Reihe von Jahren mit Rat und That unterstützt hat. Einige Mitglieder dieser Gesellschaft versammelten sich die Woche über mehrere Male — und diese bildeten wohl nun die „Londoner Societät“ — um über die Mission unter den Malabaren zu beratschlagen, und was sie ermittelten, wurde dann der versammelten Gesellschaft vorgelegt.“ Sie verschafften der Mission eine Buchdruckerei und schickten ihr einen Buchdrucker zu. Im selben Buch wird berichtet, pag. 121, daß 1726 die englische Gesellschaft Missionar Schultzes Beschluß nach Madras zu ziehen billigte, ihn in ihren Dienst nahm und beschloß einen Missionsposten in Madras zu errichten. So kann sehr gut ein Brief an jenen Missionar Geister bezeichnet werden als an einen Missionar von der „Londoner Societät“ gerichtet.

Auch der Inhalt des Schreibens des Grafen Zinzendorf deutet auf einen Missionar in Ostindien, vor allem die dem Heiden in den Mund gelegte Frage: „Ist der Teufel so böse? warum schlägt ihn Gott nicht tot?“ eine Frage, die gewiß den „Hallischen Berichten“ entnommen ist. Ähnliches bei Fenger, pag. 57.

Die Wahrheit über Uganda

kommt immer mehr ans Licht. In ihrer Nummer vom 8. September veröffentlicht die Times weitere ausführliche Berichte des Kapitän Lugard, welche für jeden Menschen, der sich einige Unbefangenheit bewahrt hat, es außer Zweifel stellen, daß die Hauptschuld den katholischen Bischof Hirth trifft, der durch seine leidenschaftlichen Rapporte auch die öffentliche Meinung in Europa verwirrt hat. Nach diesem neusten Aktenstück, das abermals durch seine ruhige Objektivität das Gepräge der Glaubwürdigkeit trägt, sind nicht nur die englischen Missionare völlig unbeteiligt an dem Ausbruch der Katastrophe, sondern hat auch Lugard durch fortgesetzte mündliche und schriftliche Verhandlungen das Menschenmögliche gethan, um den Frieden zu erhalten und, nachdem der Kampf ausgebrochen war, ihn wieder herzustellen. Lediglich die katholischen Priester, vornehmlich der Bischof, haben diese Verhandlungen vereitelt. Der Raum gestattet leider nicht, die ganze Fülle von Detailbeweisen anzuführen, welche Lugard mitteilt. Der Kapitän hat die katholischen Priester in den ritterlichsten Schutz genommen; die Anklage, daß er sie gefangen gehalten, ist pure Verleumdung. Der Angriff auf die Insel Burenguge, bei dem die meisten Opfer gefallen sind, kommt ganz auf Rechnung des Bischofs, der statt sein feierlich gegebenes Versprechen: Muanga zur Rückkehr zu bewegen, zu erfüllen, vielmehr umgekehrt den König wider dessen Willen zurückgehalten hat, um mit ihm ein besonderes katholisches Königreich Uganda zu begründen. Allerdings hat Lugard vierzig Gewehre an die sog. protestantische Partei ausgeteilt, als er sah, daß die katholische Partei den Kampf wollte. Die Herausforderungen sind so stark gewesen, daß dem Kapitän als dem Vertreter Englands keine Wahl gelassen wurde, er mußte den Kampf um Sein oder Nichtsein der eng-

lischen Autorität aufnehmen und durchfechten. Um die Religion hat es sich ihm dabei ganz und gar nicht gehandelt.

Wenn jetzt angeblich unter Berufung auf einen Ausspruch Dr. Stuhlmanns also argumentiert wird: „Hätten die Katholiken die Absicht gehabt, Krieg zu beginnen, so hätten sie ihn einen Monat früher ins Werk gesetzt, wo Lugard abwesend und die protestantische Partei sehr schwach vertreten war,“ so ist zu entgegnen, daß damals die Ankunft der neuen Priester noch nicht erfolgt war, die die Kunde von der Aufgabe Ugandas seitens der britischen Kompanie mitbrachten. Erst von diesem Termin an (10. Januar) beginnen die katholischen Herausforderungen; vorher war die Lage leidlich friedlich, sonst hätte ja Lugard das Land auch nicht verlassen. Übrigens stammen alle Nachrichten, welche die Schuld für die traurige Katastrophe von den Katholiken lediglich auf die Engländer abwälzen, aus einer und derselben römischen Quelle, sie mögen datiert sein, von woher sie wollen.

Kapitän Lugard ist selbst auf dem Wege nach Europa. Wir werden also bald in der Lage sein zu hören, was er über die katholischen Berichte zu sagen hat, die dann erst zu seiner Kenntnis kommen. Hoffentlich hat sich unsere Presse so viel Gerechtigkeitssinn gewahrt, daß sie den Kapitän dann zu Wort kommen läßt, nachdem sie sich bisher in der ausgiebigsten Weise zum Echo der Anklagen gemacht hat, welche der Monseigneur Hirth gegen ihn erhoben. Wck.

Missionsrundschau.

I. Afrika.

Westafrika. Aus ihrer Bihé-Mission berichten die amerikanischen Missionare allerlei erfreuliche Fortschritte zunächst allerdings in äußerlichen Dingen, z. B. daß die jungen Leute bei den Bauarbeiten immer willigere und nützlichere Dienste leisten, aber auch daß Schulbesuch und Predigt besuchter ist und die kleine Gemeinde sich um einige Glieder vermehrt hat. Auf ihren häufigen Reisen werden die Missionare (wie die eingebornen Evangelisten) freundlich aufgenommen und man hat bereits gelernt, sie von den portugiesischen Händlern zu unterscheiden. Der König dagegen ist ihnen nicht besonders hold, obgleich er zu Zeiten freundlich ist. Grausame Gebräuche gehen noch fortwährend im Schwange, obgleich man sie vor den Missionaren zu verbergen sucht, z. B. daß ein Mensch vergiftet wird, um seinen Schädel als Fetischzauber bei einem Neubau zu verwenden. Leider ist infolge verschiedener Erkrankungen das europäische Arbeiterpersonal bedeutend zusammengeschmolzen (Miss. Her. 1892, 21. 115. 156. 240. 290. 330).

Von Bihé aus müssen wir einen Abstecher gen Ostnordost an den oberen Kongo, also noch einmal ins centrale Afrika machen, und zwar in das jüngst dem Kongostaate einverleibte Katangaland, wo sich Ereignisse von Bedeutung abgespielt haben. Dieses Land, von dem unsern Lesern bekannten

Freimissionar Arnot (A. M.-Z. 1890, 11 ff.) Garenganze genannt, liegt am Lualaba, westlich vom Moerosee, und hatte zum Herrscher den jüngst ums Leben gekommenen gewaltigen und gewaltthätigen Msidi oder Msiri, einen Hauptsklavenjäger und Sklavenlieferanten. Mr. Swan von der Arnotmission, der 4 Jahre im Lande gelebt, entwirft ergreifende Bilder von der Blutwirtschaft dieses Despoten. Von der durch Arnot hier begründeten Mission ist, um das sofort zu bemerken, natürlich noch keinerlei Erfolg zu berichten, außer daß einige Schulanfänge gemacht worden sind. Mr. Swan ist z. B. in Europa, um eine Grammatik und ein Wörterbuch, zu denen er die Materialien gesammelt, drucken zu lassen. Ob während dieser Zeit die Missionsarbeit ruht oder noch andere Missionare im Lande sind, habe ich nicht in Erfahrung bringen können.

Vermutlich infolge der Beschreibung des Landes seitens des Mr. Swan, der dasselbe wegen seiner Fruchtbarkeit und Gesundheit als zur Kolonisierung geeignet empfohlen, hat sich eine „Katanga-Kompanie" gebildet, welcher die Regierung des Kongostaats nicht bloß das Recht der Erforschung, sondern auch des Handels übertragen. Der Syndikat dieser Kompanie entsandte nun 2 Expeditionen nach Katanga, eine unter Führung des ehemaligen Begleiters Stanleys, des Lieutenant Stairs und eine unter Mr. Hodister. Beide haben einen unglücklichen Ausgang gehabt; von den 3 Europäern der ersteren sind 2, unter ihnen Stairs selbst, auf der Rückreise nach der Ostküste gestorben, die zweite Expedition ist am oberen Kongo von den Eingebornen unter Führung der Araber fast ganz aufgerieben worden, nur wenige von den zahlreichen sie begleitenden Europäern haben sich gerettet (L'Afrique 1892, 170. 196. 274. M. Her. 1892, 74. 295 f. D. Kol.-Z. 1892, 131. Gott will es 1892, 541).

Leider steht aber diese Feindseligkeit gegen die Europäer nicht vereinzelt; soweit die noch nicht völlig durchsichtigen Nachrichten ein Urteil gestatten, ist überhaupt eine große Erhebung der Eingebornen bezw. der sie aufhetzenden Araber in dem ganzen Gebiete westlich vom Tanganyika im Gange, die auch die dortigen katholischen Missionen aufs ernsteste bedroht. Die offiziellen Vertreter des Kongostaats machen für die erlittene Niederlage wie für die gesamte Krisis „das fanatische, unüberlegte Vorgehen der belgischen Antisklaverei-Expeditionen" d. h. „der bewaffneten Agenten Lavigeries" verantwortlich.[1]) Unsre Leser erinnern sich, daß Kardinal Lavigerie zur gewaltsamen Unterdrückung des Sklavenhandels und mehr noch zum Schutz seiner centralafrik. Missionen bewaffnete Expeditionen ausgesandt hat unter Führung der Kapitäne Joubert und Jaques und einiger andrer nicht besonders namhaft gemachter Offiziere, und wie ernste Bedenken wir von Anfang an gegen diese Schwertmission des kriegerischen Kirchenfürsten geltend gemacht haben. Jetzt sieht sich selbst die kathol. Zeitschrift „Gott will es" gezwungen zu gestehen (496): „Leider ist der Rückschlag nicht ausgeblieben. Die Araber, welche sich ernstlich bedroht sehen, machen große Anstrengungen, um die europäischen Expeditionen, besonders Jouberts und Jaques' zu vernichten . . Bereits ist ein Adjutant

---

[1]) Nach andern Darstellungen sollen die Elfenbein-Expeditionen die Ursache der Feindseligkeiten sein. Vermutlich ist eins zum andern gekommen.

von Jaques, der Lieutenant Brithoff, gefallen und von den Wilden gefressen worden (?). Dasselbe Schicksal droht allen Europäern, auch den Missionaren. Jaques fordert dringend Verstärkung und Hinterlader . . Gewiß war es ein heldenmütiges Unternehmen, daß einige tapfere Offiziere sich mitten in jenes Land wagten, um gegen die Sklavenhändler zu kämpfen, aber es scheint doch fast, als ob sie die Gegner unterschätzt hätten . . Sie fallen auf dem Feld der Ehre, aber ihr Tod ist auch der Untergang der von ihnen beschützten Missionen; ihre Niederlage wird die Araber frecher machen, als sie es je waren." Zum weiteren Beweis für die Unüberlegtheit dieses mit ungenügenden Mitteln geschehenen bewaffneten Vorgehens wird dann ein ganz verständiger Rat eines Paters aus der Gabunmission citiert, der schon 1890 gegeben — aber nicht befolgt wurde. Jetzt, wo das Unglück da ist, „sprechen sich alle (kath.) Missionare gegen militärische Hilfe aus, von der sie nichts Gutes erwarten." Wie schade, daß sie und mit ihnen „Gott will es" dies nicht früher gethan, sondern vielmehr den „edeln" Kardinal als „den Befreier Afrikas" in den Himmel gehoben haben. Jetzt kommen auch die Vorwürfe der Offiziellen des Kongostaats zu spät; warum haben denn diese Offiziellen die kriegerischen Schwertmissionen nicht verboten als es noch Zeit war? Fast die ganze Presse stand mit den Katholiken auf Seiten Lavigeries, jetzt will niemand den Kardinal verteidigen.[1]) Und ob man wohl wirklich aus diesem „Rückschlag" etwas lernen wird? Nach den bisherigen Erfahrungen möchten wir es fast bezweifeln. „Gott will es" ist auch heute noch nicht gegen die Schwertmissionen, sondern nur gegen die ungenügende Ausrüstung derselben.

Die kolonialen Zustände fast in ganz Afrika sind überhaupt nicht glänzend. Fast überall Krieg und Blutvergießen und an Niederlagen der Europäer kein Mangel. Und statt sich ehrlich die großen Fehler, die man gemacht, namentlich in der ungeschickten und oft brutalen Behandlung der Eingebornen wie in dem zu hastigen Vorgehen, einzugestehen und ernstlich auf ihre Abstellung hinzuwirken, sucht man Sündenböcke, indem man die Schuld auf andre abwälzt. Der Kolonialenthusiasmus und die Kolonialeifersucht der letzten Jahre hat Afrika in eine Aufregung versetzt wie einen Ameisenhaufen, in den man gestochen hat. Nun kommen im eigentlichen Sinne des Worts die Rückschläge, die für das Ansehen und den Einfluß der Europäer höchst verhängnisvoll zu werden drohen. Leider müssen unter dieser afrikanischen Aufregung auch die Missionen aufs schwerste leiden, da es völlig außer ihrer Macht liegt, von dem kolonial-politischen Getriebe sich unverworren zu halten.

Was speciell den Kongostaat betrifft, so befindet er sich in einer nichts weniger als befriedigenden und friedlichen Lage und es ist zu befürchten, daß die Dinge noch schlimmer sind als die optimistisch gefärbten Berichte sie schildern. Namentlich am mittleren und oberen Kongo scheinen die Kämpfe mit den Eingebornen an der Tagesordnung zu sein. So schreibt z. B. der bap-

---

[1]) Übrigens soll es auch mit den Finanzen des ebenso geschäftlich wie politisch routinierten Kardinals sehr schlecht stehen. Seine Expeditionen haben viel Geld verschlungen und wie es scheint ist die Begeisterung, die ein paar Jahre lang so große Beiträge für seine kühnen Unternehmungen flüssig machte, am Erkalten. Man spricht jetzt davon, daß entweder eine Lotterie veranstaltet werden oder der Kongostaat das Werk übernehmen soll.

tistische Missionar Small: „An diesem Morgen verließen zwei große mit Soldaten angefüllte Dampfer Irebu, um nach Itimbiri und den Stanleyfällen zu gehen. Die Politik dieser Expedition ist die der Gewalt. Ihr Vordringen nach Irebu geschah mit Feuer und Schwert. Die meisten der großen an dem Flusse liegenden Ortschaften weigerten sich, die verlangten Leute zu stellen. Die Eingebornen verstehen es nicht, welches Recht die Fremden haben, ihnen ihr Land zu nehmen und sie selbst noch dazu in ihren Dienst zu zwingen. Voll Entrüstung ignorierten sie daher die Befehle des Staats und setzten ihrer Unterwerfung den hartnäckigsten Widerstand entgegen. Die Leute von Irembu, Bololo ꝛc. schickten ihre Frauen und Kinder fort und kämpften voll Verzweiflung gegen jede wider sie geschickte Kompanie der Soldaten. Stolz im Andenken an ihre früheren Siege über andre Stämme und voll Vertrauen auf ihre große Zahl, prahlten sie, daß sie des Erfolgs sicher seien, und griffen die Soldaten des Staats an, noch ehe diese Feuer gegeben, mußten sich aber bald zurückziehen. Über 100 wurden getötet, viele gefangen . . Die wildeste Aufregung herrscht unter den Eingebornen durch das ganze Land und die bitterste Rachsucht gegen alle Europäer erfüllt ihre Herzen" . . . Nun wiederholt sich überall die alte Geschichte: es wird für die Racheakte der Eingebornen wieder Rache seitens der bewaffneten Macht des Staats geübt und so kommt man aus dem Brennen und Totschießen nicht heraus. Natürlich wendet sich das Mißtrauen und die feindselige Stimmung auch gegen die Missionare, deren Schiffe wiederholt von den Eingebornen angegriffen wurden und nur mit Mühe sich retten konnten (Bapt. Mag. 1891, 437; 1892, 74. 106).

Das ist die dunkle Seite der europäischen Okkupation, und leider nicht die einzige; sie hat aber auch eine lichte. Bei allen Mißgriffen, welche zu beklagen sind, geht doch die Regierung des Staats darauf aus, unter barbarischen Stämmen Ordnung und Gesittung einzuführen, den vielen unmenschlichen Greueln ein Ende zu machen, den Sklavenhandel zu unterbinden, und hilft willens und unwillens dem Evangelio Christi in ein großes umnachtetes Gebiet die Wege zu bahnen. Die Missionare selbst sind weit davon entfernt, diese Dienste der Kolonialpolitik zu unterschätzen; im Gegenteil: sie reden oft sehr enthusiastisch von derselben. Hoffentlich werden diese Dienste immer mehr von den Übeln befreit, die sie bislang begleitet und die der europäischen „Civilisation" in Afrika einen so wenig guten Namen gemacht haben. — —

Richten wir unsern Blick nun auf die Missionen, die am Kongo ihr Werk treiben, so wird es jetzt schon schwer, sie alle zu übersehen, denn so jung sie auch noch sämtlich sind, so zahlreich sind sie bereits geworden. Außer den englischen und amerikanischen Baptisten, welche zuerst auf dem Platze waren, sind die Sendboten des Dr. Guinneß aus London, die Schweden, die amerikanischen episkopalen Methodisten unter Bischof Taylor, die amerik. Presbyterianer des Südens und eine Anzahl völlig independenter Freimissionare in dem ausgedehnten Kongogebiete thätig, außer der ausgedehnten römischen Mission.

Wir beginnen mit den englischen Baptisten, welche mit Ausnahme von San Salvador ihre Stationen sämtlich an den Ufern des Kongo haben und zwar z. Z. 8; am unteren Kongo: Underhill (Tunduwa) und Wathen (Ngombe); am mittleren und oberen Kongo: Arthington (Stanley Pool),

Liverpool (Bolobo), Lukolela, Munsembi und Bopoto. Diese 8 Stationen sind mit 26 Missionaren besetzt, von denen freilich immer infolge des ungesunden Klimas eine Anzahl auf Urlaub in England ist. Einen besonders schweren Verlust hat die Gesellschaft erlitten durch den Tod des tüchtigen Missionars Percy Comber. Er war der letzte einer ganzen Familie, die im Dienste der Kongomission ihr Leben geopfert hat. Zwei seiner Brüder, seine einzige Schwester, sein Weib und seines Bruders Weib haben vor ihm ihr Grab am Kongo gefunden, sämtlich ebenso tüchtige wie liebenswürdige Menschen. Es ist beides ergreifend, sowohl der Ausdruck des Schmerzes über den plötzlichen Tod dieses letzten Gliedes der Comberfamilie wie der liebevolle Nachruf, der ihm von mehr als einer Seite gewidmet wird. Als sein Kollege den trauernden Unterhäuptling von Ngombe, wo Comber stationiert war, über den Tod desselben durch die Versicherung zu trösten suchte: es werde ein andrer ihm ähnlicher Missionar an seine Stelle gesendet werden, erwiderte der noch nicht getaufte Mann: „O, er wird nicht so gut und freundlich sein als Herr Comber. Der war eines jeden Bruder. Wie können wir wieder einen Lehrer bekommen, der ihm gleich ist!" Wie viele teure Menschenleben kostet doch diese Mission. Ein andrer von den Kollegen Combers schreibt: „Wir verließen England zusammen vor 6½ Jahren und von den sechs, die damals ausgesendet wurden, bin ich der einzige, der noch da ist." Als der Heimgegangene den Tod seines Weibes meldete, schrieb er: „Die Hälfte meines Lebens ist von mir gegangen" und fuhr dann fort: „Wenn ich an alle meine Lieben gedenke, die bei dem Heiland sind, so fühle ich mich desto feierlicher an Afrika gebunden. Ihre Gräber reden und ermahnen mich, meine Lenden zu gürten und zu wirken so lange es Tag ist. Was für ein herrliches Vorrecht ist es, mit zu arbeiten an diesem Kongowerke. Worte können es nicht ausdrücken, wie groß meine Freude darüber ist" (Bapt. Her. 1892, 122. 217). Der Tod solcher Heiligen ist wert gehalten vor dem Herrn und aus solchem edlen Samen muß seiner Zeit eine Freudenernte wachsen.

Augenblicklich freilich ist diese Ernte noch nicht groß, wenigstens was die Zahl der Getauften betrifft, aber wie es scheint, bricht sie an. Auf den älteren Stationen sind Erstlinge zu kleinen Gemeinden gesammelt und aus ihnen mehren sich die Zeugen, welche ihren Landsleuten das Wort des Lebens wenigstens stammelnd verkündigen, während überall der sänftigende Einfluß des Evangeliums gegenüber der heidnischen Roheit und Grausamkeit sich geltend macht (Ebd. 1892, 217 ff.). So berichtet z. B. Rev. Glennie von Bolobo: „Vor zwei Wochen starb die Schwester des Häuptlings von Mumpulenge und wir hörten, daß fünf Männer lebendig begraben werden sollten, um ihr in das Land der Schatten zu folgen. Mr. Harrison und ich begaben uns sofort zu dem Häuptling und erhielten von ihm das Versprechen, daß kein Mord stattfinden sollte und bei dem Begräbnis wurden wir aufgefordert, uns durch den Augenschein zu überzeugen, daß er sein Wort gehalten habe" (Ebd. 1891, 196). Unter dem Stamme der Bangala, die sonst als athletische, tapfere und intelligente Leute beschrieben werden, müssen die Missionare der Station Mousembi freilich noch immer Zeugen des rohesten Kannibalismus sein, ohne daß es ihnen bis jetzt gelungen ist, Wandel zu schaffen.

Wie schon in früheren Rundschauen bemerkt ist, befolgt die Mission der englischen Baptisten die Methode: sich über einen möglichst weiten Raum auszudehnen, indem sie ihre Hauptstationen hunderte von (englischen) Meilen voneinander entfernt anlegt. Es ist besonders der Missionar Grenfell, der sich als Erforscher des großen Kongogebiets einen Namen gemacht hat und auch bei dem König der Belgier in so hohem Ansehen steht, daß er von demselben beauftragt worden ist, die schwierige Grenzstreitfrage zwischen dem Kongostaate und den Portugiesen zu erledigen,[1]) welcher diese Methode enthusiastisch verteidigt (B. Her. 1891, 422: The needs and claims of Africa). Er giebt zu, daß man schnellere Erfolge erzielen werde durch Konzentration der Missionsarbeit auf einem beschränkteren Raum, aber erklärt, es sei die „weiseste Politik", „den Sauerteig in die größtmöglichste Zahl weit voneinander liegender Centralstätten zu mengen" und durch stetiges Vorwärtsdringen das gesamte Kongogebiet und von ihm aus das ganze centrale Afrika mit dem Schall des Evangeliums zu erfüllen. Grenfell ist jedenfalls ein großartig angelegter Mann, aber daß sein großartig angelegter Stationenplan praktisch und zeitgemäß sei, davon hat uns seine begeisterte Darlegung und Empfehlung desselben nicht zu überzeugen vermocht. Es wäre jetzt, wo man durch die Anlage der weitest vorgeschobenen Station, Bopoto, 700 Meilen vom Stanley Pool den Kongo aufwärts vorgedrungen ist, wirklich an der Zeit, daß die heimatliche Leitung energisch halt geböte und dem Plan, gar nach dem Albert See und dem Nil hin sich auszudehnen, einen Riegel vorschöbe.

Weit reicher an Missionserfolgen als die englischen sind die amerikanischen Baptisten, die jetzt auf 10 Stationen, von denen eine, Mukimrika (an der Mündung des Kongo), auf portugiesischem Gebiete liegt, 27 Missionare, unter denen zwei Ärzte sind, unterhalten und bereits 738 volle Kirchenglieder zählen. 329 Erwachsene sind 1891 getauft worden. Die entfernteste Station ist Bolengi in der Nähe der Regierungsstation Äquatorville, da, wo der Kongo zum zweiten Male den Äquator schneidet. Eine besonders schwierige Arbeit giebts in Matadi, der Eisenbahnstation, wo ein fast babylonischer Sprachwirrwarr herrscht und es noch nicht zu einer Gemeindesammlung gekommen ist. Zu Banza Manteke, wo infolge einer außerordentlichen Erweckung mehrere hundert getauft worden waren, hat die geheimnisvolle Schlafkrankheit, die jetzt glücklicherweise im Erlöschen zu sein scheint, eine schwere Heimsuchung über die junge Gemeinde gebracht. Gegen 100 Glieder derselben sind durch diese Krankheit hingerafft worden und für manche war sie eine Versuchung, wieder zu den alten heidnischen Zaubermitteln ihre Zuflucht zu nehmen. Missionar Richards, der von seiner Urlaubsreise wieder zurückgekehrt ist, übt strenge Kirchenzucht und schließt alle aus, die noch irgendwie an heidnischen Gebräuchen besonders bei Begräbnissen hängen. Jetzt ist die Zahl der Christen wieder im Wachsen, während in den umliegenden Orten eine feindselige Opposition gegen das Christentum sich geltend macht. Sehr bedeutend ist auch die junge Christengemeinde der Station Lukunga, die inkl. der Außenorte gegen 400 Mitglieder

---

[1]) Wie neuere Nachrichten melden, ist er dabei in ernste Lebensgefahr geraten. Die Eingebornen von Lunda sollen ihn eingeschlossen halten. Es wäre wohl besser gewesen, der Missionar hätte diesen politischen Auftrag abgelehnt.

zählt, von denen 218 im letzten Jahre gewonnen worden sind. 13 Eingeborne thun hier Evangelistendienste und über 600 Kinder besuchen die Schule. Lediglich mit Hilfe der Stationsbewohner ist hier eine stattliche Kirche gebaut, bei deren Einweihung 140 M. für Beschaffung von Abendmahlsgeräten geopfert wurden. Eine Anzahl junger Leute ist fleißig im Erlernen des Zimmerhandwerks, andre sind bei der Druckerei, andre auf einer Zuckerplantage beschäftigt. In Leopoldsville sind trotz aller Opposition die Erstlinge, gegen 50, in der Vorbereitung auf die Taufe, und dieselben Leute lassen sich in der Zimmerei und Ziegelbrennerei unterrichten. Zu Irebu reift gleichfalls eine kleine Erstlingsernte und hatte der Missionar die Freude, daß er zum ersten male 8 Personen retten konnte, die als Totenopfer ausersehen waren, daß jetzt keine Häuser mehr mit Schädeln geschmückt sind und daß er zweimal Kriege mit Nachbarstämmen verhindern konnte. Zu Bolengi wurden die ersten 25, unter ihnen verschiedene Sklaven, getauft, für welche der Missionar Mißhandlungen oder Verkauf seitens ihrer dem Christentum feindlichen Herren fürchtete (Bapt. Miss. Mag. 1892, 25 ff. 88. 98 ff. 114. 144. 310 ff.).

Über die schwedische Mission, welche ihre — irre ich nicht jetzt 5 — Stationen am unteren Kongo nördlich von den Katarakten hat und z. B. gegen 20 Missionare, die weiblichen eingerechnet, beschäftigen mag, habe ich neues nicht in Erfahrung bringen können.

Auch über die Taylorsche Mission (vgl. die letzte Rundschau) ist nichts von Belang zu melden. Es sind immer wesentlich dieselben sanguinischen Berichte, welche das von seinem Sohne redigierte Organ des Bischofs: The African News bringt. Ohne Zweifel sind es lauter liebe, fromme, verleugnungsvolle Menschen, die im Dienste dieser etwas abenteuererischen Mission stehen, aber es fehlt ihnen christliche Nüchternheit. „Einige Missionsarbeit — heißt es in dem Generalberichte Afr. N. 1892, Mai — ist auf den sieben jüngst eröffneten Stationen gethan, aber das geistliche Werk befindet sich noch in seiner Kindheit; doch ist es keine Frage, daß die Zukunft einen großen Erfolg in der Seelenrettung bringen wird, wenn nur erst unsere Missionare die Fiotesprache bemeistert haben werden. (Ja, wenn!) Wir beabsichtigen bald eine bedeutende Verstärkung und gedenken unser Arbeitsfeld auszudehnen vom atlantischen Ozean 1200 Meilen weit bis zu den Ursprüngen des Kasaiflusses gemäß unserm anfänglichen Programm. Wir haben in diesem Distrikt 18 (die weiblichen eingeschlossen) Missionare, von denen 5 ihrer Gesundheit wegen auf Urlaub abwesend sind." In demselben Report skizziert der greise Bischof, dessen unermüdliche Thätigkeit man nicht genug bewundern kann, seinen schon früher von uns entwickelten „Plan" abermals, ihn durch ein wunderliches Gemisch von Bibelstellen zu begründen suchend, etwa folgendermaßen: „Verstand-Kultur und religiöse Unterweisung ist wesentlich für die Erhebung der barbarischen Heiden zu christlicher Civilisation, aber ohne Hand-Kultur ist sie eine dürre Ebene, auf der sie sterben oder betteln müssen . . Um Missionserfolge in Afrika zu erzielen, muß zu gleicher Zeit für Bildung von Kopf, Herz und Hand Sorge getragen werden und der kürzeste und sicherste Weg dazu ist, mit den kleinen Kindern zu beginnen . . Wir erklären also — auf Grund der angeführten Bibelstellen — in dem Namen des Herrn, daß die zahllosen Millionen der kleinen Kinder in Afrika

nicht Heiden sind, sondern mit den Kindern in Europa und Amerika Kinder Gottes. Daher besteht mein Missionsgründungsplan darin, eine gute Missionsfarm anzulegen, die nötigen Werkzeuge und Geräte zur Erzielung reichlicher Bodenerträgnisse zu beschaffen, für Absatz zu sorgen, einfache aber gesunde Häuser für Wohnung, Schule und Gottesdienst zu bauen und in denselben unter der Sorge einer guten Missions-Matrone etwa ein Dutzend Kinder unter 5 Jahren, zur Hälfte Mädchen, zu plazieren. Erzogen (trained) in einer ihrer Lebensstellung entsprechenden Buchkenntnis und zu allen Fertigkeiten der Landwirtschaft, der Werkstatt und des Haushalts und zu Jesus gebracht, unter seine Arme gestellt, in eine bewußte geistliche Gemeinschaft mit ihm geführt und so hineinerzogen in alle Pflichten des christlichen Lebens werden sie, wenn sie heranwachsen, heilige Ehen schließen, eigne Häuser bauen, christliche Gemeinschaften bilden und ein solides Fundament für das Königreich Gottes abgeben. Mein Werk in Afrika liegt noch in den Windeln, aber der Ausblick ist groß und herrlich." Bis jetzt können wir die sanguinische Hoffnung des guten Bischofs nicht teilen, aber wir wünschen ihm von Herzen den besten Erfolg.

Weit im Innern Afrikas an den Nebenflüssen des Kongo in der Äquatornähe liegt das Balologebiet der erst 3 Jahre alten Guinneßschen Mission mit jetzt 6 Stationen. Es ist ein Land voll Todesschatten, in dem die Mission keinen leichten Stand hat. Im vorigen Jahre besuchte es der Sohn des Begründers, ein Arzt. Während er einen Teil des wilden Volks zur Aufnahme von Missionaren willig fand, erlebte er die ärgsten Greuel, sah zerstörte Dörfer, getötete Menschen, mit Schädeln geschmückte Wohnungen. Leider hat die Mission zwei ihrer besten Arbeiter kurz hintereinander durch den Tod verloren: M'Kittrick und Luff. Am Tage nach dem Begräbnis des ersteren wurden die Erstlinge getauft, „gleichsam lebendige Blumen, auf das Grab des Entschlafenen gepflanzt, um zu blühen und Frucht zu tragen, ein Leben aus den Toten." Es waren ihrer 5, die man für reif zur Taufe gehalten, während 25 andere sich noch im Vorbereitungsunterricht befanden. In einem freudigen Brief erzählt Frau M' Kittrick einige Wochen vor dem unvorhergesehenen Tode ihres Mannes, wie jene Neubekehrten anfingen, ihre Sünden zu bekennen, nach dem Heilsweg zu forschen und sich öffentlich für den Herrn zu erklären. Einmal kam ein Jüngling zu ihr und sagte: „Sie lehren uns, daß wir Gottes Weg lieben und des Teufels Weg hassen sollen. Ich bin nicht gut, ich thue eine Menge böser Dinge. Bitten Sie Ihren Mann, mich tüchtig, ja recht tüchtig mit einem Stock zu schlagen, vielleicht wird mir das helfen, die Gebote Gottes zu lieben." Andre baten, man solle mit ihnen beten, sie alle fühlten ihre Schwachheit und fürchteten sich vor der auf allen Seiten sie umstellenden Versuchung. Die sittliche Verderbnis selbst der Kinder übersteigt hier alle Begriffe, und wenn nach einer nur 3jährigen Arbeit jugendliche Erstlinge zu solcher Elementarerkenntnis gekommen sind, so ist das ein Erfolg und man begreift es, daß Dr. Guinneß schreibt: „Thränen der Freude und des Schmerzes mischten sich miteinander, als wir an zwei aufeinander folgenden Tagen an dem Grabe M'Kittricks und an der Taufe der Erstlinge vom Bałololand standen" (Unit. Presb. Rec. 1892, 129. Monatsblätter 1892, 51. Miss. Rev. 1892, 534. Indep. vom 17./3. 1892).

Die jüngste Mission am Kongo ist die der amerikanischen Presbyterianer des Südens, welche wie Taylor das Gebiet des Kasai und seiner Nebenflüsse zu ihrem Arbeitsfeld ersehen haben. Ihre erste Station haben sie im April 1891 zu Leubo am Lulua angelegt, 5½ Grad südlich vom Äquator, 1500 Fuß über dem Meere. Belgische, französische und portugiesische Händler haben hier ihre Posten, so daß der Ort einen Haupthandelsplatz bildet. Natürlich befindet sich jetzt alles erst in der Anlage, doch haben sich die Missionare der Sprache bereits soweit bemächtigt, daß sie mit der Verkündigung des Evangelium haben einen schwachen Anfang machen können (Miss. Rev. 1892, 535).

Über die verschiedenen sog. Freimissionare, die auf eigene Hand in dem weiten Kongogebiete evangelisieren, ist es nicht möglich, specielle Kunde zu erlangen. Wir haben die höchste Achtung vor diesen lieben und tapfern Christen, aber wir wünschten, daß sie sich einer größeren Gesellschaft anschlössen. Mit tiefer Herzensbewegung lasen wir in den African News (1892, April) von einer ganzen Familie, Sessions, die ihr amerikanisches Heim verließen, um „irgendwo" am Kongo ganz auf eigne Kosten eine Station zu errichten. Mit Vater und Mutter gehen 3 Kinder zwischen 10 und 13 Jahren und ein älterer Adoptivsohn, ausgerüstet mit einem eisernen Hause, an den Kongo, ohne zu wissen, wo sie sich niederlassen werden. Ein schöner heiliger Eifer, aber — was wird der Erfolg sein!

Was endlich die römische Mission betrifft, so hat sie — außer dem französischen Kongogebiet, das in zwei Vikariate geteilt ist — im (belgischen) Kongostaate drei Arbeitsfelder. Das erste umfaßt fast den ganzen Staat und ist der Kongregation von Scheut zugeteilt. Es umfaßt fünf Stationen von der Küste bis Luluaburg mit etwa einem Dutzend Priester. Das zweite umfaßt nur den unteren Kongo, zählt 6 Stationen und 15 Priester aus dem Orden vom heiligen Geiste; das dritte den oberen Kongo westlich vom Tanganyika, ist von 4 algierschen Missionaren durch 2 Stationen besetzt. Außerdem hat der Bischof von Gent Priester seiner Diöcese in Matadi stationiert und sind barmherzige Schwestern in und um Boma thätig. Jesuiten, Karthäuser und Trappisten rüsten sich gleichfalls zum Eintritt in das Kongogebiet. Bald wird neben den fünf oder sechs evangelischen auch ein katholisches Missionsschiff, Notre dame du perpetuel secours auf dem Kongo schwimmen (Miss. Cath. 1891, 341. Bapt. Mag. 1892, 118). Wd.

Literatur-Bericht.

1. **Christaller:** Handbuch der Dualasprache. Baseler Missionsbuchhandlung 1892. 4 M. Der Verfasser, der mehrere Jahre Lehrer an der deutschen Schule in Kamerun gewesen, hat in dem vorliegenden Handbuch Missionaren, Kaufleuten und Kolonialbeamten dankenswerte Handreichung zur

Erlernung der Dualasprache gethan. Auch ihm ist es wesentlich darum gegangen, ein praktisches Bedürfnis zu befriedigen und eine vorläufige Grundlage zu schaffen, auf welcher in Zukunft weiter gebaut werden kann. Da bereits eine, wenn auch mangelhafte kleine Dualaliteratur vorhanden war, so hatte es Christaller weit leichter als Sundermann, der fast ohne alle literarischen Hilfsmittel war. Bei dem lebhaften Verkehr zwischen Deutschland und Kamerun wie bei dem wissenschaftlichen Interesse, welches wir an der allseitigen Erforschung dieses Schutzgebietes haben, wird sich die Hoffnung des Verfassers, daß eine zweite Auflage wesentliche Ergänzungen und Verbesserungen bringen werde, vermutlich bald erfüllen.

2. **Zahn**: Die evangelische Kirche als welterobernde Macht. Bremen, Morgenbesser. 40 Pfg. Eine ebenso kurze wie gute, mit Salz gewürzte Übersicht über die Geschichte der evangelischen Mission, die zugleich eine Vergleichung mit der römischen ist. Ich wüßte kaum ein Schriftchen, das sich so zur weitesten Verbreitung eignet zumal unter den gebildeten Kreisen, die leider von der Mission so wenig wissen und darum so verkehrt über sie urteilen. Die Missionsfreunde sollten die Hände rühren, um solch eine inhaltvolle und fesselnde Flugschrift in vielen tausenden von Exemplaren unter die Leute zu bringen.

3. **Thomas**: Von Nias nach Kaiser Wilhelmsland und über Australien zurück nach Deutschland. Ein Reisejahr. Mit 10 Abbildungen. Gütersloh 1891. 1,20 M., geb. 1,80 M. In 14 Kapiteln beschreibt der Miss. Thomas in diesem durch Pf. Stein überarbeiteten Büchlein seine im Auftrage des Vorstandes der rheinischen Mission gemachte Untersuchungsreise auf das neue Missionsgebiet in Deutsch-Guinea. Um über dieses Gebiet sich zuvor gründlich zu orientieren, sandte man von Barmen aus zwei erfahrene Missionare: einen langjährigen Hereromissionar, Eich, und Thomas, der seit 16 Jahren auf der Insel Nias thätig gewesen, in das bis dahin noch wenig bekannte neue deutsche Schutzgebiet. In dem vorliegenden Büchlein erzählt nun der letztere, was er auf dieser interessanten Reise erlebt und besonders was er in Neuguinea gesehen hat. Mich hat die Lektüre so gefesselt, daß ich das Buch in einem Zuge durchgelesen habe. Hier und da, besonders wo der Verfasser auf die Europäer zu reden kommt, hätte ich gewünscht, daß er sich nicht bloß auf Andeutungen beschränkt hätte; aber vielleicht kommen diese Kürzungen auf Rechnung des Bearbeiters.

4. **Nippold**: Handbuch der neusten Kirchengeschichte. 4. Band: Amerikanische Kirchengeschichte seit der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten. Berlin 1892, Wiegandt u. Schotte. 6,40 M. Dies ist eine sehr dankenswerte Gabe des fleißigen Jenenser Historikers. Wir sind in Deutschland leider nicht sehr vertraut mit den Zuständen und der Entwicklung des religiösen Lebens in den englisch redenden Gebieten des Protestantismus, und dieser mangelhaften Kenntnis ist es wesentlich zuzuschreiben, daß wir so vorurteilsvoll und oft so ungerecht über englisches und amerikanisches kirchliches und christliches Leben urteilen. Diesem Übelstande abzuhelfen ist die Nippoldsche Arbeit sehr geeignet. Sie giebt nicht bloß eine große Fülle von Einzeldaten,

sondern bemüht sich, die amerikanische Eigenart aus Geschichte und Nationalcharakter verstehen zu lehren und auch solchen Erscheinungen gerecht zu werden, die für unser deutsch-christliches Naturell etwas Fremdartiges, ja Abstoßendes haben. Die lebhafte Art der Geschichtschreibung, welche dem Verfasser eignet, und die vielleicht zu häufige Einflechtung subjektiver Urteile und Parallelisierungen bringt es freilich mit sich, daß man manches Fragezeichen machen muß, doch ist hier nicht der Ort, dies durch Einzelnachweise zu illustrieren. Wir unsrerseits haben besonders darauf geachtet, wie weit der Verfasser auch der amerikanischen Missionsthätigkeit gerecht wird, und da müssen wir sagen, daß die Behandlung etwas mager ausfällt. Zwar an allgemeinen Hinweisungen auf dieselbe fehlt es ja nicht, ja diese allgemeinen Andeutungen schießen zum Teil über das Ziel hinaus, so z. B. wenn S. 18 bemerkt wird, daß die Resultate der amerikanischen Missionsgesellschaften „in der Missionsgeschichte obenan stehen." Wohl aber hätte besonders bei den Independenten, Presbyterianern und Baptisten nicht bloß auf die Missionsleistungen, sondern auch auf ihre Missionsorganisation etwas genauer eingegangen werden müssen. Auch hätte dieses genauere Eingehen treffliche Gelegenheiten gegeben zu Parallelisierungen mit der deutschen heimatlichen Missionsorganisation und dem deutschen Missionsbetriebe. Desgleichen hätte die ausgedehnte Verwendung von Frauen in der amerikanischen Mission wohl eine eingehendere Besprechung verdient. Aber man kann von einem Manne nicht alles verlangen. Es ist viel, was Nippold giebt und man muß staunen über den Fleiß des deutschen Gelehrten, der aus so viel Quellen ein so reiches Material zusammengearbeitet hat. Hoffentlich findet sein Buch einen ausgedehnten Leserkreis.

5. **Kaftan**: Auslegung des lutherischen Katechismus. Mit einem Anhang: der Konfirmationsunterricht auf Grund des luth. Katechismus. Schleswig 1892, Bergas. 4,80 M. Es ist nicht unsre Absicht, über dieses Werk eine eingehende Besprechung vom katechetischen Gesichtspunkte aus zu liefern; um dies in zutreffender Weise zu thun, müßte man es auch erst ein Jahr lang bei den Präparationen auf den Katechismusunterricht benutzt haben. Dieses Orts kommt es uns wesentlich darauf an, ob und wieweit die Mission in der vorliegenden Katechismusauslegung eine Stelle gefunden hat. Es ist dies mehr als einmal geschehen: zuerst gelegentlich der zweiten Bitte. Zu unsrer Freude protestiert der Verfasser energisch gegen „die unberechtigte Änderung dieser Bitte in die Form: „zu uns komme dein Reich", die weder in der heil. Schrift noch im Text des luth. Katechismus eine Begründung finde, jedoch durch die luth. Erklärung veranlaßt sein möge." Ob er freilich damit recht hat, daß diese willkürliche Beschränkung der Bitte „aus den Katechismen so gut wie verschwunden sei", ist uns zweifelhaft; sie könnte sonst in der Praxis nicht mehr so häufig vorkommen, wie es bei vielen Geistlichen thatsächlich noch der Fall ist. Was der Verfasser dann inhaltlich über die Ausbreitung des Reiches Gottes durch die Mission sagt, ist uns freilich zu dürftig, wenigstens eine Hinweisung auf Matth. 9, 37 f. und Joh. 10, 16 hätte noch gegeben sein sollen; aber er hat doch wenigstens den Rahmen umzeichnet, in welchen eine weitere Belehrung über die Mission gefaßt werden kann. Ähnlich verhält es sich mit der Andeutung, daß „der Taufbefehl in dem Missionsbefehl stecke." Auch hier weiter nichts als der Rahmen und diese dürftige Notiz

wird noch dazu illusorisch gemacht, durch die Anmerkung: „ist zu befürchten, daß diese Erwägung die Schüler ableitet, wird sie im Unterricht besser unterdrückt." Eine unbegreifliche „Befürchtung", die der Mission gerade beim Missionsbefehl aus dem Wege zu gehen die Hand bietet. Als ob nicht wenigstens einmal eine Stunde auf diesen großen Auftrag eingegangen werden könnte, auf dessen Ausführung der Bestand der christlichen Kirche ruht. So ist es auch ein Defekt, daß gelegentlich des dritten Artikels: „gleichwie er die ganze Christenheit auf Erden beruft ꝛc." mit keinem Worte auf die Mission hingewiesen ist. Dagegen wird ihr im Konfirmandenunterricht ein etwas breiterer Raum angewiesen (S. 366 u. 367) und zwar unter dem Gesichtspunkte der Pflichten, die wir als Glieder der christlichen Kirche haben, „ihm zu dienen". Acceptiert man den von dem Verf. vorgeschlagenen Entwurf des Konfirmandenunterrichts, so haben wir gegen diesen Modus der Eingliederung nichts einzuwenden; aber wir wünschten, daß auch im eigentlichen Katechismusunterricht und zwar gelegentlich des 3. Artikels, der 2. Bitte und des Taufbefehls die Mission etwas inhaltsvoller als in der vorliegenden Auslegung geschehen ist, zu ihrem Recht komme.

6. Wandkarte von Deutsch-Ostafrika. Herausgegeben und zu beziehen von der deutschen Kolonialgesellschaft, Berlin W., Linkstr. 25. 6,50 M. (im Maßstabe von 1:1000000). Eine technisch vorzügliche und soweit wir nachzukommen vermocht auch geographisch korrekte große Karte, welche auch die Missionen verzeichnet, nur haben wir bei einigen evangelischen Stationsnamen das betreffende Zeichen vermißt, z. B. bei Livingstonia, Lukoma, Mengo, Golbanti, Lamu, andre z. B. Tschitangali (im Rovumadistrikt), Ikutha, Mtomo (bayrische M.) überhaupt nicht gefunden.

7. Berichten aangaande de uitbreiding van Gods koninkrijk op aarde. Uitgegeven door de Utrechtsche Studenten Zending-Vereeniging *Ἐλθέτω ἡ βασιλεία σου.* Seit 1846 besteht in Utrecht ein studentischer M.-V., der sich Eltheto nennt und der seit Anfang seines Bestehens ein eignes Missionsblatt unter dem angegebenen Titel herausgiebt. Daß dies 46 Jahre lang gelungen, ist meines Wissens einzig in seiner Art. Auch der studentische M.-V. zu Upsala giebt ein eignes und zwar recht gutes Missionsblatt heraus: Meddelanden fran Studentmissionsföreningen i Upsala, aber dieses Blatt ist erst 4 Jahre alt. Seit 1892 ist nun mit dem Utrechter Blatt insofern eine Veränderung vorgegangen, als es von jetzt ab mehr selbständige Artikel bringen soll wie bisher und zur Mitarbeit eine Reihe namhafter Männer gewonnen hat. Das Blatt kostet 1,50 Gulden frei per Post und ist durch die Buchhandlung von Breijer in Utrecht zu beziehen. Vielleicht abonnieren die deutschen Studenten-Missionsvereine auf das Organ ihrer holländischen Kommilitonen, das in dem neuen Jahrgange recht lesenswerte Artikel bringt.

8. **Munzinger:** Aus dem Lande der aufgehenden Sonne. Berlin. Haack 1892. 3. Flugschrift des allg. ev. prot. M. V. Eine knappe und frische Charakteristik Japans, seiner Geschichte, des Landes und der Leute, der Sprache, der Sitte, der Religion, des Staats, der Familie, der Schule, der Kirche.

10. Kleinere Schriften aus dem Verlag der **Baseler Missionsbuchhandlung:**

a) Bericht über die christlichen Jahresfeste in Basel vom 26. bis 30. Juni 1892.
b) An die Freunde des ärztl. Zweiges der Baseler Mission.
c) Evang. Missionskalender 1893. 20 Pfg.
d) Vier Jahre gefangen in Asante. 30 Pfg.
e) Freud und Leid im chinesischen Kinderleben. 10 Pfg.
f) Priscilla, die Sklavin. 10 Pfg.
g) Glückliche Christenkinder, unglückliche Heidenkinder. 4 Pfg.
h) Furchtlos und treu. 4 Pfg.
i) Thomas: Drei Jahre in Süd-Nias (Barmer Missionshaus) 20 Pfg. und
k) Conrad: Die Bibel vor einem heidnischen Gerichtshofe. (Goßnersche Mission.) 20 Pfg.

Das 400jährige Jubiläum der Entdeckung Amerikas und die Mission.[1])

Das Jahr 1892 ist ein doppeltes Missions-Jubiläumsjahr. Daß von der Gründung der baptistischen M.-G. 1792 die große evangelische Missionsbewegung dieses Jahrhunderts ihren Ausgang genommen, darauf haben wir im Laufe dieses Jahres bereits mehr als einmal hingewiesen. Aber das zu Ende gehende Jahr mahnt uns daran, daß wir neben dem Bahnbrecher der modernen evangelischen Mission, William Carey, noch eines andern Mannes zu gedenken haben, der gerade 300 Jahre vor jenem eine große weltgeschichtliche That vollbrachte, die auch für die Geschichte der Mission epochemachend geworden ist, nämlich des Christophorus Kolumbus.

Es gehört allerdings nicht in den Rahmen dieser Zeitschrift, uns auf eine umständliche Feststellung der Personalien dieses merkwürdigen Mannes einzulassen, in dessen Leben es fast keinen einzigen wichtigen Moment giebt, um den sich nicht ein literarischer Streit erhoben hätte. Wenn es auch als ziemlich wahrscheinlich gelten kann, daß er ein geborner Genueser gewesen, so weiß man doch nicht sicher das Jahr seiner Geburt, nicht seinen Bildungsgang, nicht wann er nach Portugal ging, nicht wann er zuerst dem Könige in Spanien seinen Antrag machte, nicht welches die von ihm San Salvador genannte Insel gewesen, auf der er am 12. Okt. 1492 landete. Schon im 16. Jahrh. hat sich um seine Person ein Legendenkreis gebildet, den er wenigstens zum Teil selbst mit gesponnen hat. Denn Kolumbus liebte es, sich mit einem Nimbus zu umgeben, er nahm es bei seinen Prahlereien mit der Wahrheit nicht immer sehr genau und hatte einen Hang zum Romanhaften. Er ist mehr Abenteurer als wissenschaftlicher Entdecker und von Habgier wie von Eitelkeit beseelt. Der Gedanke einer westlichen Durchfahrt nach Asien stammt nicht aus seinem Kopfe. Nach den überzeugenden Darlegungen Ruges[2]) hat der florentinische Arzt und Physiker Paul Toscanelli außer auf Grund allgemeiner Erwägungen wesentlich auf Grund der Nachrichten zweier anderer Italiener, Marco Polos und Contis, zuerst der Überzeugung einen klaren und bestimmten

[1]) Durch Versehen leider um einen Monat verspätet.

[2]) Globus Bd. 61 Nr. 1. Wohl der instruktivste Artikel über Kolumbus und seine Entdeckung. Vgl. auch Allg. Kons. Monatsschrift 1892, 1042 und Aus allen Weltteilen 1892, 257.

Ausdruck gegeben, daß man auf dem Wege nach Westen Asien am kürzesten erreiche. Er entwarf nicht nur eine Karte, die in einer Kopie des lange Zeit in Portugal weilenden bekannten Nürnbergers Martin Behaim uns aufbewahrt ist, sondern schickte auch diese Karte mit einem Begleitschreiben an den Beichtvater des Königs von Portugal, der sie dem König aushändigte. Der betreffende Brief ist aus Florenz vom 25. Juni 1474 datiert. Es spricht alles dafür, daß Kolumbus gelegentlich seines Aufenthaltes in Portugal beides: Karte und Brief Toscanellis kennen gelernt hat. Sicher ist, daß er die betreffende Karte auf seiner Entdeckungsfahrt bei sich gehabt und genau nach ihr seinen Kurs genommen hat. Der Ruhm, der dem Kolumbus gebührt, ist, daß er von der Wahrheit der Toscanellischen Hypothese fest überzeugt, in tapfrer Ausdauer sie in die That umgesetzt hat. Neben der genannten Karte befand sich in seinem Besitz die etwa um 1410 von dem Kardinal von Cambray Pierre d'Ailly herausgegebene Imago mundi, eine Weltbeschreibung, die ihn auf allen seinen Fahrten begleitete und ihn in dem Glauben bestärkte, daß die Wasserfläche der Erde nur 1/7 der ganzen Oberfläche betrage, der Ocean also, wie schon Aristoteles gelehrt, gar nicht sehr breit und daher der Plan, ihn zu durchsegeln, nicht schwer ausführbar sein könne. Daß Kolumbus bis an sein Lebensende keine Ahnung davon gehabt, er habe einen neuen Erdteil entdeckt, sondern fest überzeugt geblieben, er sei in Asien gelandet, darf als allgemein bekannt vorausgesetzt werden.

Unter den Motiven, mit welchen er namentlich vor dem spanischen Königspaar Ferdinand und Isabella sein Unternehmen begründete, spielen auch religiöse eine bedeutende Rolle. Wie es mit seinem persönlichen Christentum gestanden, darüber wissen wir wenig. Jedenfalls trug seine Frömmigkeit das Gepräge des damaligen Romanismus. Die Gebetsstunden hielt er gewissenhaft inne, er trug eine der Mönchstracht ähnliche Kleidung und liebte es, im Namen der heiligen Dreieinigkeit zu sprechen, für deren Werkzeug er sich hielt. An den König von Spanien schreibt er: „Als Abgesandter der heiligen Dreieinigkeit kam ich zu Ew. Majestät. Trotz alles Ungemaches, das mir widerfuhr, wußte ich gewiß, daß meine Unternehmung gelingen werde und beharrte bei dieser Ansicht, weil alles vergehen wird, ausgenommen das Wort Gottes. Und in der That spricht Gott so klar von diesen Gegenden durch den Mund des Jesaias an mehreren Stellen der heiligen Schrift, wenn er versichert, daß von Spanien aus sein heiliger Name verbreitet werden solle." Er dachte dabei außer an Jes. 24, 16 und 65, 17 vornehmlich an 60, 9: „Die Inseln harren auf mich und Schiffe im Meere (wörtlich von Tharsis) von längst

her, daß sie deine Kinder von ferne bringen, samt ihrem Silber und Gold, dem Namen des Herrn deines Gottes." Daneben berief sich Kolumbus auch auf profane Prophezeihungen und deutete die berühmt gewordene Stelle aus der Medea von Seneca auf sich: „Es wird dereinst die Zeit kommen, wo der Ocean seine Fesseln sprengt und der Erdkeis weit und breit sich aufthut und das Meer neue Länder entschleiert und Thule nicht mehr das äußerste Land sein wird." Um diese Prophetien auszuführen, war es nach seiner Meinung die höchste Zeit, da er das Ende der Welt nahe bevorstehend hielt.

Auf Grund dieser Anschauung betrachtete Kolumbus sein Unternehmen zugleich als ein Missionsunternehmen, welches die Aufgabe habe, den christlichen Glauben in den fernen Heidenländern zu verbreiten. Daß er auch an eine Erneuerung der Kreuzzüge behufs der Eroberung des heiligen Landes dachte und mit einem Teil der Schätze, die er aus den neu zu entdeckenden Ländern erwartete, die Kosten derselben bestreiten wollte, sei hier nur angedeutet. Allerdings spielt die Aussicht auf den Erwerb von Schätzen wohl noch eine größere Rolle bei ihm, als die beabsichtigte Bekehrung der Heiden, aber es verdient doch alle Anerkennung, daß er die letztere vollbewußt von Anfang an mit ins Auge gefaßt hat. Es ist wohl diese missionarische Auffassung seines Unternehmens gewesen, welche demselben unter der Geistlichkeit so einflußreiche Freunde erwarb. Man kann ja nicht sagen, daß Kolumbus unter den Entdeckern seiner Zeit zuerst auf Missionsgedanken gekommen wäre; schon vor ihm hatten die Portugiesen besonders auf ihren westafrikanischen Entdeckungsfahrten dem christlichen Glauben bei den Heiden Eingang zu verschaffen gesucht und Kolumbus trat nur in ihre Fußstapfen, aber er that es so zielbewußt und energievoll, daß man ihn wohl als einen Wegbahner der römischen Mission jener Zeit bezeichnen kann.

Leider entsprachen die Thaten der Spanier den schönen religiösen Zielen, welche sich der Entdecker Amerikas gestellt, in Wirklichkeit sehr wenig. Wenn man fragt: was ist aus den Eingebornen der neu entdeckten Länder geworden? so giebt die Geschichte eine Antwort, die mit Blut und Thränen geschrieben ist. Auf Hispaniola, Kuba, Portoriko, Jamaika wurden die Eingebornen fast vertilgt. Binnen 35 Jahren sollen nach den Angaben eines glaubhaften Augenzeugen, des edlen Dominikaners Las Casas, in Mexiko, den westindischen Inseln und Südamerika durch spanische Unmenschlichkeiten etwa 12 Mill. Indianer ums Leben gebracht worden sein. Ein Franziskanerpater berichtet, daß er allein ihrer ca.

40 000 habe verbrennen, erdrosseln, hängen sehen.[1]) Die Folge dieser grausamen Entvölkerung war dann die durch keine päpstlichen Bannstrahlen verhinderte Einfuhr afrikanischer Sklaven mit all dem namenlosen Elend, das in ihrer Begleitung und Gefolgschaft war. Die Erinnerung an diese Dinge wirft allerdings sehr trübe Schatten in die Feste des amerikanischen Entdeckungsjubiläums, und ich habe in den mir bis heute zu Gesicht gekommenen Jubiläumsschriften und Betrachtungen dieses Blatt der Vergangenheit vergeblich gesucht. Und doch darf es nicht vergessen werden, damit in all dem Festjubel der so nötige Bußton nicht fehle. Amerika hat freilich heute eine viel größere Bevölkerung als es zur Zeit seiner Entdeckung gehabt haben mag, aber mehr als elf Zwölftel dieser Bevölkerung besteht aus Einwandrern bezw. den Nachkommen derselben und das letzte Zwölftel repräsentiert nur einen Teil der wirklichen Urbevölkerung, da es mit sehr viel Mischlingen durchsetzt ist. Allerdings ist Amerika, freilich nicht der südliche, sondern der nördliche Teil, ein Kulturland geworden, das auf seine Geschichte stolz zu sein viel Grund hat und dem vermutlich noch eine große Zukunft bevorsteht; die Jubiläumsbetrachtungen heben das genügend, aber wie uns scheint doch zu einseitig hervor. Es darf auch der Revers der Medaille nicht fehlen, nämlich daß den Eingebornen gegenüber die Civilisation nur in beschränktem Maße als eine Wohlthäterin gekommen ist, vielmehr in Mittel- und Süd- später leider auch in Nordamerika sich als ihre Mörderin bewiesen hat. Wenn die Erde ihre Toten herausgeben könnte und die unter dem eisernen Tritt der Civilisation dahingesunkenen indianischen Geschlechter des Südens wie des Nordens ihre Vertreter zu der Jubiläumsfeier hätten entsenden können, welche Klagelieder Jeremiä würde man zu hören bekommen haben! Gar nicht zu gedenken der Millionen von Negern, die das Sklavengeschick nach Amerika geführt hat.

Aber genug von diesem dunkeln Blatt amerikanischer Geschichte. Wie wurde es mit den Missionsgedanken des Kolumbus? Sie sind nicht bloße Gedanken geblieben, sondern Thaten geworden. Den Geistlichen, welche schon der Entdecker selbst mit in die neue Welt hinüberführte, sind ganze Scharen römischer Missionare gefolgt, besonders Franziskaner, Dominikaner und später auch Jesuiten, und nicht wenige von diesen Männern, allen voran der schon genannte Las Casas, sind den Grausamkeiten der Conquistadoren heldenmütig entgegengetreten. Aber leider bildet diese römische Missionsthätigkeit in Amerika, so viel aufopferungsvolle Gestalten

[1]) Die Nachweisungen bei Buchmann, die unfreie und die freie Kirche. Breslau 1873. S. 70 ff.

sie auch aufweist, selbst kein Lichtbild. Und zwar wesentlich aus zwei Gründen: 1. weil sie im intimsten Verbande mit der politischen Macht stand und auch ihrerseits vor der Anwendung von Zwang und Gewalt nicht zurückscheute und 2. weil sie die denkbar äußerlichste und mechanischste Massenpropaganda trieb. Abgesehen von den berüchtigten Kommandarien und Ripartimientos, kraft deren ganze Distrikte von Eingebornen den rohesten Soldaten und Kolonisten als Pachtgut oder Eigentum überwiesen wurden unter der Bedingung, daß sie sie katholisch machten[1]); abgesehen auch von den brevi manu-Bekehrungen ganzer Ortschaften seitens der militärischen Expeditionen, die nach einer in spanischer Sprache erfolgten Proklamation buchstäblich über Nacht geschehen mußten, wenn die Bewohner nicht all ihrer Habe beraubt und getötet werden wollten — abgesehen von diesen Ungeheuerlichkeiten missionierte auch ein großer Teil der geistlichen Bekehrer etwa so, wie man Papageien abrichtet. Wenn es gut ging, wurden den Eingebornen die römischen Ceremonien einigermaßen eingeübt, das Ave Maria und vielleicht das Paternoster und das Credo beigebracht und dann fand die Taufe statt. Von einem vorhergehenden gründlichen Unterricht in der Muttersprache und gar von den Forderungen der Sinnesänderung und des persönlichen Glaubens war, wenn überhaupt, nur als Ausnahme die Rede. So geschah es, daß allerdings in kurzer Zeit Millionen, z. B. in Mexiko im Laufe von 15 Jahren 7 Millionen, das Sakrament empfingen. Daß einzelne Missionare zehn- ja hunderttausende oft in wenigen Jahren tauften, war keine Seltenheit.[2])

So wurde allerdings von Mexiko an bis hinunter zu den La Platastaaten fast ganz Südamerika christianisiert, aber, hilf Himmel, wie christianisiert! Die römische Kirche macht mit ihren geistlichen Eroberungen gerne Staat. In Südamerika ist ihr das Feld vier Jahrhunderte lang ausschließlich überlassen gewesen, sie hat tausende von Missionaren auf dieses Feld gesandt und bis vor kurzer Zeit haben ihr auch alle weltlichen Machtmittel hier zu Gebote gestanden, aber mit dieser geistlichen Eroberung fehlt ihr doch der Mut, Parade zu machen. Sie könnte das 400jährige Entdeckungsjubiläum Amerikas als ein 400jähriges Missionsjubiläum feiern, aber selbst die päpstliche Kolumbus-Encyklika hat dazu nicht auf-

[1]) Wie es scheint, begann dieses System schon unter Kolumbus; auch deutet er bereits den Gedanken an, Eingeborne zu Sklaven zu machen. Die Meinung kam freilich erst später auf, daß man die Eingebornen erst zu Sklaven machen müsse, um sie zu Christen zu machen.

[2]) Vgl. über alle diese Dinge die speciellen Quellennachweise in meiner Protest. Beleuchtung S. 411—432. Über die Massentaufen 366 f.

gefordert.[1]) Sie hat freilich auch nicht zur Buße aufgefordert und kein Wort des Tadels gehabt für diese alte römische Mission in Amerika, die einen Zustand geschaffen hat, der, wie sich Plath[2]) sehr euphemistisch ausdrückt, „aus der Vogelschau betrachtet ein idealer nicht genannt werden kann."

Es würde uns zu weit führen, einen Rundgang durch die südamerikanischen katholischen Länder zu halten. Es genüge ein einziges Zeugnis, das als typisch gelten kann. Der Jesuit Kolberg schreibt vor 11 Jahren über Ecuador: „Die einfachsten Lehren unsrer Religion sind ihnen ganz unbekannte Dinge. Was soll man von den Pfarrern sagen, die das ganze Jahr hindurch in Quito oder in andern Städten sitzen, ferne von ihrer Gemeinde, und nur ein= oder zweimal zu ihnen hinausreiten, wenn die Zeit kommt, die ihnen gebührenden Abgaben in Empfang zu nehmen, und die nur bei dieser Gelegenheit gleichsam nebenbei die heiligen Sakramente spenden? Die sittlichen Verhältnisse waren die elendesten im ganzen Lande selbst in Quito und bis in die neueste Zeit hinein. Was mich wundert, ist, daß der Glaube nicht zu Grunde gegangen. Eine schreckliche Verantwortung ruht auf den Dienern der Kirche und namentlich auf den früher so zahlreichen Mönchen. Und in den übrigen Republiken von Mexiko an bis Peru und Bolivia steht es noch bedeutend schlechter als in Ecuador."[3])

Das ist das katholische Amerika — das Ergebnis der römischen Mission von den Tagen des Kolumbus an. Als dieser die neue Welt entdeckte, fiel sie lediglich in die Hände katholischer Staaten. Aber die göttliche Weltregierung hat es nicht also gelassen. Wenn wir heute von Amerika reden, so denken wir meistens an die Vereinigten Staaten des Nordens, welche ganz unbestritten die Oberhand haben, und wenn die heurige Jubiläumsfeier von der weltgeschichtlichen Bedeutung der Entdeckung des Kolumbus so viel zu reden weiß, so beschränkt sich diese Rede auf den führenden Staat im Norden, und dieser Staat ist ganz vorwiegend evangelisch. Gewiß sprechen sehr wesentlich die klimatischen Verhältnisse mit, wenn der Norden den Süden Amerikas zunächst in wirtschaftlicher und allgemein kultureller Beziehung ganz riesenhaft überragt, aber es kann doch kein Zufall sein, daß dieser Norden evangelisch, der Süden katholisch ist. Es muß in dem evangelischen Christentum eine größere völkererziehe=

[1]) Auch die beabsichtigte Heiligsprechung des Kolumbus ist aufgegeben worden.

[2]) Was bedeutet die Entdeckung Amerikas für die christliche Kirche? S. 38.

[3]) Nach Ecuador, Reisebilder. Freiburg 1881. S. 86. 113. Vgl. auch meine Protest. Beleuchtung. S. 121—123 und Globus Bd. 56, Nr. 11 S. 173.

rische Kulturmacht liegen als im Romanismus. Wir müssen daher eine göttliche Providenz darin erblicken, daß der Norden des neu entdeckten Erdteils evangelischen Einwanderern und zwar vorwiegend germanischer Rasse zugeteilt worden ist. Wer weiß, was die katholischen Romanen aus ihm gemacht hätten, wenn er ihnen zugefallen wäre![1]) Doch lassen wir das; wir haben es hier nur mit der Mission zu thun.

Auch die evangelischen Einwandrer des Nordens fanden eine eingeborne Bevölkerung vor. Wir wissen nicht wie groß sie war, jedenfalls war sie lange nicht so zahlreich wie die des Südens. Als am 11. Dez. 1620 die ersten Pilgerväter den Boden Nordamerikas betraten, standen sie zuerst eine Reihe von Jahren mit den Indianern in einem durchaus friedlichem Verhältnis.[2]) In streitigen Fällen kauften sie einen Strich Landes lieber zweimal, um ja sicher den Weg des Friedens und der Ehrlichkeit zu gehen. Aber das sahen auch sie als selbstverständlich an, daß die Indianer im ganzen Gebiet von Neuengland sich der Krone von England zu unterwerfen hätten. Widersetzte sich ein Stamm, so betrachtete man das als Rebellion. Und hieran knüpften sich bald Konflikte, welche wuchsen in dem Maße als die Einwanderung wuchs. Leider gaben die Puritaner den Kämpfen zwischen sich und den Ureinwohnern, die nun

---

[1]) Ein noch auffallenderes Zeichen dieser göttlichen Providenz ist es, daß christliche Europäer und nicht — was eigentlich näher gelegen hätte — ein Kulturvolk des heidnischen Asiens Amerika in Besitz genommen hätte. Vor mir liegt ein merkwürdiges Buch von Leland: Fusang or the discovery of America by chinese Buddhist priests in the fifth century (London. 1875), welches auf Grund chinesischer Staatsurkunden den Beweis dafür zu erbringen sucht, daß ein buddhistischer Priester, Hoei-Schin, von China aus bereits im Jahre 499 n. Chr. in Amerika und zwar in Mexiko gelandet sei und daß er von einer großen Kaktusart, welche einer chinesischen Pflanze ähnelte, dem neu entdeckten Lande den Namen Fusang gegeben habe. Dieser Nachweis, der sich außer auf die chinesische Urkunde auch auf die Untersuchung namhafter deutscher und französischer Gelehrter stützt, wird garnicht übel geführt, so daß er mindestens einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit für sich hat. Mich wundert, daß in der großen Jubiläumsliteratur niemand auf diese gelehrte Schrift gekommen ist. — Welch eine andre Wendung würde die Weltgeschichte genommen haben, wenn die Einwanderung nach Amerika eine chinesisch-heidnische statt einer europäisch-christlichen geworden wäre!

Beiläufig bemerkt ist es im höchsten Grade wahrscheinlich, daß auch europäische Nordleute schon um das Jahr 1000 und bis ins 14. Jahrhundert Nordamerika besucht haben. Sie nannten das Land Winland; aber außer Adam von Bremen schenkte niemand ihrer Kunde Beachtung. Dehio, Geschichte des Erzbistums Hamburg-Bremen. I 198.

[2]) Fritschel, Geschichte der christlichen Missionen unter den Indianern Nordamerikas im 17. und 18. Jahrhundert. Aus den Quellen erzählt. Nürnberg. 1870.

ununterbrochen folgten, einen religiösen Charakter, indem sie die letzteren zu Kananitern stempelten, welche auszurotten das erwählte Volk Gottes Recht wie Pflicht habe. Und so ists im Norden ähnlich wie im Süden gegangen: die Geschichte des Verkehrs zwischen den Weißen und den Farbigen ist mit viel Blut geschrieben. Die Greuelthaten sind nicht so massenhaft, aber immerhin so groß und zahlreich gewesen, daß der Norden in dieser Beziehung durchaus keinen Grund zu pharisäischer Selbstüberhebung über den Süden hat. Wir können diese ganze Geschichte der Brutalitäten und Vertragsbrüche nicht erzählen, die bis in die neuste Zeit hineinspielt. Noch immer kann man es hören, daß die beste Lösung der Indianerfrage das Aussterben der farbigen Rasse sei. Begangenes Unrecht läßt sich ja freilich nicht ungeschehen machen; aber das wäre eine heilsame Frucht der Jubiläumsbuße, wenn das christliche Nordamerika wenigstens an den Resten der indianischen Urbevölkerung gut zu machen suchte, was es in vergangenen Zeiten an den Vorfahren derselben böse gemacht hat.

Und wie stands mit der Mission im Norden? Auch die Puritaner haben von Anfang an die Ausbreitung des Reiches Gottes unter den Heiden als eine ihrer Aufgaben betrachtet. Die Devise auf dem Siegel der Kolonie Massachusetts war ein Indianer mit den Worten in seinem Munde: Komm herüber und hilf uns. In dem Charter der Kolonie, welchen Karl I. ausstellte, wird die Bekanntmachung der Eingebornen mit dem christlichen Glauben geradezu als ein Hauptzweck der Niederlassung bezeichnet.[1]) Zu einer systematischen Christianisierung kam es indes erst nach 25 Jahren. Wohl wurden gelegentlich einige Indianer im Christentum unterwiesen und besonders diejenigen, welche als Dienstboten in den Familien der Ansiedler sich aufhielten, unter christlichen Einfluß gestellt, aber erst mit Eliot beginnt 1646 die eigentliche Indianermission. Trotz der ausgezeichneten Männer, welche sich diesem Werke widmeten, neben Eliot sei nur an die Mayhews, Brainerd, Wheelock, Kirkland, Zeisberger erinnert, stand die Indianermission (auch die von den französischen Jesuiten mit großem Eifer getriebene) unter dem verhängnisvollen Geschick, daß ihr, gerade wenn sie sich in der hoffnungsvollsten Blüte befand, durch blutige Kriege immer wieder die Wurzeln abgegraben wurden. Es ist eine heldenmütige aber eine tragische Erscheinung, diese In-

[1]) Es heißt da: The settlers may wynn and incite the natives of the country to the knowledg of obedience of the onlie true God and Savior of mankinde and the Christian fayth, which in our royal intenson and the adventurors free profession is the principall ende of this plantation. Hazard, State Papers. Vol. I p. 252. —

dianermission. Und bis auf den heutigen Tag ist es ihr nicht gelungen, die sämtlichen Reste der Urbevölkerung in den Vereinigten Staaten zu christianisieren. Es sind nicht mehr viel Indianer hier vorhanden, etwa 270 000, und wenn es hoch kommt sind reichlich zwei Drittel derselben (evangelische und katholische) Christen.

Es lebt aber in den Vereinigten Staaten auch eine große Negerbevölkerung: sie zählt heute fast 8 Millionen. Schon die bloße Anwesenheit derselben ist wieder eine Anklage, denn sie ist auf den Sklavenhandel zurückzuführen. Nun hat ja allerdings das christliche Nordamerika den Fluch endlich von sich abgeschüttelt, eine nach Millionen zählende schwarze Bevölkerung auf seinem Grund und Boden in Sklaverei zu halten, aber die lange Sklavenzeit zählt doch nicht zu den glorreichen Erinnerungen der Republik. Ein Lichtblick in der Geschichte der schwarzen Einwanderung ist die christliche Mission, die sich der Neger mit Liebe und Eifer angenommen hat und so erfolgreich gewesen ist, daß dieselben im ganzen als christianisiert und zwar vorwiegend zum evangelischen Christentum bekehrt gelten können. Mag immerhin das Christentum der Majorität dieser Neger der methodistischen Exzentrizitäten und sittlichen Mängel nicht wenige enthalten, aktiver und selbständiger als das der südamerikanischen Urbevölkerung und selbst eines großen Teils der Mischbevölkerung ist es jedenfalls, und die Zahl der einzelnen schwarzen Christen, die durch ihre christliche Bildung wie durch ihren christlichen Wandel ihrem Glauben alle Ehre machen, ist nicht gering. Leider ist die sociale Stellung der Neger, auch der christlich gereiften, gebildeten und civilisierten, noch eine offene Wunde am Körper der großen Republik, deren Heilung auch unter die Jubiläumsaufgaben gehören dürfte.

Betrachtet man das gesamte Amerika als Missionsobjekt, so kann der Rückblick bei der 400jährigen Feier seiner Entdeckung keineswegs eine ungetrübte Jubelstimmung hervorrufen. Die Christen, welche sich des Landes bemächtigt, haben an der nichtchristlichen Indianer- wie Negerbevölkerung sich schwer versündigt und ihrer Missionsaufgabe nicht mit dem Ernste, in dem Umfange und dem christlichen Geiste genügt, wie es ihre Pflicht gewesen. Diese Thatsache darf in einer Missions-Zeitschrift um so weniger verschleiert werden, als sie — wenigstens soweit unsre Kenntnis reicht — in der großen Jubiläumsliteratur vor all den glänzenden Folgen und Erfolgen der neuen Welt-Entdeckung völlig in den Hintergrund gedrängt ist.

Aber Amerika ist auch ein Missionssubjekt geworden. Zwar man kann dies nicht unterschiedslos von dem gesamten Erdteil sagen. Das römisch-katholische Südamerika treibt so gut wie keine Mission, obgleich

wenigstens seine Mischlingsbevölkerung längst völlig christianisiert ist. Allerdings leistet es einige Missionsbeiträge, nämlich zusammen mit Centralamerika in 1891: 22 600 M. Größer sind die katholischen Beiträge in Nordamerika, nämlich in demselben Jahre 465 150 M. Dagegen empfing das gesamte katholische Amerika 435 000 M. von der Gesellschaft der Verbreitung des Glaubens[1]) also beinah ebensoviel als es gab. Das ist für die vielen Millionen katholischer Amerikaner eine sehr dürftige Leistung. Nun treiben dieselben unter Negern und Indianern, im Norden und Süden des Erdteils wohl einige Mission, aber daß sie selbständig auch unter außeramerikanischen Heiden missionierten, davon verlautet nichts. Es wird nicht an Leuten fehlen, die ihnen das zum Verdienst anrechnen, daß sie sich auf die Bekehrung der Heiden in Amerika beschränken, allein es thut nicht not, den Lesern dieser Zeitschrift auseinanderzusetzen, daß eine solche Beschränkung kein Zeichen der Gesundheit einer Kirche ist. Die südamerikanischen römischen Kirchen sind beinahe 400 Jahre alt; wenn sie lebten, müßten sie auch missionieren.

Wie in kultureller Beziehung, so ist auch bezüglich der Missionsthätigkeit ein ungeheurer Unterschied zwischen dem Süden und Norden, den katholischen und evangelischen Amerikanern. Das kirchliche Leben in den Vereinigten Staaten hat der Schattenseiten viele, so bereit wir auch sind zuzugeben, daß unserm deutschen Geschmack manches nur als Schattenseite erscheint, weil es uns unsympathisch ist, aber im ganzen und großen entwickelt es eine Kraft, vor der die alte christliche Welt allen Respekt haben muß. Es hat sich hier ein evangelisches Christentum eingelebt, welches trotz seiner kirchlichen Zersplitterung eine protestantische Großmacht geworden ist, der noch eine bedeutungsvolle kirchengeschichtliche Zukunft bevorsteht. Dieser nordamerikanische Protestantismus ist auch auf dem Wege, immer mehr eine Missionsmacht ersten Ranges zu werden. Er versäumt nicht die Heiden im eignen Lande, obgleich er vielleicht ihre Christianisierung noch energischer hätte betreiben können; er sorgt mit einem Aufwand von für uns in Deutschland geradezu staunenswerten Mitteln für seine eignen kirchlichen Bedürfnisse wie für alle diejenigen Bestrebungen, welche wir etwa als innere Mission bezeichnen, und daneben treibt er eine weltumfassende Heidenmission. Und das thut er, ohne daß ein koloniales Interesse im Spiele ist, mit dem man die große britische Missionsthätigkeit wohl in Zusammenhang setzen kann. Von den ca. 42 Millionen M., welche der gesamte Protestantismus für die Heidenmission jährlich aufbringt, kommen auf Nordamerika reichlich 15 bis 16

[1]) Jahrbücher 1892, 26. 1891, 20. 27.

Millionen, von den ca. 4000 ev. Missionaren 1100. Die Weltstellung, die heute schon Nordamerika einnimmt und in Zukunft noch mehr einnehmen wird, kommt auch in der Weltmission, die es treibt, bereits zum Ausdruck und wird in der Zukunft vermutlich noch stärker zum Ausdruck kommen.

Gott sei Dank, daß in dem aufstrebenden evangelischen Nordamerika neben den wirtschaftlichen Interessen auch die Interessen des Reiches Gottes, die über die heimatlichen Grenzen hinausgehen, eine so kräftige Pflege finden. So wird die neue Welt wirklich ein Segen für die alte, indem ihre frische Initiative nicht bloß das christliche Europa in einen edlen Wettstreit hineinzieht, sondern auch ihr werkthätiger Glaube an dem nichtchristlichen Asien, Afrika und Ozeanien wieder gut zu machen sucht, was in der Vergangenheit an den Heiden Amerikas gesündigt worden ist. Und so dürfen wir, nachdem wir die dunkeln Schatten, die die Erinnerung an die amerikanische Urbevölkerung über das Jubiläum ausbreitet, nicht verschwiegen noch beschönigt, auch vom Missionsstandpunkte aus diese Feier unter die bedeutungs- und hoffnungsvollen Ereignisse der Geschichte zählen. Warneck.

Die religiöse Traktatliteratur der Chinesen.[1])

Von E. R. Eichler, Pfarrverweser in Saaralben (Lothringen), vormals Missionar in China.

Daß die Chinesen ein büchermachendes und bücherlesendes Volk sind, ist nichts Neues. Daß sie aber auch religiöse Traktate schreiben und teils gratis, teils gegen geringe Bezahlung verbreiten, dürfte weniger bekannt sein.

Ich gebrauche absichtlich den Ausdruck „Traktat“; denn schon der Name, welchen die Chinesen selbst diesem Zweig ihrer großen Literatur geben, zeigt, wie nahe verwandt die Aufsätze, Pamphlete und Bücher, welche darunter befaßt werden, mit den Erzeugnissen unsrer Traktatgesellschaften sind. Sie nennen dieselben: „Kuen schi wên“, d. h. „Literatur, die den Zweck hat, die Welt zu ermahnen“.

Während die Klassiker: Schu- und Schi-king, Konfucius, Mencius u. a. die Stelle der kanonischen, heiligen Bücher einnehmen, enthalten die Kuen schi wên mehr die populäre sittlich-religiöse Erbauungslektüre und entsprechen zum Teil unsrer asketischen Literatur.

Daß die Kenntnis dieser Traktate für den Missionar von größter Wichtigkeit ist, wird wohl niemand bezweifeln. Aber auch für den Theo-

---

[1]) Ein Vortrag, gehalten im studentischen Gustav-Adolf-Verein zu Straßburg.

logen und Christen in Europa dürfte ein kleiner Einblick in dieselben nicht ganz uninteressant sein. Vielleicht steigert sich das Interesse dieser Versammlung, wenn ich derselben im voraus verrate, daß viele Traktate von Studenten geschrieben und anläßlich der großen Staatsexamina unter das Volk verteilt werden. Die Erklärung dieses merkwürdigen Umstandes mag uns der Titel eines der vielen Traktate geben, die unter meine Hände kamen. Er lautet: „Kostbare Fähre, um über das Examen zu setzen und einen Grad (Baccalaureus, Licentiat, Doctor) zu erhalten.“ Wir sind geneigt unter dieser Fähre eine Art Eselsbrücke zu vermuten, so etwas wie die vielgepriesenen und vielgeschmähten Examen-Präparationen oder irgend ein Kompendium einer Wissenschaft. Allein diese chinesische Examenfähre ist ein religiöser Traktat voll von allerlei Ermahnungen zur Tugend und Ehrbarkeit. Sein Inhalt steht nicht im entferntesten in Beziehung zu den Examina. Trotzdem sie für ihre Staatsexamina allen Stoff auswendig lernen und nicht nur ihre Klassiker, sondern auch die Kommentare dazu wörtlich einpauken, ebenso wie die Muster zu ihren Aufsätzen und Liedern, so trauen sie doch ihrem riesigen Gedächtnis nicht ganz, sondern glauben, daß Erfolg im Examen und Promotion zu Rang und Würde abhängig ist von der Gunst der Götter. Und so sucht man sich dieselben, besonders den Gott der Literatur beim Civil-Examen, und den Gott des Krieges beim Militär-Examen, durch Verbreitung guter Bücher geneigt zu machen. Wir sind gewohnt, die Chinesen als Rationalisten zu betrachten, und das hat auch seine gewisse Berechtigung. Allein es scheint doch, daß die chinesischen Studenten weit religiöser sind als die europäischen, so lange die letzteren nicht Mitglieder von Traktat- und Bibelgesellschaften oder von Vereinen zur Verbreitung guter Schriften werden und selbst solche Bücher schreiben und unentgeltlich verteilen, ehe sie es wagen, sich zu den Staatsexamina zu melden.

Bei der Schreibluſt der Chinesen, bei der Schwierigkeit ihrer Examina und der Menge der Kompetenten, sowie der dazu im Verhältnis stehenden Häufigkeit und Höhe des Examenfiebers und andrer damit zusammenhängender Unpäßlichkeiten, ist es nicht zu verwundern, daß die Zahl ihrer Traktate Legion ist. Auch was den Umfang betrifft, herrscht die größte Verschiedenheit. Sie sind zu haben vom einfachen Handblättchen und Duodez-Format bis zum dickleibigen Band und vielbändigen Werk. Wenn man genauer zusieht, verteilt sich jedoch das Ganze dieser Literatur auf etwa drei Kategorien.

Es giebt erstens solche Traktate, in denen die Moral vorherrscht und das religiöse Element zurücktritt.

Zweitens solche, in denen umgekehrt das religiöse Element dominiert. Hierher gehören Gebetbücher, Litaneien, Beschreibungen der buddhistischen und taoistischen Hölle, Heiligenkalender u. a.

Im allgemeinen umfaßt die erste Klasse die genuin chinesischen d. h. orthodox-konfucianischen Traktate, die zweite dagegen besteht hauptsächlich aus buddhistischen und taoistischen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß der Konfucianismus nur trockene religionslose Moral ist. Gebete und Ceremonien bezüglich der Ahnenanbetung, Verehrung chinesischer Weisen und Heiligen, die kindliche Ehrfurcht, welcher ein besonderes Traktat gewidmet ist, das sogar den Namen Klassiker, „heiliges Buch" trägt, zeigen uns, daß auch der Konfucianismus nicht ohne tiefes religiöses Moment ist. Hier wird oft die Tugend religiös erfaßt, was wir leicht übersehen. Man kann sagen, daß die ureigenste Religion der Chinesen, welche weder von Konfucius gestiftet, noch von ihm aufgehoben ist, in der „kindlichen Ehrerbietung" besteht. Sie ist nicht nur die Wurzel aller Tugenden, sondern auch der Religion. Sie hat wohl zur Ahnenanbetung, sowie zur Verehrung alles dessen geführt, was den Chinesen hoch und heilig ist. So werden auch Himmel und Erde als Vater und Mutter, der Kaiser als der Sohn des Himmels und die Regierung als eine väterliche und mütterliche aufgefaßt.

Dies ist die spezifisch chinesische Religion. Alles andere: Buddhismus, moderner Taoismus, Schamanismus und Fetischismus ist mehr oder weniger von außen dazu gekommen. Einheimisches und Fremdes hat sich jedoch im Laufe der Zeit so miteinander vermischt und verquickt, daß es zu einem fast unzertrennlichen Ganzen geworden ist.

Und während wir seufzen: „Zwei Seelen wohnen, ach, in meiner Brust!" hat der Chinese mindestens deren drei: eine konfucianistische, eine taoistische und eine buddhistische. Man beklagt sich jedoch nicht darüber; denn man hält dies nicht für einen Übelstand, sondern sieht es, ganz ähnlich wie einst die Religionsmengerei im römischen Reich, als einen Vorzug und ein Zeichen der Vollkommenheit an. Ich habe oft den Nachweis aus dem Munde der Chinesen selbst gehört, wie wundervoll sich diese drei Religionssysteme ergänzen und alles bieten und leisten, was der Chinese an Religion und Moral im Leben und Sterben braucht. Entsprechend dieser Mischung giebt es nun auch eine dritte Klasse Traktate, in denen es ebenso schwer wird, die Elemente der verschiedenen religiösen Systeme voneinander zu trennen, wie im Herzen und Leben der heutigen Chinesen.

Nach diesem kurzen Überblick gestatten Sie mir Ihnen einige charak-

teristische Proben aus den Traktaten selbst zu geben. Ein Büchlein heißt: „Kostbarer Spiegel zur Erleuchtung des Herzens.“ Es enthält meist Stellen aus den Klassikern und ist schon vor Jahren von dem bekannten Sinologen Professor Plath in München teilweise in die deutsche Sprache übersetzt worden.

Ein andres Büchlein ist jedoch noch weit populärer. Es ist eine Art Sprüchwörter-Sammlung unter dem Titel: „Worte der Weisen.“ Dieses Büchlein ist das Spruchbuch der armen Dorfkinder, die nur im Winter oder Frühjahr einige Monate in die Schule gehen können, und daher vom Volkswitz „Frühjahrsfrösche“ genannt werden. Die meisten Chinesen, mit denen ich in Berührung kam, auch solche, welche nicht lesen konnten, wußten es auswendig. Nur die Stadtschüler und gelehrteren waren beleidigt, wenn man sie danach fragte, denen ist es nicht klassisch genug. Aber auf allen Dörfern im Süden Chinas ist es zu finden und auch im Norden soll es sehr beliebt sein. Es beginnt mit dem Satz, daß man die Gegenwart im Lichte der Vergangenheit und des andern Herz durch das eigene betrachten und kennen lernen soll.

Unser „Was der Mensch säet“ heißt hier: „Wer Hanf säet, erntet Hanf, wer Bohnen steckt, Bohnen.“

„Es ist nichts so fein gesponnen“ ist auf chinesisch: „Des Himmels Augen sind wie das feinste Sieb, das kleinste Stäubchen lassen sie nicht durch.“

„Not lehrt beten“ wird ausgedrückt:

„Im Glück vergißt man das Opfer,
Im Unglück umarmt man Buddhas Füße.“

Andere Sprüche sind: „Der Mensch wird keine hundert Jahre alt, und doch birgt tausendjährigen Kummer stets die Brust.“

„Menschengunst ist überall gleich, sie ist wie Papier, ein Bogen so dünn als der andere;
Die Vorgänge der Welt sind wechselvoll wie das Schach, jedes Spiel ist neu.“

„Ein naher Nachbar ist besser als ein ferner Verwandter.“

„Solange man Wein und Braten hat, hat man auch viele Brüder,
Ist man aber in Not, so sieht man niemand mehr.“

Diese Beispiele mögen genügen, den Inhalt des Büchleins zu charakterisieren.

Oft sind die Titel der Traktate schon interessant und packend wie bei der bereits erwähnten „Examen-Fähre“. Da heißt einer: „Du-sollst-nicht-Traktat“. Der Titel ist elliptisch und sollte eigentlich heißen: „Du sollst nicht unzüchtig sein“.

Es werden einige Geschichten erzählt zum Beweis, daß Humanität belohnt und Immoralität bestraft wird. Die Formel eines Gebets oder Ge-

lübdes wird gegeben für die, welche sich von unreinen Gedanken, Worten und Thaten enthalten wollen. Es wird aber hinzugefügt, daß der Gläubige nicht gerade an diese Formel gebunden sei, sondern auch in freier Weise seine eignen Worte gebrauchen dürfe. Dann folgt eine lange Liste von Geburtstagen verschiedener Götter und Heiligen, an welchen ehelicher Umgang verboten ist. Den Übertretern wird schwere Strafe angedroht, welche meist in Lebensverkürzung besteht. Auch das Töten von lebendigen Wesen wird untersagt und Fasten, bezw. Vegetarianismus empfohlen.

Die Tendenz dieses Traktats ist offenbar buddhistisch. Es ist eines der merkwürdigsten Phänomena des religiösen Lebens der Menschheit, daß in einem Volke, welches die Ehe so hoch und heilig hält, die kindliche Pflicht als Grundlage aller Religion und Moral betrachtet, und in einer zahlreichen Nachkommenschaft den höchsten Segen des Himmels erblickt, mit dem Buddhismus eine Religion Eingang gefunden hat, welche auf diametral entgegengesetzten Principien ruht.

Ein andrer Traktat heißt: „Das Buch schneller Erfüllungen.“ Er wurde 1863 publiziert und beginnt mit drei der berühmtesten und wichtigsten Traktate, welche von der Vergeltung handeln und auf welche ich später zurückkomme.

Dann wird erzählt, wie zwei Gelehrte, welche die Lehren dieser Traktate befolgten, dafür durch Rang, Reichtum und Würde belohnt wurden. Darauf folgt ein Formular von einer Art geistlicher Buchführung. Es wird gezeigt, wie man täglich genau alle verdienstliche Handlungen unter das „Haben“ und alle Fehler und Versäumnisse unter das „Soll“ setzen und auf diese Weise mit der Vorsehung sein Conto-Corrent führen soll. Weiter wird berichtet über eine Offenbarung, welche der Gott der Literatur einer gewissen Verbindung seiner Verehrer zu teil werden ließ. Für uns ist dieses Kapitel selbst eine Offenbarung, der Thatsache nämlich, daß Spiritismus, Séance und Planchette den chinesischen Studenten und Gelehrten keineswegs unbekannte Dinge sind. Es wird hier berichtet, wie in einer Neujahrsnacht ein Mitglied dieses spiritistischen Vereins zum Medium gemacht wurde und wie der Gott der Literatur durch ihn offenbarte, daß zwei andere Mitglieder, welche sicher darauf rechneten das nächste Examen zu bestehen, durchfallen würden, dagegen würde ein anderes weit weniger begabtes Mitglied bestehen und einen Grad erlangen, weil der Betreffende mehr verdienstliche Werke gethan habe. Diese Voraussage erfüllte sich denn auch. Es folgen ähnliche Geschichten von werkthätigen Studenten und Gelehrten, die mit Amt, Würde, Reichtum und langem Leben belohnt wurden. Den Schluß bilden Ermahnungen zu kindlichem Gehorsam und zur Ehrfurcht gegen beschriebenes Papier. (Auch Makulatur soll in China nicht zu unheiligen Zwecken verwendet werden. Beschriebenes Papier zu sammeln und im Götzentempel, in einem dazu bestimmten Ofen zu verbrennen, gilt als ein verdienstliches Werk und bedeckt eine Menge von Sünden.) Auf die Mahnungen zum Mitleid gegen beschriebenes Papier folgen solche für Eheleute, daß der Mann den Ton angeben und die Frau harmonisch ein=

stimmen soll; für jüngere Brüder, daß sie den älteren mit Respekt entgegenkommen, für Freunde, für Herrschaften, daß sie die Lehrlinge und Dienstboten in allem Guten fördern; für Nachbarn, Prozesse zu vermeiden, die Zunge im Zaum zu halten; daß man keinen ungerechten Gewinn nehmen und keine falsche Wage führen soll, daß die Beamten treulich ihre Pflicht thun, nicht grausam, nicht bestechlich sein sollen; endlich, daß man das Leben in aller Gestalt schonen soll. Dieses letztere Gebot ist in dem sonst ausschließlich konfucianischen Traktat ein buddhistischer Schwanz.

Ich komme zu einem andern Traktat, welcher den Titel hat: „Traktat der gewaltigen Erweckung. Neue vermehrte Auflage." Sein Inhalt soll die Welt aus ihrem Sündenschlafe aufrütteln.

Er beginnt mit der sechsfachen immer wieder anders gewendeten Aufforderung gute Bücher drucken zu lassen und zu verschenken. Dann folgt ein Kapitel: „Weise Worte die Welt aufzuwecken." Es enthält meist Sprüchwörter, sociale Verhaltungsmaßregeln und dergleichen. Das dritte Kapitel enthält ein geistliches Rezept, ähnlich wie man solche hie und da auch in alten christlichen Erbauungsbüchern findet. Das chinesische Rezept für das Herz lautet: Recipe:

1. Kardinaltugenden: alle fünf; (Humanität, Gerechtigkeit, Anstand, Weisheit, Treue),
2. Mütterliches Herz: das Ganze;
3. Gehörnten Mund, d. i. spitze Zunge, Klatschmaul: reiß aus bis auf die Wurzel;
4. Begier nach Macht und Gewinn: (diese sitzt in den Eingeweiden), daher heißt es: reinige die ganze Masse;
5. Vorsicht: 12 Gramm;
6. Unparteilichkeit: 10 Gramm;
7. Unkeuschheit: wirf sie ganz fort;
8. Ehrlichkeit: eine volle Dosis;
9. Nachgiebigkeit: 3 Gramm;
10. Friedfertigkeit: das ganze Stück;
11. List: wirf weg bis auf den Kern;
12. Pflichterfüllung: eine volle Dosis;
13. Geduld: 100 Stück, mache sie recht fein vor dem Gebrauch;
14. Wohlthätigkeit gegen Freunde: 3 Stücke;
15. Geiz: rotte ihn mit der Wurzel aus;
16. Gute Werke: Hier ist keine Grenze vorgeschrieben.

Nimm diese 16 Sorten Medizin, zerstoße sie zu Pulver und mache Pillen daraus in der Größe von Rosinen, und je nach Bedürfnis nimm eine davon, vor oder nach jeder Krankheit des Herzens und spüle sie langsam hinunter mit ein wenig Herzensberuhigungssuppe. Dann wird diese Medizin ein gutes Mittel sein gegen Unklarheit im Kopf, gegen Gedankenschwäche, innern Ärger, Trägheit, Sarkasmus und List; gegen gemeines Wesen und Bosheit und ähnliche Krankheitserscheinungen wird sie, obwohl bitter für den Mund sich doch dem Herzen gesund erweisen.

Neben diesem Rezept findet sich ein Abschnitt, der Regeln enthält für

junge Burschen, welche bei fremden Leuten in Dienst gehen. In China ist der Lehrling zugleich „Mädchen für alles“. Hier sind Vorschriften für ihn über frühes Aufstehen, Stube fegen, Staub abwischen, Bett machen, Thee kochen, anständiges Benehmen rc.

Erwähnenswert ist noch ein „Reim die Welt zu erwecken“, den man sehr wohl auch mit „Vanitas vanitatum, et omnia vanitas!“ überschreiben könnte. Ich habe versucht diesen Reim in deutscher Sprache wiederzugeben:

„Der Süden kommt, der Norden geht, der Osten flieht den Westen,
Dies flüchtig Leben eitel ist, selbst wenn es wär' vom Besten.
Der Himmel dort, die Erde hier, sie sind ganz nichtig beide,
Und wie im Traume unbewußt, dazwischen sind die Leute.
Eitel ist die Sonne und der Mond dazu
Und ihr Gehn und Kommen ohne Rast und Ruh.
Eitel ist der Hügel, eitel auch das Thal,
Keiner ihrer Herren bleibt, sie gehn zumal.
Eitel ist das Silber, auch das Gold ist eitel,
Wer behielt im Tode je etwas im Beutel?
Eitel sind die Kinder, eitel auch die Frauen,
Denn im Jenseits kann man sie nie wiederschauen.
Von dem heil'gen Kanon, von der wahren Lehr'
Sind die Formen eitel, die Buchstaben leer.

Es drängt die Nacht den Morgen, der wird dem Tag zum Raub,
Die Menschen sind wie Bienen und sammeln Blütenstaub;
Wenn sie von hundert Blumen gesammelt Honig süß
Ist's End ein leerer Magen und bittre Kümmernis.
Wenn du des Wächters Ruf vernimmst um Mitternacht,
Kaum drehst du dich im Bett, so kommt der Tag mit Macht.
Im Grund ist in der Welt doch alles nur wie Schaum,
Ja, alles nur ein Akt im Sommerabendtraum.
Groß ist das rote Land, das weiße Meer ist weit;
Die besten Mittel sind: Geduld, Friedfertigkeit.
Wie Sonn' und Mond nicht weichen von ihrer festen Bahn,
Thu' deine Pflicht desgleichen bis einst der Tod klopft an.
Halt fern dich stets vom Streiten,
Vom Richten und Beneiden.
Die Welt ist eine schlimme Falle,
Alt werden auch die Jungen alle.
Es schad't dir nichts ein wenig Dürftigkeit,
Auch scheu' dich nicht zu üben etwas Nachgiebigkeit.
Trug, List und Gier sind schier die Hölle gar,
Gerechtigkeit und Treu' der Himmel voll und wahr.
Der Mensch hält sich so klug und schlau berechnend denkt,
Der Himmel läßt ihn gehn und doch die Dinge lenkt.
Kein Mensch hält's Alter auf und Krankheit oder Tod,
Doch machen alle selbst sich ihre eigene Not.

Sie sind stets voller Sorgen und Mühen ohne End',
Doch wenn sie sterben, bleiben nur noch zwei leere Händ'.
Drum zanke nicht um Herrschaft und streite nicht um Macht,
Selbst hundert Jahre sind nur wie eines Schauspiels Akt:
Da man weint und lacht, sich trennt und vereint,
Und doch immer fröhlich erscheint;
Da Gut' und Böse, Häßlich' und Schöne
Geschäftig sind in der Scene —
Bis plötzlich der Vorhang fällt und die Vorstellung ist aus,
Dann stehst du da verwirrt, weißt nicht den Weg nach Haus."

Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß dieser Reim buddhistischen Ursprungs ist.

Wie dieser Traktat ein geistliches Rezept enthielt, so giebt es andre, welche Ratschläge für Kinderkrankheiten und Rezepte für andere Leibesübel enthalten. Alle sind in der ernsten Absicht geschrieben, dem Nächsten Gutes zu thun und manche erinnern an Schriften, wie sie unsre gefeierte elsässische Schriftstellerin Maria Rebe in letzter Zeit ihrem Volke gewidmet hat. —

Drei der wichtigsten und verbreitetsten Traktate, welche in viele Bücher aufgenommen sind, stammen aus der Sung-Dynastie (von 970 bis 1127).

Der erste ist: „Das Buch menschlicher Thaten und ihrer Vergeltungen vom Allerhöchsten." Unter dem „Allerhöchsten" ist Lao-tzu, der vergötterte Stifter des Taoismus gemeint. Der zweite heißt: „Ein wahres, heiliges Buch die Welt zu erwecken vom heiligen Herrscher und Fürst Kwan." Kwan ist der chinesische Kriegsgott.

Der dritte hat den Titel: „Eine Schrift über das geheime Gesetz der Vergeltung vom Gott der Literatur."

Diese drei Aufsätze existieren in mannigfaltiger Form und Größe, mit und ohne Kommentar und Anhängen von Geschichten über handgreifliche Belohnung der Tugendhaften. Die Vergeltung des Himmels ist das Thema aller. Die Guten werden belohnt und die Bösen bestraft, aber Lohn und Strafe des Himmels treffen hier auf Erden ein als die natürlichen oder providentiellen Folgen menschlichen Handelns. Der Glaube an ein zukünftiges Leben ist nicht in ihnen ausgesprochen. Wenn beim Tode in der Rechnung des Einen oder des Andern eine Bilanz von Glück und Ehre für Gutthaten oder von Unglück und Schande für Unthaten vorhanden ist, so wird dieselbe von der Vorsehung irgendwo aufgespeichert und geborgen, um gelegentlich seinen Nachkommen ausgezahlt zu werden. Da der dritte der erwähnten Traktate nicht zu lang ist, und

da ich ihn bereits vor 12 Jahren für eine englische Zeitschrift [1]) aus dem Grundtext übersetzt habe, kann ich ihn hier als Probe für die andern im deutschen Gewande vorführen.

„Die Schrift über das geheime Gesetz der Vergeltung vom Gott der Literatur."

„Der Gott (der Literatur) sagt: „Obwohl ich durch 17 Generationen ein Gelehrter und hoher Beamter war, quälte ich doch nie das Volk, noch habe ich je die niederen Beamten tyrannisiert. Ich half den Menschen im Unglück und linderte ihre Not. Ich hatte Mitleid mit Waisen und übersah Fehler, die in Übereilung begangen wurden. Durch meine vielen Werke der Wohlthätigkeit, welche ich frei und ohne Sucht nach Ruhm und Ehre vollbrachte, habe ich selbst Einfluß auf den Himmel in der Höhe gewonnen.[2])

Wenn ihr (die Beamten sind zunächst gemeint) nun auch eure Herzen in derselben Weise bewahren könnt, als ich es gethan habe, so wird der Himmel gewiß auch euch segnen." (Bis hierher war vom Vorbild des Gottes der Literatur die Rede; es folgt nun seine Lehre.) „Er lehrt die Menschheit" heißt es weiter, „indem er spricht: „Vor Zeiten lebte ein Mann, Namens Yü-kung, ein einfacher Gefängnisaufseher, der (durch gute Werke) sein Thor erweiterte, damit es ein Viergespann einlassen konnte." Er that das in der gewissen Zuversicht, daß seine Nachkommen infolge der guten Werke, die er gethan hatte, zu Amt und Würden kämen, worin er nach den Aussagen des Kommentars auch nicht getäuscht wurde.

„Da war ferner Töu schi, welcher die Leute in ihrem Elend unterstützte, ihm wurde gegeben, daß er fünf Zweige aus der Krone des Zimmetbaumes schneiden durfte." Dies ist eine Ceremonie, welche bei der Promovierung zum Kü-jin, Doktorgrad, vorgenommen wird; es will also heißen, daß seine fünf Söhne diese Würde erlangten.

„Ein andrer rettete Ameisen und erhielt dafür später zur Belohnung den höchsten Grad im Han-lin." Der Han-lin oder Pinselwald ist die Universität oder das Kollegium Gelehrter in Peking, zu welchem nur Kü-jin, Doktoren, Zutritt haben. Zu diesem Satz im Text giebt der Kommentar die folgende Geschichte, welche als Probe dieser Art Erzählungen und Erfüllungen dienen möge.

„Zwei Brüder, Namens Sung Kiao und Sung K'i, hatten eben die größeren Studien begonnen, d. h. beim ersten Buch der Klassiker, dem Ta-hioh, angefangen zu lernen. Eines Tages begegneten sie einem alten buddhistischen Priester, welcher ihnen ihre Zukunft in folgender Weise voraussagte: „Der Jüngere von euch wird den höchsten Grad im Reich erlangen, obwohl der ältere auch nicht verfehlen wird, einen hohen Grad im Examen zu be-

---

[1]) The China Review.

[2]) Der Kommentar giebt zur letzteren Stelle folgende Erklärung: Der Gott der Literatur war eins mit dem Himmel; er war jeden Augenblick von gleicher Gesinnung als der Himmel und that die Werke, die der Himmel vollbringt; konnte er da zu irgend einer Zeit und in irgend einer seiner Handlungen verfehlen den Himmel zu beeinflussen?

kommen.“ Nach dem Frühlings-Examen begegneten die Brüder dem Mönch wieder. Kaum hatte der letztere den älteren Sung gesehen, so beglückwünschte er ihn, indem er sagte: „Mein Herr, Ihr Gesicht ist ganz verändert, seit ich Sie zum letztenmal sah; Sie sehen aus, als ob Sie die Wiederbelebung von mehreren tausend lebendigen Wesen verursacht hätten.“ Kiao lachte und sagte: „Wie sollte ich, ein armer Student, das fertig bringen?“ „Warum nicht“, entgegnete der Priester, „alles, was sich regt und bewegt gehört zu den Lebewesen.“ Nach einer längeren Pause sagte Kiao: „Vor zehn Tagen kam ein Platzregen hernieder auf ein Ameisennest, welches sich in einer Aushöhlung unter meiner Halle befand. Als ich die Ameisen in Gefahr sah, machte ich ihnen eine Art Brücke von Bambus und rettete sie. Ist das vielleicht, was Sie meinen?“ „Ja“, antwortete der Priester, „und nun hören Sie mich an; obwohl Ihr jüngerer Bruder der höchste Beamte im Reich werden wird, so werden Sie doch nie unter ihm stehen.“ Später als die Namen der Promovierten bekannt gegeben wurden, hatte der jüngere Bruder K'i in der That den höchsten Han-lin-Grad erhalten. Da aber die Königin Chang-hien erklärte, daß nach chinesischer Sitte kein jüngerer Bruder über seinem ältern Bruder stehen dürfe, so wurde Kiao, der ältere zum ersten gemacht und K'i bekam die Nummer 10 auf der Liste. So erlebten beide Brüder die Erfüllung der Worte des Priesters.“

„Ein andrer tötete und begrub eine doppelköpfige Schlange und wurde später Premierminister.“ (Soweit werden hauptsächlich Gelehrte und Beamte ermahnt, nun wendet sich der Traktat auch an gewöhnliche Menschenkinder.)

„Wenn du das Feld deines Glückes erweitern willst, so kann es nur geschehen im Verhältnis zu der guten Gesinnung deines Herzens. Sei allezeit bereit deinen Mitmenschen zu helfen, ihnen ihr Los zu erleichtern und alle Arten wohlthätiger Werke zu thun, ohne Verlangen nach Ruhm und Gewinn. Thue wohl an Dingen und Menschen; fördere das Gute und vermehre das Glück durch die Aufhäufung von Tugend. Durch Aufrichtigkeit übe einen umwandelnden (erziehenden) Einfluß auf die Menschen aus an Stelle des Himmels; und durch Nächstenliebe hilf deinen Landsleuten um deines Vaterlandes willen. Sei unterthan der Obrigkeit, gehorsam den Eltern, ehrerbietig gegen ältere Brüder (Höherstehende) und aufrichtig gegen Freunde. Ob du nun dem „Wahrhaftigen“, d. i. dem Tâo, dienst oder den Gott der Literatur, welcher im Sternbild des großen Bären seinen Sitz hat, verehrst, d. h. orthodoxer Chinese, Konfucianer, bist, oder ob du Buddha anbetest, und seine Litaneien hersagst; in jedem Falle mußt du den vier Gnadenspendern danken durch die Ausbreitung der drei Religionssysteme.“ (Die vier Gnadenspender sind: Himmel, Erde, Fürst und Eltern.) „Rette die Menschen aus ihrem Elend, wie du Fische retten würdest, die auf dem Trocknen nach dem Wasser schnappen, und befreie die Menschen aus ihrer Angst wie Vögel aus dem Netze. Erbarme dich der Witwen und Waisen, ehre die Alten, habe Mitleid mit den Armen. Kleide und speise sie und hilf in freigiebiger Weise den Hungrigen und Nackten auf der Straße. Verschenke Särge an Arme, damit kein Leichnam der Sonne und dem Tau ausgesetzt sei. Gehörst du zu einer reichen Familie, so unterstütze deine Verwandten und nimm dich in Zeiten der

Teurung der Bedürfnisse deiner Nachbarn und Freunde an. Halte richtiges Maß und Gewicht und bediene dich nicht eines leichten Gewichts beim Verkauf und eines schweren beim Einkauf von Waren. Behandle deine Dienstboten mit Nachsicht und Liebe; wie würde es dir anstehen, wenn du wunderlich und barsch, sie quälen würdest um Kleinigkeiten? Schreibe Erbauungsbücher und religiöse Traktate und laß sie auf deine Kosten drucken. Hilf Klöster, Tempel und Armenhäuser bauen und reparieren. Verschenke Arznei und rette die Menschen von ihren Krankheiten und Leiden. Spende Thee und Suppe an die Reisenden, ihren Durst zu löschen, und sie zu erquicken in der Hitze und Erschöpfung vom Marsch. Entweder kaufe zum Schlachten bestimmte Tiere, ihr Leben zu erhalten, oder faste streng und enthalte dich des Genusses von Fleisch, ihren Tod zu verhindern. Gieb acht bei jedem Schritt, ob auch Insekten oder Ameisen im Wege sind. Setze nie das Gras und die Bäume des Waldes in Brand. Dagegen zünde Laternen an in der Nacht, damit der Wanderer seinen Weg finden kann. Mache Fährboote und bringe die Leute über die Flüsse. Steige nicht auf die Berge Vögel zu fangen, oder in das Wasser, Fische und Krebse zu töten. Schlachte nicht den pflügenden Büffel. Wirf kein beschriebenes Papier fort. Mache keine listigen Pläne, die Habe und das Eigentum des Nächsten an dich zu reißen. Sei nicht neidisch auf andere wegen ihrer Fähigkeiten und Gaben. Vergehe dich nicht an deines Nächsten Weib oder Tochter. Reize nicht die Leute, miteinander zu streiten und zu prozessieren. Schädige nicht den Ruf und das Vermögen deiner Mitmenschen. Suche nicht durch hinterlistige Pläne die Verlobung andrer rückgängig zu machen. Entfremde nicht Brüder aus geheimem Groll und entzweie nicht Väter und Söhne um gemeinen Gewinnes willen. Benutze deine Macht nicht, gute Leute zu strafen, noch stütze dich auf deinen Reichtum, Arme und Notleidende zu bedrücken. Begegnest du guten Menschen so nähere dich ihnen, damit du deine eigene Tugend in Herz und Wandel förderst. Begegnest du aber bösen Menschen, so halte dich fern von ihnen, damit du die Ursachen des Unglücks von deinen Augen hinwegthust. Stets bedecke das Böse und mache nur die guten Thaten andrer bekannt. Laß deinen Mund nicht bejahen, was dein Herz in demselben Augenblick verneint. Haue ab die Dornen und das Gestrüpp im öffentlichen Weg und entferne Scherben und Steine, welche den Pfad ungangbar machen. Hilf die Straßen auszubessern, welche uneben liegen seit hunderten von Jahren und die Brücken zu bauen, über welche Tausende und Zehntausende gehen müssen. Fördere Bildung und Erziehung, damit du die Fehler andrer verbesserst. Verschenke deine Reichtümer und laß sie zur Erleichterung und zur Vermehrung des Glückes andrer dienen. Handle in Übereinstimmung mit der Vernunft des Himmels (die Vernunft des Himmels heißt hier die vergeltende alles beherrschende Vorsehung); und wende dich an die Gefühle der Menschen. Habe die Weisen und ihr Vorbild so vor Augen, als sähest du sie in deiner Suppe und an deinen Wänden. Sei wachsam über die Gedanken, welche außer dir nur deine Bettdecke oder dein Schatten kennt. Thue nichts Böses und vollbringe alles, was gut ist mit Hingabe. Wenn du also handelst, dann wird sicher kein unglücklicher Stern auf dich herabkommen; im Gegenteil, nur gute Geister werden dich umgeben und schützen. Dann wirst du eine nahe Vergeltung erlangen, welche dir selbst zu teil wird und

eine fernere wird deinen Kindern und Enkeln gegeben werden. Alle Arten von Glück werden sich zumal auf dir niederlassen und alle Sorten glücklicher Omen werden sich um dich sammeln wie Wolken. Wahrlich, alles dies wird erlangt werden von dem, welcher im verborgenen (uninteressiert) diese Werke der Humanität thut."

So die „Schrift über das geheime Gesetz der Vergeltung", welche Anfangs des 12. Jahrhunderts zum erstenmal veröffentlicht wurde. Wir haben hier ein wunderbares Gemisch konfucianischer, taoistischer und buddhistischer Ideen; aber die Vergeltung ist noch eine diesseitige. Im Mittelalter haben die Chinesen jedoch auch eine ausgebildete Eschatologie erhalten. Der Buddhismus hat ihnen die Vorstellungen von Hölle und Himmel, Hades und Fegfeuer, Metempsychose und dergl. gebracht. Der moderne Taoismus hat dann in seiner monströsen Nachäffung des Buddhismus diese ursprünglich ausländischen Ideen dem chinesischen Geiste etwas näher gerückt. Ein Traktat, taoistisch-buddhistischen Ursprungs, welcher ebenso populär und verbreitet ist, als die letztgenannten drei, ist das „Göttliche Panorama", welches nicht nur dem Namen nach an Dantes „Divina Comedia" erinnert, sondern auch dem Inhalt nach mit derselben verwandt ist. Es wird stets mit Abbildungen herausgegeben und hat solchen Einfluß auf das chinesische Volksleben ausgeübt, daß in jeder Kreisstadt Chinas, im Tempel des Beschützers der Stadt, in 10 Seitenhallen das Infernum mit seinen Qualen und Schrecken nicht nur bildlich, sondern figürlich dargestellt ist. Alles, um die Welt zu ermahnen und die harten Herzen der Chinesen weich zu machen durch den Anblick der Verdammten, die für ihre Laster und Sünden zersägt, zerstampft, in Öl gesotten, an glühende Röhren gebunden, gevierteilt (oder eigentlich nach chinesischer Sitte gezweiunddreißigteilt) werden, um nach all den Qualen, die sie in den 10 Haupt- und über 100 Nebenhöllen ausgestanden haben, vielleicht als Schwein, Hund oder Käfer wiedergeboren zu werden in den ewigen Kreislauf der Dinge.

Diese Proben dürften hinreichen, Ihnen einen zwar nur geringen, aber keineswegs einseitigen Blick in die chinesische Traktatliteratur zu geben.

Es ist noch zu bemerken, daß die große Mehrzahl der Verfasser, selbst die konfucianischen, ihre Lehren der Moral und ihre ethischen Forderungen durch die Religion zu befestigen und zu stützen suchen, indem sie dieselben als Offenbarungen und Inspirationen von Göttern ausgeben und sich auf deren Autorität berufen. Von einigen dieser Traktate ist nicht nur der Inhalt inspiriert, sondern das ganze Buch mit Einband und allem wurde angeblich von einem Gott oder Genius empfangen, wie man auf einem Titelbild sehen kann.

Außer den bereits berührten Mängeln der chinesischen Traktate, ist zu erwähnen, daß sie nur zu häufig breite, detaillierte Beschreibungen lasterhafter Gewohnheiten enthalten und darin den Kapuzinaden des Mittelalters gleichen, während sie höchstens von unsern modernen, sensationellen, realistischen Romanen und unsern Zeitungsberichten über Verbrechen und Kriminalverhandlungen übertroffen werden. Daß dadurch die Menschen sittlich sehr gefördert werden, ist mindestens zweifelhaft. Die Chinesen haben jedoch ein Sprüchwort: „Des Menschen Herz ist hart wie Eisen, die Gesetze der Obrigkeit sind wie ein Ofen (der sie schmelzen kann).“ Also beides paßt zusammen. Selbst Chinesen, welche die Vorzüge unsrer Gesetzgebung anerkennen, behaupten, daß man mit den milden europäischen Gesetzen und Strafen in China nicht weit kommen würde.

Dazu steht nun in grellem Widerspruch die Überschätzung der Wirksamkeit der Traktate und guten Bücher. Die bloße Verbreitung wird nicht nur als ein Mittel zur Erlangung irdischen Glücks, sondern gleichzeitig als die vollste Satisfaktion für begangene und noch zu begehende Sünden hingestellt. Obwohl vom christlichen Standpunkt aus verwerflich, steht doch dieser Ablaß, den sich die Chinesen ohne Papst auf eigne Faust durch Verbreitung dessen, was sie für das Beste halten, verschaffen, höher als der, welcher in der römisch-katholischen Kirche erlangt wird durch Geldbeiträge, die in den Säckel des heiligen Vaters fließen.

Auch diese Traktatliteratur zeigt uns mehr als einen Berührungspunkt zwischen chinesischem Heidentum und römischem Katholizismus. In Wirklichkeit giebt es derselben so viele, daß katholische Missionare, die nach China kamen, in ihrer Einfalt erstaunt waren, daß es dem Teufel gelungen sei, die Religion der alleinseligmachenden Kirche so täuschend nachzuäffen. Wir fassen dieselbe Sache ein wenig anders auf. Doch die Beleuchtung dieser Ähnlichkeit des Romanismus mit dem Heidentum gehört nicht mehr in den Rahmen dieses Vortrags. —

Die Missionsthätigkeit des hamburg-bremischen Erzbistums im Mittelalter.

Von Pastor Iken in Bremen.

4. Die Mission im Osten.

Schon seit Beginn des neugegründeten Erzbistums an der Elbe war dessen Aufgabe auch für das östliche Slavengebiet bestimmt gewesen. In den seit 832 darüber vorliegenden Urkunden finden sich neben den „Dänen“

und „Sueonen" (Schweden) auch die „Slaven" erwähnt. Zwar gilts gerade mit diesen Urkunden große Vorsicht zu üben, da sie später im Interesse des Erzbistums nachweislich gefälscht worden sind. Allein auch eine genau prüfende Kritik hat die allgemeine Erwähnung dieser östlichen Stämme stehen gelassen und nur deren spezialisierte Grenzbeschreibung als späteres Fündlein verworfen.[1]) Und diese Richtung nach Osten hin lag nahe genug. Denn Nordalbingien oder Westholstein, das zum deutschen Gebiete des Hamburger Stiftes gehörte, grenzte unmittelbar an die slavischen Völkerschaften im Lande Wagrien, und im weiteren wohnten diese von der Elbe an in großer Fülle nach dem Osten zu und bildeten eine nicht minder lästige Nachbarschaft als die Nordleute. Wie sollte man da nicht ihre Bekehrung zum Christenglauben wünschen? Hatte doch schon der große Karl bei Begründung Hamburgs die Christianisierung sämtlicher angrenzender Heidenvölker ins Auge gefaßt, und wie er zum äußeren Schutz gegen die Dänen die „dänische Mark" gegründet, so auch gegen die Slaven das „sächsische Grenzland" (limes saxonicus).

Aber von einer Ausführung der Absicht, auch den Slaven von hier aus das Evangelium zu bringen, konnte lange Zeit keine Rede sein.[2]) Erst als die deutsche Königsmacht sich unter den sächsischen Fürsten Heinrich und Otto wieder hob, konnte man daran denken. Erzbischof Unni freilich, der jetzt wieder zu den Nordvölkern reiste, starb zu bald, als daß er weiteres beginnen konnte. Doch schon in seinen Tagen dachte man auch an die Bekehrung der Slaven. Wir hören, daß damals Bischof

[1]) Die Bulle von Papst Gregor IV., wahrscheinlich von Anfang 832, kann in ihrer gewöhnlichen Fassung (Hamb. Urkundenb. IX) unmöglich richtig sein, da sie bei den Nordländern außer Dänen, Schweden und Slaven allerlei Völker und Inseln nennt, die man damals nicht einmal dem Namen nach kannte (Norvehorum, Farrie, Gronlandon, Halsingalandon, Islandon, Scridefindum). In der kürzeren Fassung, wie sie bei Phil. Cäsar (Triapostolatus septemtrionalis S. 179 ff.) erscheint, werden nur die Dänen und Schweden genannt, sodann aber auch die Slaven mit dem Zusatz: „vel in ceteris (gentibus) ubicunque illis in partibus constitutis." Auch in der bald nach Ansgars Tode verfaßten Vita desselben fehlen die Slaven nicht (Kap. 14). So giebt auch die etwas spätere Bulle von Nikolaus I. vom 1. Mai 858 (richtiger 864), die in jener Vita (Kap. 23) und bei Adam (I, 29) vorkommt, die Slaven. Mithin ist ihre oft beanstandete anfängliche Zugehörigkeit zum Hamburger Erzstift nicht zu bezweifeln.

[2]) Es könnte als reine Ironie erscheinen, wenn in dieser Zeit (912) dem Erzbischof Hoger (909—916) vom Papst Anastasius III. die sämtlichen Rechte des Erzbistums bestätigt und dabei nicht nur jene damals unbekannten Länder des Nordens aufgezählt, sondern auch das Slavengebiet bis zum Flusse Peene (wie es später Otto I. bestimmte) als dazu gehörig bezeichnet werden. Aber die Bulle ist eben unecht.

Adalward von Verden dorthin gezogen und das Evangelium gepredigt habe. Näheres ist hierüber aber nicht bekannt. Nur soviel steht fest, daß er es nicht als dazu verpflichteter Kirchenfürst, sondern nur aus Liebe zur Sache gethan haben kann, wahrscheinlich auch ohne Erfolg.[1]) Als dann aber Otto der Gr. die deutsche Macht weit über die Slavengebiete hin ausdehnte und der ihm geistesverwandte Erzbischof Adaldag (ein Neffe eben jenes Adalward) die ganze Missionierung in großartiger Weise zur Ausführung brachte, wurde die Bekehrung der östlichen Völker mit demselben Eifer wie die der Nordländer betrieben und scheinbar mit gleichem Erfolge gekrönt.

Doch schauen wir uns zuerst diese Slaven etwas näher an. Bekanntlich waren infolge der Völkerwanderung die vielen östlichen Gebiete Deutschlands von der Weichsel bis zur Elbe hin und im Donaugebiete von den germanischen Stämmen großenteils verlassen und von anderen, aus dem weiteren Osten kommenden Scharen besetzt worden. Man nannte diese im allgemeinen Slaven, unterschied aber allmählich die mehr nach Süden hin wohnenden Polen, Czechen, Mähren und Ungarn von den eigentlichen Slaven im nördlicheren Gebiete, die dann wieder zum großen Teil den gemeinsamen Namen Wenden oder Winuler[2]) erhielten. Im einzelnen gehören auch zu den letzteren eine Menge von Stämmen, doch kommen für uns nur die an der Ostsee bis nach Pommern hin wohnenden, also im heutigen Ostholstein und Mecklenburg in Betracht. Das waren die Wagrier, die Obotriten, die Polaben und Warnaben, weiterhin die Circipaner, die Chizzinen und andre, letztere auch gemeinsam als Liutizen bezeichnet. Alle diese Völkerschaften waren den Germanen sehr wenig geistesverwandt, im großen Unterschied von den Nordländern, bei denen unsre Vorfahren in Religion, Sprache und vielen Sitten die gleiche Abstammung empfanden. Bei den Slaven war alles roher. Schon die Religion trug dies Gepräge. Nach Angabe ihrer Priester gab es wohl einen einigen Gott im Himmel, aber er kümmerte sich um die Erde nicht. Dafür existierten verschiedene Untergötter, die man an bestimmten Orten verehrte und fürchtete. Hierzu gehörte jener furchtbare Zwantewit auf

---

[1]) Die Notiz von Adalwards Thätigkeit unter den Slaven findet sich nur bei Adam (II, 1), ist aber durchaus nicht anzufechten. Da dieser Bischof am 28. Okt. 933 starb, so wird seine Arbeit vielleicht in die zwanziger Jahre fallen. Die Behauptung, daß damals das Slavengebiet zu Verden gehört habe, ist allerdings später aufgestellt, aber nicht zu erweisen (siehe Dehio a. a. O. I. Krit. Ausf. XII).

[2]) Adam (II, 18) leitet den Namen von den früher dort wohnenden Vandalen her.

Rügen, ferner Radegast in Rethre (Neustrelitz), Herowit in Wolgast, Prove in Aldenburg, die Göttin Siwa bei den Polaben u. s. w., während allen diesen als Prinzip des Bösen der schwarze Gott Czernebog gegenüberstand. Den Göttern opferte man allerlei, auch Menschen, am liebsten die verhaßten Christen, und namentlich sind dem schrecklichen vierköpfigen Zwantewit zahllose Christen geschlachtet worden. Daneben charakterisiert das Volk eine grenzenlose Kriegs- und Plünderungssucht verbunden mit Treulosigkeit und Grausamkeit; für friedlichere Beschäftigungen haben sie wenig Sinn und sind auch im gewöhnlichen Leben sehr bedürfnislos. Edlere Züge, wie bei den Germanen und Nordländern auch in ihrer Heidenzeit, sucht man, abgesehen von der oft gerühmten Gastlichkeit, hier vergeblich oder findet sie nur als Ausnahmen. Daraus ist sowohl ihre völlige Unempfänglichkeit fürs Christentum als auch der tödliche Gegensatz zwischen ihnen und den Germanen verständlich. Die Geschichte der Missionsbestrebungen unter diesen Slaven oder Wenden ist deshalb auch wenig befriedigend; sie ist ein immer wieder beginnendes Bemühen von seiten der Christen, das aber fast jedesmal resultatlos verläuft, bis es mit dem Untergange dieser Stämme seinen Abschluß findet. Hier kann diese Geschichte nur in den wichtigsten Zügen gegeben werden.[1])

Schon Heinrich I. hatte die östlichen Völker, die Deutschland stets beunruhigten, siegreich bekämpft, und Otto der Gr. führte auch hierin das Werk des Vaters zur Vollendung. Wie er die dort gegründete Lausitzer Mark dem Grafen Gero übertrug, so bildete er aus dem nördlichen Wendenvolk eine eigene Mark, die er dem neuernannten Sachsenherzoge Hermann Billing übergab und die seither gewöhnlich als Billingsche Mark bezeichnet wird. Diese beiden Fürsten setzten die Bekämpfung und Unterwerfung der Slaven mit vielen Gewaltthätigkeiten fort. Otto aber, größer und weiterblickend als sie, faßte zugleich ihre Christianisierung ins Auge. 946—948 gründete er die drei Wendenbistümer Brandenburg, Havelberg und Aldenburg, entsprechend den drei in Dänemark gegründeten Bischofssitzen Schleswig, Ripen und Aarhus. Wahrscheinlich plante er hierbei von vornherein die Errichtung eines wendischen Erzbistums, doch stellten sich der Ausführung vorerst noch manche Schwierigkeiten entgegen. Ins-

[1]) Auch für diesen Teil unsrer Darstellung ist der zeitgenössische Schriftsteller Adam von Bremen eine wichtige Quelle. Aber da sein Buch nur bis etwa 1080 reicht, hernach aber zum Teil die Hauptsache folgt, ist für uns weit wichtiger jener Helmold, ein Priester zu Bosow in Holstein, welcher um 1070 seine „Chronik der Slaven" schrieb, ein Werk, das bei allen Historikern hohe Anerkennung gefunden hat. Eine Fortsetzung desselben, auch für uns, bildet die Chronik des Abtes Arnold von Lübeck, welche etwa bis 1209 reicht.

besondere behauptete der Mainzer Erzbischof Friedrich ein altes Recht auf die Völker des Ostens zu haben, während Erzbischof Adaldag, sonst mit des Kaisers Plänen einverstanden, auf seine Legation für die Slaven hinwies. Einstweilen ward daher angeordnet, daß Brandenburg und Havelberg zu Mainz, Aldenburg aber, das im östlichen Holstein lag, zu Hamburg komme (948). Otto ließ damit seinen Plan nicht fallen, sondern arbeitete an demselben, der ihm zur förmlichen Lieblingsidee ward, unausgesetzt weiter. Viel später gelang er denn auch. Im Jahre 967 wurde das Erzbistum Magdeburg gegründet, das für alle östlichen Völker gelten sollte. Es erhielt neben Brandenburg und Havelberg noch die inzwischen gestifteten Bistümer Merseburg, Zeitz und Meißen. Nur Aldenburg ward ihm nicht überwiesen, es sollte bei der norddeutschen Metropole bleiben. Der Kaiser wollte damit nicht nur jener alten Bestimmung genügen, sondern vor allem auch seinen treuen Adaldag belohnen.

Damit waren alle der Ostsee zu gelegenen Völker bis zum Flusse Peene, d. h. eben jene Billingsche Mark, unserm Erzbistum übergeben, und Adaldag säumte nicht, hier sofort seinen Beruf zu erfüllen. Der Ort Aldenburg (jetzt Oldenburg in Holstein) im Lande Wagrien, bei den Wenden Stargard genannt, wurde kirchlicher Mittelpunkt des Landes. Hierher kam ein gewisser Ezwardus, aus dem Kloster Hirsau stammend, als Bischof, welchem später Wego und Ezìko folgten. Viele Priester mußten von da aus ins Land ziehen, um überall christlichen Gottesdienst zu halten, das Götzenwesen zu bekämpfen und die Leute zu besserem, thätigen Leben aufzufordern. Wohl erhoben sich die Wenden gegen solche Zumutung im Jahre 966 unter den Fürsten Selibar und Mistaw, aber schnell wurden sie von den deutschen Waffen wieder niedergeworfen, und jeder Widerstand schien unnütz. In Aldenburg erhob sich an der Stelle eines Götzentempels die erste Kirche, die dem Täufer Johannes gewidmet ward, und auch sonst sollen mehrere Kirchen und Klöster im Lande erbaut sein. Der Götzendienst zog sich mehr zurück, und das Christentum schien Triumphe zu feiern.

Aber alles das war nur Schein. Es gehörte mit zu der Art dieser Völker, ihre Gesinnung für den Augenblick zu verbergen, die christliche Hülle anzuziehen und dann bei Gelegenheit mit unmenschlicher Wut alles zu vernichten, was sie eben noch angebetet. Unter dem großen Otto ging alles gut, gestützt durch die feste, wenn auch von Anfang an harte Herrschaft der Billinger. Auch unter Otto II. schien es so zu bleiben. Sobald aber die Nachricht von dessen Niederlage in Kalabrien (982) und seinem bald erfolgten Tode (983) ins Wendenland kam, erhob sich

alles zu einem furchtbaren Aufstande. Wie die Dänen damals über die Grenze drangen, so ward auch bei den Wenden zuerst Brandenburg und Havelberg zerstört, dann verheerte der Obotritenfürst viele deutsche Niederlassungen in der Billingermark, kam hierauf auch über die Grenze und verbrannte Hamburg. Adaldag mußte in seinen letzten Regierungsjahren noch diesen Kummer erleben, ohne Hülfe zu sehen. Ja nach seinem Tode wards noch schlimmer. 990 erfolgte ein neuer großer Aufstand der Wagrier und Obotriten, der insbesondere gegen alles Christliche gerichtet war. Diesmal wurde auch Aldenburg zerstört, Bischof Volkward, bisher geblieben, mußte fliehen, und ein fürchterliches Blutvergießen fand unter den ergriffenen Priestern statt. Aber das deutsche Reich war noch zu mächtig, als daß es lange so bleiben konnte. Die Wenden unterlagen allmählich den Waffen der Sachsen und mußten sich 996 zu einem Frieden bequemen. Freilich schien es mit der Wiedereinführung des Christentums vorbei zu sein, wenigstens solange der schwache Erzbischof Libentius I. lebte. Aber unter seinem Nachfolger, dem gewiegten Unwan, gings auch hierin wieder vorwärts. Es wurde wieder ein Bischof, Benno, nach dem verlassenen Aldenburg geschickt und die Missionierung neu angefaßt. Allein die Spannung zwischen dem Sachsenfürsten Bernhard, der die Wenden bedrückte, und Kaiser Heinrich II., der in dem einen Stamm derselben, den Liutizen, seine Bundesgenossen sah, mußte die Sache lähmen. Noch mißlicher wards, als 1018 die Liutizen ins Land der Obotriten einfielen, um das Volk gegen die Sachsen aufzurufen, und als dann 1019 sich Bernhard zum Aufstand wider den Kaiser erhob. Glücklicherweise gelang es dem klugen Kirchenfürsten, die beiden letzteren zu versöhnen (1020) und damit die deutschen Kräfte wieder zu vereinen. Aber zu einem festen und zugleich fürsorglichen Verhalten zu den Wenden war weder Heinrich II. noch sein Nachfolger Konrad II. zu bringen. Noch weniger hatte Herzog Bernhard hierfür Sinn; er wollte nur den Zins erheben, die Christianisierung schien ihm dazu — wie so vielen späteren christlichen Herrschern und Staatsmännern — eher schädlich als nützlich zu sein. Unwan konnte nur Hamburg wieder aufbauen und mit den Obotritenfürsten Uto (Pribigniew) und Sederik freundlich verkehren. Den ersteren mußte er auch fürs Christentum zu gewinnen, während Sederik, sowie seine Söhne Gneus und Anatrog im Heidentum blieben. In Aldenburg hatte Bischof Benno nichts ausrichten können und war gewichen. Der nach seinem Tode (1023) geweihte Nachfolger Reinhold ist garnicht einmal dorthin gekommen. Die Einführung des Christentums schien je länger je mehr unmöglich zu sein.

Aber durch eine wunderbare Wendung der Dinge kams plötzlich anders. Der eben genannte Fürst Uto hatte nach Annahme des Christenglaubens seinen Sohn Gotschalk (Godeskalk) dem Kloster in Lüneburg zur Erziehung übergeben. Hier vernimmt der letztere, ein kräftiger, begabter Jüngling, daß sein Vater von einem Sachsen erschlagen sei. In hochauflodernden Zorn entflieht er zu seinem Volk, entflammt dasselbe zur Schilderhebung und richtet ein entsetzliches Blutbad unter den Sachsen an. Doch Herzog Bernhard überwindet ihn und läßt ihn unter der Bedingung, das Land zu verlassen, frei (1031). Der Jüngling geht nach England zu König Knut, in dessen Dienst er viel ausrichtet. Hernach wird er Schwiegersohn des Dänenkönigs Suein Estrithson. Nach zwölf Jahren kehrt er mit großem Anhang in seine Heimat zurück, wirft die Widerstrebenden nieder und errichtet unter Wagriern, Obotriten, Polaben und weiterhin eine große Herrschaft. Mit den Sachsen und dem deutschen Reich weiß er in gutem Vernehmen zu bleiben, indem er ihre Oberherrlichkeit anerkannte. Der Zug Kaiser Heinrich III. gegen die Liutizen bringt auch die östlicheren Stämme in seine Gewalt (1045) und später wird er dazu Sieger über die südlicheren Redarier (1057). Das wichtigste aber war nun, daß dieser Wende, ganz anders als seines Volkes Art war, der eifrigste Verbreiter des Christentums wurde. Gotschalk hatte beim großen Knut die Herrlichkeit eines christlichen Herrschers kennen gelernt und wollte sein Volk auf die Stufe jener Christenvölker erheben. Es gehört zu den merkwürdigen Erfolgen des Erzbischofs Adalbert in seiner ersten Regierungszeit, daß er an diesem Wendenfürsten den begeistertsten Ausführer seiner Ideen fand. Natürlich unterließ der Kirchenfürst auch nichts, den guten Willen des Mannes zu hoher Thar zu entflammen, wozu er oftmals mit ihm in Hamburg zusammentraf. So wurde die Christianisierung des Landes wieder in großem Stile aufgenommen. Nicht nur Aldenburg ward wieder besetzt, sondern noch zwei andre Bistümer, Racisburg (Ratzeburg) und Michilinburg (Mecklenburg) dazu gestiftet; die drei neuen Bischöfe hießen Ezzo, Aristo und Johannes. Zahlreiche Priester betraten wieder das Land, eine Kirche erhob sich nach der andern, klösterliche Niederlassungen gab es bald in Aldenburg, Alt-Lübeck, Ratzeburg und Lenzen, in Mecklenburg sogar drei. Gotschalk konnte sich in seinem Eifer nicht genug thun. Da es nicht Priester genug gab, die vielen Taufen zu vollziehen, sandte er auch unbekehrte Laien mit Taufkesseln dazu aus, und da die ersteren in der Regel die Landessprache nicht verstanden und sich oft mit den lateinischen Formeln begnügen wollten, trat er vielfach selbst in den Versammlungen auf, um den Leuten alles zu erklären und dringende, ernste Ansprachen zu halten.

Dennoch sollte bald wieder ein furchtbarer Zusammensturz erfolgen. Die Wenden waren keine Nordländer, die schon bald das Christentum von der Politik zu trennen und nach seinem inneren Werte zu schätzen wußten. Auch mag der Eifer des trefflichen Fürsten nicht ohne Unverstand gewesen sein und bisherige Sitten und Volksgebräuche allzusehr verletzt haben. Wiederum zeigte sichs, wie wenig die Bewohner trotz allem Schein des Gegenteils vom Heidentum abgelassen.

In dem großen Unglücksjahre Erzbischof Adalberts, 1066, brach ein unerwarteter Aufstand der Wenden gegen ihren Fürsten aus. Am 7. Juni fand Gotschalk seinen Tod zu Lenzen, und nun fiel das Volk in maßlosester Wut über alle seine Schöpfungen her. Die Priester und Mönche, soweit sie nicht fliehen konnten, wurden ermordet, zum Teil mit scheußlicher Grausamkeit, wie z. B. der alte Bischof Johannes von Mecklenburg unmenschlich gemißhandelt und dann dem Gotte Radegast geschlachtet ward. Gottschalks Frau, die dänische Königstochter Sigried, wurde mit ihren Frauen nackt zum Lande hinausgepeitscht. Dann wandte sich ein Heerhaufe gegen Schleswig, ein andrer nach Hamburg, um alles zu verwüsten. Der Sachsenherzog Ordulf vermochte wenig hiergegen auszurichten. Wohl unternahm zwei Jahre später der junge König Heinrich IV. einen siegreichen Feldzug gegen die Liutizen, aber bei den verwickelten Verhältnissen im deutschen Reiche konnte es zu einem wirklichen Erfolge nicht kommen. Im Todesjahre Adalberts (1072) fand ein neuer Zug der Slaven nach Hamburg statt, das wiederum gänzlich zerstört und verbrannt wurde. Das Christentum war im Wendenlande, so schien es, unmöglich geworden.

Gotschalks Söhne bemühten sich, ihres Vaters Stellung wieder zu gewinnen. Der älteste, Butue, fand dabei seinen Tod (1071), aber der zweite, Heinrich, kam weiter; er unterwarf die meisten Gebiete wieder im festen Anschluß an Herzog Magnus von Sachsen und nahm sogar den Königstitel an. Aber von dem christlichen Eifer seines Vaters hatte dieser Slavenfürst nichts geerbt. Nur für sich und seine Familie hielt er in Alt-Lübeck den christlichen Gottesdienst fort, während sonst überall das Heidentum wie vor Ottos Tagen herrschte. Bessere Zeiten traten ein, als mit dem Tode des letzten Billinger Magnus Sachsen an Lothar kam, (1106), und dieser hernach deutscher König ward (1126). Damals starb jener Heinrich, und Lothar belehnte mit dem Wendenlande den trefflichen dänischen Königssohn Knut Laward. Vor allem aber eröffneten sich neue Aussichten damit, daß in eben dieser Zeit ein Mann auftrat, ganz erfüllt vom Geiste Ansgars, nur bestrebt die Seelen der Heiden zu retten und ohne alle weltlichen Nebengedanken, wie sie leider schon lange das Missions-

werk geschädigt hatten. Es war das Vicelin, ohne Frage der vorzüglichste von allen Heidenbekehrern unter den Wenden, die anziehendste christliche Persönlichkeit auf jenem Gebiete, wenn auch keine überlegene Herrschernatur, wie der genannte erste Erzbischof, und vom Glücke wenig begünstigt.

Dieser Vicelin, aus Hameln wahrscheinlich gegen Ende des 11. Jahrhunderts gebürtig, von geringer Familie, hatte nach leichtfertigen Jugendtagen eifrig zu Paderborn studiert und dann in Bremen die Leitung der Domschule bekommen. Aber anstatt auf dieser Bahn vorwärts zu streben, wurde er in dieser Zeit ganz erfüllt von dem tief religiösen Geiste, der damals von jenem Norbert in Frankreich, dem Stifter des Prämonstratenser-Ordens, ausging. Vicelin zog mit seinem Lieblingsschüler Thetmar dorthin, um sich durch das Studium der Scholastik und die neuen Anregungen von dem christlichen Lebensgeist durchdringen zu lassen. Norbert selber wurde damals Erzbischof von Magdeburg und ergriff wieder mit gewaltigem Eifer die damals längst vernachlässigte Mission des Ostens. Diesem Zuge wollte auch Vicelin folgen, als er nach einigen Jahren zurückkehrte. Er ließ sich von Norbert zum Priester weihen und stellte sich dem Hamburg-Bremischen Erzbischof Adalbero (1123—48) als Missionsprediger unter den Wenden zur Verfügung. Dieser erteilte ihm gern die erbetene Vollmacht und gab ihm zwei Priester, Rudolf und Ludolf, als Gehilfen mit. Vicelin eilte mit diesen sofort zu jenem Heinrich in Alt-Lübeck, der damals noch lebte und das Werk zu unterstützen versprach. Als dieser aber bald hernach starb (22. März 1127), wurde es Vicelin klar, wie schwierig es sein werde, unter den Wenden selber zu wohnen. Er setzte sich daher zunächst in dem deutschen Teile von Holstein, nämlich zu Wippenthorp (später Neumünster) in der Landschaft Jaldera fest, wo eine alte längst verlassene Kapelle stand und von wo aus er die Wenden schnell erreichen konnte. Hier sammelten sich bald auch viele zu ihm, freilich im wesentlichen Deutsche. Durch den neuen Fürsten Knut Laward kam Vicelin dann auch nach Alt-Lübeck, wo deutsche Kaufleute und Handwerker sich sammelten; er ließ hier die Kirche wieder bauen und stellte seinen Helfer Ludolf an ihr an. Nach wenigen Jahren aber fiel schon dieser Fürst, ermordet von seiner eigenen Familie (1130), und die Aussichten für die Mission wurden wieder trübe. Über die Wagrier und Polaben wurde Pribizlaw, über die Obotriten Niklot gesetzt, beide der deutschen Herrschaft unterthan, aber gegen das Christentum kalt. Um weiter zu kommen, suchte Vicelin eine neue Niederlassung zu gründen. Er forderte den Kaiser Lothar auf, auf dem Edberg dicht an der Grenze Wagriens

eine Burg zu erbauen, welche hernach den Namen Sigeberg (heute Segeberg) erhielt, an deren Fuß er dann eine Kirche baute. Die Slaven mußten bei dem Bau helfen, waren aber wenig erfreut darüber. Die Arbeitenden sahen darin „eine Zwingburg für das ganze Land," und sagten unter einander: „Siehst du den kleinen Mann mit dem kahlen Haupte, der dort beim Könige steht? Der hat dies Unglück über uns gebracht."[1]) Einstweilen aber nahm die Arbeit unter der eifrigen Sorge Vicelins einen guten Fortgang. Es wurden zahlreiche Geistliche an den genannten drei Stätten angestellt und das Evangelium von da aus den widerstrebenden Bewohnern verkündigt.

Aber noch weit größere Schwierigkeiten sollten kommen. Beim Tode Kaiser Lothars (21. Dez. 1137) brach der verderbliche Kampf zwischen den Staufen und Welfen aus und wurde auch hier nicht wenig empfunden. Sachsen fiel an Lothars Eidam, Heinrich den Stolzen von Bayern, der zugleich das Kaisertum beanspruchte, allein die Fürsten wählten Konrad III. von Hohenstaufen, und dieser übertrug Sachsen an Albrecht den Bären. Letzterer dringt schnell hinein und setzt auf den Sigeberg Heinrich von Badwide als seinen Statthalter über die Wendenlande, welcher seinen Gegner Adolf von Schauenburg zu verdrängen weiß. Diese Verwirrung benutzen die Wenden zu neuem Losbrechen. Pribizlaw zerstört den Sigeberg, sowie alle christlichen Niederlassungen, wobei verschiedene Geistliche wieder ihren Tod finden. Aber Heinrich von Badwide sammelt schnell ein Heer und übt furchtbare Rache an den Heiden (1138 und 1139). Doch lange kann er sich gegen seinen deutschen Gegner nicht mehr halten, da Heinrich der Stolze jenen Albrecht den Bären überwindet und auch seinen Statthalter Adolf von Schauenburg wieder einsetzt. Glücklicherweise findet die Sache bald ihre Regelung, indem nach des Bayernfürsten Tode sein Sohn Heinrich der Löwe einen Teil der Wendenländer, Wagrien und Obotritenland, Adolf überläßt, während im Lande der Polaben Heinrich von Badwide fernerhin gebieten durfte (1142).

Von dieser Zeit an tritt immer mehr der Gedanke hervor, das Wendenland mit deutschen Bewohnern zu kolonisieren. Man hatte es so mit den Weser- und Elbemarschen begonnen, wie sollte man es bei diesen reichen, von seinen Einwohnern so sehr vernachlässigten Gebieten, nicht viel eher thun? Adolf ließ hierzu zunächst Leute aus dem benachbarten deutschen Stamme der Holzsaten (in Nordalbingien) kommen, und als diese nicht ausreichten, zog er größere Scharen aus Westfalen, Friesland und Holland heran. Ebenso erbaute er in der Nähe von Alt-Lübeck das besser

[1]) Helmold I, 53.

gelegene eigentliche Lübeck, das in der Folge einen so schnellen Aufschwung genommen. Auch Vicelins Arbeit suchte er zu fördern. Dieser war damals zum Propst von Neumünster erhoben und hatte dazu das Patronatsrecht über die Pfarren zu Neumünster, Bishorst, Lübeck und Sigeberg erhalten. Mit neuem Eifer betrieb er jetzt sein Werk. Bei jenem Sigeberg erbaute er das Kloster Hagerestorf, auch Cuzelina genannt, und setzte seinen Freund Thetmar, der einst mit ihm nach Frankreich gezogen war, demselben vor. Aber so trefflich alles bei der wachsenden deutschen Bevölkerung gelang, so wenig wollte es bei den Wenden fruchten. In verbissenem Grimme klammerten sie sich fest an ihre Götter. Der Christenglaube war ihnen so verhaßt, wie die Bringer desselben, die Sachsen, und alle Bemühungen des menschenfreundlichen Christenboten und seiner Gefährten konnten sie nicht davon abbringen.

Und nun kam ein neues Hemmnis von ganz andrer Seite heran. Als 1147 durch Bernhard von Clairvaux der zweite Kreuzzug angeregt wurde, sammelte sich auch ein Heer gegen die Wenden. Es sollte damit das Christentum hier zum Siege kommen, aber wie die Sachen lagen, konnte diese Maßregel nur Schaden bringen. Die Wenden wußten, was ihnen bevorstand, und wollten dem zuvorkommen. Ehe das Heer eintraf, brach der Obotrite Niklot los, überfiel Lübeck und richtete viele Verheerungen in den deutschen Niederlassungen an. Dann kam das Kreuzheer, 40000 Mann, über die Elbe, geführt von Erzbischof Adalbero und Heinrich dem Löwen, unterstützt von den Dänen an der Wasserseite. Aber eine völlige Vernichtung der zinspflichtigen Wenden ist den Deutschen Herren nicht wünschenswert, deshalb wird der Krieg nur lau betrieben, und nach verschiedenen Verwüstungen und Belagerungen begnügt man sich mit dem Versprechen, daß alle das Christentum annehmen wollen. Das Heer zieht wieder ab, natürlich ohne in Wirklichkeit etwas erreicht zu haben, als eine neue Erbitterung der Landesbewohner.

Nicht minder hinderlich wurde dann die bald ausbrechende Fehde zwischen Erzbischof und Sachsenherzog. Heinrich der Löwe, der mächtigste Reichsfürst nach dem Kaiser, trat immer mehr in seiner Bedeutung und Herrschsucht hervor. 1142 gewann er über Bremen die Vogtei nebst Zoll und Münze, und als der Dompropst Hartwich die ihm zugefallenen städtischen Güter der bremischen Kirche erblich vermachte, beanspruchte Heinrich sie für sich. Eine lange Fehde entspann sich darüber, besonders als dieser Hartwich 1148 selber Erzbischof wurde, und sich als tapferen Gegner des Herzogs zeigte. Es ist früher gezeigt, wie Hartwichs Bemühungen zur Rückgewinnung der nordischen Kirche erfolglos blieben; um so mehr suchte

er die wendische Kirche herzustellen. Vor allem sollten hier die alten Bistümer erneuert werden. Aber sofort trat ihm der Herzog in den Weg, indem er das Investiturrecht über diese Bistümer beanspruchte. Hierzu hatte er nach damaliger Auffassung nicht das mindeste Recht, da er in den Reichslanden nur als Markgraf waltete, und allein der Kaiser solches durfte. Aber Kaiser Konrad III. ließ ihn gewähren, und auch der Papst unterstützte ihn dabei. Als daher Hartwich vorging und, ohne Heinrich zu fragen, Vicelin zum Bischof für Oldenburg (mit dem Sitze in Lübeck) und Emmehard für Mecklenburg weihte (1149), ließ der Herzog ihnen ihr Einkommen einziehen. Vicelin war damit gezwungen, sich vom Herzog belehnen zu lassen (1150), während Emmehard ganz von seinem Bistum fortblieb. Auch der neue Kaiser Friedrich Barbarossa wagte nicht, dem gewaltthätigen Reichsfürsten entgegenzutreten. So konnte derselbe den Erzbischof Hartwich aus seinem Sprengel vertreiben und das Investiturrecht ruhig ausüben, wie sich das bei der Einsetzung Evermods zu Ratzeburg wieder kundthat. Vicelin, der treue und immer aufs beste gerichtete Mann, war allen diesen Streitereien wenig hold. So sehr er sich in seiner neuen Stellung des Aufblühens von Lübeck und der zunehmenden deutschen Bevölkerung freuen mußte, so schmerzlich mußte ihn die immer größere Verbitterung der Slaven betrüben, die der Herzog mit der rücksichtslosesten Strenge bedrücken ließ. Als 1152 sein Freund Thetmar zu Sigeberg starb, fühlte auch er sich leidend und schwer bedrückt, und starb am 12. Dezember 1154. Die Brüder begruben ihn mit hohen Ehren zu Faldera (Neumünster). Man hätte ihm gern ein schöneres Gelingen gewünscht.

Nach seinem Tode zeigte sich sofort wieder das gewaltthätige Vorgehen Heinrichs des Löwen. Dieser ernannte einfach seinen Kaplan Gerold zum Nachfolger Vicelins, und ließ ihn durch den Papst weihen, unbekümmert um den Erzbischof. Ebenso machte ers mit dem neuen Bischof Benno von Mecklenburg. Um nicht alles Recht zu verlieren, sah sich Hartwich endlich genötigt, durch Vermittlung des Kaisers eine Aussöhnung mit dem Herzog zu suchen, wobei dem letzteren das Investiturrecht über die neuen Bistümer von Kaiser und Papst zuerkannt wurde (1158). Nachdem in dieser Zeit wiederum durch einen Verwüstungszug die unbotmäßigen Slaven gedemütigt waren, wurden auch die kirchlichen Verhältnisse gründlich geordnet. Der Sitz des Oldenburger Bischofs sollte von nun an immer Lübeck bleiben, der des Mecklenburgers wurde nach Schwerin verlegt. Überall hin, auch in die angrenzenden Bistümer Brandenburg und Havelberg, drang jetzt die deutsche Bevölkerung hinein, um die fruchtbaren, von

den Slaven gänzlich vernachlässigten Gegenden anzubauen und neue, blühende Gebiete daraus zu gestalten.

Aber noch immer lebten viele Slaven, die sich nur äußerlich den neuen Landesbesitzern unterwarfen, von ihnen als Heloten behandelt wurden, dafür aber auch ihren Glauben verabscheuten und stets zu Aufständen bereit waren. Ihre Fürsten Pribizlaw und vor allem Niklot bildeten eine fortwährende Gefahr. 1159 brach denn auch, bei längerer Abwesenheit des Herzogs, eine neue Empörung aus, die aber nach dessen Rückkehr mit großer Strenge gestraft wurde. Niklot fiel in diesen Kämpfen. Der Krieg ging dann in den folgenden Jahren weiter, es war für die Wenden das letzte Ringen um ihre Existenz, wobei, wie leicht zu denken, von beiden Seiten große Greuelthaten geschahen. Heinrich der Löwe verbindet sich dazu mit Waldemar von Dänemark, und immer mehr bis tief in Pommern hinein werden die unglücklichen Bewohner überwunden und ausgerottet. Endlich wird auch ihre letzte Burg, die bisher unbezwungene Insel Rügen genommen. Eine dänische Flotte vereinigt sich mit einem Sachsenheere, sie landen hier und erstürmen die vielgefürchtete Tempelfestung Arkona. Reiche Schätze werden dabei erbeutet, sodann die Festung zerstört und das schauerliche Bild des Gottes Zwantewit, dem so viele Menschenopfer gefallen waren, zerschlagen und ins Meer gestürzt (1168).[1] Von den erlangten Geldern konnte man in der Folge zwölf neue Kirchen erbauen.

Das Christentum war damit im Lande festgegründet, und mochten auch in der Folge noch viele Verwirrungen entstehen durch die Gewaltthätigkeiten von Herzog Heinrich, sowie durch seine weiteren Fehden mit den Bremer Erzbischöfen und schließlich mit Kaiser Friedrich selber, so blieb der neue Zustand doch bestehen und entwickelte sich weiter. Aber alles war auf Kosten der slavischen Bewohnerschaft geschehen. Sie hatten sich dem Glauben und der Kultur der Christen nicht fügen wollen, darum wurde deren Sieg ihre vollständige Vernichtung. Es wird wohl schwer zu entscheiden sein, ob dieses Schicksal durch ein anderes Auftreten der Christen hätte verhindert werden können. So hat es zu seiner Zeit Adam von Bremen als Ansicht des Dänenkönigs Suein Estrithson ausgesprochen und ihm selber zugestimmt: „Die Slavenvölker (sagt er) hätten schon längst zum Christentum bekehrt werden können, wenn nicht die Habsucht der Sachsen dem im Wege gestanden; denn diesen steht der Sinn mehr

[1]) Helmold (II, 13) und nach ihm andre Historiker setzen für diese That ausdrücklich das Jahr 1168 fest; warum Dehio a. a. O. (II, 80) sie auf Pfingsten 1170 verlegt, ist nicht klar.

nach der Zahl der Steuern als nach der Bekehrung der Heiden."[1]) Gewiß läßt sich auch vieles hierzu als Begründung anführen, vor allem die oft erwähnte grenzenlose Verachtung, mit der die Billungerfürsten und später der genannte Herzog Heinrich auf diese unglückliche Bevölkerung herabsahen, wie sie dieselben nur als Menschen zweiten Ranges, als Geldzahler und Sklaven behandelten.[2]) Das Christentum kam hier stets mit der deutschen Herrschaft, und das war sein Schade. Auch andre Slaven oder den Slaven verwandte Völker hatten doch das Christentum angenommen und in ihrer Weise sich zu eigen gemacht; warum hätte es bei diesen Wenden nicht auch geschehen können? Und sind nicht auch einzelne christliche Charaktere, wie jener Gotschalk, aus ihnen hervorgegangen? Freilich darf andrerseits auch nicht übersehen werden, wie viel Mühe sich doch mehr als 200 Jahre lang viele treffliche Priester mit ihnen gegeben, wie warm sich Gotschalk und seine Landsleute bemüht, wie eifrig der treue Vicelin gearbeitet, ohne den geringsten Erfolg zu sehen. Ja, Erfolg hatten sie fast immer; die Wenden ließen sich taufen und kamen zu den Kirchen, solange die Deutschen das Übergewicht hatten; sobald es aber mißlicher damit stand, schüttelten sie alles wieder ab und zeigten eine scheußliche Wut gegen den Christenglauben und seine Verkünder. Ihren grausamen Götzendienst ließen sie nie fahren, und ihre ganze Wildheit hielten sie fest, trotz des guten Vorbildes der unter ihnen wohnenden Kolonisten. Auch hören wir nie etwas von einem aus den Wenden hervorgegangenen christlichen Priester, wie doch schon so früh bei den Nordländern. Der genannte Schriftsteller Helmold hat uns aus der späteren Zeit ein charakteristisches Gespräch zwischen jenem Slavenfürsten Pribizlaw und dem Bischof Gerold aufbewahrt.[3]) Hier beschwert sich der erstere, daß sie von den deutschen Herren immer mehr mit Abgaben gequält und dadurch ganz zu Grunde gerichtet würden; entfliehen könnten sie auch nicht mehr, denn jenseits der Peene sei es ebenso; somit bleibe ihnen nichts übrig, als von der Seeräuberei zu leben. Der Bischof aber erwiderte ihm, ihr ganzes Unglück komme nur von ihrem hartnäckigen Festhalten am Götzendienst her; die Sachsen und anderen Christenvölker lebten ruhig, nur sie (die Wenden) wollten sich zum Christengott nicht bekehren, darum würden sie von allen ausgeplündert. Pribizlaw bemerkt darauf, daß, wenn ihnen wirklich die hohen Steuern

---

[1]) Adam III, 22.

[2]) Unser Wort und Begriff Sklave ist aus dem Wort Slave entstanden. Die damaligen Historiker schrieben bald „Slavi" bald „Sclavi". Adam von Bremen schreibt immer „Sclavi" und nennt das Land „Sclavonia".

[3]) Helmold a. a. O. I, 85.

erlassen würden, sie gern dafür Christen werden wollten. Aber eben diese Antwort beweist wieder, wie wenig ihm die Sache ernst war. Nicht minder charakteristisch ist auch die Antwort des Fürsten Niklot, als ihn Heinrich der Löwe zur Annahme des Christentums ermahnte[1]): „Sei der Gott, der im Himmel ist, dein Gott, und sei du unser Gott, so sind wir zufrieden. Verehre du jenen, wir werden dich verehren —" was ihm Heinrich dann als Gotteslästerung verwies. Die Parallele mit den Indianern Nordamerikas und ähnlichen Völkern liegt hier nahe. Es ist zu beklagen, wenn die Habsucht der Christenvölker die nebenher gehende Arbeit der Mission auf's höchste erschwert, statt mit ihr zusammen zu wirken, und dadurch die Frage, ob die betreffenden Heiden bei besserer Behandlung zum Christenglauben und zur christlichen Kultur gekommen wären, gar nicht zur rechten Entscheidung kommen läßt.[2])

Im übrigen ist dieses östliche Kirchengebiet von nun an beim Bremer Erzbistum geblieben. Während alles Übrige, auch die im folgenden zu erwähnende livländische Kirche, wieder verloren gingen, gehörten die drei wendischen Bistümer Lübeck, Mecklenburg und Ratzeburg bis zur Reformation zu der norddeutschen Metropole.

Schließlich muß unser Blick noch auf einen andern Punkt des Ostens fallen, für welchen ebenfalls das hamburg-bremische Erzbistum thätig gewesen, nämlich auf Livland. Es geschah das erst später, als alles bisher Erzählte, und hat nur kurze Zeit gedauert, muß aber jedenfalls in diesem Zusammenhang dargestellt werden.

Die Mission in Livland.

Schon der weitschauende Blick des großen Adalbert hatte im 11. Jahrhundert von Schweden aus eine Missionierung der übrigen Ostseevölker ins Auge gefaßt und begonnen. Es war die Mission unter den Finnen, wie man damals die Schweden gegenüberliegenden Völker insgesamt nannte, nach späterer Bezeichnung aber im Gebiet von Livland und Estland. Die Sache gelang nicht. Die christliche Kultur bedurfte erst einer stärkeren Entfaltung an der Ostsee, um dafür gewachsen zu sein, und gerade Schweden stand darin unter den Nordländern am meisten zurück. Anders aber wars in der zweiten Hälfte des 12. und im 13.

---

[1]) An derselben Stelle.

[2]) Wir unsrerseits möchten die Frage überhaupt nicht so stellen wie hier geschehen ist. Die angeführten Thatsachen setzen außer Zweifel, daß die gewaltthätige Art, in welcher mit den Wenden verfahren worden ist, ihnen den Geschmack am Christentum verleiden mußte. D. H.

Jahrhundert, welche Zeiten nun in Betracht kommen. Jetzt waren nicht allein Dänemark und Schweden, sondern auch die wendischen Küstenländer zum Christentum bekehrt, eine gewaltige Bewegung drängte die Deutschen immer weiter nach Osten hin, und auf der See hatte sich an Stelle der früheren Seeräubereien ein großartiger Handel entwickelt, in welchem die deutsche Stadt Lübeck den ersten Platz behauptete. Wie also der deutsche Ritter mit dem Bauern ein Gebiet nach den andern an der Ostseeküste gewann, so legte der Kaufmann überall seine Niederlassungen oder Faktoreien an und bildete zu seinem Schutze dann den Hansabund, diese mächtige Schöpfung des immer mehr zerfallenden deutschen Reiches. So wurde auch der Weg nach Livland gefunden, und im Handelsverkehr mit den dortigen Bewohnern schienen sich neue große Aussichten aufzuthun.

Sollte die Kirche hierbei zurückbleiben? Sie wußte bei allem Vordringen rechtzeitig einzugreifen, auch in Livland wollte sie nicht fehlen. Der dänische Erzbischof von Lund hatte damals die Mission unter den eigentlichen Finnen begonnen und war von da aus bis nach Estland gekommen, es lag nahe, daß seine Boten noch weiter dringen würden. Aber die Deutschen kamen ihnen hier zuvor. Es war der Priester Meinhard in Sigeberg, dem der Gedanke an das neuentdeckte Livland keine Ruhe ließ, und der trotz seiner höheren Jahre noch selber zur That schritt. Ganz in der Stille schloß er sich im Jahre 1184 einer Gesellschaft fahrender Kaufleute an, die alljährlich nach Livland reisten, und ließ sich, dort angekommen, im Dorfe Uexküll nieder. Der in der Nähe weilende russische Großfürst erteilte ihm auf seine Bitte die Erlaubnis, den Heiden das Evangelium zu predigen. Meinhard zog noch andre Geistliche nach sich, erbaute mit ihnen eine Kirche und richtete ein Chorherrenstift ein, nach dem Muster des heimatlichen Sigeberg. Die Bevölkerung zeigte sich im ganzen willig, das Christentum anzunehmen, und obwohl viel Abfall und Widerstreben vorkam, konnte man hier auf ein großes Feld gesegneter Thätigkeit hinblicken.

Doch zu solch stillem Wirken im Sinne des Heilandes war die damalige Kirche wenig mehr geneigt. Alles mußte sofort zu kirchlichen Herrschaftsgelüsten ausgenutzt und damit verdorben werden. Der bremische Erzbischof Hartwich II.[1]) (1184—1207) vernahm aus Meinhards Munde mit Wohlgefallen von seinen Erfolgen und glaubte hier endlich Erfolg zu

[1]) In jenen Jahren begann ein langwährender Prozeß zwischen dem Hamburger und Bremer Domkapitel, wer von ihnen den Vorzug haben und dem Erzbischof den Namen geben solle. 1227 wurde er in Rom zu Gunsten Bremens entschieden. Wir bezeichnen daher schon jetzt den Erzbischof der Kürze wegen als den bremischen.

finden für den noch schmerzlich empfundenen Verlust der Kirche Nordlands. Sofort gründete er dort in Uexküll ein Bistum für Livland (1186) und ernannte Meinhard zum Träger dieses Amtes. Papst Klemens III. bestätigte es. Die Handelsniederlassung hatte damit einen kirchlichen Halt gewonnen, und mit den Kaufleuten zogen nun Pilger und Ritter hierher, die neue Gründung zu befestigen und zu beherrschen.

Bald aber tritt schon eine Stockung ein. In Bremen findet eine Kirchenspaltung statt; der genannte Hartwich II. hat mit einem Gegenbischof Burchard zu ringen. Meinhard kann darüber keine Hilfe mehr von der Heimat erhalten, obwohl er ihrer so dringend bedürftig ist. In seiner Not wendet er sich zuletzt unmittelbar an Rom und findet dort auch einige Unterstützung. Aber Mühsal und Alter überwinden allmählich seine Schaffensfreudigkeit, 1196 sinkt er ins Grab. Sein Nachfolger Berthold, bisher Abt zu Loccum, schon früher in Livland thätig, sucht große Scharen für die neue Kolonie zu gewinnen. Der damalige Kreuzzugsenthusiasmus kommt ihm zu gute, mit vielen Bewaffneten landet er in seinem Bistum. Aber die Heiden wollen sich nicht länger bedrücken lassen, es kommt zu einer großen Feldschlacht (1198). Die Deutschen erringen den Sieg, aber ihr kampflustiger Bischof ist gefallen, und die Sache damit wieder verloren. Das Kreuzheer zieht wieder heim, und die Bewohner schütteln das Christentum, das ihnen nicht wie zu Anfang als ein höherer Glaube, sondern als eine harte Herrschaft erschienen, wieder ab. Die christliche Kolonie geht damit wieder zu Grunde.

Doch nur für kurze Zeit. Die deutsche Thatkraft war damals an der Ostsee in zu starker Entwicklung, um sich so schnell dämpfen zu lassen. Bald fand sich auch der rechte Mann, der ganz im Geiste jener Zeit das Werk wieder aufnehmen und durchführen sollte. Das war Albert, eine großartig angelegte Herrschernatur, gewöhnlich der große Albert genannt, ein Neffe Erzbischof Hartwichs, bisher Mitglied des Bremer Domkapitels, 1199 zum Bischof von Livland geweiht. Er erfaßte die Sache ganz wie sein letzter Vorgänger: nicht das Seelenheil der Heiden, sondern eine kirchliche Kolonie war das Ziel, das er zu erreichen trachtete. Mit einem Heere auf 23 Schiffen landete er an der Küste und gründete hier die Stadt Riga (1202), wohin auch der Sitz des Bistums verlegt wurde. Dann wurde vom Papst die Befugnis erwirkt, daß eine Kreuzfahrt nach Livland dieselbe Sündenvergebung wie nach dem heiligen Lande bringe, und zur weiteren Förderung der Sache ein eigner Ritterorden, der livländische Schwertorden, gestiftet. Ebenso wurde in Dünamünde ein Kloster angelegt. Die Bekehrung der Liven und Letten machte sich nun leicht.

Albert hatte 1207 seinen Kirchenstaat vollendet, dem er durch festen Anschluß an Deutschland Halt zu geben bestrebt war. So wurde hier das deutsche Recht eingeführt, und der Kaiser ernannte den Bischof zum deutschen Reichsfürsten. Die Kolonie breitete sich nach allen Seiten, auch nach Estland hin, aus.

Aber auch ein thatkräftiger Mann wie Albert sollte mit fast unüberwindlichen Schwierigkeiten zu ringen haben. Schon die benachbarten Russen, die am griechisch-katholischen Glauben hielten und hier allerlei Vorrechte behaupteten, waren wenig erfreut über diese Niederlassung, und ebenso wenig die Dänen, die bereits in Estland Fuß gefaßt hatten. Schlimmer noch war's, daß der genannte Ritterorden mit großen Ansprüchen hervortrat, indem er vom Bischof nicht weniger als den dritten Teil des Landes verlangte. Das Übelste aber war, daß der damals regierende gewaltige Papst Innocenz III. nicht allein diesen Anspruch unterstützte, sondern überhaupt die Kolonie von Bremen zu lösen und direkt an Rom zu knüpfen suchte. Es ist hier nicht der Ort, auf alle die daraus hervorgehenden Einzelheiten, insbesondere auch die Intriguen des Papstes, der bald den Erzbischof von Lund und den Dänenkönig gegen Albert ausspielte, bald den Ordensmeister bevorzugte, bald wieder auf Alberts Seite stand u. s. w., zu schildern. Unser Bischof hatte damit viel Arbeit und trotz seiner zahlreichen Reisen nach Deutschland und Rom immer neue Verwirrungen zu bekämpfen, denen nur eine starke Seele wie die seine gewachsen war. Endlich kommt es 1224 zu einer Regelung. Der dänische Erzbischof erhält die estnischen Bistümer Reval und Wirland, obwohl Reval eine deutsche Stadt bleibt, während die neuen Bistümer Dorpat und Wiek mit zum Livländer Herrschergebiet gehören sollen. Ebenso wird mit dem Ritterorden eine Einigung getroffen. Albert kann nun noch einige Jahre in Ruhe und Kraft walten, als geistlicher und weltlicher Herrscher zu Livland, im festen Anschluß an das deutsche Reich und die deutsche Metropole.

Nach seinem Tode (1229) tritt noch einmal große Verwirrung ein. Neben dem Bremer Erzbischof, der einen Bischof ernannte, behauptete auch das Rigaer Domkapitel sein Wahlrecht, und als dritter suchte der Papst hier seinen besonderen Zweck zu erreichen. Dieser Zweck aber war kein anderer, als die völlige Loslösung der Ostseegebiete von der deutschen Mutterkirche, wie bei der Nordkirche geschehen war. Längere Zeit wird die Sache noch zurückgehalten, als aber 1255 der inzwischen anerkannte Rigaer Bischof Nikolaus starb, bringt Papst Alexander IV. den Plan zur Ausführung. Durch ihn wird der Bremische Domscholaster Albert Suerbeer, zuletzt Lübecker Bistumsverweser, auch ein hochstrebender, thatkräftiger

Geist, zum Erzbischof von Livland und Preußen ernannt und damit zur Selbständigkeit erhoben. Mit dieser großen Kirchenschöpfung sollte zugleich ein festes Bollwerk geschaffen werden gegen das griechisch-russische Christentum. Unsre deutsche Nordkirche hatte dabei wiederum das Nachsehen und ward eines hoffnungerweckenden Kindes beraubt. Was sie ausgerichtet, war, dem Geist der Zeit entsprechend, nicht durchgeführt in dem stillen Sinne eines Vicelin und Meinhard, sondern in dem gewaltthätigen eines Heinrich des Löwen, eines Berthold und Albert, und doch mußte es in der Hand Gottes zur Ausbreitung seines Reiches dienen.

Zur indischen Musik.

Von J. Bruske, Goßnerscher Missionar.

D. Grundemann wünscht Pflege der alten Hindumusik. Was ich in den zwölf Jahren meines Hierseins in Indien von ihr gesehen und gehört habe, z. B. auch in dem Hause des berühmtesten Vertreters derselben in der Gegenwart, des Raja Tagore in Kalkutta, hat auf mich nicht den Eindruck von etwas auch nur einigermaßen Vollendetem gemacht. Mir erscheint sie im Gegenteil als eine Durchgangsstufe. Wir haben in Deutschland in der enharmonischen Tonleiter seinerzeit etwas der Hindu-Musikskala Ähnliches gehabt. Da nun die Deutschen die Musikwissenschaft von den Griechen überkommen haben, und, wie die Vertreter der alten Hindumusik selbst behaupten, die Griechen sie wieder von den Indiern gelernt haben, so vermute ich, daß jene Tonleiter mehr als ein Anklang an die Hindu-Tonskala ist. Weil aber für Harmonisierung unbrauchbar, wurde jene fallen gelassen. Der Hindu dagegen hat seine Skala, obwohl sie denselben Mangel zeigt, festgehalten, wie er überhaupt auf allen Gebieten, auch in Malerei, Skulptur und Baukunst, bei dem stehen geblieben ist, was er vor Jahrtausenden besaß. Das Weiterpflegen der alten Hindumusik wäre nach meiner Meinung ein Verneinen der herrlichen Entwicklung, die die Musik unterdessen in Europa durchgemacht hat und so ein Vorenthalten des Besseren, obgleich es der Hindu im allgemeinen noch nicht als das Bessere erkennt. Macht es doch auch dem Eingebornen (Hindu wie Kol) nicht die geringste Schwierigkeit, unser Tonsystem zu fassen. Endlich bleibt nichts anderes übrig, als es ihnen zu geben, wenn wir die Mehrstimmigkeit pflegen wollen.

Ein anderes dagegen ist Pflege des Bhajan an sich. Diese Aufgabe fällt der Mission unzweifelhaft zu. Von den europäischen Chorälen und Liedern werden nur sehr wenige heimisch werden. Ihr Charakter ist für den Eingebornen ein fremder. Sind doch der Hindu-, mohammedanisch-indische, Mundari- und Urao-Bhajan untereinander schon verschieden. Ich nenne diese, weil ich sie gerade kennen gelernt habe.

D. Grundemann ist gegen Fixierung der Bhajans in unserer Notenschrift. In den Gotteshäusern und Schulen dieser Mission werden Bhajan gesungen. Bereits aber sind eine Anzahl Abweichungen der Melodien vieler

entstanden. Soll der Gesang ein einheitlicher sein, so müssen die Melodien fixiert werden. Da aber die Notenschrift der alten Hindus, weil nur aus Sanskritbuchstaben mit darüber und darunter gesetzten Zeichen bestehend, außerordentlich dürftig ist, so sind wir einfach genötigt, unsere Noten zu gebrauchen. Freilich muß zugegeben werden, daß 1. es nicht möglich ist, alle Töne aller Bhajans genau zu fixieren und 2. bei Harmonisierung die Gesetze der Harmonielehre nicht in ihrer vollen Strenge zur Anwendung kommen können. Aber jene unfixierbaren Töne fangen bereits an zu verschwinden, — das europäische Tonsystem macht sich eben schon als Macht geltend — d. h. sie gehen von selbst in den nächstliegenden, entsprechenden Ton über, und in Bezug auf Anwendung der Accorde gewährt ja schon die neudeutsche Musikschule Freiheit. Eine große Anzahl von Bhajans aber weisen keine solchen Nebentöne auf. Sie verlieren, in unsere Noten gefaßt, absolut nichts von ihrem charakteristischen Gepräge.

D. Grundemann zweifelt, „ob man überhaupt nach unsern Begriffen von einer Melodie (der Bhajans) sprechen kann". Ich kann nur sagen, daß sie feststehende Melodien haben. Diese bestehen aus einem Hauptsatz, auf den eine Ausführung folgt, zu der der Text je eines Verses gesungen wird, worauf dann der Hauptsatz ganz oder teilweise wiederholt wird. Für die einzelnen Jahreszeiten, für Hochzeit, Trauerfall, Tanz 2c. haben die Hindus und heidnischen Kols bestimmte Melodien, die so fest stehen, daß sie immer nur zu der für sie bestimmten Zeit resp. Gelegenheit und niemals zu einer andern gesungen werden. Einzelne Melodien klingen recht schön. Die Quarte spielt in ihnen eine große Rolle. Alle haben den Ausdruck der Klage, die Hochzeitsmelodien sogar den der Schwermut. Der letzte Ton des Hauptsatzes wird meist lang ausgehalten. Was man von „Gegnirgel" und sonstigen Mißtönen zu hören bekommt, ist nach meiner Meinung dem bei den Hindus auffallenden Mangel an musikalischem Gehör und Ungezogenheiten zuzuschreiben, die sich die in ihrer Freiheit fühlenden und eben unerzogenen Sänger und Spieler erlauben.

Wir haben in unsern Schulen nicht eines, sondern eine ganze Anzahl von Volksliedern, aber es sind alles Übersetzungen von deutschen, keine originalen. Doch besitzt das Volk selbst solche in großer Zahl,[1]) die in keiner Weise anstößig sind. Sie werden bei frohen Anlässen auch von Christen gesungen. Ja, einige der letzteren haben aus freiem Antriebe begonnen, sie zu sammeln. Die Mädchen unserer Boardingschulen singen zu ihren Reigenspielen nur originale Volkslieder. — Die Violine ist ein altindisches Instrument, wenigstens sieht man sie hier in einer Form, wie sie primitiver nicht gedacht werden kann.

Nachschrift

von D. Grundemann.

Es ist mir erfreulich, daß mein Vortrag zu einer weiteren Besprechung der Musik in der Mission in Indien Veranlassung gegeben hat,[2]) umsomehr,

[1]) Leider wurden sie von den Missionaren bisher noch nicht aufgeschrieben.

[2]) In der nächsten Nummer wird auch eine Kontroverse betreffs der Pflege der indischen Kunst überhaupt folgen. D. H.

als in vorstehendem ein sachverständiger Missionar seine Zustimmung erklärt zu dem, was mir in dieser Frage die Hauptsache ist: Schonung und Pflege der Bhadschans. Ich wollte ja durchaus nicht die indische Musik als etwas Wertvolles proklamieren. Wir haben für sie überhaupt keine Wertschätzung und es ist gar nicht zu verwundern, daß selbst die Vorträge eines der berühmtesten Musiker auf Herrn B. keinen besondern Eindruck gemacht haben. Wir haben nun einmal für diese Musik kein Ohr. Ob sie eine niedere Vorstufe ist, welche in weiterer Entwicklung zu dem, was unsre Musik jetzt ist, oder ähnlichem, gelangen kann, ist eine wohl kaum zu entscheidende Frage. Jedenfalls ist die europäische Musik den indischen Völkern bis jetzt unsympathisch oder geradezu widerlich. Wir haben nicht das Recht und es kann nicht Aufgabe der Mission sein, den nationalen Geschmack zu negieren und fremden Völkern den unsrigen einzuimpfen, da wir doch keine Garantie haben, daß — so lieb und wert uns unsre heutige Musik ist — sie auch die absolut vollkommene, in alle Ewigkeit geltende sei. Der Verfasser meint, das europäische Tonsystem sei unvermeidlich, um die Mehrstimmigkeit zu pflegen. Aber was drängt dazu, oder was giebt uns das Recht, die eingebornen Christen dazu anzuhalten, wenn die Mehrstimmigkeit ihnen nicht behagt, und, obgleich sie dieselbe z. T. sehr gut erlernen,[1]) später, sobald sie sich selbst überlassen sind, nie wieder angewendet wird. (Vgl. S. 179, Fußnote 2. Ähnliches gilt von den Christen, die einst in der Schule mehrstimmige Lieder lernten, aber sobald sie in das heimatliche Dorf zurückkehren, nur ihre einstimmigen Bhadschans singen.)

Die Fixierung der indischen Weisen in europäischer Notenschrift schien mir einfach darum unmöglich, weil jene viele Töne enthalten, welche in dieser schlechthin nicht wiederzugeben sind. Giebt es bei den Kols solche Melodien, auf welche das nicht zutrifft, so steht ja der Fixierung nichts im Wege. Aber das sind nur Ausnahmen. Die indische Musik im ganzen und großen würde durch die europäische Notenschrift ihr charakteristisches Gepräge verlieren, wie dies jedenfalls auch durch die Harmonisierung geschieht. Christliche Lieder, welche solche Veränderungen repräsentieren, sind dem musikalischen Gehör des Inders nicht willkommen und müssen geradezu zu einem Hindernis werden für das Evangelium, dem sie die Wege bahnen sollen. Wenn in obigen Bemerkungen die angedeuteten Umgestaltungen als Beseitigung musikalischer Ungezogenheiten gefaßt wird, so ist das doch einseitig von unserm Standpunkt aus geurteilt. Was wir als kribbelnde Mißtöne hören, klingt dem Inder überaus süß. Ich könnte Beispiele anführen, die beweisen, welches Gewicht gerade auf jene kleinen Intervalle gelegt wird, und wie dieselben nicht in der Willkür des unerzogenen Musikers liegen, sondern nach festen Normen geregelt sind.

Ich kann es dem Verfasser sehr wohl nachfühlen, daß ihm nach jahrelanger Arbeit in der Mission der Gedanke an eine Durchführung meiner Auffassung der Stellung der Mission zur Musik etwas Peinliches hat. Sie würde

---

[1]) Bei Kols und Dravidas; bei eigentlichen Hindu scheint es viel schwieriger. In einem Falle hörte ich trotz treuer, tüchtiger Arbeit eine Leistung, die nichts weniger als ermunternd war.

eine weitgreifende Umwälzung in der bisher geübten Thätigkeit zur Folge haben. Ich fordere auch keineswegs einen plötzlichen Übergang. Ich wünschte nur, man faßte klar die wirklichen Verhältnisse ins Auge, wie auch die indischen Christen, wo sie volle Freiheit haben, immer wieder zu ihrer indischen Musik zurückkehren und beachtete mehr die wichtige Thatsache, daß es im Tamulenlande eine christliche nationale Musik giebt, die weithin Einfluß auch auf die heidnische Bevölkerung ausübt. Ich sollte meinen, daß man hiernach mehr und mehr von der Einführung europäischer Musik zurückkommen und die Ausgestaltung christlich-nationaler Musik den eingebornen Christen selber überlassen müsse. Nach dem, was ich in Erfahrung bringen konnte, kann bis jetzt europäische oder europäisierte Musik nur bestehen, wie die Schlingpflanze am stützenden Pfahl. Das Ziel der Mission sind selbständige, unabhängige Gemeinden. Man sollte doch von vornherein lieber nichts erzwingen wollen, was schließlich in jenen unmöglich sein wird.

Der entbehrungsvolle Beruf eines Missionars würde freilich noch ein gut Stück entbehrungsvoller, wenn man ihm die ans Herz gewachsene Form der heiligen Musik nehmen wollte. Aber soll ein Volk um der Missionare willen singen lernen anders, als es ihm selbst aus dem Herzen quillt? Der echte Missionar wird auch vor diesem schwersten Opfer nicht zurückschrecken und in Selbstverleugnung auch in diesem Stücke den Indern ein Inder zu werden suchen.[1])

„Aber", wird man mir einwenden, „du gehst von unrichtigen Prämissen aus. Es ist keineswegs so, daß die eingebornen Christen sich nicht an die europäische Musik gewöhnten. Dem Beispiele der national-christlichen Poesie und Musik im Tamulenlande neben und trotz der eingeführten Choräle stehen gegenteilige Beispiele gegenüber." Ich bescheide mich gern, daß meine Erfahrung eine viel zu beschränkte war, um daraufhin in solchen wichtigen Fragen das letzte Wort sprechen zu können. So viel aber ist mir doch gewiß geworden, daß in solchen Stücken noch offene Fragen vorliegen, die einer weiteren öffentlichen Erörterung bedürfen. Ich möchte bitten, solche Beispiele, in denen eingeborne Christen ganz aus eigenem Entschluß und ohne allen fremden Einfluß europäische Melodien benutzen und in ihnen die Empfindungen ihres Herzens auszudrücken gelernt haben, unter eingehender Darlegung der Verhältnisse uns mitzuteilen.[2]) Dadurch würde viel zur Lösung der Frage betr. die Musik in der Mission beigetragen werden.

Schließlich danke ich dem Verfasser noch besonders für die Mitteilung

---

[1]) Das ist freilich leicht gesagt, aber schwer, sehr schwer gethan, und man wird mit jedem, dem es bei redlichem Streben noch nicht vollkommen gelingt, billige Nachsicht haben müssen.

[2]) Auch Beobachtungen über den Eindruck, den eine vermehrte Wertschätzung und Anwendung der indischen Weisen in Kirche und Schule auf die eingebornen Gehilfen, die Männer und Frauen und auf die Schulkinder machen würde, dürfte beachtenswert sein. Wenn ein Missionar Zeit und Gelegenheit fände, tiefer in das indische Tonsystem einzudringen und könnte weiteren Kreisen zu einem klaren Einblick in dasselbe helfen, würde dies jedenfalls sehr dankenswert sein. So etwas läßt sich freilich an einem abgelegenen Orte kaum machen. Man müßte die Stätten der musikalischen Kunstschulen aufsuchen, die sich vielleicht im Süden mehr als im Norden finden.

über die originalen, harmlosen Volkslieder. Ich hatte von der Sache in Indien nichts erfahren. Vielleicht wird ihr fortan in der Mission mehr Aufmerksamkeit zugewendet, als bisher. Denn sie ist es wert. Ein gesundes Volksleben, zumal wo es noch nicht zur vollen geistlichen Reife gelangt ist, kann nicht ausschließlich erbauliche und geistliche Lieder singen.

Über die Zuverlässigkeit ihrer Illustrationen

liefert die katholische Zeitschrift „Gott will es“ ein ergötzliches Exempel. S. 561 bringt sie nämlich ein Bild, welches die Unterschrift trägt: „Mwanga, König von Uganda“. Man kann nicht sagen, daß dasselbe für den vielgenannten jungenhaften Despoten einnimmt, aber da die Redaktion durch die Unterschrift und S. 563 noch einmal extra versichert, es stelle den Muanga vor, so denkt der unbefangene Leser natürlich, er habe wirklich das Porträt des Burschen vor sich. Mir kam jedoch die Sache verdächtig vor, da ich mich erinnerte, dieses schöne Bild schon irgendwo gesehen zu haben. Doch kam sie mir aus dem Sinn, bis eine bezügliche Zuschrift mich wieder an sie erinnerte und auf die richtige Fährte brachte. In der Peters'schen „Deutschen Emin Pascha-Expedition“ findet sich nämlich S. 479 ganz dasselbe Bild mit der Unterschrift: „Ein Dandy aus Usukuma“, die der Verf. folgendermaßen erläutert: „Ideal eines Usukumadandys! Europ. Beinkleider und ein europ. Hemd zierten den jungen Gentleman; sein feierlich bewegtes Haupt beschützte der europ. Tropenhelm . . . doch dies genügt für unsern Freund nicht. Wie er es in Bagamoyo gesehen, spannte er . . . einen Sonnenschirm auf und zog sich zum Schutz seiner zarten Hände ein Paar wollene Handschuhe N. B. an. Mitleidig blickte er auf unsern abgerissenen Zustand und mit würdigem Ernst nahm er die Huldigungen, insbesondere des weiblichen Teils seiner Landsleute entgegen.“

Ich erlaube mir nun die Bitte an die Redaktion von „Gott will es“, uns gefl. Aufklärung darüber zu geben, ob ihr etwa Muanga diese Karikatur als sein eigenes Porträt übersandt hat? Wck.

Missionsrundschau.

Vom Herausgeber.

I. Afrika.

Westafrika. Die Gabun- und Korisko-Mission der amerikanischen Presbyterianer zählt jetzt mit Einschluß eines Arztes 8 verheiratete Missionare, 5 Missionarinnen und in 10 Gemeinden 1459 Kommunikanten, von denen 292 im Laufe des letzten Jahres gewonnen worden sind. Die nördlichste ihrer Stationen, Talaguga am Ogowe, ist aus bereits früher dargelegten Gründen (infolge der Intoleranz der französischen Kolonialregierung) definitiv

an die evangelische Pariser M.-G. übergeben worden, während die Amerikaner weiter in das Innere hinein vorzudringen suchen. Die Grenzstation der letzteren am Ogowe ist jetzt Kangwe mit vier Gemeinden, während die nördlichste Station, Batanga, bereits innerhalb des deutschen Kamerungebietes liegt. Hier wie dort wird das letzte Jahr als ein Jahr des Segens bezeichnet. Das Pangwe- oder Fanvolk ist ein harter Missionsacker; Kannibalismus, Diebstahl, Polygamie, Trunksucht, Sklaverei, Krieg, Indolenz machen die Arbeit zu einer sehr schweren. Der Besitz besteht wesentlich in Weibern. Die Missionare erscheinen den Leuten als Krösusse; sie brauchen nur nach Amerika zu schreiben, so erhalten sie so viel Güter, als sie wünschen. „Wer macht Kleider, Gewehre, Pulver u. s. w.?“ fragen die Pangwe. Antwort: „Wir weißen Leute.“ „Nein, ihr Missionare macht sie nicht; macht nicht Gott diese Dinge? Giebt er sie nicht euch weißen Leuten, daß ihr sie an uns verkauft und euch kosten sie gar nichts? Warum schenkt ihr uns armen Leuten nicht Kleider, Tabak &c.? Ihr braucht ja auch weiter nichts zu thun als zu schreiben und ihr bekommt, was ihr wollt. O, ihr weißen Leute seid hart und böse, daß ihr euren Überfluß nicht mit uns Armen teilt.“ Das ist naiv, aber charakteristisch. — Eine andere Schwierigkeit liegt darin, daß in dem gesamten Gabun-Korisko-Distrikte drei Sprachen zu bewältigen sind, zu denen in der Kolonie noch das Französische kommt. Jetzt ist eine jährlich anwachsende Literatur in Fang, Mpongwe und Benga vorhanden (Ch. at home and abr. 1892, 332. 513).

Die junge Baseler Mission in Kamerun[1]) hat im vergangenen Jahre 175 Heidentaufen vollziehen dürfen und dadurch den Stand ihrer Gemeinden auf 416 Personen gebracht, während die Schülerzahl um 236 gewachsen, also auf 578 gestiegen ist. Auf vier Haupt- und vielen Nebenstationen sind zehn europäische Missionare in Thätigkeit. Auf einem klimatisch so gefährlichen Gebiete ist es ein Gegenstand besonderen Dankes, daß in 1891 unter dieser Arbeiterzahl nur ein Todesfall vorgekommen ist, während 1890 vier gestorben sind; freilich fünf Missionare wurden krankheitshalber genötigt, Erholung in der Heimat zu suchen, doch konnten ebensoviele Ersatzkräfte nachgesandt werden. Die Heranbildung eingeborner Mitarbeiter wie die Weiterbildung der bereits im Missionsdienst thätigen zwanzig farbigen Gehilfen ist eine der wichtigsten Aufgaben dieser Mission nicht bloß wegen des häufigen Wechsels der europäischen Missionare, sondern auch wegen der wachsenden Bitten um Lehrer seitens der empfänglichen Bevölkerung. Es ist erfreulich, daß der Bericht über die Mittelschule, welche vorläufig diesem Zwecke dient, den Zöglingen ein gutes Zeugnis giebt. Auch ungeschulte einfache Christen thun nach dem Maß ihrer christlichen Erkenntnis eifrig Evangelistendienste. Immer größer wird die Zahl derer, die lesen können, so daß die wachsende christliche Literatur (Spruch- und Gesangbuch, Katechismus,[2]) biblische Geschichte, Neues Testament, von dem eine verbesserte Auflage in Vorbereitung ist) schon in vieler Hände gegeben werden kann.

---

[1]) Vergl. die Übersicht über dieselbe in A. M.-Z. 1891. Beiblatt 82. — Ev. Miss.-Mag. 1891, 279 und die Karte ebd. — Missionsfreund 1892. Nr. 4.

[2]) Soeben bei der Korrektur geht mir ein Exemplar der „Christenlehre in sechs Hauptstücken nach Brenz und Luther nebst einer Sammlung von Bibelsprüchen“ zu.

Ein Lichtblick in den reichlichen Schwierigkeiten dieser Mission ist die große Empfänglichkeit in weiten Kreisen der Bevölkerung. Am bemerkenswertesten sind die Fortschritte im Stationsbezirk von Bonabari an der Wurimündung, „wo allein 13 Kapellen und zwei Lehrerhäuser errichtet wurden und infolge von 80 Heidentaufen die Zahl der Christen sich verdoppelt hat, während noch fast ebensoviel im Taufunterricht standen. Beim Kapellenbau haben Christen und Taufbewerber fleißig mitgeholfen, wie dieselben überhaupt anerkennenswerte Opferwilligkeit zeigten, so daß die Mission nur den kleineren Teil von den Kosten für die Kapellen tragen mußte. Es entstand zwischen den einzelnen Dörfern ein Wetteifer, jedes wollte die schönste Kapelle haben.“ Flußaufwärts werden von vielen Ortschaften Lehrer erbeten, leider kann man aus Mangel an denselben nicht sofort alle diese Wünsche erfüllen.

„Obgleich die Mission mehr und mehr das Vertrauen der Eingebornen gewinnt, zeigt sich doch auch feindseliger Widerstand, und der Übertritt zum Christentum kostet für manchen einen schweren Kampf, den nicht jeder siegreich durchkämpft. Während ein junger Mann trotz der Drohung seiner Eltern, sie würden ihn töten, standhaft blieb, so daß er jetzt getauft ist, ließ sich ein Häuptlingssohn in Bonasama von seinen Eltern einschüchtern und ging zurück. In Bakundu, wo im Jahr 1890 ein Umschwung eingetreten ist, steht das Evangelium im offenen Kampf mit dem Heidentum. Charakteristisch für den dort entbrannten Kampf und die Erregung der Gemüter war eine Scene beim Übertritt des Häuptlings Bebe.

Dieser Häuptling, durch viele Enttäuschungen an seinen Götzen irre geworden, erklärte dem Missionar seine Absicht, Christ zu werden. Missionar Scholten sagte ihm, wenn es ihm ernst damit sei, so möge er dies tags darauf vor versammeltem Volk öffentlich bezeugen. Wirklich trat auch Bebe nach der Predigt des Missionars hervor, erzählte dem Volk seine ganze Geschichte, wie er in vielen Fällen in seinem Vertrauen auf die Götzen getäuscht worden sei, und erklärte aufs entschiedenste, daß er sich heute vom Losango lossage und Christ werde. Alles, was mit dem Losangodienst zusammenhänge, müsse noch am selbigen Tage aus seinem Hause hinaus. Das Volk war entsetzt ob dieser Rede, und ein anderer Häuptling Namsiko trat zornig vor den Missionar und erklärte, mit der Hand um den Hals herumstreichend, lieber lasse er sich den Kopf abschneiden, als daß er von dem Losango lasse. Aber Bebes Antwort lautete ebenso entschieden; mit derselben Gebärde wie Namsiko erklärte er, er lasse sich lieber den Kopf abschneiden, als daß er zum Losango zurückkehre. Trotz der allgemeinen Aufregung ging Bebe mit dem Missionar in sein Haus und übergab ihm alle mit dem Götzendienst zusammenhängenden Gegenstände, damit sie verbrannt würden. Das Volk aber bat flehentlich, der Missionar möchte doch seine Heiligtümer nicht anrühren. Da hieß der Missionar sie selbst die Gegenstände fortschaffen und machte, als das Volk zögerte, Miene, selbst Hand anzulegen. Das wirkte; nun traten die alten Leute hastig hinzu, spuckten die Gegenstände an und trugen sie laut schreiend zum Hause hinaus. Übrigens ist Bakundu schon nicht mehr der äußerste Vorposten, sondern fünf Stunden nördlich tiefer im Innern in Bakake (oder Bombe) am Mungo ist auch schon ein Christenhäuflein, und freundlich blickt von einer Anhöhe die neue Kapelle aufs Dorf herab.

Auch im Stationsgebiet von Mangamba breitet sich das Christentum immer weiter aus. Das aus Abo-Land grenzende Wuri-Gebiet öffnet sich immer mehr. Das Evangelium drang auch in solche Städte, in die die Missionare nicht kamen. Im Dezember durften sie im Wuri-Gebiet den Triumph erleben, daß König Ngala von Bodiman den Dienst des Gottes Dschengu aufhob, eines im Wasser lebenden Untergottes, der als Züchtiger der Menschen angesehen wird. Katechist Kote durfte auf eine Verfügung des Königs hin in mehreren Städten des Wuri-Gebiets alle beim Dschengu-Dienst gebrauchten Gegenstände vernichten und überall das Wort des lebendigen Gottes bezeugen. Dagegen konnten die Missionare in der unmittelbaren Umgebung von Mangamba mit der Ermunterung, sie sollten dem Beispiel von Bodiman folgen, bei den Leuten nicht durchdringen.

Unter den Malimbas in der Ecke, welche der Kwakwa auf seiner westlichen Seite mit dem unteren Sannaga bildet, liegt auf einer Anhöhe die neu erbaute Station Lobethal. Sie verdankt ihren Namen dem Wunsch eines Ehepaares, das eine größere Summe für eine Kamerunstation gespendet hatte und gern möchte, daß von ihr aus das Volk gelehrt werden möchte, den lebendigen Gott zu loben. Der Wunsch erfüllt sich rasch. Es ist viel Verlangen nach christlichen Lehrern dort. Der neuste Brief vom 26. Mai teilt mit, daß die Leute in der Stadt ein Gesetz gemacht haben, daß am Sonntag nicht mehr gearbeitet werden dürfe und alles in die Versammlung kommen müsse. Seitdem kommen die Leute jeden Sonntag zweimal in Masse zur Versammlung. Wir nannten die zu erbauende und jetzt der Vollendung entgegen gehende Station früher gewöhnlich die Bakoko-Station, weil sie auch im Blick auf die Mission unter dem an die Mulimbas angrenzenden Stamm der Bakoko angelegt worden ist. Die Bakoko scheinen noch weniger vorbereitet zu sein für das Evangelium, doch findet man auch bei ihnen Eingang.

Nur auf einem Punkt im Flußgebiet muß ein Rückgang erwähnt werden, in Miang, im Abo-Land, wo es infolge der Zerstörung der Stadt — sie hatte sich diese Züchtigung durch ihre Widersetzlichkeit gegen die Regierung zugezogen — vorläufig aus ist; die früheren Bewohner der niedergebrannten Stadt leben im Busch zerstreut.

Von noch viel tiefer eingreifender Bedeutung für unsere Mission sollte jene Expedition nach Buea werden, die zwar ihren Zweck, die räuberischen, unbotmäßigen Bakwiris im Gebirge zu züchtigen, erreichte, dies aber durch den Tod ihres Führers, des Freiherrn von Gravenreuth, teuer erkaufen mußte. Nicht nur wurde unsere dortige Missionsstation, die, so bescheiden sie war, doch viel Arbeit und bedeutende Kosten verursacht hatte, die vorzügliche Erholungsstätte für unsere durch die Fieber geschwächten Missionare, nach dem Abzug der Expedition von den Bakwiris, wahrscheinlich aus Rache, zerstört, sondern es ist nun auch der Mission der Zugang zu der Bevölkerung im Gebirge verschlossen. Das Arbeitsgebiet der Station Viktoria hat dadurch eine bedeutende Einschränkung erlitten, doch hat sich das Werk an der Küste in den Orten Bota und Bimbia erfreulich entwickelt. An beiden Orten konnte durch die Taufe von Erstlingen der Grund zu einer Gemeinde gelegt werden." (Heidenb. 1892, 63. Ev. Miss.-Mag. 1892, 298.)

Leider fehlt es in Kamerun auch nicht an Konkurrenzmissionen. Am Sannaga, nicht weit von der Bakokostation Lobethal, haben sich die Römer niedergelassen und die deutschen Baptisten haben einen Missionar ausgesandt, der als „leitender Bruder" diejenigen Gemeinden und Schulen in Pflege nehmen soll, welche sich der Baseler Mission nicht angeschlossen bezw. wieder von ihr getrennt haben. Die Zahl dieser zerstreuten alten Baptisten beträgt noch über 400 Erwachsene, unter denen 28 als Lehrer figurieren. Sie sollen sehr eifrig sein und große Beiträge leisten (Bapt. Her. 1891, 408). Hoffentlich bringt der deutsche baptistische Missionar einen friedlichen Geist mit.

Am Kalabar[1]) haben die schottischen unierten Presbyterianer eine schwere Zeit durchgemacht, da nicht nur mehrere ihrer Missionare durch ernste Erkrankung zu Erholungsreisen nach Europa genötigt waren, sondern auch zwei der hoffnungsvollsten jüngeren Arbeiter nach kurzer Thätigkeit dem mörderischen Klima zum Opfer gefallen sind. Zu den letzteren gehörte der Missionsarzt selbst. Als Ersatz für ihn ist ein junger deutscher Arzt, Dr. Fischer aus Langensalza, getreten. (Beiläufig bemerkt: so sehr wir unsern schottischen Freunden diesen Erwerb gönnen, so wundert es uns doch, daß ein deutscher Arzt in eine nichtdeutsche Mission eintritt, zumal die deutsche Mission an Missionsärzten noch großen Mangel hat.) Zu den Verlusten an europäischen Arbeitern ist ferner ganz unerwartet der Tod des Königs Eyo Honesty gekommen, eines Mannes, der eine der stärksten Stützen der Kalabarmission gewesen ist. Seit 1858 Christ und später Kirchenältester und Leiter einer Sonntagsschule, wurde er 1874 von den heidnischen Häuptlingen zum König erwählt, obgleich er als Bedingung stellte: 1. daß er regieren werde und das Volk sich regieren lassen müsse nach dem Willen Gottes, wie er in der Bibel kundgegeben sei und daß religiöse Duldung herrschen müsse; 2. daß er nicht bloß König einer Partei sein wolle, sondern alles mit Creek Town in Verbindung stehende Volk ihn als König anerkennen müsse. Nach dem einstimmigen Zeugnis der Eingebornen wie der Europäer hat er eine weise, gerechte und friedliche Regierung geführt. Wiederholt wurde er als Schiedsrichter von heidnischen Häuptlingen wie von europäischen Händlern bestellt und in den schwierigsten Situationen hat er seine Würde als König und als Christ zu wahren gewußt. In der Bibel war er gründlich zu Hause und sein christliches Bekenntnis hat er durch einen frommen Lebenswandel geziert. „Bei seinem Begräbnis war eine große Versammlung Leidtragender aus Eingebornen und Europäern zugegen, und als dasselbe vorüber war, blieb die Stadt so ruhig, als ob kein Todesfall stattgefunden hätte. Was für ein großer Wechsel seit jenen zu wohl bekannten Tagen, wo hunderte von Sklaven hingeschlachtet wurden, um dem verstorbenen König das Geleit zu geben in die andere Welt."

Bereits seit mehreren Jahren hat die dortige Mission ihre Arbeit über das sumpfige Deltagebiet des Kalabarflusses mit seinen Hauptstädten Creektown und Duketown den Crossfluß aufwärts ausgedehnt, so daß jetzt 8 Stationen mit 10 Außenplätzen von 9 europäischen Missionaren und 26 eingebornen Gehilfen besetzt sind. Die Mission am Crossfluß hat es mit einem noch ungebrochenen Heidentum zu thun, unter welchem Mord, Zauberei und

[1]) Vergl. die Übersicht A. M.-Z. 1891, 314. 374.

Sklavenhandel ihr finsteres Wesen treiben und das Leben des Fremdlings völlig ungesichert ist. Nimmt man dazu den durch Erkrankung und Tod verursachten häufigen Wechsel der europäischen Arbeiter, so wird man sich nicht wundern, daß der Missionserfolg hier nur ein langsamer ist. Neuerlich sind mehrere Handwerker ausgesandt worden, um besonders die christlichen Eingebornen, die sich wesentlich mit Handel beschäftigen, in allerlei Fertigkeiten zu unterrichten, damit sie lernen, wenigstens einen Teil ihrer Bedürfnisse sich selbst zu fabrizieren, statt dieselben von den Händlern zu kaufen (Unit. Presb. Rec. 1892, 10. 128. 182. 244).

Über der Nigermission hängt noch immer eine dunkle Wolke. Infolge der in unsrer letzten Rundschau geschilderten Krisis (1891, 197) hat die heimatliche Leitung der Ch. M. S. nicht nur zwei ebenso ernste wie maßvolle Hirtenbriefe an die Christen und Gemeinden am Niger, besonders im Deltagebiet, gerichtet, in denen sie sowohl ihrem Schmerz Ausdruck gab über den niedrigen Stand des christlichen Lebens, den Mangel an Kirchenzucht, die Verfehlungen der eingebornen Arbeiter ꝛc. wie Anweisungen für die künftige Gestaltung der Mission erteilte, sondern sie hat auch eine aus zwei kundigen Männern bestehende Deputation hinausgesandt, um in Gemeinschaft mit Bischof Crowther[1]) und den afrikanischen Arbeitern im Delta solche Vereinbarungen zu treffen, auf Grund deren eine gesunde Reformation der Mission ins Werk gesetzt werden könne. Leider ist beides insofern ohne Erfolg gewesen, als die angedrohte Separation der Deltagemeinden nicht hat abgewendet werden können. Diese Gemeinden samt ihren schwarzen Pastoren glauben nämlich zu hart beurteilt und zu scharf gerichtet zu sein und empfanden es als eine unverdiente Zurücksetzung, daß sie hinfort statt wieder einen Bischof aus der eingebornen Geistlichkeit zu erhalten, unter europäische Oberleitung gestellt werden sollten. So schritten sie zur Etablierung eines „unabhängigen Native-Pastorats“ unter Führung des bisherigen Archidiakonus Crowther, des Sohnes des verstorbenen Bischofs. Das geschah am 29. April 1892.

Es ist für jemand, dem nicht das gesamte Aktenmaterial vorgelegen hat, schwer möglich, sich ein völlig unparteiisches Urteil zu bilden. Der unsern Lesern nicht unbekannte Dr. Cust, ein Mann von umfassender Missionskenntnis und unbezweifelbarer Missionsliebe, ist mit dem Verhalten des Komitees der Ch. M. S. in dieser ganzen Frage so unzufrieden, daß er aus demselben ausgetreten und in einer zur „Privat-Zirkulation“ bestimmten Schrift: The adolescence of a native church in new-christian lands als Anwalt der Selbständigkeit der Nigerkirche aufgetreten ist. Freilich Dr. Cust ist ein Einspänner, mit dem man nicht durch dick und dünn gehen kann, und seine Verteidigung der Selbständigkeit der jungen heidenchristlichen Kirchen ermangelt der pädagogischen Weisheit. Wir unsrerseits müssen uns in der vorliegenden Frage wesentlich auf die Seite des Komitees der Ch. M. S. stellen. Es ist wohl möglich, daß Rev. Robinson, der zuerst die tiefen Schäden in der Nigermission aufgedeckt, in seiner Kritik der dortigen Gemeinden und Pastoren zu hohe Anforderungen gestellt hat, aber die heimatliche Leitung hat manche seiner Maßnahmen bezw. Anträge nicht gebilligt und dem trefflichen Manne dadurch

[1]) Derselbe starb zehn Tage nach Ankunft der Deputation.

zur Unzufriedenheit seinerseits Gelegenheit gegeben. Andrerseits war es nicht möglich, die unleugbaren Schäden ohne ernste Korrektur zu lassen und das konnte nicht abgehen ohne Unzufriedenheit seitens der schwarzen Pastoren und Gemeinden. Vermutlich fühlt sich der Archidiakonus Crowther auch persönlich gekränkt, daß er nicht der Nachfolger seines Vaters geworden ist. Nach langen und gewiß sorgfältigen Erwägungen ist beschlossen worden, einen Europäer zum Bischof der Nigermission zu machen und der Rev. Hill hat den Mut gehabt, den an ihn ergangenen Ruf in dieses unter den obwaltenden Umständen doppelt schwere Amt anzunehmen. Er ist bereits auf seinem neuen Arbeitsfelde eingetroffen. Gott gebe ihm Weisheit und Gnade, daß er alles wieder ins Geleise bringe.

Zu diesen betrübenden Wirren kommen auch noch schmerzliche Verluste in der Nigermission. Außer dem guten alten Bischof Crowther, der am 31. Dezember 1891 heimging, schwer betrübt über die Erlebnisse der letzten Jahre,[1]) starben infolge des tödlichen Klimas die zwei hervorragenden jungen europäischen Missionare, welche durch ihre Kritik die Krisis in der Nigermission wesentlich herbeigeführt hatten und auf die so große Hoffnungen gesetzt worden waren, Rev. Robinson und Mr. Brooke, beide auf der Station Lokoja. Wie in früheren Rundschauen mitgeteilt ist, waren diese eng miteinander verbundenen Freunde die Leiter einer neuen Sudan-Mission, die von Lokoja aus ins Werk gesetzt werden sollte und nun wohl aufgegeben, wenigstens aufgeschoben werden muß. Wir unsrerseits hielten diese Sudan-Mission für ein verfrühtes Unternehmen, aber die beiden Männer, die sie geplant und über dem Versuch ihr Leben geopfert haben, verdienen alle Bewunderung. Nach den ihnen gewidmeten Nekrologen, die wir nicht reproduzieren zu können lebhaft bedauern, müssen beide zu den Jesusjüngern gehört haben, in denen sich die Klarheit des Herrn spiegelte mit aufgedecktem Angesicht. Wie nötig wären sie gerade jetzt in der bedrängten Nigermission gewesen, zumal sie anfingen der Sprachen mächtig zu werden und Land und Leute zu verstehen; aber Gott nahm sie hinweg. Die letzten Worte des sterbenden Brooke waren: God be praised und auch wir müssen lernen zu sagen: er ist der Herr, er thue, was ihm wohlgefällt.

Unter diesen Umständen kann natürlich von Fortschritten in der Nigermission wenig gemeldet werden; am oberen Niger ist die Zahl der Christen infolge der Sichtung sogar um hunderte zurückgegangen, während sie am unteren Niger noch 4184 beträgt. Das Schlimmste ist, daß es an Arbeitern fehlt, und wenn die Lücken nicht bald ausgefüllt werden, so steht zu befürchten, daß die römische Mission, die sich seit Mitte der achtziger Jahre hier eingedrängt, ernten wird, wo sie nicht gesäet hat. Auch in den Deltagemeinden ist weder das geistliche noch das kirchliche noch das sittliche Leben der Gemeinden befriedigend, und am oberen Niger beginnt eigentlich eine ganz neue Gemeindebildung. In Onitscha, wo die ganze Gemeinde wegen Teilnahme an einem heidnischen Brauche in Kirchenzucht hatte genommen werden müssen, hat das heilige Abendmahl wieder gefeiert werden können. In Obotschi hatten die Christen unter heidnischer Verfolgung zu leiden, doch fehlte es nicht an erfreulichen

[1]) Vergl. die Übersicht über sein Leben im Ev. Miss.-Mag. 1892, 283. 305. 359. 400.

Beispielen christlicher Standhaftigkeit. Von besonderer Wichtigkeit ist Lokoja, wo Robinson und Brooke einen neuen hoffnungsvollen Anfang gemacht haben. Dieser bedeutende Handelsplatz ist die Thür zu den Haussastaaten, von der man zwar noch nicht sagen kann, daß sie geöffnet ist, die aber doch als zukünftige Straße zu der mohammedanischen Bevölkerung des Sudan im Auge behalten werden muß. Vorläufig giebt es in Lokoja selbst und seiner nächsten Umgebung reichlich zu thun und wie es scheint, hat der Herr hier ein großes Volk. Auch die Mohammedaner zeigen sich für das Evangelium keineswegs unempfänglich (Ch. M. Rep. 1891/92, p. 28. Int. 1892, 58. 219. 355. 359. Gleaner 1892, 91).

In der benachbarten Yoruba-Mission der Ch. M. S. scheint es gleichfalls nicht recht vorwärts zu wollen. Auch hier liegt die Hauptarbeit in den Händen schwarzer Pastoren (16) und Lehrer (114) neben nur 6 ordinierten europäischen Missionaren. Mehreren dieser eingebornen Geistlichen wird allerdings, und zwar seitens eines unparteiischen Reisenden, das Lob erteilt, daß ihr Wandel ein Vorbild für ihre Landsleute ist, daß sie in großer Treue ihrem Berufe obliegen, ihr Leben nicht schonen, in Achtung auch bei den Heiden stehen, als Friedensvermittler und Bekämpfer roher Sitten einen heilsamen Einfluß üben u. dergl., aber von andern hört man kaum etwas. Zwar Klagen wie über verschiedene schwarze Nigermissionare verlauten nicht, aber wir fürchten fast, daß das Schweigen nicht ganz in bonam partem ausgelegt werden darf. Taufen haben innerhalb des ganzen Yorubagebiets 421 stattgefunden, so daß die Gesamtzahl der Christen auf 7850 gestiegen ist. Bedenkt man aber, daß diese Mission, wenigstens in einigen ihrer Distrikte, fast 50 Jahre alt ist, und erinnert man sich an ihre jugendliche Blütezeit, so kann man den gegenwärtigen Bestand kaum als ein befriedigendes Ergebnis bezeichnen. Im Laufe des letzten Jahrzehnts beläuft sich die Vermehrung der Christenzahl auf nur ca. 1000. Freilich muß man in Rechnung ziehen, daß die Mission es hier nicht bloß mit einem machtvollen Heidentum zu thun hat, sondern daß auch die fortwährenden kriegerischen Unruhen, speciell die räuberischen Einfälle der Dahomeer[1]), einen aufhaltenden ja zerstörenden Einfluß auf die Mission üben. Im letzten Jahre kam noch eine feindselige Spannung zwischen den Stämmen im Innern des Landes und den englischen Behörden an der Küste hinzu, infolge deren die Vertreibung der Missionare von verschiedenen Stationen in Aussicht stand. Eine energische englische Expedition hat nun allerdings die verschlossene Verbindung mit den aufsässigen Stämmen der Ijebus und Egbas wieder geöffnet, aber ob durch diesen Sieg auch dem Evangelio der Weg in die Herzen der Leute geöffnet werden wird, das ist eine andere Frage (Ch. M. Rep. 1891/92 p. 22).

Wir kommen jetzt wieder zu zwei deutschen Missionen[2]): der norddeutschen (Bremer) auf der Sklavenküste bezw. im Togoland und der Baseler auf

[1]) Wie aus den Zeitungen bekannt, ist Frankreich augenblicklich im Kriege gegen Dahome begriffen. Soeben gehen glänzende Siegesberichte ein; wenn nur nicht etwa der hinkende Bote nachkommt!

[2]) Über die Mission der Wesleyaner auf der Westküste Afrikas sind mir trotz wiederholter Erinnerung leider keine Nachrichten zugegangen. — Es mögen auf der Guineaküste etwa 21 000 Christen in ihrer Pflege stehen.

der Goldküste. Bezüglich der ersten bemerken wir zunächst zur Orientierung, daß von den Stationen derselben eine (Keta) mit sechs Außenplätzen im englischen, zwei (Ho und Amedschovhe) mit sieben Außenplätzen im deutschen Gebiete liegen. Die größere Zahl der Christen und Schüler entfällt aber auf das englische Gebiet.

In Summa zählt jetzt diese kleine Mission 897 Christen, von denen 114 in 1891 getauft sind. Eine vierte Station im Togoland wird demnächst hinzukommen. Die Hauptnot dieser Gesellschaft ist der Arbeitermangel und der infolge des gefährlichen Klimas beständige Arbeiterwechsel. Im Laufe des letzten Jahres hat sie wieder zwei Todesfälle erlebt, so daß nur noch sieben Brüder im aktiven Dienst standen; einige sind immer zur Erholung in der Heimat. Allerdings sind die Lücken wieder durch fünf junge Missionare ausgefüllt worden, aber wie lange dauert es, bis sie auch nur in der Landessprache reden können, und gar bis sie mit den fremden Verhältnissen und Menschen so vertraut sind, daß sie wirklich auf dieselben Einfluß zu üben vermögen. Die Heranbildung eingeborner Mithelfer ist darum gerade für diese dem Wechsel des europäischen Personals so stark ausgesetzte Mission eine ihrer Hauptaufgaben. Solcher Mithelfer aus den Eingebornen sind jetzt 34 da, von denen manche das Amt eines evangelischen Predigers redlich ausrichten. Auch sechs unverheiratete Damen sind als Diakonissinnen und Kleinkinderlehrerinnen in den Dienst dieser Mission getreten und haben eine hoffnungsreiche Arbeit begonnen; einige derselben sind freilich schon durch Erkrankung zu einer Urlaubsreise in die Heimat genötigt worden.

Auf der Küstenstation Keta, wo eine sehr gemischte und leider, muß man hinzufügen, auch verderbte Bevölkerung lebt, die besonders durch den den Haupteinfuhrartikel bildenden Branntwein noch demoralisierter wird, geht es langsam voran. Glücklicherweise hat die römische Propaganda, die sich hier einzunisten gesucht, trotz ihrer Großprahlereien, fast gar keinen Boden gewonnen. Auf der Station Ho, wo die Missionsgebäude vor einem Brande gnädig bewahrt wurden, giebt es besonders auf den Außenplätzen einen erfreulichen Fortschritt. Im Pekithal erforderte die Leitung der Gemeinden während der durch die deutsche Besitzergreifung verursachten Aufregung viel Takt, doch gelang es den Missionaren, die Glieder derselben zu einem neutralen Verhalten zu bestimmen. Die Lernbegier ist hier besonders groß und darum die Schulen in stetiger Zunahme. Auch in wirtschaftlicher Beziehung ist der Pekistamm den übrigen Evheern voraus, Kaffee und Kakaopflanzungen von wesentlichem Umfang werden angelegt; besonders die Christen lassen sichs eifrig angelegen sein, ihre socialen Verhältnisse auf dem Wege des Landbaues zu heben und die Heiden folgen vielfach ihrem Beispiel. Eifrig strebt man nach einer Regulierung des Eigentumsrechts an den Ländereien und durch die Erwerbung persönlicher Besitztitel tritt die ökonomische Entwicklung des Landes in ein ganz neues Stadium.

In Amedschovhe, das zugleich als Gesundheitsstation dient, ist jetzt das stattliche Missionshaus fertig geworden. Ein deutscher Kolonialbeamter nennt es „das gesundeste und stolzeste Bauwerk des Togolandes, ein Muster für alle neu zu errichtenden Massivbauten in den Tropen“ und fügt hinzu: „Da der ganze Bau grundsätzlich mit thunlichst ausschließlicher Benutzung ein-

heimischen Materials durch eingeborne Handwerker und Arbeiter von einem Missionar ausgeführt wurde, liefert dieser Umstand den glänzendsten Beweis dafür, daß die evangelischen Missionare die Eingebornen mit großem Erfolge zur Arbeit gewöhnten und sich einen tüchtigen Stamm erprobter Handwerker erzogen." Wir machen kein großes Geschrei von diesem Nebenerfolg unsrer Missionsarbeit, um so mehr freut es uns, wenn ihr gelegentlich durch einen deutschen Kolonialbeamten ein solches Zeugnis ausgestellt wird. Gott helfe, daß die schöne Station nun auch ein brennendes und scheinendes Licht für die finstere heidnische Umgebung werde (M.-Bl. der nordd. M.-G. 1892, N. 8. Ev. Miss.-Mag. 1892, 343).[1])

Auf der Goldküste befindet sich das Werk der Baseler Mission im ganzen in einem gesunden Fortschritt. Es haben in 1891 wieder 614 Heidentaufen stattgefunden, so daß die Gesamtseelenzahl der dortigen Gemeinden jetzt 10347, die der Schüler 3031 beträgt. Auch räumlich dehnt sich die Mission nach Asante zu und am Wolta immer mehr aus.

„Zum ersten Male seit vielen Jahren," heißt es in dem Jahresbericht (Heidenbote 1892, 62), „haben wir keinen Todesfall unter unsern Geschwistern auf der Goldküste zu beklagen. Aber der Krankheit ist doch viel gewesen, und wie gewöhnlich hat ein starker Wechsel im Geschwisterkreis stattgefunden. Die Zahl der älteren Brüder ist verhältnismäßig klein.

Der Fortschritt war ein gleich erfreulicher wie im Jahre 1890. Jede Station hat eine größere oder kleinere Zahl Heidentaufen, und wenn Abokobi und Odumase eine kleine Verminderung ihrer Christen aufführen müssen, so hängt das mit der Wanderlust der Neger zusammen, für die namentlich die Handelsplätze an der Küste Anziehungskraft haben. Allerdings ist unser Ga-Distrikt ein für die Mission und das Gedeihen der Gemeinden im allgemeinen weniger günstiger Boden. Es will vielfach nicht recht vorwärts gehen. Doch findet sich manches Dörflein, das die Botschaft von Christo freundlich aufnimmt; hie und da sieht man ein neues Dörflein entstehen; in einem Hauptort des Fetischdienstes konnte der Erstling getauft werden; manche der kleinen Gemeinden machen Freude durch ihre Regsamkeit. In den in den letzten Jahren im Westen neu hinzugekommenen Landstrichen, dem Fante-, Agona- und Katokugebiet, für die jetzt die neue Station Nsaba gebaut wird, ist teilweise ein Stillstand ja Rückgang zu bemerken, mußten sie doch auch während der zweiten Hälfte des Jahres die Pflege eines eigenen Missionars entbehren; doch findet das Evangelium von Kwakwatia aus in den umliegenden Ortschaften Eingang, und das gegen Kumase hin liegende Kotokuländchen mit der Außenstation Mangso erweckt Hoffnung.

Auffallend war in den letzten Jahren der Unterschied zwischen den beiden Stationen auf den Akuapembergen, Aburi und Akropong; auf der letzteren ein entschiedener Fortschritt, auf der ersteren zwar nicht ein Stillstand aber doch ein langsames Vorankommen. Jetzt läßt das Gedeihen und Aufleben einiger Gemeinden des Aburigebiets, die unter der Leitung der tüchtigen Pfarrer Koranteng und Asare stehen, für die Zukunft auch bessere Fortschritte

[1]) Eine orientierende Übersicht über „das deutsche Schutzgebiet Togo und dessen Christianisierung" in dem genannten Monatsblatt 1891, N. 4 u. 5 und abgedruckt im Ev. M.-M. 1891, 305. 366.

unter den Heiden hoffen. Mitteilungen aus dem Bericht von Pfarrer Asare geben ein erfreuliches Bild von der Ordnung und Zucht in seiner Gemeinde Tutu und überhaupt von dem Gemeindeleben auf der Goldküste.

Im Gebiet von Akropong sind namentlich die Gemeinden Amanukrom und Late merklich gewachsen. Die letztere zählte zu Anfang des Jahres gegen 1100 Seelen, ist aber seitdem schon wieder gewachsen; hat eine Gemeindeschule mit 200 Knaben und ist daran, ein zweites Schulhaus zu bauen. Die Christen bilden in diesem Teil des Landes schon einen so bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung, daß der König von Akropong um seinen Einfluß besorgt wird. Die feindselige Haltung des Hofs macht die Verhältnisse dort zur Zeit etwas schwierig, und es gilt, durch weises Verhalten dem König und seiner Partei keinen Vorwand zu Beschwerden oder Feindseligkeiten zu geben.

Ein frischer Zug geht durch Akem, das Arbeitsgebiet von Begoro. Die Zahl der Christen mehrt sich rasch und würde sich wohl noch rascher mehren, wenn wir mehr eingeborne Gehilfen hätten und so die gegenwärtige Erntezeit auf dem ausgedehnten Arbeitsfeld besser ausnützen könnten. An mehreren Orten wurden Erstlinge getauft; unter den Übergetretenen sind drei Fetischpriester und mehrere angesehene Häuptlinge. Besonderes Aufsehen machte der Übertritt und die Taufe zweier dem christenfeindlichen König von Kyebi nahestehenden Häuptlinge, die ihre Ehrenstellen preisgaben, um Christen zu werden. Der König wehrt sich gegen das vordringende Christentum und sucht den Christen zu schaden. Er hat nun erklärt, daß er keine Streitsache der Christen mehr vor seinem Gericht annehmen werde; die Christen sollen etwaigen Ungerechtigkeiten der Heiden schutzlos preisgegeben sein. Aber der König muß sehen, wie der zunehmende Verfall der Heidenstadt Kyebi und das Aufblühen der Christenstadt den bevorstehenden Untergang des Heidentums und Sieg des Christentums weissagt.

Obwohl der Niedergang des Heidentums offenbar ist, besitzt es doch noch große Macht über die Gemüter. Das beweist die Aufnahme, die ein Medizinmann gefunden hat, der behauptete, durch ein Gottesgericht diejenigen herausfinden zu können, die den Tod eines andern verschuldet hätten. Ganze Städte und Dörfer unterzogen sich dem von ihm veranstalteten Gottesgericht. Alle Erwachsenen, Männer und Weiber, nahmen den Trank, den er reichte, der Häuptling von Asunafo büßte für seine Einladung des Zauberers damit, daß er selbst vom Gottesgericht getroffen wurde, d. h. an dem Gift starb. Schließlich wurde der Betrüger, als er auch in Begoro sein Wesen trieb, verhaftet und ihm das Handwerk gelegt. Übrigens hat er manchem dazu verholfen, mit dem Fetischdienst zu brechen.

Noch ein anderes Nachtbild westafrikanischen Heidentums wird uns im Zusammenhang mit dem Geschick eines früheren Schülers der Mittelschule Begoro berichtet. Er kam auf einer Reise in ein Dorf nahe an die Grenze von Asante. Dort ließ der Häuptling eben einen Mann aus Fante aus Rache hinrichten, indem er ihm Hände, Füße, Nase und Ohren abhauen und den so Verstümmelten noch lebend in einen Haufen Wanderameisen werfen ließ, die ihn vollends zu Tode marterten. Als der junge Mensch trotz der ihm gewordenen Warnung am Richtplatz vorüber ging, ließ ihn der Häupt-

ling, weil er etwas gesehen habe, über das er nicht schweigen werde, greifen und enthaupten.

In eben diese Gebiete zwischen unserem gegenwärtigen Arbeitsgebiet und dem Asantereich, Länder, in denen das afrikanische Heidentum noch seine ganze Roheit und Grausamkeit entfalten darf, dringt die Mission jetzt vor. Der erste entscheidende Schritt dazu ist durch die von Abetifi aus erfolgte Besetzung von Bompata in Asante-Akem geschehen. Von diesem Ort aus bereist Katechist Boateng die ganze Landschaft und gewinnt die Zuneigung der Bevölkerung, hat auch schon zwei Taufbewerber bekommen. Gleichzeitig geht es auch im bisherigen Arbeitsgebiet von Abetifi vorwärts, wenn auch nicht an allen, so doch an manchen Orten; namentlich macht die Gemeinde Abetifi selbst durch äußeres und inneres Wachstum Freude.

Die Woltamission, deren Ausgangspunkt Anum ist, hat durch Br. Clerks Vordringen nach Worawora wieder einen ansehnlichen Schritt vorwärts gethan, und erstreckt sich nun den Wolta entlang über ein Gebiet von 40—45 Stunden Länge. Br. Clerks Wirksamkeit hat schon angefangen Früchte zu tragen. Nicht nur hat er schon einige Taufbewerber, sondern er konnte auch einige Orte, denen von Leuten eines andern Stammes Zerstörung drohte, durch sein Dazwischentreten retten. Die vor der Besetzung Woraworas am weitesten vorgeschobene Außenstation Ntschumuru hat nun durch die Taufe von 11 Erstlingen ein Gemeindlein bekommen, ebenso der gleich den beiden genannten auf deutschem Schutzgebiet liegende Ort Bakpo. Die meisten älteren Gemeindlein des Stationsgebiets Anum haben sich vergrößert, so daß man von einer gedeihlichen Entwicklung der Woltamission reden darf. Diese hoffnungsvolle Mission hat freilich auch ihre eigentümlichen Schwierigkeiten. Es herrscht dort eine große Mannigfaltigkeit von Sprachen, und nicht überall wird die Tschisprache, in welcher unsere Missionare arbeiten, genügend verstanden. Dazu sind auch die politischen Verhältnisse noch nicht hinreichend befestigt, was sich in mancher Hinsicht als Übelstand fühlbar macht."

Aus der Negerrepublik Liberia[1]) läßt sich des Guten nicht allzuviel berichten. Die politischen und wirtschaftlichen Zustände haben sich eher verschlimmert als verbessert und über die sittlichen hört man auch nicht viel Lob. Wie es scheint, bleibt diese Republik eine Karikatur. Was die Missionen anbetrifft, welche sämtlich in den Händen von Amerikanern liegen, so fehlt es durchaus an einer zuverlässigen Statistik, die ein Urteil über den Stand und Fortgang derselben ermöglichte. Auch die Angaben von Vahl (Stand der evangelischen Heidenmission) beruhen nur auf Schätzung und scheinen bloß die Ergebnisse der Mission unter der afrikanischen Urbevölkerung zu umfassen. Die Hauptarbeit thun die protestantischen und methodistischen Episkopalen; zu den letzteren sind auch die Taylorschen Missionen zu rechnen. Außerdem sind noch einige Frauen-Missionsvereine und die lutherische Generalsynode hier thätig. Nach Vahl soll es in Summa 52 amerikanische (inkl. 22 weiblichen) und 94 eingeborne Missionare in Liberia geben. Die protestantische bischöfliche Mission, die von einem farbigen Bischof, Ferguson, geleitet wird und, wie es scheint, lediglich mit farbigen Missionaren arbeitet, hat zahlreiche Stationen in den

---

[1]) Zur weiteren Orientierung vgl. den Artikel: „Aus der Negerrepublik Liberia" im Ev. M.-M. 1891, 454. 485.

sämtlichen vier Provinzen des Freistaats, von denen die hauptsächlichsten an der Küste liegen, von Kap Palmas, das den Centralsitz bildet, im Südosten bis Kap Mount im Nordwesten. — Besonders von Kap Palmas aus erstreckt sich ihre Arbeit auch auf die eingebornen Stämme des Innern, den Cavallafluß aufwärts bis zur Stadt Gbape, während im mittleren und nordwestlichen Gebiet der Republik sie sich wesentlich mit den eigentlichen Liberianern, d. h. den von Amerika eingewanderten Negern beschäftigt. In der letzten Zeit haben aber auch die Gemeinden in Monrovia und Sinu mit neuem Eifer eine Mission unter den dortigen benachbarten Ureinwohnern, besonders im Bassalande, in Angriff genommen. Großer Fleiß wird auf die Schulen verwendet, und zwar nicht bloß auf die intellektuelle Bildung, sondern auch auf die Erziehung zu allerlei Handarbeit. Der Bischof Ferguson, der ein tüchtiger Mann zu sein scheint, ist ein fleißiger Visitator (Sp. of Miss. 1892, 30. Afr. Repository 1892, 64).

Einen sehr optimistischen Charakter tragen die Taylorschen Berichte, die unausgesetzt massenhafte neue Gemeindebildungen, Bekehrungen u. s. w. melden, aber mit großer Vorsicht aufzunehmen sind. So heißt es z. B. über den Kap Palmas-Distrikt: „Dieser Distrikt umfaßte bisher nur einen Sprengel. Durch die Bekehrung des Königs (!) Hodge und vieler aus dem Grabovolke wurde im Laufe des letzten Jahres Big Town hinzugefügt, aber wir haben in church organic union mit diesem Distrikt 17 neue Missionen, sämtlich unter einem noch ungebrochenen Heidentum, in denen 35 Missionsarbeiter beschäftigt sind, und ein Missionseigentum im Werte von 56000 M. Die Kinder, die wir aus diesem Heidentum angenommen haben, zählen 59 Knaben und 43 Mädchen und unsre Eingebornenkirche in diesem Distrikt beziffert mit Einschluß der Taufkandidaten sich auf eine Mitgliederzahl von 385. In dem Seminar befinden sich über 100 Schüler“ u. s. w. Und von dem Sinu-Distrikt: „Während wir hier bis jetzt nur 3 kleine Stationen besaßen, haben wir im letzten Jahre unter rein heidnischen Stämmen 7 neue mit 11 Missionaren besetzte Stationen angelegt. Das Werk ist noch jung und erst wenige sind bekehrt, aber der Ausblick ist hoffnungsvoll.“ Auf seinem ganzen afrikanischen Gebiete (also außer Liberia in Angola und am Kongo) will der sanguinische Bischof nicht weniger als 40 neue Stationen seit 1885 angelegt haben!! Das ist etwas viel und etwas schnell; wir werden ja sehen, was bleibt. Die Statistik der Taylorschen bezw. bischöflich-methodistischen Missionen allein über Liberia zählt 31 Gemeinden mit 3064 members, 2750 Sonntagsschülern und 54 Lokalpredigern auf (African News 1892, Mai p. 4).

Sehr anerkennend spricht der neuste Beschreiber Liberias, Büttikofer, von der lutherischen Station Mühlenberg, die sich im Hinterlande von Monrovia, 12 Stunden aufwärts am St. Paulsfluß befindet. Besonders gefallen hat dem Reisenden der ebenso feierliche wie einfache Gottesdienst, dem er beiwohnte, der dem Fassungsvermögen der Versammlung angepaßte Vortrag des Missionars Day und die Verbindung der missionarischen mit der wirtschaftlichen Thätigkeit. Die Station erhält sich selbst durch den Ertrag ihrer Pflanzungen und beschäftigt zugleich ihre Zöglinge auf nützliche Weise. „Bis weit ins Innere hinein ist Mr. Day wohlbekannt und die Eingebornen nennen ihn mit einer gewissen Ehrfurcht, da er es verstanden hat, ihnen sowohl durch ener-

gisches Auftreten und strenge Rechtlichkeit zu imponieren, als durch herzgewinnende Freundlichkeit ihr Vertrauen zu erwerben" (Evang. Miss.-Mag. 1892, 216).

Zwischen Liberia und Sierra Leone unterhalten auf der Scherbro-Insel und dem gegenüberliegenden Festland (Mende) die nordamerikanischen United Brethren eine nicht unbedeutende Mission, von welcher erfreulicher Fortschritt gemeldet wird nur mit der Klage, daß infolge von Erkrankungen seitens des Missionspersonals verschiedene Gemeinden ohne pastorale Pflege längere Zeit haben gelassen werden müssen. Der Gesamtbestand dieser wie es scheint wenig gekannten Mission beträgt ca. 7000 members, die sich auf 348 Städte und Dörfer verteilen, 50 Arbeiter, 12 Tages- und 16 Sonntagsschulen mit 507 bezw. 686 Schülern. Einer der beiden auf der letzten Jahreskonferenz ordinierten farbigen Geistlichen war ein Graduierter des Fourah-Bay-Kollegs in Sierra Leone. Auch Damen fungierten als Prediger. „Die Neuheit dieser Erscheinung frappierte das Publikum, aber es muß gesagt werden, daß jede dieser Ladies auf ihre Zuhörerschaft den Eindruck einer göttlichen Berufung machte (?) und daß alle mit der größten Achtung und Aufmerksamkeit ihrer klaren und kräftigen Predigt zuhörten" (Indep. 17./3. 1892).

In Sierra Leone hat die Ch. M. S. bekanntlich ihre dortigen (ohne die sog. Anhänger) 8400 Getaufte zählenden Gemeinden zu einer selbständigen Kirche konstituiert, die auch eine eigene Mission im Bullom-Distrikte (c. 800 Christen) treibt. Verständigerweise hat sie sich aber die Oberleitung wie die Ausbildung der eingebornen Geistlichen (im Fourah-Bay-Kolleg) vorbehalten. Bezüglich der finanziellen Leistungen zu ihrer Selbstunterhaltung kann man mit dieser jungen Missionskirche wohl zufrieden sein, sie betrugen über 50000 Mark; weniger gut steht es mit dem geistlichen und sittlichen Leben, obgleich der Kirchenbesuch ein zahlreicher ist. Die Ch. M. S. sendet daher je und je begabte Erweckungsprediger (missioner), um die Gemeinden zu beleben. Die Insubordination der eingebornen Geistlichkeit verursachte allerlei Unannehmlichkeiten, doch hat der Bischof in den betreffenden Streitigkeiten obgesiegt. Eine eigentliche Missionsarbeit treibt die Ch. M. S. hier nur in Port Lokkoh auf drei Stationen unter den wie es scheint meist mohammedanischen Timnenegern. Einige Taufen haben in 1891 stattgefunden, und unter den Katechumenen befindet sich ein einflußreicher Häuptling. Der Katechismus und einige Teile der Bibel sind in die Timnesprache übersetzt (Ch. M. Rep. 1891/92 p. 18).

Außer der Ch. M. S. sind in Sierra Leone noch besonders methodistische Missions-Gesellschaften thätig, mit zusammen c. 24000 Christen inkl. Anhänger, welche ihre Arbeit auch zu den heidnischen Stämmen des Innern ausgedehnt haben. Mit welchem Erfolge, habe ich nicht ermitteln können. Aus dem von einigen nordamerikanischen Jünglingsvereinen (in Kansas) geplanten Vorstoße in den Sudan von Sierra Leone aus scheint nichts geworden zu sein, nachdem mehrere der ausgesandten Missionare kurz nach ihrer Landung wohl wesentlich infolge ihrer eigenen Unvorsichtigkeit dem Klima zum Opfer gefallen sind.

Auf den Los-Inseln und am Rio Pongas unterhält eine westindische

anglikanische M.=G., die in Verbindung mit der S. P. G. steht, eine mit wenig Energie getriebene Mission, die einige hundert Christen zählt, von der man aber nichts erfährt.

Am Gambia haben die englischen Methodisten vier Stationen mit zusammen 2500 Christen, aber auch über diese Arbeit habe ich neuere Nachrichten nicht erlangen können.

In dem französischen Senegambien ist die evangelische Mission durch die Pariser M.=G. dürftig vertreten, was freilich durch die Ungunst vieler widriger Umstände seine Entschuldigung findet. Der eingeborne Pastor Taylor, ein Sierra Leone=Christ, hat leider — wohl aus disciplinarischen Gründen — den Dienst der Gesellschaft verlassen müssen. Jetzt stehen drei französische Missionare, von denen einer Arzt ist, dort in Thätigkeit und man hofft, daß es ihnen gelingen wird, den bisherigen Zustand der Stagnation bald zu überwinden. Die Station Kerbala ist immer noch unbesetzt. Zur interimistischen Aushilfe soll ein eingeborner Evangelist von Gambia in Dienst genommen werden (Rapport 1892, p. 65).

In Nordafrika, von Marokko bis Tripolis, sind unter den dortigen mohammedanischen Stämmen seit einigen Jahren mehrere junge Missionen etabliert worden, die meist zu den sog. „Glaubensmissionen" gehören. Die bedeutendste unter ihnen ist die englische North Africa M., früher M. in the Kabyles and other Berber races genannt. Es stehen auffallend viel unverheiratete Damen in ihrem Dienste; in dem letzten Arbeiterverzeichnis, welches 77 Namen nennt, sind es ihrer 43; freilich es ist nicht zu ersehen, ob diese alle noch aktiv sind. Das ist eine große Arbeiterschar, aber von einem nennenswerten Erfolge ist bis jetzt keine Rede. Man reist hin und her, macht Hausbesuche, unterweist Kinder und nimmt sich besonders der Kranken an, um nur erst Anknüpfungen zu finden und Vertrauen zu gewinnen. Bekanntlich drohte der französische Minister des Auswärtigen diese Missionare und Missionarinnen aus dem französischen Kolonialgebiet auszuweisen als Revanche für die Niederlage der französischen Patres in Uganda. Ob diese Drohung wirklich ausgeführt werden wird, ist wohl noch nicht entschieden; jedenfalls würde die Revanche vollkommen unschuldige Leute treffen, die durchaus den Eindruck machen, daß sie harmlos und politisch ganz und gar unverdächtig sind (North Africa 1892, 87). Von Tripolis aus beabsichtigen vier von einem englischen Jünglingsverein in Lancasshire entsandte junge Männer, welche sich durch ihrer Hände Arbeit selbst unterhalten wollen, eine sog. Central=Sudan=Mission zunächst nach Bornu und den Tschadsee ins Werk zu setzen (Miss. Rev. 1892, 238). Wie uns scheint, abermals ein wenig fundiertes Unternehmen, von dem wir fürchten, daß es ergebnislos enden wird.

Dagegen treibt die Vereinigte Presbyterianerkirche von Amerika in Ägypten eine gesunde und hoffnungsvolle Mission. Das Hauptobjekt derselben sind allerdings die alten koptischen Christen, doch wächst auch die kleine Zahl der aus der mohammedanischen Bevölkerung Bekehrten. Von den über 6000 Schülern, welche regelmäßigen Unterricht empfangen, sind c. 800 Kinder mohammedanischer Eltern. Die Kommunikantenzahl beläuft sich auf mehr als 3000, doch geht der Einfluß der Mission weit über dieses Ergebnis hinaus, da es demselben je länger je mehr gelingt, in die in totem Formalismus

erstarrten koptischen Gemeinden neues Leben zu bringen. Es hat sich unter den Kopten eine Reformpartei gebildet, welche statt der unverstandenen alten koptischen Sprache die arabische im Gottesdienste gebraucht, vom Bilder- und Heiligendienst sich lossagt, die Ohrenbeichte verwirft und in ihren Lehren sich der evangelischen Wahrheit nähert. Freilich fehlt es auch nicht an Opposition gegen diese Reformer, aber es ist doch eine Bewegung in die c. 400 000 Seelen zählende alte koptische Kirche gekommen, von der sich hoffen läßt, daß sie für die Evangelisierung Ägyptens eine immer größere Bedeutung gewinnen wird (M. Her. 1892, 74).

Über **Uganda** versparen wir uns ein abschließendes Wort auf die nächste Nummer. Kapitän Lugard, der vor c. drei Wochen in London eingetroffen ist, hat zunächst alle Hände voll damit zu thun, die gänzliche Zurückziehung der englischen Macht aus Uganda zu verhindern. Die „vollständige und, wie er glaubt, abschließende Widerlegung der wilden und bittern Anklagen der französischen Priester" stellt er in baldige Aussicht. — Es wäre eine Schmach für die englische Kolonialpolitik, wenn sie aus Sparsamkeitsgründen jetzt sich aus einem Lande zurückzöge, das wesentlich durch die kolonialpolitische Eifersucht in so blutige Händel hineingezogen worden ist. Fast scheint es aber, als ob die letzte Antwort, welche Lord Roseberry der Deputation der Antisklaverei-Gesellschaft gegeben, auf eine Änderung des früheren Beschlusses der Regierung hindeute.

Literatur-Bericht.

1. **Myers**, J. B.: Centenary of the Baptist Missionary Society 1792—1892. 2. Aufl. London 1892. Anfang Oktober hat die englische Baptisten-M.-G. ihr 100jähriges Bestehen gefeiert. Auch deutsche Missionsfreunde haben mit Teilnahme des Ereignisses gedacht, da die Gründung dieser Gesellschaft in gewissem Sinne das Erwachen des modernen Missionslebens bezeichnet. Freilich erwartet man kaum solchen Irrtum, wie es S. 99 des genannten Buches sich findet, daß die Baptisten die ersten Missionare in Indien gewesen seien. Schon hieraus kann man ersehen, daß der hübsch mit vielen Holzschnitten und einigen Karten ausgestattete Band nicht eine ganz zuverlässige Arbeit ist. Bei näherer Betrachtung erweist sie sich als eine speciell auf die praktischen Verhältnisse berechnete Festschrift. Die Gesellschaft hat den Wunsch, einen Jubiläumsfonds von 2 Millionen M. zusammen zu bringen und zugleich die regelmäßigen Jahreseinnahmen, die im letzten Jahrzehnt meist zwischen 1 200 000 und 1 500 000 M. betrugen, fortan auf gleiche Höhe mit jenem Fonds zu bringen.[1]) Wie aus der Vorrede und mehreren Stellen des Textes hervorgeht, soll die Festschrift ein Mittel zur Erreichung dieses Zweckes sein.[2])

---

[1]) Es ist hier nicht der Ort, das Bedenkliche einer solchen plötzlichen Steigerung um mehr als 25 % gegen den bisherigen Durchschnitt näher zu beleuchten. Vermöge eines gesunden Wachstums wird sie kaum erfolgen können; wird sie forciert, so wird wahrscheinlich die folgende Entwicklung geschädigt werden. Ähnliche Versuche sind schon mehrfach vorgekommen. Ich wüßte jedoch keinen, der völlig gelungen wäre.

[2]) Bis Ende September waren 1 800 000 M. eingekommen.

Sie ist von 6 verschiedenen Autoren bearbeitet; Myers, einer von den Sekretären der Bapt. M. S., ist nur als Editor genannt. Der erste Aufsatz giebt einen allgemeinen Überblick über die Entfaltung des Werkes aus den unscheinbaren Anfängen zu seiner jetzigen Größe. Sodann werden die einzelnen Gebiete, Indien, China, Afrika, Westindien und Europa besonders behandelt. Ein eigener Aufsatz ist der Orissa-Mission gewidmet, die von den General Baptist gegründet, 1891 mit der Verschmelzung der Denominationen der B. M. S. zufiel, und schließlich werden die Bibelübersetzungen besprochen.

Es wäre ein dankenswertes Werk, wenn wir nach Schluß des ersten Jahrhunderts eine eingehende, wissenschaftlich gehaltene Geschichte der Mission auf den betreffenden Gebieten erhalten hätten. Bis jetzt sind solche Arbeiten sehr rar. Wir hofften in dem Centenary Volume etwas Derartiges zu finden. Die hundertjährige Geschichte sollte hier reden als eine Lehrmeisterin. Welche reichen Schätze der Erfahrung könnte sie für den Missionsbetrieb bieten, wie segensreich würde eine genaue Erwägung gemachter Fehler zur Verhütung ähnlicher in der Zukunft wirken. Aber solche kritische Geschichtsschreibung lag wie es scheint den Verfassern ganz fern. Wir vermissen überhaupt in dem Festjubel, der das Buch durchklingt, ein gut Stück von der Selbstkritik, welche man bei solchen Gelegenheiten erwarten sollte. Nur in einem Punkte tritt die bußfertige Selbstanklage sehr deutlich hervor, nämlich daß der gewaltigen Aufgabe gegenüber die heimische Kirche noch viel zu wenig gethan habe. Aber das, was gethan ist, und wie es gethan ist, scheint über alle Kritik erhaben zu sein. Von den inneren Hindernissen durch Schwachheit und Irrtum seiner Träger scheint man nichts zu ahnen. Vielleicht wird man in späteren Zeiten es noch bedauern, daß man nicht eher der Lehre der Geschichte ein williges Ohr geliehen hat.

Der erste Abschnitt über Indien und Ceylon charakterisiert zunächst dies Gebiet in seinem Zustande vor hundert Jahren (keine Einheit — Chaos politischer Verhältnisse — die Thags), giebt einen Überblick über die Religionen und erzählt die bekannte Gründungsgeschichte der Bapt. M. durch Carey sowie die Wirksamkeit der ersten Missionare in Sirampur — für den belesenen Missionsfreund lauter bekannte Sachen. Dann folgt ein 28 Seiten langer Abschnitt: das neue Indien, beginnend mit der neusten Statistik der B. M. S. (4081 Gemeindeglieder bei einer Anhängerzahl von mehr als 10000 ꝛc.) Das ist nach hundert Jahren nicht viel.[1]) Dann aber wird auf die heutigen veränderten Zustände hingewiesen, die zu dem Ausdruck „ein neues Indien" berechtigen: die wachsende Bevölkerung, der Friede, anstatt der Hungersnot — Überfluß,[2]) da zahlreiche Eisenbahnen die Zufuhr von Lebensmitteln bewirken. Auf die Verkehrswege wird besonderes Gewicht gelegt. Die Ordnung des Grundbesitzes, die nach andern Zeugen sehr viel zu wünschen übrig läßt, wird hier zu den „herrlichsten und wohlthätigsten Errungenschaften"

[1]) Es wäre jedoch sicher ganz nützlich zu untersuchen, woher es kommt, daß bei den Kols in noch nicht der Hälfte Zeit durch viel weniger Arbeiter fast die vierfache Seelenzahl gesammelt wurde, oder daß in Tinnevelly bereits die zehnfache Seelenzahl sich zu Christo bekennt u. s. w.

[2]) Es klingt fast wie Satire für den, der in andern Berichten von den tausenden liest, die auf das schwerste Hunger leiden und nur mit widerlicher oder ungeeigneter Speise ihr Leben fristen können.

gerechnet. Ebenso wird das Schulwesen hoch gerühmt, sowie die große Menge englisch gebildeter Beamten im Regierungsdienst — auch dem National-Kongreß wird eine Lobrede gehalten. Indien ist der zweitbeste Kunde für den englischen Handel geworden; Sati, Kindermord, Staatslotterie u. s. w. sind abgeschafft; unter den Engländern in Kalkutta wird das Konkubinat nicht mehr angesehen, wie einst, als wäre es ganz in der Ordnung,[1]) selbst Hindus und Parsis erklären sich für die Sonntagsfeier.

Diesen vielen Lichtseiten gegenüber werden in einigen Zeilen auch ein paar Schattenseiten (Opiumbau, Spirituosensteuer) gegenüber gestellt — aber sie trüben das Lichtbild nicht sehr. Die Zusammenfassung sagt doch nur, wie es in Indien jetzt so herrlich steht.

Dann wendet sich freilich der Blick zu den großen Aufgaben. Die Bergstämme und die Kastenlosen, wenigstens 50 Millionen, werden in 50 Jahren vom Hinduismus oder Islam verschlungen werden. Wir müssen schnell machen. Wir müssen Indien helfen, damit es sich selber helfe und ein Licht für ganz Asien werde. Der Missionare sind zu wenig. Es wird als Ideal vorgeführt, daß tausend Glaubensboten in Indien landen. Sie würden „die Welt revolutionieren"! Der Schluß erwägt die Kosten und wie sie aufkommen können — womit für den oben bezeichneten Zweck gearbeitet wird.

Wir haben diesen Abschnitt etwas eingehender skizziert, weil er für die ganze Behandlungsweise charakteristisch ist. Man erwartet doch über die jetzige Baptisten-Mission in Indien, wo und wie und mit welchem Erfolge sie arbeitet, etwas Genaueres zu erfahren, man möchte einen Einblick thun in die gesammelten Gemeinden und ein anschauliches Bild gewinnen von ihren inneren und äußeren Verhältnissen. Aber alle diese Fragen müssen schweigen vor der optimistischen Schilderung des heutigen Indiens im ganzen, das doch nicht bloß ein Produkt der Mission, geschweige denn ein Produkt der B. M. ist. Die Wirklichkeit dieser Mission selbst bleibt in ein mystisches Dunkel gehüllt. Wenn man von anderwärts z. B. erfährt, daß jene 10000 Christen höchst ungleich auf die 26 Stationen verteilt sind (zu zweien gehören je über 3000, zu einer 1400 — die meisten haben nur kleine Häuflein) oder daß die 4081 Getauften im Laufe des letzten Jahres sich zwar um 343 vermehrten, aber auch wieder durch Todesfälle[2]) u. s. w. um 342 verminderten, so kommen dem gesunden Menschenverstande doch allerlei Gedanken, ob nicht an dem Werke selbst noch manches anders werden könnte und ob die hundertjährige Geschichte nicht dazu gewisse Fingerzeige geben dürfte?

Dem Artikel über Indien ist eine Übersichtskarte beigefügt, auf der die Hauptstationen rot unterstrichen sind. Leider sind die wirklich wichtigen Stationen nicht hervorgehoben. Backergandschi mit seinen 3152 Christen verschwindet fast bei der kleinen Schrift des Namens, während z. B. Baraset, zwar eine alte Station aber nur mit 18 Getauften durch Rotundschrift hervorgehoben

[1]) Doch haben hunderte, die in demselben leben, offenen Zutritt in der europäischen Gesellschaft, während einer, der rechtschaffenerweise eine Eingeborne heiratet — die Kosten eines Haushalts mit europäischer Dame sind für viele unerschwinglich — fast ebenso schroff wie der Kastenlose bei den Hindus aus der Gesellschaft ausgeschlossen ist.

[2]) Nach der durchschnittlichen Sterblichkeit dürften nicht viel über 100 Todesfälle vorgekommen sein.

ist. Man sieht überhaupt nicht, was die Karte zur Erläuterung des Artikels soll? Derselbe geht auf die außerordentliche Verschiedenheit der einzelnen Arbeitsfelder gar nicht ein, geschweige denn auf die einzelnen Stationen.

In dem folgenden Artikel über China, wo die B. M. auf grund der Hungersnot von 1876—1878 in Schantung bereits 1700 Getaufte hat, während das Werk in Schansi noch in den Anfängen steht, werden jene Heidenchristen nach einem Visitationsbericht zwar etwas eingehender charakterisiert und der Unterschied von den heimatlichen Christen anerkannt (S. 130),[1]) doch werden dagegen Züge wie Freude an geistlichen Liedern, brünstige Gebete, Standhaftigkeit unter Verfolgung, Seltenheit grober Unsittlichkeit, Vermeidung des Opiums angeführt, um daraus den Schluß zu ziehen, daß die Mitglieder im ganzen wiedergeborene Leute sind. Hier wird übrigens auf die specielle Missionsarbeit in ihren einzelnen Zweigen viel mehr eingegangen, als in dem vorigen Artikel.

Der folgende Artikel: Westafrika behandelt eingehend die Kamerunmission. Leider sind die inzwischen in Basler Berichten über dieselbe veröffentlichten Thatsachen nicht berücksichtigt worden. — Sie ist nur das Saatbeet gewesen für die Kongomission, der der größere Teil des Artikels gewidmet ist. Die hier beigefügte Karte von Ravenstein, auf der auch die übrigen Missionen angegeben sind, ist eine dankenswerte Arbeit, die vielen willkommen sein wird.

Über Westindien wird uns auch nur Bekanntes geboten. Hier vermißt man wieder sehr eine kritische Geschichte und eine klare Darstellung der wirklichen Verhältnisse der Gegenwart.

Indem wir die Missionen in Europa einfach überschlagen, kommen wir zu einem Kapitel, das wenigstens in einem Punkte für jeden Missionsfreund sehr erfreulich sein muß: die Orissa-Mission in ihrer Verschmelzung mit der B. M. S. Jede Vereinigung gegenüber der Zersplitterung bedeutet einen wahren Fortschritt der Mission. — Die Geschichte aber selbst läßt auch hier manche offene Frage. Dieser Mission wurde einst die Thür zu dem Bergvolke der Khonds geöffnet. Wie kommt es, daß diese günstige Gelegenheit nicht weiter benutzt worden ist? Woran liegt es, daß wir hier nicht annähernde Erfolge finden wie unter den Kols und Santhals? Eingehende Untersuchungen dieser Fragen könnten in der That recht fruchtbar werden.

Der letzte Aufsatz behandelt eingehend die von den Missionaren der Gesellschaft gelieferten Bibelübersetzungen, besonders jene vielseitigen umfassenden Arbeiten zu Sirampur. Zwar fehlt nicht die Bemerkung, daß diese Anfangsarbeiten nicht vollkommen sein konnten. Aber die Geschichte hat bekanntlich über einige von ihnen noch ein schärferes Urteil gesprochen, wie z. B. die ganze Auflage einer Dualla-Übersetzung jetzt völlig unbenutzt liegt. Gerade in Bezug auf Bibelübersetzung, die nur zu oft in Übereilung vorgenommen worden ist, hätte uns die Erfahrung sehr nachdrückliche Lehren zu erteilen, auf die man an einem solchen Knotenpunkt der Geschichte wohl auch etwas lauschen sollte. Das vermissen wir auch in diesem Kapitel.

Es werden jetzt nach und nach eine Reihe von Missionsgesellschaften ihr

[1]) Tiefere Sündenerkenntnis nicht der Grund, sondern eine Folge der Bekehrung — Befreiung von der Gespensterfurcht — die Fehler der Rasse verbleiben in gewissem Maße auch bei den Bekehrten — Lügenhaftigkeit, Geldliebe.

Jubelfest feiern. Möchte eine oder die andere den Anfang machen, eine kritische Geschichte ihres ersten Jahrhunderts zu veröffentlichen.

Schließlich möchte ich noch bitten, die vorstehenden Bemerkungen nicht als nörgelnde Polemik gegen eine fremde Denomination zu fassen. Trotz aller Verschiedenheit muß ich den Eifer, die Selbstverleugnung und persönliche Tüchtigkeit rühmen, die ich bei Missionaren der B. M. kennen lernte. Ich denke dankbar an die brüderliche Begrüßung, die mir in der bengalischen Konferenz zu teil wurde, in der ich mich unter Brüdern fühlen durfte. Bei den obigen Bemerkungen jedoch mußten alle persönlichen Beziehungen schweigen, da es lediglich im Interesse der Sache zu reden galt. R. Grundemann.

2. **Warneck**: Welchen Gewinn bringt die Arbeit für die Mission Pastoren und Gemeinden? Vortrag gehalten in der Pastoralkonferenz der Wupperthaler Festwoche am 12. Aug. 1892. Barmen, Missionshaus. 40 Pf. Es sind nicht lauter funkelnagelneue Gedanken, die dieser Vortrag zum Ausdruck bringt; der Verf. hat ihn auch nur auf ganz besondern Wunsch der Rh. M. G. drucken lassen. Aber es ist eine alte Paulinische Weisheitslehre, daß man sichs nicht verdrießen lassen soll: „immer einerlei zu schreiben", nur so werden gewisse Gedanken Gemeingut. Daß das „Einerlei" übrigens cum grano salis zu verstehen ist, bedarf wohl kaum der Bemerkung. Die 40 Pfennige, die das Schriftchen kostet, kann man schon an seine Lektüre wagen.

3. **Plath**: Was bedeutet die Entdeckung Amerikas für die christliche Kirche? Berlin, Buchh. der Goßnerschen M. 50 Pf. Auch eine Art Jubiläumsschrift, welche ihre Titelfrage in den 6 Abschnitten: die Absichten des Entdeckers und seiner Gönner, neue Missionsaufgaben, eine neue Weise der Ausbreitung der christlichen Kirche in Amerika, neue Missionsherde in Amerika, Rückblick und Aussicht behandelt. Manchmal etwas rhetorisch und optimistisch, aber zum Nachdenken anregend und zeitgemäß. Wck.

4. Im Verlage der J. C. Hinrichs'schen Buchhandlung in Leipzig hat eine neue Hausbibel zu erscheinen begonnen, die wir allen unsern Lesern auf das wärmste empfehlen möchten. Das einstimmige Urteil von dreißig der hervorragendsten deutschen Theologen, welches aus dem Prospekt ersichtlich ist, haben auch wir bei Einsichtnahme der ersten Hefte voll bestätigt gefunden. Die „Sternbibel" ist wirklich eine Hausbibel, wie sie in einer solchen Vereinigung von klarem Druck, auf bestem Papier, mit wirklich erbaulichem, edlem Bilderschmuck in stattlichem aber noch handlichem Format bisher nicht vorhanden war. Sie ist ein herrlicher Schmuck für jedes Haus. Durch ihre Schönheit ist sie geeignet auch einen sehr verwöhnten Geschmack zu befriedigen, andrerseits gewährleistet das vorzügliche Material die denkbar größte Dauerhaftigkeit auch bei sehr starker Benutzung. Die „Sternbibel" erscheint in dreißig Lieferungen zu 1 M., kann also ganz allmählich angeschafft werden, sie kann aber auch gleich vollständig in vorzüglichen Ganzlederband gebunden zu 40 M. durch jede Buchhandlung bezogen werden. Prospekte mit den oben erwähnten kompetentesten Beurteilungen liefert auch die Verlagshandlung direkt kostenfrei.

Berichtigung. Es muß heißen
S. 443 Z. 8 v. u. Neukirchener statt Neuendettelsauer und
S. 472 Z. 6 v. u. 1882 statt 1862.

Proselytenmacherei und Mission.[1])

Von Georg Stosch.

Es liegt nicht fern, vorauszusetzen, daß der Weheruf des Herrn über die Pharisäer bezüglich ihrer Proselytenmacherei (Matth. 23, 15) auch einen Warnungsruf für die Mission enthalte. Denn es ist doch nicht so, daß dies Wort den Pharisäern verwehren will, was den Jüngern Jesu befohlen ist, daß der Herr etwa dem Gesetz die pädagogische Bedeutung für die Heiden abschwäche, um dem Evangelium das alleinige Recht zu gewinnen. Wir dürfen dagegen nur an Matth. 5, 18 und 19 erinnern und an die universelle Bedeutung des Wortes: das Heil kommt von den Juden, das aus dem Munde des Herrn ging einer Frage gegenüber, welche auf den Zweifel an dem Weltberufe der jüdischen Religion hinauslief.

Wenn irgend etwas, so steht das jüdische Proselytenwesen zur Zeit Christi unter göttlicher Providenz. Unter den am Pfingstfest Getauften befanden sich ohne Zweifel Proselyten (Akt. 2, 11). Der universellen Anziehungskraft, welche die jüdische Gottesverehrung in dieser Zeit entfaltete, verdankten jene Griechen den Wunsch, Jesum zu sehen (Joh. 12, 20. 21) und der Kämmerer aus dem Mohrenlande seine Taufe durch die Hand des Philippus. Dem Erstling aus den Heiden aber, der die Taufe empfing, dem Hauptmann der italischen Schar zu Cäsarea, wird jenes Epitheton gegeben, das man den Proselyten zu geben pflegte. Er heißt *εὐσεβὴς καὶ φοβούμενος τὸν ϑεόν* und seine freundlichen Beziehungen zu dem Volke der Verheißung werden gerühmt. Er ist also der Gesinnung nach ein Proselyt, ebenso wie jener Hauptmann von Kapernaum, von dem die Juden rühmen: er hat unser Volk lieb und die Schule hat er uns erbauet. —

Es waren eben in jener Zeit die Augen der aufrichtigen Heiden wartend und fragend nach Jerusalem gerichtet. Die apostolische Verkündigung aber zog die durch den Johannesruf des alttestamentlichen Wortes vorgezeichneten Bahnen, wie denn das Apostelkonzil die pädagogische Be-

[1]) Wir machen unsre Leser auf diesen Artikel besonders aufmerksam. Wir vertreten zwar nicht jeden darin ausgesprochenen Gedanken, aber finden die Hauptgedanken so inhaltsvoll und beherzigenswert, daß wir glauben, sie der besonderen Beachtung empfehlen zu sollen. D. H.

deutung des Gesetzes für die Bekehrung der Heiden anerkennend dem Wort des Jakobus zustimmte: „Denn Moses hat von langen Zeiten her in allen Städten, die ihn predigen, und wird alle Sabbattage in den Schulen gelesen“ (Akt. 15, 21). Hatte doch auch Christus gesagt: „Wenn ihr Mose glaubtet, so glaubtet ihr auch mir“ (Joh. 5, 46). In der That sind weder jene Judenchristen, die sich nationaler und ceremonialgesetzlicher Vorurteile nicht entschlagen wollten, noch jene Heidenchristen, die, ohne durch die Schule des Gesetzes und der Verheißung hindurchgegangen zu sein, sich der Gemeinde anschlossen, sondern diejenigen, die, obwohl Heiden, die göttlich gewirkte Macht des Gesetzes und der Propheten an ihren Herzen bereits erfahren hatten, — die lebenskräftigsten Elemente der apostolischen Gemeinden. Das wird also für zweifellos zu erachten sein, daß Christus mit seinem Weheruf über die Proselytenmacherei der Pharisäer nicht das Proselytenwesen an sich verurteilen wollte. Die Schuld der Pharisäer lag vielmehr darin, daß sie einmal mehr den Weg des *ἀναγκαστῶς* und des *κατακυριεύειν*, als den des *ἑκουσίως* und des *πείθειν* gingen (1 Petr. 5, 2. 3; vergl. 2 Kor. 5, 11), was der Herr in dem *ἕνα προσήλυτον* andeutet, und daß sie andrerseits ihre Proselyten mehr zu Anhängern ihrer Sekte, als zu Anhängern der geoffenbarten Religion machten, so daß ein von ihnen Bekehrter durch den Sauerteig der Pharisäer zu einem *υἱὸς γεέννης* gemacht wurde. Aus der späteren Entwicklung des Proselytenwesens wissen wir, wie die proselytenmachende Herrschsucht der Pharisäer ihre Opfer gewaltsam aus allen natürlichen Beziehungen herausschnitt, um sie in den Talmud zu begraben. Die Erstlinge solchen Geistes hat Christus schon in den Pharisäern seiner Zeit erkannt. Darum das Wehe seines barmherzigen Mundes. —

In wie eigentümlichem Gegensatze stehen somit die Pharisäer zu jenem einsamen Gottesmann in der Wüste, der, alle natürlichen Verhältnisse achtend, zu den Zöllnern sagte: „fordert nicht mehr, denn gesagt ist“ und zu den Kriegsleuten: „thut niemand Gewalt noch Unrecht und lasset euch genügen an eurem Solde.“ Er ließ die Zöllner Zöllner bleiben und die Kriegsknechte Kriegsknechte. So gewaltig er predigte, so vergewaltigte er doch niemanden. Freiwillig kam man und begehrte seine Taufe. Er aber verwies die, die zu ihm kamen, auf den, der nach ihm kommen würde.

Wenn Christus sagt: „Von den Tagen Johannes des Täufers bis hieher leidet das Himmelreich Gewalt und die Gewalt thun, die reißen es zu sich“ so konnte er nicht deutlicher sagen, daß das Himmelreich trotz seiner bezwingenden Gestalt niemanden zwingt, sondern daß es gilt, sich

selbst zu zwingen, wenn man vom heilsamen Zwang des Himmelreichs will ergriffen sein. Der die Seelen geschaffen, gab den Seelen die Freiheit, und der gekommen war, die Seelen zu erlösen, wartete auf ihre freie Entscheidung. Die Jünger dieses sanftmütigen Meisters haben seine Methode von dem Augenblicke an völlig begriffen, da sie die Kraft aus der Höhe empfingen. Nie hören wir aus apostolischem Munde die Mahnung, die Taufe anzunehmen, anders, als daß die Zeugen Christi vorher gefragt worden seien: „was sollen wir thun, daß wir selig werden." In so scharfem Gegensatze steht die apostolische Missionsmethode zur Methode des Proselytenmachens.

Dasselbe gilt von der alten Kirche. Wer sich in ihren Dokumenten etwas umgesehen, wundert sich, daß von eigentlicher Missionsarbeit so wenig die Rede ist. Wir hören von Eusebius den Namen eines einzigen Missionars, des Pantänus, der nach Rückkehr von seinen Reisen die Leitung der Theologenschule in Alexandrien übernahm. Im übrigen erhalten wir die dürftige Notiz, daß auch am Ende des zweiten Jahrhunderts noch mehrere Evangelisten willig waren, den Aposteln in heiligem Eifer nachfolgend, der weiteren Ausbreitung des göttlichen Wortes zu dienen. Vergleichen wir diese Notiz des Eusebius mit der andern, daß am Anfang des zweiten Jahrhunderts sehr viele eifrige Jünger Christi das Amt eines Evangelisten freiwillig auf sich nehmend nach Verteilung ihrer Habe in die Ferne zogen, so deutet das sicherlich auf eine Abnahme der eigentlichen Missionsthätigkeit hin. Nur zum allergeringsten Teil verdankt die alte Kirche ihre Erfolge der eigentlich evangelistischen Thätigkeit. Die Gemeinde selbst besaß die werbende Kraft in hohem Maße. Die eindringlichsten Predigten erschallten von den Gerichtshöfen und auf den Marterstätten. Das war allerdings ein „Gewaltleiden des Himmelreichs," das nur diejenigen zum Eintritt rief, die „Gewalt thun" wollten. Unter den Himmelreichszwang des Martyriums beugten sich sicherlich nur diejenigen, die sich selbst verleugnen wollten. Indes machten die römischen Beamten, die jene peinlichen Untersuchungen leiteten, dieselbe Erfahrung, als die christlichen Bischöfe, wenn sie ihre Herde überzählten, daß die Zahl der Christen sich ihnen unter den Händen mehrte. —

Die moderne Mission steht auf verschwindend wenigen ihrer Arbeitsgebiete einer ähnlichen Erfahrung gegenüber. Wollten wir die Erfahrungen auf vereinzelten besonders begnadigten Gebieten mit den Erfahrungen der alten Kirche vergleichen, so würde die Entwicklung auf diesen Gebieten immerhin jener Stetigkeit entbehren, die dem Wachstum der alten Kirche in so hohem Maße eignete. Man mag sich mit der Hoffnung trösten,

daß solche Erfahrungen einem späteren Stadium vorbehalten seien. Aber es ist ohne Zweifel eine sehr ernste Wahrnehmung, daß sich auf dem wichtigsten Missionsgebiete, dem Indischen, auf dem am längsten und am intensivsten gearbeitet ist, ein Stillstand zeigt, den auch die am meisten optimistisch gerichteten Anhänger der methodistischen Bekehrungsarbeit anerkennen. Vor mir liegen eine Anzahl Nummern von The Indian Watchman. Es ist wehmütig zu lesen, wie man sich zermartert und alle möglichen und unmöglichen Vorschläge von allen Seiten sammelt, um dem Bekehrungswerk zu einem neuen Aufschwung zu helfen. —

Die moderne Mission befindet sich in mehr als einer Beziehung in einer bei weitem ungünstigeren Lage, als frühere Missionsperioden. Schon Bescheidenheit sollte es verbieten, die jetzige Mission allzunahe mit der apostolischen zu vergleichen, in der die Quellkräfte des Reiches Gottes offen zu Tage traten. Aber auch abgesehen davon fehlt der modernen Mission die Pädagogie des Alten Testamentes vollkommen. Von denjenigen, die dem Worte der Apostel glaubten, waren die allermeisten durch das vorhergehende Hören des alttestamentlichen Wortes zu einer Ehrerbietung gegen das Göttliche und Heilige erzogen, die dem Paganismus fehlt. Mose ist bis an das Ende der Welt der legitime Zuchtmeister auf Christum. Daß den Heiden diese Schule fehlt, merkt man an der geistlichen Struktur auch der besten Christen, die aus ihnen hervorgehen. Ihrer Achtung vor dem Göttlichen mangelt jene Tiefe der Erfahrung, zu der nur die Schule des Alten Testamentes erzieht (vergl. Röm. 11, 17). Die allsonntägliche liturgische Verlesung des Gesetzes mit Gebetsresponsorien der Gemeinde in den Gottesdiensten der reformierten Missionen wird noch lange Zeit brauchen, ehe den heutigen Heidenchristen das ersetzt ist, was den Christen der apostolischen Zeit auf dem Wege der Geschichte zu teil geworden war. Es ist meines Wissens besonders die englische Churchmission, die die eingehendste Kenntnis des Alten Testaments unter ihren Dienern pflegt. Sie darf davon heilsame Früchte mit Bestimmtheit erwarten. Aber der Weg der Lehre ersetzt nicht völlig den Weg der Geschichte, ebenso wenig wie das Gewissen ein völliger Ersatz ist für das geoffenbarte Gesetz. Die moderne Mission steht einer sittlichen Zuchtlosigkeit gegenüber, die innerlich noch größer ist, als äußerlich.

Im Gegensatz zur apostolischen Mission befand sich die Mission der alten Kirche allerdings auch Elementen gegenüber, die ohne Gott und ohne Gesetz gelebt. Aber mit so schwarzen Farben man das sittliche Verderben der alten Welt malen mag, so steht die moderne Mission Völkern gegenüber, die in der sittlichen Dekadenz beinahe zwei Jahrtausende weiter sind.

Man mag es immerhin leugnen, daß Chinesen oder Indier sittlich tiefer stünden, als die alten Griechen und Römer; aber das ist gewiß, daß die sittlichen Mängel hier eine Gestalt vererbter Gewohnheiten angenommen haben, wie es zweitausend Jahre früher noch nicht in diesem Maße der Fall war. Trotz aller Schäden hatte der sittliche Zustand der griechisch-römischen Welt noch mehr jugendliche Biegsamkeit, als der sittliche Zustand des jetzigen Heidentums. Der alte Mensch ist um zweitausend Jahre älter geworden, ein Umstand, der ihn leider allzuoft auch in jener kindischen Charakterschwäche zeigt, die die Signatur nicht nur des indischen, sondern jedes in Sünden altgewordnen Volkes bildet. Die moderne Mission hat sehr oft Ursache, an die Mahnung des Herrn zu denken: „ihr sollt das Heiligtum nicht den Hunden geben, und eure Perlen sollt ihr nicht vor die Säue werfen."

Die mittelalterliche Mission stand aufstrebenden Völkern gegenüber, die die Leitung der Weltgeschichte zu der Stunde und in dem Maße übernahmen, als sie sich vor dem gekreuzigten Gottessohne beugten. Die jetzige Mission steht nicht aufstrebenden Völkern gegenüber, sondern solchen, die vom Erbe ihrer Vergangenheit sich kümmerlich nähren, denen auch wohl dies Erbe gänzlich abhanden gekommen. Abendländischer Kulturenthusiasmus meint ja freilich, er könne den versickernden Lebensprozeß in neuen Fluß bringen. Aber die Macht der Kultur reicht nur bis an die Außenfläche des Lebens. Sie bringt zum höchsten das Zucken einiger Glieder oder Muskeln an dem Volkskörper hervor. Die durch die abendländische Kultur hervorgebrachten Lebenserscheinungen sind mehr künstlich als natürlich, sind mehr galvanisiertes, als wirkliches Leben. In dem weiten Umfang Indiens findet sich trotz mehr denn ein Jahrhundert lang währender Berührung mit abendländischer Kultur, trotz enormer Anstrengung in Bezug auf das Schulwesen von seiten der Engländer, auch nicht die leiseste Initiative, das Überkommene selbständig zu verarbeiten oder weiter zu bilden. Meinten wir gerade in Indien eine solche Initiative auf dem Gebiete des Rechtes und der Politik, der Kunst und des Gewerbes nicht erwarten zu sollen, so dürften wir sie vielleicht auf dem Gebiete der Philosophie erwarten bei dem am meisten philosophisch gerichteten Volke der Welt. Begabte Brahmanenjünglinge studieren auf den englischen Hochschulen Logik und Psychologie. Sie lernen die Philosophie Lockes kennen, aber auch die deutsche Philosophie Kants und namentlich Hegels. Wir müßten erwarten, daß ihnen der Unterschied auffiele zwischen dem geschichtlichen Pantheismus Hegels und dem naturalistischen Pantheismus Indiens, daß das Fremde sich anregend für ihr Denken erwiese.

Auch in Indien ward lange vor Kants Kritik der reinen Vernunft die Frage diskutiert, ob Zeit und Raum ideell oder reell seien. Man sollte denken, daß die dahin gehenden Untersuchungen Kants einen Hindu interessieren müßten. Ich habe aber, wenn ich etwa gelegentlich mit einem Zögling der englischen Hochschule auf solche Fragen einging, auch nicht den leisesten Ton eines wirklichen Verständnisses gehört. Sie lernen eben diese Dinge auswendig, wie man die Namen von Gebirgen und Flüssen auswendig lernt, für das Examen, in futuram oblivionem, ohne in der fremden Anschauung den Anhauch eines Geistes gespürt zu haben. Die immer seltner werdenden wirklich gelehrten Hindus, die in den Traditionen der altindischen Bildung leben, haben darum — mit Recht — gegen diese moderne Papageienabrichtung, wie sich einer von ihnen ausdrückte, eine tiefe Verachtung. Überdies drängt sich einem das Urteil auf, daß der philosophische Sinn Indiens mit dem Drang nach Wahrheit bei weitem weniger zu thun hat, als die philosophischen Bestrebungen des Abendlandes. Darum der Mangel an Initiative auch auf diesem Gebiet. Wir meinen, wenn wir von Initiative reden, nicht die Initiative der Worte, an der es in Indien nicht fehlt, sondern die Initiative der Kraft, die beinahe in jeder Beziehung mangelt, am wenigsten, wo das Geldinteresse in Frage kommt, am meisten, wo wirklich ideale Interessen in Frage stehen. Wir stehen also wirklich auch in Indien keinem aufstrebenden Volke gegenüber. — Nun bringt ihnen ja die Mission die Arzenei des Lebens. Aber es liegt auf der Hand, daß auch diese kräftigste aller Arzeneien in einem alternden Körper langsamer und weniger umfassend wirkt, wie in einem jugendlichen Volkskörper. —

Wer die enormen Schwierigkeiten erwägt, mit welchen die moderne Mission zu kämpfen hat, der wird ihre langsamen Erfolge verzeihen müssen. Sind doch ihre Erfolge immerhin so groß, daß sie als ein göttliches Wunder erscheinen. Das befreit aber die Mission nicht von der Pflicht, ihre Methode stetig nach der heiligen Schrift zu reformieren. Könnte ihr nachgewiesen werden, daß sie sich irgend wie in die Wege der Proselytenmacherei verirrte, so thäte ihr Umkehr not, schon um deswillen, daß sie ein gutes Gewissen behalte sowohl den Erfolgen als der Erfolglosigkeit ihrer Arbeit gegenüber.

Wir fragen I., Hält sich die moderne Mission völlig fern von dem Wege des *ἀναγκαστῶς* und des *κατακυριεύειν*? —

Wir werden diese Frage nicht mit rundem Ja beantworten dürfen schon im Hinblick auf das sich immer mehr entfaltende Treiben der Heilsarmee in Indien. Hier ist geistlicher Zwang und Drang zur Methode

geworden und die Proselytenmacherei wird so offen betrieben, daß ein Zweifel nicht bestehen kann, was es mit dem Werben für das you are saved auf sich habe. Hier ist ein κατακυριεύειν im Gewande der Demut und ein Zwingen der Seelen, welches das Grundgesetz des Evangeliums eben so sehr vergißt, als die Unmöglichkeit, daß ein Mensch von neuem geboren werde aus eigner Kraft. — Wir werden ebenso wenig erwarten dürfen, daß methodistisch gerichtete Sekten ohne geistlichen Zwang und Drang unter den Heiden arbeiten werden. Ist ihre geistliche Sinnesweise doch aus Zwang und Drang erzeugt und geboren. Niemand kann etwas anderes geben, als er hat. Wir mögen dem Methodismus in keiner Weise seine großen Erfolge in England und Amerika bestreiten. Dort hat er schlummerndes geistliches Leben vielfach aus dem Schlafe erweckt. Wir bestreiten ihm aber die Möglichkeit, in der Heidenwelt wirkliche Erfolge zu erzielen. Hier gilt es ja nicht Schlummernde, sondern Tote zu erwecken. Hier gilt es eben darum, auf allen eigenen Zwang und Drang zu verzichten und den Herrn allein durch sein Wort wirken zu lassen. Daß der Herr langsam wirkt, und daß er im verborgenen ein Zwiegespräch mit Menschenseelen hält, welches nicht Stunden, sondern Jahre dauert, daß er ein Zwiegespräch mit dem Volke hält, welches nicht Jahre sondern Jahrhunderte dauert, das will ihm der Methodismus nicht verzeihen noch zulassen. Es könnte unbegreiflich erscheinen, daß der Methodismus sich über die Erfolge seiner Arbeit so sehr täuscht, wie er es wirklich thut. Aber seine Berührungen mit dem Volke sind mehr gelegentliche als unablässige, mehr stoßweise sich vollziehende als natürliche. Daher sieht er zufällige, vom Augenblick abgerungene Äußerungen von Heiden schon für Bekenntnisse an, nimmt Glasperlen und läßt sie in der Sonne spiegeln wie echte. Dennoch beginnt gerade jetzt in den methodistischen Kreisen die Ahnung zu dämmern, daß ihre Erfolge äußerst gering sind. Wir aber können nur den Schaden beklagen, der durch eine Missionsmethode erzeugt wird, die sich mit der Missionsmethode der Apostel ebensowenig deckt wie mit der der alten Kirche. Welchen Eindruck muß eine solche Methode in einem Lande machen, in dem kühle Berechnung und Erwägung auch die religiösen und sittlichen Anschauungen ausschließlich regiert, in dem die eigentlichen Geheimnisse einer jeden Religion für esoterisch gelten, in dem die religiöse Toleranz für das Wahrzeichen religiöser Noblesse gilt, wie das in Indien der Fall ist. Man versteht es nicht, wie die Christen ihre Heiligtümer so profanieren können.

Von derartigen Maßlosigkeiten des geistlichen Dranges und Zwanges halten sich die kirchlichen Missionen fern. Und doch habe ich kaum eine

Heidenpredigt gehört, die nicht auslief in die Aufforderung, die Taufe und das Christentum anzunehmen, und kaum einen Traktat gelesen, der nicht in eben dieser Aufforderung gipfelte. Die Freunde der Mission in Deutschland werden es vielleicht kaum verstehen, wenn ich persönlich den Eindruck habe, daß in den allermeisten Fällen gerade durch diese Aufforderung der gewollte Eindruck auf die Heiden verfehlt wird. Die Apostel warteten auf die Frage: „Was sollen wir thun, daß wir selig werden?“ nachdem sie von Christo gezeugt hatten, und erst nachdem diese Frage ausgesprochen oder unausgesprochen vorhanden war, haben sie die Annahme der Taufe empfohlen. Was giebt uns das Recht, von dieser geheiligten Praxis abzuweichen? Was giebt uns das Recht, die Güter des Himmelreiches denen aufzudrängen, die nicht darnach fragen? Es läßt sich an vielen bittern Missionserfahrungen nachweisen, wohin das stürmische Werben um die Seelen einzelner oder auch um größere Massen führt. Ist die Taufe angenommen auf die Initiative des Missionars hin, dann giebt es wenige Fälle von wirklich gesunder geistlicher Entwicklung. Wie es überall der Fall ist, daß das geistliche Leben eines Menschen seine Signatur von der Art seiner Bekehrung erhält, so wird sich auch durch die treuste geistliche Pflege später nur in den seltensten Fällen gut machen lassen, was in der Weise der Bekehrung eines Heiden verfehlt ist. Die menschliche Gewalt, die einer Heidenseele in der Bekehrung angethan ist, rächt sich eher oder später in einer Gewalt, mit der dieselbe Seele das ihr anvertraute Heiligtum selbstwillig von sich wirft.

So soll also die Mission lediglich auf objektive Verkündigung der Wahrheit angewiesen sein und soll wirklich säen, um kommende Generationen ernten zu lassen? — Es ist das in der That unsre Meinung, wenn wir die Verhältnisse in Indien ansehen. Die Zeit für die Bekehrung des ganzen Volkes ist hier noch nicht gekommen. Die Versuche, auch nur im kleineren Maßstabe sie herbeizuführen, werden sich immer mehr als ohnmächtig erweisen. Ich glaube aber, daß das nicht nur für Indien gilt. Es wird auch auf andern Missionsgebieten eher oder später ein Stillstand eintreten. Es wird sich auch da zeigen, daß der Glaube nicht jedermanns Ding ist. Wir haben Grund, dann einen gewaltigen Rückschlag auf die Stimmung in den heimischen Missionskreisen zu fürchten. Aber muß dieser Rückschlag kommen? Wenn man die Missionskreise darüber aufklärt, daß die Zahl der Bekehrten ein durchaus unzutreffender Gradmesser ist für den Erfolg der Missionsarbeit, wenn man sie darauf hinweist, daß das Zeugnis vom Reiche Gottes durch die Mission zu den Völkern komme, mögen die Einzelnen sich bekehren oder nicht, so kann

man ja eben, was ungesund ist in der Stimmung der heimischen Missionskreise, heilen. Wir haben den Heiden eine Botschaft zu bringen. Daß sie diese Botschaft annehmen, liegt nicht in unsrer Macht. Jetzt üben die statistischen Nachweise über Abnahme oder Zunahme der Getauften einen wahren Terrorismus aus über die heimischen Missionskreise ebenso wie über die Missionare.

Warum soll man das Bewußtsein des Erfolges einschränken auf den einen Punkt des thatsächlichen Übertritts einer größeren oder geringeren Zahl von Heiden? Ich habe oft das Gefühl gehabt, daß ich in dem einen oder anderen Heidendorfe bei weitem mehr wirken könnte, wenn wir keine Christen dort hätten. Warum sollen wir uns nicht als Seelsorger der Heiden betrachten? warum sollen wir unsere seelsorgerliche Wirksamkeit auf unsere dürftigen Gemeinden beschränken? Warum sollen wir den Heiden die Bekanntschaft mit dem Christentum und die innere Auseinandersetzung mit ihm, die sich der Natur der Sache nach nur langsam vollziehen kann, unmöglich machen durch fortwährendes Drängen auf die äußerliche Annahme des Christentums? Es ist mir innerlich klar geworden, daß wir einen Einfluß auf das ganze Volk nur erlangen können, wenn wir den Mut haben, abzuwarten, ob sie das Christentum annehmen wollen oder nicht. Es giebt keine missionierende Kunst, die die Heiden zwingen wird; wohl aber sehe ich die Zeit kommen, wo die Mission durch ihr Proselytieren das Vertrauen wenigstens des indischen Volkes verscherzt haben wird.

Die echtesten Erfolge der Mission sind einmal jene wenigen Seelen, die nach der Wahrheit suchend, durch Buße zum Glauben hindurchgedrungen sind. Solche vom himmlischen Vater gepflanzte Zweiglein sind auf den Missionsfeldern vielleicht in demselben Verhältnis vorhanden wie im Garten der heimischen Kirche. Von ihnen zu viel zu rühmen verbietet der Mission die oft gemachte Erfahrung, daß der „Mörder von Anfang“ um dieses Ruhmes willen die armen Seelen angreift. So erzähle denn die Mission der heimischen Missionsgemeinde davon, daß die Pantheisten Indiens jetzt anfangen, an den lebendigen Gott zu glauben, daß Brahmanenjünglinge die heilige Schrift zu ihrer bevorzugten Lektüre machen, daß es wohl kein Dorf in Indien giebt, wo man das Wort eines Missionars nicht mit Achtung aufnehmen würde, wenn er diese Achtung nicht durch zufahrende Äußerungen verscherzt, daß den Mohammedanern bange wird bei ihrem einsamen Gott und daß auch sie viel davon reden, daß Christus bald wiederkommen wird, daß es Anhänger des Siva und Wischnu giebt, welche den Worten Christi die Palme über

alle Weisheit dieser Welt zugestehen, und daß die heilige Seele Christi auf jung und alt eine Anziehungskraft ausübt, der man es zutrauen darf, daß ihre Frucht reifen wird. In der That sind das alles Erfolge der Mission, die eben so echt als weittragend sind und denen gegenüber die mehr oder weniger erzwungene Taufe von so und so viel Seelen ein sehr geringfügiger Erfolg ist. —

Als Tertullian von den Heiden des römischen Weltreichs sagte, daß sie, wenn wirklich in Not, nicht ihre Götter, sondern den lebendigen Gott anriefen, und das ein Zeugnis der anima naturaliter Christiana nannte, so hätte er mit größerem Recht der werbenden Macht der durch die christliche Gemeinde bezeugten Wahrheit zuschreiben müssen, was er auf Rechnung einer natürlichen Beanlagung für das Christentum setzte. Wenn in Indien sich jetzt ein Umschwung in der religiösen und moralischen Anschauung zu vollziehen anfängt, so ist das weniger ein Zeugnis von der natürlichen Christianität der Menschenseele, als ein solches von der wirkenden Macht der Mission. Wer von mangelnden Erfolgen der Mission reden wollte, weil die Zahlenerfolge gering sind, der würde dem Geiste Gottes großes Unrecht thun, der noch immer wehet, wo er will. —

Aber nicht bloß geistlicher Zwang und Drang wird auf die Heiden ausgeübt. In der modernen Mission spielt die Überlegenheit der Europäer über die im Heidentum versunkenen Rassen eine große Rolle. Soweit diese Überlegenheit eine thatsächliche ist, gehört sie ohne Zweifel zur göttlichen Providenz und vollzieht sich in ihr eine Synergie des weltbeherrschenden Christus (Mark. 16, 20). Indes ist die Linie sehr schmal und leicht verwischbar, die uns von einer den missionarischen Beruf überschreitenden Bethätigung dieser Überlegenheit scheidet. Für einen Europäer gehört viel Zartheit, Takt und innerliche Freiheit dazu, um den Seelen der Heiden die Freiheit ihrer Entscheidung zu wahren und die Synergie Christi allein wirken zu lassen, während menschliches Selbstgefühl allzuleicht mitzuwirken trachtet. —

Am meisten fällt die Überlegenheit der Europäer in ökonomischer Beziehung in die Augen. Auch der ärmste Missionar ist noch reicher als die große Mehrzahl seiner heidnischen Umgebung. Man traut ihm zu, daß er über große Mittel verfügt. Denn er ist der Sendling von Völkern, welche die Welt beherrschen. Eingeborene wissen nichts von den Sorgen, die in einem Missionarshause wohnen können, und es wäre Unklugheit, sie da hinein blicken zu lassen, weil man nur ihre Verachtung ernten würde. In einem Lande, wo wie in Indien, eine große ökonomische Zerrüttung und Haltlosigkeit herrscht, wo auch auf dem Gelde der

Reichen kein Segen liegt und die Armut der Armen ein hoffnungsloses Elend ist, gleichen Tausende und aber Tausende den Schiffbrüchigen, die einen rettenden Halt suchen, wo sie ihn finden. Die Missionare erscheinen ihnen darum wie ein fester Punkt im wogenden Meer. Es wäre wider die Wahrheit, leugnen zu wollen, daß die Hoffnung auf Besserung der äußeren Lage bei vielen Getauften für ihren Entschluß wenigstens mitgewirkt hat. Es giebt Familien, die der Mission ihre ganze Existenz verdanken. Noch heute könnte die Mission große Erfolge erzielen, wenn sie für Parias Felder ankaufte, wenn sie Industrien einrichtete, wenn sie Darlehnskassen gründete und dergleichen. Daß das eine Abirrung von ihrem Berufe wäre, wird niemand bezweifeln. Aber auch abgesehen davon vergeht für einen Missionar kein Tag, an dem er sich nicht schlüssig machen müßte, ob er in dem einen oder andern Fall helfen darf oder nicht. Freie Barmherzigkeit als solche kann ja nie Schaden bringen und soweit die Barmherzigkeit eine persönliche und durchaus freie war und sich unverworren hielt mit der Absicht, eine Menschenseele durch äußere Hilfe für die Kirche zu gewinnen oder zu erhalten, hat sie nie Schaden gebracht. Aber wenn ich von einem vornehmen eingebornen Christen einer englischen Mission die Forderung einer äußerlichen Hilfsleistung begründen hörte mit dem Worte: „Die Mission als die Dienerin Christi ist zu schrankenloser Barmherzigkeit verpflichtet;" wenn arme Christen den Anspruch erheben, von der Mission erhalten zu werden, wenn sie mit diesem Anspruch die Drohung verbinden, abzufallen, falls ihr Wille nicht geschähe, so geht daraus und aus vielen anderen Wahrnehmungen hervor, daß die Eingebornen zwischen freier Barmherzigkeit und principiell von seiten der Mission geübter Hilfeleistung nicht zu unterscheiden vermögen. Und hier liegt der gefährliche Punkt. Die Mission tritt in das Licht einer reichen Fürstin, die aus unerschöpflichen Schätzen heraus den Hunger eines darbenden Volkes stillt und die zudem mit dem Brot, das sie reicht, für die Seligkeit wirbt. Daß dieser Schein Hoffnungen weckt, die völlig unerfüllbar sind, liegt auf der Hand. Die sociale Frage Indiens auch nur nach ihrer finanziellen Seite zu lösen, ist auch das reiche England nicht reich genug — wie sollte die arme Mission dazu imstande sein? Wollte es die Mission versuchen, auf kleineren Gebieten an die Lösung dieser Frage zu gehen, etwa Land anzukaufen, um Parias von ihren Mirasdars zu befreien, so wird sie die bittre Erfahrung machen müssen, daß sie bei weitem jene Zucht nicht auszuüben vermag, die die bisherigen Herren ausübten. Und doch ist diese Zucht für die unentwickelten Parias so unumgänglich notwendig, daß sie unter der Verwaltung der menschen-

freundlichen Mission anstatt besser, vielmehr schlechter werden. Die Zucht des Elendes muß für diese Armen bis zu gewissem Maße die Zucht des Sittengesetzes ersetzen. Auch in der Heidenwelt ist das Gesetz des Elends vielfach ein Zuchtmeister auf Christum. An diesem Gesetz vorzeitig zu rütteln, haben wir kein Recht, um so weniger als wir damit den tiefsten Interessen der Mission hindernd entgegentreten. Denn jene innere Freiheit, welche zur Annahme des Christentums ebenso erforderlich ist, als zum Verharren in demselben, wird durch eine ökonomische Abhängigkeit von der Mission wesentlich gekränkt. Zudem — wie eng wären der Mission die Grenzen ihrer Wirksamkeit gesteckt, wenn sie nur an denen wirken wollte, denen sie äußerlich helfen kann.

Es giebt Missionen, in denen in dieser Beziehung eine verhältnismäßig gesunde Praxis herrscht, die es im Princip ablehnen, die äußere Versorgung ihrer Glieder auf sich zu nehmen. Es sind zugleich diejenigen, die sich der größten Erfolge erfreuen dürfen, weil sie sich auch auf geistlichem Gebiet von Zwang und Drang am fernsten halten. Auf der andern Seite ist es, Gott sei es geklagt, nicht nur die römische Mission, die den Seelenkauf betreibt. Zwang und Drang auf geistlichem Gebiet zieht vielfach auch Zwang und Drang durch Geld und Geldeswert nach sich. Wenn es junge Brahmanen giebt, die von einem Missionar zum andern pilgern, um zu erfahren, welcher den höchsten Preis für ihre Seele zahlt, so müssen doch irgendwo thatsächliche Verhältnisse vorhanden sein, die die Annahme hervorrufen, daß die Mission unter Umständen namentlich für eine Brahmanenseele einen Preis zahlt. Kaum je wird auf evangelischer Seite ein bewußter Seelenkauf betrieben werden, wie es auf römischer wirklich geschieht. Aber ob man einem Brahmanen eine höhere Erziehung verspricht, wenn er das Christentum annähme, oder ob ein römischer Priester 20 Rupien für eine Seele wirklich bezahlt, das hat beides denselben Erfolg, daß das Christentum wie ein Händler erscheint, dessen Waren so wenig wert sind, daß er noch einen Preis dazu zahlen muß, wenn sie angenommen werden sollen. Es ist nicht abzusehen, wie weit durch solche Dinge, auch wenn sie nur vereinzelt vorkämen, das Christentum sich bei den Heiden bereits diskreditiert und wie weit es seinen eigenen Wert heruntergesetzt hat. Zudem giebt uns doch niemand das Recht, den Pfleglingen der modernen Mission ersparen zu wollen, was den Pfleglingen der früheren Missionen nicht erspart blieb, daß sie durch viel Trübsal mußten in das Reich Gottes gehen (Akt. 14, 22). Die Lebensführung und Lebensanschauung unserer jetzigen heidenchristlichen Gemeinden ist im allgemeinen viel weltförmiger, als es in irgend einer

früheren Missionsepoche mit den Neubekehrten der Fall gewesen ist und die Kreuzesflucht ist wenigstens in Indien sehr groß. Soll sich die Mission dazu hergeben, weltförmiges Christentum groß zu ziehen?

Seit ich im Dienste der Heidenmission bin, haben für mich die Publikationen der Judenmission ein erneutes Interesse gewonnen. Die Erkenntnisse, die man dort gerade jetzt gewonnen hat, ließen sich oft fast unmittelbar für unsre Arbeitspraxis fruchtbar machen. Man hat dort mit der Proselytenversorgung völlig gebrochen und hat offen zugestanden, daß die äußere Versorgung von Taufkandidaten oder Getauften nur Schaden gebracht und den Erfolg des ganzen Werkes ernstlich gefährdet hat. Man hat dort den Mut gewonnen, auf unmittelbare Erfolge verzichtend für die Zukunft zu arbeiten. Sollte nicht auch die Heidenmission diesen Mut finden? Würde sie ihn nicht finden, so würde sie in immer weiteres Siechtum verfallen. Würde sie ihn aber durch Gottes Gnade finden, so würde sie vielleicht für die nächste Zeit wenig Aussicht auf Erfolg haben, vielleicht würden ihre Zahlenverhältnisse sogar zurückgehen; aber ihre Aufgabe würde sich klarer gestalten. Sie würde Lasten von sich geworfen haben, welche der Herr ihr nicht aufgelegt hat. Sie würde von dem Schein frei werden, daß sie Dinge leisten wollte, welche sie ihrer Natur nach gar nicht leisten kann. Ihre Arbeit würde sich dem Kreuze Christi gemäßer gestalten, ihre Gemeinden würden mehr das Eine suchen lernen, was not thut. Sie würde die sittliche Charakterkraft ihrer Schützlinge stählen und es würde denselben nicht bloß ein Wort, sondern eine Erfahrung sein, daß „die Leiden dieser Zeit nicht wert sind der Herrlichkeit, die an uns soll geoffenbaret werden.“ —

II. Noch eine zweite Frage sei uns aufzuwerfen erlaubt. Es liegt im Wesen der Proselytenmacherei, für eine bestimmte Sekte zu werben. Hält sich die moderne Mission davon völlig frei? —

Es ist oft ausgesprochen worden, daß die Zersplitterung der evangelischen Kirche ein großes Hindernis für die moderne Mission bilde. So im allgemeinen gesagt, möchten wir das nicht zugestehen. Warum sollten nicht die evangelischen Denominationen darinnen wetteifern dürfen, die Heiden für Christum zu gewinnen. Gerade die Sendung der Missionare durch kleinere Gemeinschaften erhält einmal den Gebetsgeist in der heimischen Gemeinde und giebt andrerseits der Mission jene leichte Gürtung, die für ihre Arbeit notwendig ist. Diejenige Kirche aber, die sich mit ihrer Einheit brüstet, die römisch-katholische, zeigt ihren Sektencharakter nirgends so sehr als auf dem Missionsgebiet, wo sie principiell für ihre Menschenfündlein mehr als für Christum wirkt. Die evangelischen Deno-

minationen stehen dem Wesen der wahren Kirche in dem Maße nahe, als sie alle geistlichen Wirkungen wesentlich durch Wort und Sakrament bestimmt sein lassen. Darin besteht der kirchliche Charakter einer Mission, daß sie von ihren Sondermeinungen absehend auf Wort und Sakrament allein traut und baut. Diesem Ideal kommen ohne Zweifel diejenigen Missionen am nächsten, die im Anschluß an die geschichtlich gewordenen evangelischen Kirchenkomplexe und aus ihnen hervorgehend arbeiten. Die Church-Mission ist der Sendling der Kirche Englands und gerade um deswillen bewahrt sie sich eine verhältnismäßige Freiheit von sektiererischem Wesen und wirbt mehr für Christentum als für ihre Gemeinschaft. Dagegen wird es allgemein beklagt, daß die englische Ausbreitungsgesellschaft (S. P. G.) welche immer mehr die Vertrauensmission der hochkirchlichen Kreise Englands zu werden scheint, auf ihre Menschenfündlein ein übertriebenes Gewicht legt und sich von Proselytenmacherei auch Gliedern anderer christlichen Gemeinschaften gegenüber nicht frei hält. Die deutschen Missionen haben ohne Ausnahme genug geschichtlichen Sinn und Pietät vor dem Gewordenen, um einen Eingriff in die Rechte andrer Gemeinschaften nicht zu versuchen. Die Bestimmungen, welche z. B. in der evang.-luth. Leipziger Mission über die Aufnahme aus andern Kirchengemeinschaften gelten, sind so streng, daß Proselytenmacherei völlig ausgeschlossen ist. Man macht gerade dieser Mission den Vorwurf, daß sie ein allzugroßes Gewicht auf das lutherische Sonderbekenntnis lege. Aber daß das lutherische Bekenntnis nichts anderes ist als ein Bekenntnis zu der tiefsten Meinung des göttlichen Wortes, davon wird sich ein vorurteilsfreier Beobachter leicht überzeugen können, wenn er die missionierende Thätigkeit der lutherischen Kirche ansieht. Sie wirbt mit Schwachheit, aber doch mit tiefstem Willen für Christus allein. Dagegen sind es gerade diejenigen Denominationen, die ein bekenntnisloses Christentum auf ihre Fahne schreiben, die für die besondere Farbe ihrer christlichen Anschauungen werben. Es ist selbstverständlich, daß jede missionierende Kirche ihre Bekehrten in der Weise ihres Bekenntnisses in die Schrift einführen muß. Sie kann eben nichts anderes geben, als was sie hat. Wenn aber eine missionierende Sekte ihre Bekehrten unterrichtet, so gewinnt eben dadurch die geistliche Struktur derselben sektiererischen Charakter. Den Sektierer erkennt man auch hier an dem Werben für bestimmte Sondermeinungen. So sind es denn in der That diejenigen Missionen, welche im Namen sektiererischer Gemeinschaften arbeiten, die die Proselytenmacherei am ungescheutesten betreiben. Hier gilt die Zahl der Geretteten, von woher man sie auch gerettet hätte. Daß man nicht nur Heiden Vorteile bietet, um sie für das

Christentum zu gewinnen, sondern auch Gliedern anderer Denominationen, um sie für die eigene Sekte zu gewinnen, ist eine Thatsache, die nicht tief genug beklagt werden kann. Daß es die Verachtung der Heiden hervorruft, wenn Missionen nicht nur Heiden durch äußere Mittel locken, sondern sich auch untereinander ihre Glieder abspenstig machen, braucht nicht erst gesagt zu werden. Die tiefste Schädigung aber entsteht aus einem solchen Verfahren für die eingeborenen Gemeinden selbst, die nicht nur der Stetigkeit entbehren, wenn sie immer die Möglichkeit vor Augen sehen, einer anderen Denomination sich anzuschließen, sondern die sich auch vorkommen, wie viel Umworbene, für deren Besitz die betreffende Denomination zu danken Ursache habe. Welche Früchte aus einer solchen Anschauung wachsen, ist leicht zu begreifen. Droht in der Heimat ein beleidigtes Kirchenglied, zur römischen Kirche überzutreten, so ist das in den allermeisten Fällen eine leere Drohung. Außerdem ist ein Geistlicher daheim in der Lage sich über den Verlust eines solchen Kirchengliedes leicht zu trösten. In der Mission haben solche Drohungen einen viel ernsteren Charakter und ein Missionar mag sich schwer trösten, wenn er die unbegreifliche Pietätlosigkeit seiner mühsam gewonnenen Herde sehen muß. Gerade in dem Maße als eine Mission ihre Glieder allein für Christus zu gewinnen trachtet, muß es ihr weh thun, wenn sie andern Strömungen in die Hände fallen, die sie Christo eher ferner als näher führen. —

Nicht Kirchenbildungen als solche bilden das Ziel der modernen Mission. Viel mehr, als man in der Heimat irgend denkt, fühlen sich die aus den Heiden gewonnenen Gemeinden abhängig von der väterlichen Macht, die sie gezeugt. Kirchliche Selbständigkeit ist wenigstens für Indien eine exotische Pflanze. So behutsam man sie zu pflanzen trachtet, so verwildert sie doch unter der Hand des Gärtners. Für eine künftige indische Nationalkirche fehlt vorderhand nicht weniger denn jede Voraussetzung. Das kirchliche Wesen als solches zeigt hier kaum irgend einen Ansatz zu selbständiger Entwicklung. Es steht mehr noch, als in der europäischen Christenheit in dienender Stellung. Die sichtbare Kirche dient sichtlicher als dort der unsichtbaren Kirche. Sie ist Zeugin und weiter nichts als dieses. Daß dies providentiell ist, daran zweifeln wir nicht. Als die Christen zur Zeit Diokletians zu Tausenden unter den Händen der Häscher starben, sprachen sie die Überzeugung aus, daß ihnen trotz Not und Tod nicht nur der Himmel, sondern die Erde gehöre. Das Organisationstalent des Bonifatius gab der deutschen Kirche eine Gestalt, die ihr von vornherein das Gepräge einer weltgeschichtlichen Macht ver-

lich. Solcher Mut weissagt eine lange Entwicklung. Dagegen hat Luther das äußere Kirchenwesen der evangelischen Gemeinde nur unter ein Notdach gebracht. Das Zeugnis des Evangeliums war ihm alles. Ihm Raum zu schaffen, arbeitete er — in dem Bewußtsein, daß das Ende nahe sei. Die Nähe des Endes läßt auch das kirchliche Wesen auf dem Gebiete der Mission in eine durchaus dienende Stellung treten zu dem einen großen Interesse, daß das Zeugnis vom Reich an die Heiden komme. Je klarer die Mission diesen ihren Johannes-Beruf erkennt, um so weniger wird ihr das Wehe gelten, das der Herr über die Proselytenmacherei der Pharisäer sprach.

III. Es bleibt uns noch eine Frage zu besprechen übrig. Es gehört zum Wesen der Proselytenmacherei, den Unterschied und das Recht von Nationalität und Geschichte verkennend mit der Werbung für ein religiöses Princip die Werbung für ein äußerliches Princip, sei es das einer fremden Bildung, sei es gar das einer fremden Nationalität zu verbinden. Hält sich die moderne Mission davon völlig fern? —

Es ist bekannt, daß die römische Mission vielfach Propaganda treibt für französisches Interesse. Es wäre ein schweres Unrecht, von englischen evangelischen Missionaren etwas Ähnliches zu vermuten. Es läßt sich meines Wissens nirgends nachweisen, daß englische Missionare politische Propaganda treiben. Aber so weit das englische Banner weht, dringt der Siegesgang englischer Sprache und Bildung. Die unter dem fremden Regiment irgend zu Bedeutung und Stellung gelangen wollen, eignen sich die fremde Sprache an und lassen sich anglisieren in Sitte und Bildung. In Indien herrscht eine wahre Sucht, englisch zu scheinen. Die englische Phrase gilt höher als die gediegenste einheimische Bildung. Der Rückschlag davon auf Intelligenz und Charakter ist kein günstiger. „Er spricht griechisch“ heißt es im Julius Cäsar des Shakspeare von Cicero, um ihn als einen Mann zu bezeichnen, der zu einer charaktervollen That unfähig ist. Hat dereinst griechische Bildung die römische Kraft zersetzt, hat französische Sprache und Bildung das deutsche Volk an den Rand des Abgrunds gebracht, sollte die Imputation einer fremden Bildung in Indien einen andern Erfolg haben? — In gewissem Maße ist ja die englische Sprache die Trägerin des Evangeliums. Aber das Evangelium wird in diesem Gewande nie an das Herz und Gewissen der Hindus gelangen. Man studiert die englische Bibel mehr aus sprachlichem als aus religiösem Interesse. Die abendländische Bildung wirkt gewiß in vieler Beziehung aufklärend auf geographische und naturwissenschaftliche Anschauungen. Aber wenn die indischen Anschauungen in diesen Dingen phantastisch sind,

so sind die abendländischen dürr und mechanisch und haben keinen wirklich umbildenden Einfluß. Welche fremde Sprache der Hindu auch studieren mag, er vermag ihren Geist nicht zu erfassen. Lehrt man ihn Geschichte, so erfaßt er die Namen, aber nicht die Sache, die Form, aber nicht das Leben. Lehrt man ihn Philosophie, so bringt man ihm ein neues Wirrnis zu den alten Wirrnissen. Ein Hindu wird durch die fremde Bildung wohl fähig, hohe Examina zu bestehen, aber fast nie, selbständig zu forschen und zu studieren.

Die Mission hat die hohe und unendlich schwierige Aufgabe, die Rätsel der indischen Gedankenwelt durch eine christliche Bildung zu lösen. Daß das Evangelium allein aufklärende und charakterbildende Macht hat, davon kann man sich auch in Indien überzeugen. So müßte denn das Evangelium in Indien wenigstens in den Missionsschulen als das alles beherrschende Princip gelten. Dadurch wäre die notwendige Einheitlichkeit des Unterrichts gesichert und zwar auf den niedrigsten ebenso wohl als den höchsten Stufen, dadurch würden diese Schulen nicht nur dem Missionsinteresse, sondern auch dem Interesse der wahren Bildung wirklich dienen.

So lange die Mission sich selbst überlassen blieb, hat sie diesen Weg mit Bewußtsein beschritten. Aber sie ist über die Anfänge nicht hinausgekommen. Es ist ihr nicht beschieden gewesen, die ihrem Wesen unveräußerlichen Principien auf dem pädagogischen Gebiete auszuwirken. Die Umarmung des staatlichen religionslosen Unterrichtswesens hat sie daran verhindert. Es könnte unbegreiflich erscheinen, daß die Missionsschulen in Indien fast ohne Ausnahme der staatlichen Aufsicht und damit den religionslosen, unter Umständen sogar der Religion feindlichen Principien unterworfen worden sind. Man hat damit die Einheitlichkeit des Unterrichts preisgegeben, man hat die Religion in den Schulen zu einer Nachthütte im Kürbisgarten werden lassen. Man dressiert für Examina, die das ausschließliche Interesse der Zöglinge in Anspruch nehmen. Man lehrt das Weltliche in einer Form, die formalistisch genug ist, um alles eigne Fragen in den Schülern zu ertöten, um auch die heiligen Wahrheiten der Religion wie Phrasen erscheinen zu lassen.

Es läßt sich statistisch nachweisen, daß die Bekehrungen in den Missionsschulen von dem Jahre an einen progressiven Rückgang zeigen, in dem die Schulen dem Regierungsgrant unterworfen wurden. In demselben Maße hat sich der moralische und apologetische Einfluß der Missionsschulen verringert. Sind doch ihre Ziele ebenso verweltlicht, als ihre Methode. Das christliche Unterrichtswesen in Indien ist in ein konstan-

tinisches Zeitalter eingetreten, eine Thatsache, die an dem Rückgang der Missionserfolge einen hervorragenden Anteil hat. —

Der Stein ist ins Rollen gekommen. Kann man ihn nicht aufhalten? Sollten nicht wenigstens die deutschen Missionen sich besinnen, von diesem Wege ablenken, das Linsengericht der staatlichen Beihilfe ablehnen und ihr Unterrichtswesen nach eignem Ermessen revidieren? Ich behalte mir vor, meine Gedanken darüber in einem besonderen Aufsatze niederzulegen, wie denn auch die bisherigen Ausführungen weiterer Belege bedürfen.

Aber vielleicht haben schon diese skizzenhaften Ausführungen gezeigt, daß die Mission in der Gefahr steht, durch ihr Unterrichtswesen für einen Geist Proselyten zu machen, der nicht der heilige Geist ist, und einem Zersetzungsprozeß Dienste zu leisten, der nicht zum Leben, sondern zum Tode der Millionen Indiens führt.

Die evangelische Mission unter den Buriäten,

welche 1818 von zwei Missionaren der Londoner Miss.-Gesellschaft begonnen und 1841 auf Befehl des Kaiser Nikolaus aufgegeben wurde, verdient der Vergessenheit entrissen und zur Kenntnis deutscher Missionsfreunde gebracht zu werden. Sie ist zwar vielleicht manchen Lesern dieser Zeitschrift nicht ganz unbekannt, aber nähere Nachrichten über diese mit Aufopferung ausgeführte und nicht ohne Frucht gebliebene Missionsunternehmung sind wohl in deutscher Sprache noch nicht veröffentlicht worden. Selbst für Engländer ist noch keine Geschichte dieser Mission geschrieben worden, und nur in Missionar Gilmour's Buch über die Mongolen[1]) finden wir einen kurzen hier benützten Abriß.

Im Herbst des Jahres 1817 verließen die von der Londoner Miss.-Gesellschaft ausgesandten Missionare E. Stallybraß und W. Swan England und begaben sich zunächst nach Petersburg, wo sie unter dem milderen Regiment Alexanders I. und bei der damals noch toleranteren Gesinnung der Oberhäupter der griechischen Kirche eine freundliche Aufnahme fanden und die nachgesuchte Erlaubnis zum Missionieren unter den Buriäten in Ost-Sibirien gern erhielten. In langer beschwerlicher Landreise legten sie auf dem Tarantaß die ungeheure Strecke bis Irkutzk und dem Baikalsee zurück und ließen sich unter dem östlich vom See, in einem großen un-

---

[1]) Among the Mongols. By the Rev. J. Gilmour, London Mission, Peking. With Illustrations. London, Religions Tract Soc. 2s. 6d. Vergl. auch J. Gilmour of Mongolia. His diaries, letters and reports. Ebd. 7s. 6d.

wirklichen Gebiet weit zerstreut wohnenden Nomadenvolk der Buriäten nieder.

Die Buriäten sind ein den Kalmücken ähnlicher, wohl nicht viel über 200 000 Köpfe zählender mongolischer Volksstamm, der wie ja auch alle südlich und südöstlich vom Baikalsee wohnenden Mongolen dem Buddhismus huldigt, aber auch von dem ursprünglich in diesen Gegenden vorherrschenden Schamanentum viel beibehalten hat. Warum nun die Londoner Miss.-Gesellschaft gerade zu diesem entlegenen Volksstamm Missionare sandte, und warum überhaupt, wohl zuerst von allen evangelischen Miss.-Gesellschaften, zu Buddhisten, das wird uns nicht mitgeteilt, aber das scheint aus den spärlichen Nachrichten über diese Mission hervorzugehen, daß die zwei Ausgesandten ihrer schwierigen Aufgabe gewachsen waren und ihr Werk sowohl mit unermüdlichem Eifer und großer Selbstaufopferung betrieben, als auch es dabei an der nötigen Klugheit nicht fehlen ließen.

Als sie sich im Sommer 1818 über den Ort der ersten Niederlassungen entscheiden mußten, wählten sie dazu die Gegenden an den Flüssen Selenga und Ona, wo die Buriäten am dichtesten wohnten oder wohin sie sich bei ihren Nomadenzügen am meisten wendeten, nämlich die Orte Selenginsk und Onagen Dom, und als sie daselbst am erhöhten Flußufer in schöner, ein weites Gebiet beherrschender Lage ihre Blockhäuser errichtet hatten, suchten sie ausschließlich mit und unter den Buriäten zu leben und mit den Russen nur so viel umzugehen als es durchaus notwendig war. Sie hielten demgemäß nur buriätische Dienstboten, und lernten durch diese, sowie durch häufige Unterhaltung mit ansässigen und zureisenden Buriäten in ziemlich kurzer Zeit die mongolische Sprache.

Wenn sie auf ihren Reisen ein Häuflein dieser nomadisierenden Buddhisten zusammen trafen oder zusammen bringen konnten, so suchten sie eine Art Gottesdienst oder wenigstens eine ganz einfache Christenlehre zu halten und die Heilsbotschaft schlicht darzulegen. Waren aber nur Gespräche mit einzelnen möglich, so suchten sie auch da heilsam einzuwirken.

Das Schulehalten und Unterrichten der Jugend war natürlich an einen bestimmten Ort gebunden und konnte, wegen der öfteren Abwesenheit der Missionare auch nicht mit großer Regelmäßigkeit stattfinden. Dennoch scheinen sie auch darin mit Erfolg thätig gewesen zu sein, denn sie konnten nach ihrer Vertreibung mit mehreren Eingebornen jahrelang korrespondieren.

Im Übersetzen der heil. Schrift haben diese Missionare wirklich Großes geleistet, denn nachdem sie eine schwere Sprache in wenigen Jahren

so gut erlernt hatten, daß sie sich überhaupt ans Übersetzen machen konnten, haben sie, neben den unendlich vielen anderen Arbeiten mit unermüdlichem Bienenfleiß die Riesenarbeit der Übertragung des ganzen A. T.'s ins Mongolische vollbracht, und sogar den Druck dieses großen Werks bis zum Jahr 1840 (ein Jahr vor ihrer Vertreibung) an Ort und Stelle, mit Hilfe der dazu berufenen Missionsgehilfen Yuille und Abercrombie vollendet.

Hat auch eine solche Übersetzung der heil. Schrift, und besonders des A. T.'s, nach der auf allen Missionsgebieten gemachten Erfahrung, zunächst für eine eben begonnene Mission und für die kaum mit den Grundlehren bekannten neuen Heidenchristen wenig Wert, weil ihnen das Bibelbuch seinem Inhalt nach gänzlich unverständlich ist, und sind auch für den Anfang populäre, im Volksdialekt geschriebene Traktate und Geschichten viel zweckmäßiger, so ist doch für die spätere Zeit und für die weitere Entwicklung der Missionsgemeinden der große Wert einer guten Bibelübersetzung ganz unbestritten, und Stallybraß und Swan haben daher, als sie 1825—1840 das ganze A. T. übersetzten und zum Drucke brachten, für die jetzt noch von der Londoner Miss.-Gesellschaft unter den Mongolen von Peking aus unterhaltene, und jede künftig noch unter diesem Volk betriebene Mission ein außerordentlich wichtiges Werk zustande gebracht, oder eigentlich begonnen, welches sie dann durch die nach ihrer Vertreibung in England ausgeführte Übersetzung des N. T.'s ganz zu Ende führten. Thatsächlich ist auch diese mongolische Bibelübersetzung (von der das A. T. in echt mongolischen, das N. T. in Mantschu Schriftzeichen gedruckt ist), trotz ihrer vielen, einer ersten Übersetzung immer anhaftenden Unvollkommenheiten, schon jetzt für die Mongolei sehr wertvoll und besonders das N. T. ziemlich verbreitet.

Diese in ihren Hauptzügen geschilderte Missionsarbeit der Buriäten-Missionare wurde unter zum Teil nicht geringen Entbehrungen und Schwierigkeiten vollbracht.

Sibirien war vor 60 Jahren ein viel mehr von der übrigen Welt abgeschlossenes Land als heutzutage, wo der Telegraph alle größeren Ortschaften erreicht und das Postwesen sehr ausgebildet ist. Damals waren die Missionare unter den Buriäten nicht viel besser daran als die in Labrador und Alaska thätigen. Sie empfanden auch die Abgeschiedenheit von aller christlichen Gemeinschaft manchmal schwer, und noch mehr mochte das bei den Frauen der Fall sein, die sie sich nach mehrjähriger Missionsarbeit aus der Heimat holten. Doch wurde natürlich durch die Verheiratung für beide Teile der Druck der Abgeschiedenheit vermindert, und

von den Missionsfrauen wird auch berichtet, daß sie sich bald in die neuen Verhältnisse einlebten, mit den sehr unreinlichen und unkultivierten Eingebornen gern umgingen und deren Sprache schnell und so gut lernten, daß die eine der Frauen nach Aufhebung der Mission noch zwei Jahrzehnte lang mit einigen schulgebildeten Buriäten korrespondieren konnte.

Schwerer als die fast jeden Missionar drückende Abgeschiedenheit war für die englischen Sendboten das Verhältnis zu den mehr oder weniger feindselig gesinnten Russen in der Nähe der Stationen. Daß die Russen sie für unreinlich erklärten, weil sie viel mit den schmutzigen Buriäten umgingen und nur Buriäten im Dienst hatten, während doch das bei den Russen massenhaft vorhandene Ungeziefer und deren grenzenlose Unsauberkeit den reinlichen Engländern ein Greuel war — diese falsche Beschuldigung wäre noch angegangen und leicht zu ertragen gewesen, aber den Russen war überhaupt die ganze Thätigkeit der Missionare unverständlich und zuwider. Buriäten d. h. Heiden, und Russen d. h. griechische Christen sollen, so meinten sie, das bleiben, als was sie geboren sind, und Fremde sollen nicht kommen und die Buriäten zu Russen oder gar zu Engländern d. h. Protestanten machen wollen. Wurde ihnen aber vorgehalten, daß die Missionare getrieben von der Liebe Christi gekommen seien, um die in heidnische Finsternis Versunkenen zur Erkenntnis Gottes und Jesu Christi und auf den Weg der Seligkeit zu führen, so begriffen sie das vollends nicht und die Missionare wurden ihnen dadurch nicht weniger verdächtig. Sie blieben auch nicht bei der Unzufriedenheit darüber stehen, daß die Missionare die Buriäten zu Engländern im religiösen Sinn, d. h. zu Protestanten machen wollten, sondern sie argwöhnten, die Buriäten sollten auch zu Engländern im politischen Sinn gemacht werden und England wolle durch diese Sendboten mitten im russischen Sibirien festen Fuß fassen. Ohne Zweifel ist dieser Argwohn der unverständigen Leute auch niederen und höheren Behörden mitgeteilt und von diesen auch angenommen worden, und diese Verdächtigungen, zusammen mit dem Neid und Haß der griechischen Kirche gegen protestantische Eindringlinge, mögen schließlich zu der Ausweisung geführt haben, die wir später noch besprechen müssen.

Sahen denn aber die Londoner Missionare von ihrer 20jährigen Arbeit auch einige Früchte? Nun, ihre Missionserfolge waren nicht überraschend und großartig, aber sie fehlten doch nicht. Sie waren etwa so, wie es sich bei einer Mission unter Buddhisten erwarten ließ, und wie wir sie in der Mission der Brüdergemeine unter den Buddhisten Klein-Tibets und des Himalayagebirges auch sehen, wo nach fast 40jähriger Arbeit erst ganz kleine Gemeinlein gesammelt sind. Die von den Mis-

sionaren eingerichteten Schulen hatten auf die buriätische Jugend einen guten Einfluß ausgeübt, und unter den Erwachsenen hatten sie ein Häuflein treuer Christen um sich gesammelt, deren Zahl uns zwar nicht angegeben wird, deren Entschiedenheit und Wert aber schon daraus hervorgeht, daß sie nach der Vertreibung der Missionare einer Verfolgung ausgesetzt und durch eine russische Gegenreformation zum Übertritt in die griechische Kirche gedrängt wurden.

Kurz vor Aufhebung der Mission gestalteten sich sogar die Aussichten für dieselbe recht günstig. Der einflußreichste und intelligenteste Buriäte des ganzen von den Missionaren bereisten Gebietes hatte ihnen bisher entschiedenen Widerstand geleistet, viele seiner Landsleute vom Anschluß an sie abgehalten und sie auch in öffentlichen Disputationen zu überwinden gesucht. Gilmour macht uns mit den Einwänden bekannt, welche die Mongolen gewöhnlich gegen die christliche Lehre vorbringen und die sich zum Teil mit den überall anzutreffenden Einwänden des Naturalismus und Materialismus decken. Manche Beweise für den Wert des Buddhismus und den Unwert des Christentums sind aber echt mongolisch, z. B. der aus dem Umfang der heiligen Schriften geschöpfte. Die Buddhisten haben bekanntlich zwei Sammlungen heiliger Schriften, den Kandschur und den Tandschur, von denen der erstere aus mehr als 100, der zweite aus mehr als 200 Folianten besteht. Da sagen sie nun: die heiligen Schriften der Christen machen einen Band aus, den man allenfalls in die Rocktasche stecken kann; unsere heiligen Schriften aber bilden so und so viel Kamelslasten, und schon daraus geht klar hervor, daß der Buddhismus viel größeren Wert hat.

Dieser hervorragende Buriäte nun, der den Missionaren so lange und heftig widerstanden, wurde ums Jahr 1840 von der Wahrheit überwunden und ein Freund seiner bisherigen Gegner. Er suchte nun selbst die von ihm bisher bekämpfte christliche Lehre zu verbreiten und die Missionare setzten nicht ohne Grund auf die Wirksamkeit und den Einfluß dieses begabten Mannes große Hoffnungen.

Da kam 1841 plötzlich das Ausweisungsdekret und machte der sich eben schön entwickelnden Mission ein schnelles Ende. Die Missionare wurden vor die russischen Beamten (in Selenginsk oder Irkutzk) gefordert, und es wurde ihnen ein aus Petersburg angekommenes Schreiben verlesen, in welchem ihnen im Namen des Kaisers Nikolaus befohlen wurde Rußland zu verlassen. Die Ausweisung war nicht in harte Worte gekleidet, sondern höflich und freundlich abgefaßt, ihrer bisherigen Verdienste um die Buriäten wurde sogar lobend gedacht und hinzugefügt, wenn sie

alle Religion bei Seite liegen lassen, nur Schulunterricht halten und für die äußere Civilisation der Eingebornen sorgen wollten könnten sie noch bleiben — aber sie waren eben doch als Missionare ausgewiesen, und ein gerade jetzt aufblühendes christliches Werk war damit abgebrochen und zu Grunde gerichtet. Gründe für diese Ausweisung wurden von der russischen Regierung weiter nicht angegeben, aber sie liegen ja auf der Hand. Die Engländer sollten nicht festen Fuß fassen in Sibirien (wozu freilich die Missionare nicht das Geringste beitragen konnten und wollten) und die griechische Kirche wollte auch in diesen entlegenen Grenzbezirken keine Nebenbuhler und Konkurrenten haben. Heutzutage sendet sie ja sogar, nachdem die früher noch gelinde Eifersucht in 50 Jahren sich zu gesetzloser fast wahnsinniger Verfolgungswut gesteigert hat, die evangelischen Geistlichen der Ostseeprovinzen wegen gesetzlich erlaubter Amtshandlungen in die Gefängnisse Rußlands und Sibiriens.

Mit der Vertreibung der Missionare begnügten sich aber die Russen nicht. Jener aus einem Saulus zu einem Paulus gewordene, schöne Hoffnungen erweckende Buriätenführer wurde in eine weit entfernte Gegend Sibiriens verwiesen, wo er unter fremden Menschen keinen Einfluß ausüben konnte, und die kleine Christenschar wurde so lange drangsaliert bis sie, wenigstens dem Namen und Schein nach, zur griechischen Kirche übergetreten war. Die noch viele Jahre von einzelnen Gliedern des Christengemeinleins und wahrscheinlich auch von jenem „Paulus“ mit den Missionaren in England unterhaltene briefliche Verbindung ist aber ein Beweis dafür, daß das christliche Leben bei diesen Leuten nicht zugleich mit dem evangelischen Namen vernichtet war, und daß die Arbeit der Missionare dauernden Erfolg gehabt hatte.

Stallybraß und Swan verließen, wie es scheint, ihre Buriäten-Stationen bald nach der Ausweisung. Yuille und Abercrombie aber blieben noch längere Zeit bei ihren Pflegbefohlenen und waren als Lehrer thätig. Der aus Kasan gebürtige, aber vollständig anglisierte und hauptsächlich in der Druckerei beschäftigt gewesene Abercrombie scheint sogar die Baikalgegend gar nicht verlassen zu haben, denn als Missionar Gilmour 1863 dort verweilte, hielt sich Abercrombie immer noch bei den Buriäten auf, und war überall als der „Engländer“ bekannt.

Wie steht es aber heute? Was ist geblieben von dieser vor 50 Jahren aufgegebenen Missionsarbeit? Außer den alten Missionsgebäuden wesentlich Grabstätten — ein wehmütiges Zeugnis. Geblieben ist aber auch die mongolische Bibel, die nicht nur der Mission unter den (chinesischen) Mongolen, welche jetzt die Londoner Miss.-Gesellschaft treibt, vor-

zügliche Dienste leistet, sondern auch von den russisch-griechischen Buriäten-Missionaren als mustergiltig benutzt wird. Denn nach der Vertreibung der evangelischen Missionare konnte die russische Kirchenleitung nicht umhin, ihrerseits etwas für die vernachlässigten Heiden Sibiriens zu thun. Es ist freilich eine armselige Mission, die diese Kirche treibt, denn das Christentum, das sie bringt, ist wesentlich ein russifiziertes Heidentum; aber immerhin ist es eine Frucht der unterdrückten evang. Mission, daß sie die russische Kirche zu einer Missionsthätigkeit angeregt hat. Ob unter den russifizierten Buriäten noch Reste evangelischen Christentums vorhanden sind, haben wir leider nicht in Erfahrung bringen können.

G. Th. Reichelt.

Die Mission im Katechismusunterricht.

Es liegt nicht in meiner Absicht, einen ausführlichen Artikel über das obige Thema zu schreiben, um so weniger als in meiner „Mission in der Schule“ dieser Gegenstand ziemlich eingehend behandelt worden ist. Was mich bewegt, ihm jetzt einige kurze Bemerkungen zu widmen, ist eine Beschwerde seitens des Herrn General-Superintendent D. Kaftan in Schleswig über die Anzeige seiner „Auslegung des lutherischen Katechismus“ auf S. 486 f. dieser Zeitschrift. Ich teile im Einverständnis mit dem Herrn D. K. zunächst seine Beschwerde mit.

„In dem Oktoberheft Ihrer geschätzten Zeitschrift befindet sich eine Recension meiner Katechismusauslegung. Dieselbe beschränkt sich dem Charakter der Zeitschrift entsprechend auf die Erwägung, inwieweit die Mission in diesem Buch zu angemessener Behandlung und Verwertung gekommen ist. . .

Es wird getadelt, daß bei der zweiten Bitte nicht wenigstens auf Matth. 9, 37 f. und Joh. 10, 16 verwiesen ist; aber auf Matth. 9, 36—38 ist verwiesen.

Es wird getadelt, daß nicht gelegentlich der Behandlung von Matth. 28, 19 im vierten Hauptstück eine eingehende Behandlung der Mission stattfindet, aber welcher Katechet würde es billigen, daß bei der Erörterung der Taufe darauf hin, daß der Taufbefehl im Missionsbefehl steckt, jene Erörterung unterbrochen wird, um hier eine Missionsstunde zu geben?

Es wird getadelt, daß die Mission bei Behandlung des dritten Artikels nicht erwähnt wird. Der Recensent hat aber eine solche Erwähnung lediglich bei den Worten: „Gleichwie er die ganze Christenheit u. s. w.“ gesucht. Bei Behandlung der Berufung würde er das Gesuchte gefunden haben, und hätte er die ganze Behandlung des dritten Artikels gelesen, würde er auch verstanden haben, weshalb dort.

Insgesamt wird getadelt, daß die Mission an den einzelnen Stellen nicht ausgiebiger, nicht „inhaltsvoller“ zu ihrem Rechte komme. Aber abgesehen davon, daß das Buch überhaupt nicht eine ausgeführte Stoffsammlung

geben sondern unter dem Gesichtspunkt des Unterrichts das Verständnis des Katechismus erschließen will, hat der Herr Recensent ein Doppeltes übersehen. Sofern das Buch für den Konfirmandenunterricht gebraucht wird, ist der Mission eine eingehende Behandlung gesichert, wie er selbst anerkennt; diese hat aber doch nicht an mehreren Stellen wiederholt stattzufinden. Sofern das Buch für den Schulunterricht zur Verwendung kommt, handelt es sich um einen Unterricht, der neben dem in biblischer Geschichte und Kirchengeschichte stattfindet; in diesem letztgenannten Unterrichtsgange dürfte in der Schule der angemessenste Platz für eingehendere Mitteilungen aus der Mission gegeben sein.

Es hat mich diese Recension um so mehr befremdet, als ich glaube, daß in meiner Arbeit die Mission ausgiebiger zur Verwertung und Behandlung kommt als in nicht wenigen Arbeiten ähnlicher Art. Daß das geschehen ist, verdanke ich, wie ich gern ausspreche, nicht in letzter Linie den Anregungen, die ich in nunmehr neunzehn Jahren Ihrer Zeitschrift zu verdanken habe. . ."

Es ist richtig, daß auf die Stelle Matth. 9, 37 ff. mit einem „vgl. auch" gelegentlich der zweiten Bitte und im dritten Artikel unter den Worten: „Er hat mich durch das Evangelium berufen" in ein paar Zeilen direkt auf die Mission hingewiesen ist (S. 201). Dies in der Anzeige übersehen zu haben, bedaure ich lebhaft. Allein mein Gesamturteil wird dadurch nicht wesentlich geändert. Die centrale Stellung, welche der Universalismus des Heils im Ganzen der neutestamentlichen Heilslehre einnimmt, wie die erste Abteilung meiner „Evangelischen Missionslehre" sie darthut, muß auch im katechetischen Unterricht viel energischer zu ihrem Rechte kommen als selbst in der Kaftanschen Katechismus-Auslegung geschehen ist. Nur dadurch, daß von der Schule her in unsere Gemeinden die Erkenntnis von dem organischen Zusammenhange der Mission mit der gesamten Heilsveranstaltung Gottes in Christo eingepflanzt wird, kann ein natürlicher und gesunder Missionssinn erweckt und das traurige Vorurteil endlich beseitigt werden, daß die Mission etwas Apartes, Zufälliges, Gelegentliches, Geduldetes sei. Ich halte es für eine meiner Lebensaufgaben, dieser wurzelhaften Pflege des Missionssinns in Unterricht, Predigt und theologischer Wissenschaft die Wege bahnen zu helfen.

Was speciell den Katechismusunterricht betrifft, so glaube ich, daß wesentlich an drei Stellen die Mission Bürgerrecht beanspruchen darf: in der zweiten Bitte, im dritten Artikel und gelegentlich der Taufformel. Vielleicht kann man als vierte Stelle das erste Gebot noch hinzufügen, da dasselbe nötigt, von dem heidnischen Götzendienst der Gegenwart ein Wort zu sagen.

Es sind drei verschiedene Gesichtspunkte, unter denen an den drei genannten Orten die Mission zu behandeln ist. In der zweiten Bitte beschäftigt uns die Frage: was müssen wir thun, daß das Reich Gottes nicht bloß zu uns sondern zu allen Völkern komme? Antwort: Heils-

boten zu ihnen senden und beten. Im dritten Artikel handelt es sich um den Nachweis, daß der heilige Geist thatsächlich eine Christenheit über die ganze Erde hin beruft und sammelt von den Tagen der Apostel an bis heute, also um einen Blick in die Missionsgeschichte. Und beim Taufbefehl ist zu zeigen, daß er in unlöslicher Verbindung mit dem Befehle steht: gehet hin; hier haben wir das bestimmte Missionsgebot. Mir ist es unverständlich, wie ein Katechet die Taufformel herauslösen kann aus ihrem organischen Zusammenhange mit dem Sendungs- und universalen Lehrgebot. Das ist eben die aphoristische Spruchbehandlung im Katechismusunterricht, welche die gegenwärtige Katechetik mit Recht bekämpft. Dieser zusammenhangslosen Spruchverwertung verdanken wir es mit, daß Millionen z. B. auch wenn sie Gevatter stehen, die Einsetzungsworte der heil. Taufe so zu hören sich gewöhnt haben, als existierte der missionarische Eingang gar nicht und daß auch tausende von Lehrern und Predigern sich gewöhnt haben, so über sie zu reden. Der Auftrag lautet: machet zu Jüngern, und wird durch die drei parallelen Partizipia auseinandergelegt: reisend, taufend, lehrend. Das muß auch im Unterricht zur Aussprache kommen.

Auch damit kann ich nicht einverstanden sein, daß der Mission nur einmal im katechetischen Unterrichte gedacht werden dürfe. Ich werde allmählich auch ein alter Praktikus und lerne immer mehr was für eine mater studiorum die repetitio ist, zumal bei Kindern, die die Volksschule besuchen. Allen Respekt vor der Systematik, aber noch mehr Respekt vor der kindlichen Tragfähigkeit. Die Mission soll eben da behandelt werden, wo sie hingehört; organische Eingliederung ist schließlich die beste Systematik. Und wie oben angedeutet, kommt sie an verschiedenen Orten unter verschiedenen Gesichtspunkten zur Besprechung.

Gewiß gehört die Mission auch in die biblische Geschichte und in die Kirchengeschichte; nur fürchte ich, es geht ihr bis heute in beiden wie im Katechismusunterricht; nämlich daß sie im besten Falle Stiefkind, ja recht dürftig gehaltenes Stiefkind ist. Aber auch angenommen, sie wäre rechtes Kind im Hause; nun wir behandeln auch sonst manches in der biblischen Geschichte, worauf wir im Katechismusunterricht zurückkommen. Ich glaube nicht, daß ernstliche Gefahr vorhanden, es könnte zu viel von der Mission in der Schule gehandelt werden.

Hoffentlich erlebt das sonst so treffliche Buch D. Kaftans bald eine 2. Auflage und ich zweifle nicht, daß es dann wirklich eine solche Behandlung der Mission bringen wird, welche ihm unter den Katechismusbearbeitungen eine führende Stelle giebt. Warneck.

„Mission und Kunst."

Entgegnung auf den Vortrag des Herrn P. D. Grundemann vom 17. Februar 1892.[1])

Von Pastor Gareis.

„Den Juden wie ein Jude, denen unter dem Gesetz, wie ebenfalls unter dem Gesetz, denen ohne Gesetz wie einer ohne Gesetz, den Schwachen wie ein Schwacher, allen alles, also z. B. auch den Indern wie ein Inder — verleugne dich selbst, du Missionar, ja scheue vor dem tiefsten und schwersten nicht zurück, verleugne dein individuelles Empfinden, deine angeerbten und anerzogenen Begriffe von Schönheit und Anmut, überhaupt deine bisherigen Ideale in den verschiedenen schönen Künsten und versetz dich ganz in die Denk- und Anschauungsweise, in die Idealwelt des Kultur-Volks, unter welchem du arbeitest, willst du anders an sein Herz, und soll das Evangelium, das du predigst, in demselben Maße eine alles durchdringende Macht bei ihnen werden, wie es bei dir ist: verkläre diese Denk- und Anschauungsweise und diese Ideale, aber hüte dich, ihnen etwas aufzupfropfen, was ihnen fremd ist und fremd bleiben wird: erfülle das nationale Gefäß mit deinem Inhalt, aber hüte dich hinein zu füllen, was für die ganze Art des Gefäßes so wenig paßt, wie kochendes Wasser in ein dünnes Glas — sonst kommt es nie zu dem, was doch das Ziel jedes Missionars ist, selbständiges Leben."

Das war ungefähr das punctum saliens in dem ungemein anregenden, die Geister wahrhaft fesselnden und entfesselnden Vortrag unsres verehrten Herrn Vorsitzenden bei der diesjährigen Konferenz der M. K. P. B. über das Thema: Mission und Kunst.

Herr D. Grundemann hat selbst, ehe er den Vortrag hielt, die Erwartung ausgesprochen, daß der Vortrag vielfach Widerspruch finden werde. In der Debatte zeigte sich die Richtigkeit dieser Erwartung, aber wie es die Umstände mit sich brachten, die gegenteilige Ansicht konnte lange nicht gründlich und ausführlich genug zu Worte kommen. Ich mache nun keineswegs den Anspruch, die gegenteilige Ansicht so gründlich und ausführlich zu vertreten, wie es die Sache erheischte, aber das dixi et salvavi animam meam drängte mich als Sohn eines Künstlers seit dem Hören des Vortrags; bis ichs jetzt gethan.

„Trotz des scheinbar universellen Ausdrucks Pauli „allen bin ich alles geworden", emancipiert sich schon unser allgemein menschliches Kunstideal mit gutem Gewissen von der Verpflichtung, im Bereich der 5 sogenannten „schönen Künste" sich selbst zu verleugnen und den Indern ein Inder zu werden."

Es unterliegt gewiß keinem Zweifel: christliche Liebe fügt sich in allerlei Formen, Sitten und Bräuche, thut und läßt in verschiedenen Lebensgebieten, was dem Verkehr und der Gemeinschaft mit diesem und jenem, einzelnen, sowie ganzem Volk förderlich oder hemmend ist und hält sich in allerlei Weise so, daß sie ihnen ans Herz kommt, um sie für den höchsten Zweck zu gewinnen; und das alles um Christi willen und Christo nach, der in menschliche

[1]) Vgl. A. M.-Z. 1892, 160 ff. — Die Entgegnung wurde sofort nach dem Vortrage eingesandt, mußte aber leider bis jetzt zurückgestellt werden. D. H.

Natur und Schwachheit eingegangen, um uns sündige Menschen zu erlösen und sie zu der Gemeinschaft seines göttlichen Lebens emporzuheben: aber Christus ist die Wahrheit und diese Anbequemung muß sich stets in den Grenzen der Wahrheit bewegen und darf nicht falsche und unsittliche Accommodation werden à la Jesuitenpraxis.

Nun aber ist das höchste Gesetz für die Kunst die Wahrheit; da aber alle wahre Kunst sittlich ist und die Schönheit eben die Form ist, in welcher die sittliche Wahrheit in der Kunst in die Erscheinung tritt, so haben wir hier die drei Grundsätze genannt, welche für das, was auf den Namen Kunst Anspruch macht, geradezu unveräußerlich sind — und wo sie nur einen dieser drei Prärogativen vermißt: Wahrheit, Sittlichkeit, Schönheit, da hört alles Accommodieren auf, da muß sie wegfegen oder sterben.

Wenn man definieren will, was Kunst ist, dann dürfen, wie die Definition auch beschaffen sein mag, diese drei Momente nicht fehlen: Wahrheit, Sittlichkeit, Schönheit — sonst definiert man „Handwerk" mit, oder entwertet die Kunst. Falsch wäre es, wollte ich z. B. sagen: ausgehend von: „Kunst kommt her von Können", „eben die Fähigkeit der menschlichen Persönlichkeit, wollend und mächtig den Stoff in seinen Dienst zu nehmen und ihn zu bilden ist Kunst." Wir reden ja schon gewohnheitsmäßig von den „**schönen** Künsten" jener hehren Fünfzahl: Architektur, Skulptur, Malerei, Musik, Poesie und sie machen den irdischen Stoff, sei es des Steins oder der Farbe oder des Tons oder des Worts zur Erscheinung geistiger Gedanken und Empfindungen in der Form der Schönheit, damit durch die Harmonie der äußeren Erscheinung, auch unser Geist harmonisch gestimmt werde.

Nun könnte man sagen: der Inder befindet und empfindet eben über Schönheit anders als wir; ihm ist etwas Anderes „schön" als dir Abendländer, darum accommodiere dich, wenn dirs auch sauer eingeht! — ja wir dürfen einfach nicht, wenn des Inders Schönheitsideal mit der Wahrheit und Sittlichkeit in Konflikt kommt. Denn wenn man auch vielleicht, wie ich mir denken kann, nicht zugeben will, daß die Schönheit, d. h. das Ideal von ihr, nur eines sein kann, die Wahrheit und das Sittliche sind doch nur eines, das ist unzweifelhaft, so gut wie die Logik nur eine ist unter denen, die Menschen heißen, sonst geben wir den Grundsatz preis von der Abstammung des Menschengeschlechts von nur einem Paar. Es hilft auch gar nichts, zu sagen „sie haben eben einen andern Geist wie wir, faktisch einen andern: ein Inder denkt in der That anders als wir": Ja dieser Geist und ihre verschrobene Denkweise, die Sein in Schein und Schein in Sein verkehrt ist eben der Bann ihres heidnischen Gefühlslebens und es gilt einfach auszufegen den Sauerteig aus dem „unverständigen und verfinsterten Herzen."

Überall kommen wir nämlich beim Betrachten der indischen sog. Kunstwerke und Künste mit der Wahrheit und Sittlichkeit in Konflikt und darum hören sie auf schön zu sein und hört unsre Verpflichtung auf, uns zu accommodieren. Ich exemplifiziere auf zwei der „schönen Künste", auf Malerei und Musik.

Sind die Bilder der Inder, welche ihre National-Heiligen, Götter ꝛc. darstellen, schön, wenn die Dimensionen der Beine z. B. uns den Eindruck einer menschlichen Gestalt mit Elephantenfüßen geben? Sind die Bilder schön,

welche das Gesicht auf der einen Wange rot, auf der andern grün angemalt zeigen? Es heißt, sie sind, und nur so sind sie nach dem Geschmack der Inder schön, weil diese Farbenverteilung und jene Übertreibung eine bestimmte Idee ausdrücken sollen. Aber es wäre doch eine verhängnisvolle Praxis, Altarbilder nach solchem indischen Princip und Schönheitsgefühl anfertigen lassen zu wollen — es wäre nicht mehr sittlich und nicht mehr wahr! Ein lehrender Christus mit rotem Haar und Lumpen angethan, wie wirs von unsren modernen Realisten zu sehen bekommen haben, ist unsittlich und unschön, ja er ist aber auch unwahr. Ob ich einem Idol oder einem Ideal zu folgen habe, hat doch nicht die gleiche Verpflichtung. Wir können die Ideen der Inder in ihrer Kunst eben nicht als Ideale anerkennen; ihre Idole, ihre Götzen sinds, die sie ziehen und warum können wir nicht mit? Weil wir einseitig urteilen, im Vorurteil gefangen liegen? Nein, weil wir von dem allgemein-menschlichen Ideal der Kunst der hehren Trias gezogen werden: Wahrheit, Sittlichkeit, Schönheit; und das Gewissen bezeugts: davon weiche keinen Finger breit!

Ist die Musik der Inder schön, ist sie überhaupt eine Kunst zu nennen? Ohne eigentlichen Rhythmus, oder doch höchstens nach dem äußerst freien eines wilden Zigeunertanzes, ohne Schlußton und Schlußaccord bewegen sich ihre Gesang- und Musikstücke; die Intervalle zwischen den einzelnen ganzen Tönen sind nicht halbe, sondern drittel, ja noch gespaltenere Töne. Der Menschengeist kann aber nur von halbem zu halbem Ton fortschreiten, so daß er den Eindruck von Harmonie behält. Wenn Paganini zum Hohn seiner Zuhörer, die ihn einst wegen Hinkens beim Auftreten verlacht hatten, Katzengeschrei auf der E-Saite nachahmte, so hat er noch mehr geleistet als die Inder: er fuhr mit dem Finger vom Griffbrett zum Steg und ließ keinen sechzehntel Ton aus: aber die Zuhörer hielten sich die Ohren zu. Und diese indische Musik soll fähig sein, Trägerin eines Gesangbuchliedes zu sein? Man sagt wohl: bei unsern Choral-Melodien bleiben die Inder kalt, aber laß die indischen Christen einmal ihre National-Weisen singen und spielen und ihre Augen leuchten! — O ja, das Leuchten der Augen soll und muß auch ein anderes sein, wenn ein Kind Gottes Choräle singt, als wenn unheilige Musik die Sinnlichkeit (ich rede von dem allermildesten Sinn dieses Wortes) entflammt. Wenn die Augen noch nicht leuchten beim Singen unserer Choral-Melodien, laß nur das Christentum durch den heiligen Geist erst eine größere Macht in ihnen werden und sie werden leuchten! Unsere Choralmelodien sind der vollkommen wahre und sittlich schöne Ausdruck der Worte der Verse, die ihnen zu Grunde liegen. Es wäre unsittlich, unschön und unwahr, unsre Gesangbuchlieder oder geistlichen Volkslieder nach indischer National-Weise singen zu lassen. Alle rechte Kunst stammt von Gott, er hat sie dem Menschengeschlecht eingehaucht mit seinem lebendigen Odem zugleich: und jeder schaffende Künstler weiß es heute noch, das Beste an seinem Werk hat er nicht durch alle Energie selbstbewußten Wollens erreicht, sondern Gott hat es ihm geschenkt. Gott ist aber nur einer und von diesem Einen geht ein geheimnisvolles Einigungs- und Einheitsband aus, das alle gottbegnadeten Künstler umschließt — sie kennen sich und erkennen sich an dem allen gemeinsamen Genius und scheiden unwillkürlich, wie ein Organismus fremde Körper, Afterkünste von sich aus. Und wie ihr Urteil lauten muß beim Hinblick auf indische Kunst, im Verhältnis zur

menschliche, dann müßte es tausend Berührungspunkte mit allen heidnischen Kunstidealen haben; nein, es ist das des neuen Menschen und darum kann eigentlich von einem Accommodieren an vorgefundene heidnische Künste nicht die Rede sein — diese sind nicht mal schön, wahr und sittlich zugleich, aber vor dem christlichen Kunstideal heißt es: von neuem geboren werden.

Auch die indische Kunst wird von neuem geboren werden und zwar wird sie auch national erstehen — aber die Zeit ist noch nicht gekommen, der Boden des Volkes ist noch nicht reif. Er wird aber reif werden.

Antwort
von R. Grundemann.

Indem ich dem lebendigen Interesse, das aus vorliegenden Blättern spricht, meine volle Anerkennung zolle, muß ich doch bedauern, daß sie nur nach dem Eindruck des gehörten Vortrags geschrieben sind. Einige Wochen später würde der gedruckte Wortlaut (s. oben S. 160—184) vermutlich mehr zum Eingehen auf bestimmte greifbare Punkte veranlaßt haben. Jetzt hat der Verf. die Frage allzu theoretisch behandelt. Er bewegt sich vorwiegend auf dem Gebiete der Ästhetik. Ich hatte einen andern Standpunkt, den einer praktischen Missionsmethode. Nur unter diesem Gesichtspunkte gehört, genau genommen, die Besprechung dieser Frage in die Missionswissenschaft. Wie nötig uns aber eine eingehende, zusammenhängende Behandlung der letzteren ist, zeigt sich unter anderm auch darin, daß aus den kompetenten Missionskreisen (wenn wir von dem speciellen Beitrage des Herrn Bruske absehen) noch keinerlei Erörterung der doch so tief in die Missionspraxis einschneidenden Frage erfolgt ist, obgleich der Vortrag, der den Anstoß gab, schon vor 6 Monaten veröffentlicht wurde. Die Missionsdirektoren sind meist so überlastet, daß sie zu solchen Verhandlungen nicht Zeit haben. Das ist zu bedauern; aber ebenso, daß nicht mehr Leute sich in die Mission mit gründlicher Sachkenntnis so eingearbeitet haben, daß sie bei einer solchen Anregung sich berufen fühlten, in die Erörterung einzutreten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Lassen wir die Persönlichkeit des Missionars und das Maß der ihm zuzumutenden Selbstverleugnung vorerst ganz aus dem Spiel und stellen für die Missionsmethode die Frage, „welche Stellung hat in der Missionsarbeit die Kunst einzunehmen?“ Da tritt uns sofort die große Kluft zwischen unserer Kunst und der des betreffenden heidnischen Kulturvolkes entgegen, die in der Verschiedenheit des Kunstideals begründet ist.

Dieser Begriff spielt in der vorliegenden Entgegnung die Hauptrolle. G. betont auf das nachdrücklichste, daß es nur **eins** sein könne und daß unser allgemein menschliches Ideal eben dies eine sei. Damit scheint schon im Widerspruch, daß er in der zweiten These von einem höheren Ideal spricht, das der allgemein menschlichen Kunst vom Christentum gebracht sei. Lassen wir diese Differenz vorläufig auf sich beruhen. Ich muß die behauptete Einheit des Kunstideals von zwei Seiten anfechten.

Auch ich brauchte ja freilich das Wort im Singular, aber nur als Kollektivbegriff. Hätte die Entgegnung es ebenso genommen, wobei

dann freilich bei der Betonung der Einheit ein erklärender Vermerk am Platze gewesen wäre, so könnte ich meinen ersten Angriff als gegenstandslos aufgeben. Immerhin wird eine Klarstellung dieses Punktes für die weitere Betrachtung nicht überflüssig sein. Es handelt sich hier allerdings nicht um eine Einheit, sondern es giebt zahllose Ideale, ebenso wie es zahllose Ideen giebt. Die letzteren gehören schlechthin der unsichtbaren Welt an; aber der Künstler schaut (resp. hört) im Geiste ihre Projektion auf das sinnlich Wahrnehmbare und bemüht sich, diese überirdischen Musterbilder alles Schönen in irdischem Stoffe zur Erscheinung zu bringen. Das sind seine Ideale.[1])

Vor mir liegen zwei Bilder von Raffael. In welcher Mannigfaltigkeit müssen solche Muster dem Geiste des Künstlers bei der Arbeit vorgeschwebt haben! Das sind Reiher, die nicht dem Modell im zoologischen Garten nachgebildet sind, eine ideale Stadt, mit der das wirkliche Tiberias sich nie gedeckt hätte, da haben wir Menschen verschiedenen Standes und Alters, in denen wir nicht einzelne Individuen, sondern den ganzen Stand u. s. w. dargestellt finden. Und welche Mannigfaltigkeit von Stimmungen spiegelt sich auf den Gesichtern! Das Erstaunen, das ernste Nachsinnen, das selige Ergriffensein, das schüchterne Nahen, das Zweifeln, der finstere Groll und die Verachtung bei den Zuhörern St. Pauli auf dem Areopag und die heilige Begeisterung auf dem Antlitz des Apostels — sie alle sind die meisterhafte Wiedergabe eben so vieler Ideale.

Ich nehme an, daß diese Vielheit von der behaupteten Einheit nicht ausgeschlossen war. Dann aber muß ich letztere in anderm Sinne anfechten. Keines dieser Ideale hat nämlich die Festigkeit, welche die Einheit bedingt. Sie sind allzumal dem Wandel und der Veränderung unterworfen nach Zeit und Ort, nach Nationalität, ja sogar nach der Individualität des Malers.

Greifen wir ein konkretes Beispiel aus der Malerei (um bei dieser zu bleiben) heraus, eines, das besondere Wichtigkeit erlangt hat: das Madonnenideal. Wir stellen je ein beliebig herausgegriffenes Bild der Mutter des Herrn von den Byzantinern, Raffael, Murillo und Rubens nebeneinander. Sind etwa diese vier alle von einem und demselben Urbilde kopiert? Nein; hier sind unwidersprechlich vier zum Teil sehr scharf voneinander abweichende Typen zu unterscheiden. Also die Künstler arbeiteten nach verschiedenen Idealen, was vollends deutlich wird, wenn man in tausend byzantinischen und in den Dutzenden von raffaelischen Madonnenbildern je den betreffenden Typus wiederfindet. Wo ist denn nun **das** Ideal? Und erkennst du nicht sofort den Byzantiner, den Italiener, den Spanier und den Niederländer? Hier haben wir verschiedene nationale Ideale. Nimmt man aber Raffaels sämtliche Madonnen der Reihe nach vor, so finden sich selbst bei diesen beträchtliche Unterschiede des Ideals, nach denen der Kundige die einzelnen Bilder ihrer Entstehungszeit gemäß ordnet — denn Raffaels Ideal selbst hat verschiedene Stufen durchlaufen.

Und wie steht es mit unserm Ideal? Der Ausdruck ist nicht ganz

---

[1]) Gern ginge ich auf das, was Vischer in seiner Ästhetik über die Entstehung der Ideale sagt, ein; doch es würde uns hier zu weit führen.

deutlich. Nehmen wir, um es kurz zu machen, die deutschen Künstler als unsre Vertreter. Man bestelle bei ihrer zweien je ein Bild der Mutter Jesu. Sicherlich würden die Bilder nicht so ausfallen, daß man sagen könnte: beide sind nach *einem* Ideal gearbeitet.

Diese Thatsachen widerlegen die von G. vorausgesetzte Einheit. Damit aber ergiebt sich auch seine *theoretische Fundamentierung als nicht stichhaltig*. Er identifiziert nämlich das Schönheitsideal mit dem Wahren und dem Sittlichguten. Da nun die Wahrheit nur *eine* sein kann, ebenso wie die Sittlichkeit, soll die Einheit des Schönheitsideals erwiesen sein. — Darauf ist zu sagen, daß freilich jene beiden Gebiete auch ihre Ideale haben, die überirdischen Muster des menschlichen *Erkennens*, sowie des menschlichen *Wollens und Handelns*, und diese sind freilich jenen für die menschliche *Phantasie* geltenden Normen parallel. Ja in der Ewigkeit ist freilich Wahrheit, Heiligkeit und Schönheit *eins*. Aber man übersehe nicht, daß menschliche Ideale auch eben nur Strahlen der ewigen Vollkommenheit sind, mindestens reflektiert am Irdischen (1 Kor. 13, 12 — Spiegel — stückweises Erkennen), wo nicht geradezu im irdischen Medium gebrochen. Damit aber ist *der solidarische Zusammenhang des Schönen mit dem Wahren und Guten in seiner irdischen Erscheinung so gelockert*, daß nun und nirgends auf Erden gesagt werden kann: hier ist die Schönheit; weichst du von dieser ab, so wandelst du nicht mehr auf dem Wege der Wahrheit oder gar, so bist du der Unsittlichkeit verfallen.

Aber prüfen wir, um wieder konkret zu werden, z. B. die *Madonnenideale auf ihre Beziehung zur Wahrheit*. Sie sind fast alle mehr oder minder angefressen von menschlicher Auffassung, die oft weit abweicht von dem Worte Gottes, das uns doch die höchste Norm der Wahrheit auf Erden ist. Selbst ein Raffael hat bei aller Schönheit die demütige Magd des Herrn, die gebenedeite unter den Weibern nicht nach dem Sinn der evangelischen Wahrheit getroffen;[1]) aber wie viel hierarchische Lüge ist sonst in tausende solcher Bilder hineingemalt, oft natürlich, ohne daß der Maler wußte, was er that. Aber wir haben leider Bilder sehen müssen, in denen der Künstler nicht bloß unbewußte Unwahrheit, sondern selbst bewußte Unsittlichkeit hineingemalt hat. Ich brauche nicht näher auf derartige Greuel einzugehen.[2]) Dergleichen liegt uns leider nicht zu fern. Kommen wir also auf **unsre** *Kunst*. Denken wir an unsre Kunstausstellungen, und wie wir auf denselben dem Fremdling die solidarische Verbindung des Schönen, mit dem Wahren und Sittlichguten demonstrieren sollen. An wie vielen Bildern müssen wir schamrot vorüber eilen. Und doch gehören sie *unsrer Kunst* an und die sie malten, sind weit und breit gefeierte Künstler. Hatten sie nicht auch *unser*, d. h. im Sinne meines Gegners „das allgemein menschliche Ideal?

---

[1]) Viel näher der Wahrheit kommen dürfte — wenn ich den Eindrücken meiner Jugendzeit noch trauen darf — eine Madonna von van Eyck, wenn man die Krone und andere königliche Attribute tilgen würde.

[2]) Auch das ist zu beachten, daß solche Bilder keineswegs immer mit dem offenen Auge für die Glaubenswahrheit und mit geheiligtem betendem Herzen gemalt werden. In der Person des Malers ist das Ringen nach Schönheit oft sehr wenig mit dem Streben nach Wahrheit und Sittlichkeit gepaart.

Und so steht es nicht bloß in Bezug auf die Malerei. Um nur einen Punkt aus der Architektur herauszugreifen, welches ist denn unser Ideal für den Kirchenbau? Meines, bekenne ich offen, ist das des sogenannten gotischen Stils. Aber wie viele Baumeister wagen es denn heutzutage in einer deutschen Großstadt eine rein gotische Kirche zu bauen? Und wer wollte ihnen die Teilnahme versagen, wenn sie, wie beim Berliner Dom, durch die umgebenden Bauten gezwungen sind, von den schönsten unsrer architektonischen Formen abzusehen? Wenn aber der gekrönte Entwurf — der also ein hervorragendes Exempel aus unsrer deutschen Kunst ist — nach sachverständigem Urteil eine „mit einem riesigen Triumphbogen maskierte Lüge" enthält,[1]) wo bleibt dann die solidarische Verbindung mit der Wahrheit? Und wo bleibt die Einheit bei jenen vielfachen Versuchen zu einem modernen Kirchenbaustil?

In Summa: wir wollen uns nicht ereifern, wenn uns in Bezug auf unsre Kunstideale das bekannte Wort: „etwas mehr Bescheidenheit!" zugerufen wird. Sie sind nämlich durchaus nichts Festes, Bleibendes, Ewiggiltiges. Beiden Welten, der sichtbaren und der unsichtbaren angehörend tragen sie eben alle Mangelhaftigkeit und Schwachheit der letzteren an sich. Da ist die Zersplitterung in die Vielheit, wo drüben nur eines ist, und ebenso der Fluß fortschreitender oder absterbender Entwicklung, ein zeitliches Werden und Wachsen und ein endliches Vergehen. Dürfen wir uns dabei als Inhaber des Vollkommenen betrachten, dem sich alle andren Völker fügen müßten? Dürfen wir uns anmaßen, der Kunst andrer Völker das Todesurteil zu sprechen, weil ihr angeblich die Wahrheit und die Sittlichkeit fehlt? Müssen wir nicht gewärtigen, daß man uns sagt, kehrt doch erst vor der eignen Thür, denn ihr habt ja in der eignen Kunst so viel Unwahres und Unsittliches!

Dem gegenüber betont die Entgegnung in der zweiten These, daß wir nicht bloß ein menschliches, sondern ein **christliches** Kunstideal haben. Der Verfasser wird den hierin liegenden Widerspruch gegen die erste These vielleicht dadurch lösen, daß er sagt: in allen wahrhaft gläubigen Christen ist eben das allgemein menschliche Ideal zu dem christlichen verklärt. Seitdem wir dieses haben, ist alles, was demselben widerspricht, keine Kunst mehr. Ich verstehe und teile seine Entrüstung über gewisse Bilder moderner Realisten. Aber dürfen wir ihnen die Kunst absprechen, wenn ihre Bilder auf der Kunstausstellung in der Reichshauptstadt preisgekrönt prangen? Und man denke an solch ein Bild, wie „die Lebensmüden". Wir haben trotz aller Entrüstung an demselben nicht bloß die technische Meisterschaft bewundert. Der billige Kritiker mußte die Kunstleistung anerkennen. Auch diese Leute haben ihre Ideale, wenngleich in bedauerlicher Verirrung. Und wo ist nun das eine christliche Kunstideal, bei dem wir solchen Verirrungen gegenüber eine sichre Zuflucht fänden? Ich erinnere noch einmal an das Ideal des Kirchenbaus. Wenn auch nicht ganz so schlimm, aber viel besser steht es auch in der Malerei nicht. Auch auf diesem Gebiete finden wir noch ein vielfaches Versuchen und Herumtasten, vereinzelte hellere Strahlen und anderwärts getrübtes Licht, daneben das weite Bereich der Dämmerung mit wogendem Nebel, aber nirgends hat bis jetzt die christliche Kunst die volle Sonne eines sichern Ideals mit

[1]) Christl. Kunstblatt von H. Merz, 1891. S. 114.

stetigem unverändertem Lichte. Ebensowenig, wie jedes andre Ideal, ist das christliche Kunstideal etwas Fertiges. Es ist ein streitendes, wie die christliche Kirche selbst und trägt dabei vielfach die Knechtsgestalt ihres Königs an sich, zu der es auch gehört, daß es hier in der Endlichkeit den Gesetzen irdischer Entwicklung unterworfen ist. Der mechanisch träge Gewohnheitsmensch, möchte Gott vielleicht zu korrigieren versuchen, z. B in dem Sinne, es wäre doch besser gewesen, uns gleich von vornherein die fertigen in seinem Reiche geltenden Schönheitsideale zu offenbaren. Hätte man einfach eine Photographie der Jungfrau Maria, so wäre alle die Mühe und das Ringen unzähliger Künstler durch die Jahrhunderte erspart worden. Wir bescheiden uns dabei, daß Gott in dem durch Christum gestifteten Gnadenreiche auf Erden die lebenskräftigen Keime der Vollkommenheit den Menschen gegeben hat, die unter der fortwirkenden, umwandelnden Kraft des heiligen Geistes sich allmählich entfalten. Das gilt, wie für alle Zweige des menschlichen Lebens auch für die Kunst und ihre Ideale. Beachtenswert ist es, daß auf diesem Gebiete jene Keime sich mit den auf heidnischem Boden gewachsenen Idealen verquicken mußten. Einst waren letztere auch verquickt gewesen mit der Lüge und Unsittlichkeit vielleicht in stärkerem Maße, als dies jetzt von den Idealen der heidnischen Inder gilt. Wer als Probe der griechisch-römischen Kunst etwa das beachtete, was man im Museum zu Neapel, in einer mit „oggetti osceni" bezeichneten Sonderabteilung zu sehen bekommt, möchte von jener heidnischen Kunst auch sagen wie G. von der indischen: Hier gilt einfach: ausfegen. Aber Gott hat nicht ausgefegt, sondern das Pflänzchen . . . . wachsen lassen. Daraus sind unsre christlichen Kunstideale erwachsen, sehr langsam in wunderbarem Entwicklungsgang, oft nur in stark gebrochener Linie fortschreitend.

Noch ist die Entwicklung bei weitem nicht abgeschlossen, wie ja das Beispiel vom Kirchenbaustil darthut. In allen Zweigen der christlichen Kunst haben wir nichts Fertiges, das bei allen Christen Geltung hätte. Nicht einmal, wenn wir vor der Kluft zwischen römisch und evangelisch uns auf das letztere Gebiet beschränken wollten, hätten wir eine einheitliche evangelische Kunst. Man vergleiche z. B. nur den deutschen und den englischen Kirchengesang.[1]) Sollen wir da nun gerade unsre Form als die vollkommene auf das Missionsfeld bringen und den Heidenchristen nach erzwungener Negation alles dessen, was ihnen bisher schön erschien, sie aufdringen?

Derartige mechanische Verpflanzungen gehören auch zu den menschlichen Plänen, die ganz anders gehen als Gottes Wege, welche doch in der Geschichte so deutlich vor unsern Augen liegen und zeigen, wie der Herr allezeit lebendige Entwicklung wirkt. Hat er es vermocht durch die Kraft seines Geistes aus dem tief versunkenen griechisch-römischen Heidentum der abendländischen Christenheit ihre christliche Kunst hervorwachsen zu lassen, sollte er nicht imstande sein, der indischen Christenheit aus der jetzigen indischen Kunst auch eine ihr angemessene christliche Kunst sich entwickeln zu lassen?

Hiermit komme ich auf die Bedeutung des nationalen[2]) Elements

[1]) Ich hörte z. B. in einer amerikanischen Kirche die Melodie: „Studio auf einer Reis'."

[2]) Ich muß hierbei bemerken, daß ich den Ausdruck nur in unserm Sinne ge-

in der Kunst. In der Naturanlage jedes Volkes sind Unterschiede gegeben, welche mancherlei Verschiedenheit des Schönheitsideals dem andrer Völker gegenüber bedingen. Man kann sich doch nicht wundern, wenn die Chinesen nur das menschliche Antlitz mit mandelförmigen Augen schön finden. Daß sie den Frauenfuß nur in verkrüppelter Form schön finden, läßt sich ihnen abgewöhnen, wenn man sie dahin bringt, die grausame Sitte aufzugeben,[1]) aber ihren Gesichtstypus, der ihr Ideal bedingt, kann kein Mensch ändern. Würde man nun den chinesischen Maler, wenn er ein aufrichtiger Christ geworden wäre, anhalten fortan nur Gesichter mit europäischem Typus zu malen, so würde er damit aus seinem Volksganzen ausgeschieden sein. Als Christ kann er ein Chinese bleiben, wie ja verschiedene fremde Religionen unbeschadet der Nationalität und Reichsangehörigkeit dort Eingang gefunden haben. Mit der Negation des Schönheitsideals würde er sicherlich als ein Verächter seines Volks verachtet werden. Ich möchte in diesem Punkte nur wieder verweisen auf das S. 164 f. über die Entfremdung der Bekehrten von ihrem eignen Volkstume Gesagte, die geradezu ein Hindernis für die wesentlichste Aufgabe der Mission bildet.

Das Beispiel der Chinesen ist vielleicht das schlagendste, was sich in dieser Beziehung anführen läßt. Aber es trifft überall zu, daß eine Entnationalisierung, wie sie die Verdrängung des vorhandenen nationalen Ideals durch ein ganz fremdes ohne Zweifel bedingt, der Mission eine der schwersten Gefährdungen bereitet, selbst wenn trotzdem die Gewinnung einzelner Individuen erfolgte. Wenn G. dagegen protestiert, daß die sogenannte Kunst jener heidnischen Kulturvölker wirkliche Kunst sei, so haben doch Fachmänner darüber anders geurteilt, wie z. B. Kugler, der in seiner Kunstgeschichte der indischen Kunst mehrere ausführliche Abschnitte gewidmet hat.

Ohne Zweifel ist das indische Kunstideal einer solchen Befruchtung durch den Geist des Evangeliums fähig, daß sich daraus ein christliches Ideal entwickeln kann. G. schreckt uns damit, daß er die Einführung indischer Bilder wie sie sind, in die christlichen Kirchen supponiert, während ich S. 174 ausdrücklich die Altarbilder überhaupt abgelehnt, sodann aber auch immer nur von der Verwendung einer geläuterten indischen Malerei gesprochen habe, die von der Mission zu befördern sei — während jetzt fremdartige Bilderwerke verwandt werden. Wie Gott die verfehlten menschlichen Pläne beim Bau seines Reiches vielfach zwar lange zuläßt, schließlich sie aber doch immer wieder korrigiert, das zeigt in Bezug auf die Malerei auch schon ein Beispiel — zwar nicht aus Indien, aber aus China.

Vor mir liegt eine Serie von biblischen Bildern, Gleichnisse des Herrn darstellend, von einem Meister Matthäus Tai in Ningpo.[2]) Dieser Herr, einst ein wohlsituierter Maler und Musiker, später durch Opiumlaster heruntergekommen, ist seit 1874 ein guter Christ geworden und hat seinen Pinsel in den Dienst des Evangeliums gestellt. Er malte fortan nichts, was irgendwie

---

brauche. Ich werde in einem späteren Aufsatze darzuthun haben, wie dem Inder der Begriff der Nationalität völlig fremd ist.

[1]) Das wird freilich nicht weniger schwer sein, als alle Bemühungen bei uns die Verunstaltung des weiblichen Körpers durch Schnürleiber abzustellen.

[2]) Church missionary Gleaner 1877. p. 11 f.

mit dem Götzendienst zusammen hängt oder demselben dient, sondern nur christliche Bilder, aber völlig mit chinesischer Technik und nach chinesischem Ideal. Auf den ersten Anblick machen sie uns den Eindruck kindischer Schmierereien. Bei näherer Prüfung muß man trotz alles Fremdartigen eine hohe Meisterschaft anerkennen. Die 5 thörichten Jungfrauen zeigen eine feine Charakterisierung. Die eine klopft ungeduldig an die Thür — aber in chinesischer Weise; unser Anklopfen mit dem Finger würde unverständlich sein — eine andre prüft ihre Ölflasche, die dritte zeigt an dem umgekehrten Gefäß, daß es leer ist, die vierte kehrt unverrichteter Sache vom Markte zurück und die letzte steht und weint. Das Gleichnis ist treffend gefaßt und die Scene geradezu dramatisch gestaltet. Dabei aber ist jeder Strich original chinesisch: die „Mandelaugen", die „Edelsteinfüße", die Kleider und Geräte, sowie die sonderbare Darstellung der Landschaft mit ihrer eigentümlich stilisierten Vegetation — ich unterscheide acht Pflanzentypen, unter denen ich den Bambus wieder zu erkennen meine, die übrigen sind mir unverständlich. Hier haben wir ein völlig chinesisches Bild, das zugleich im vollsten Sinne ein christliches ist, obgleich es unsern Schönheitsbegriffen schroff widerspricht. Solche Bilder sind vortreffliche Missionsmittel. Sie dienen zur Erbauung der Gemeinde, wie zur Gewinnung der Heiden. Wie wirken dagegen unsre biblischen Bilder, die zu Tausenden mit Missionstraktaten verbreitet werden? Großenteils unverstanden (vergl. das Beispiel S. 175) und wenigstens von den Heiden als die Sudeleien der fremden Barbaren verachtet. Soll nun etwa Herr Tai von der Mission angehalten werden, abendländische Bilder zu kopieren? Ich denke, niemand wird einen so thörichten Rat geben, durch den eine eben sich öffnende Thür sofort verschlossen würde. Jeder Verständige wird sich der Entwicklung einer christlich-chinesischen Malerei freuen und sie nach Kräften befördern, wie Rev. G. E. Moule zu Ningpo that, dagegen die thörichte Verbreitung europäischer Bilder einstellen.

Ich habe noch nicht erfahren können, ob in Indien ähnliche Anfänge vorliegen. Möglich sind sie, so gut wie in China, denn die heidnisch-indische Malerei ist nicht verderbter als die chinesische, und die Kraft des Evangeliums ist auch in vielen Indern schon so mächtig, daß sie, wenn sie malen könnten, nichts mehr malen würden, was dem Götzendienste angehört. Leider scheint in Indien noch kein tüchtiger Maler ein Christ geworden zu sein. Wäre es aber nicht Pflicht der Mission, anstatt Verbreitung der unverstandenen europäischen Bilder, das ihrige dazu zu thun, daß ein aufrichtiger indischer Christ ein tüchtiger Maler werde?

Das nationale Ideal bricht sich zuletzt doch Bahn. Davon haben wir in Indien in einem andern Zweige der Kunst, in der Musik ein schlagendes Exempel. Die Mission suchte europäische Melodien einzuführen und hat es teilweise in den christlichen Gemeinden erreicht. Dagegen hat sich trotz des Widerstandes vieler Missionare eine christlich-indische Poesie und Musik gebildet, die bereits fast überall die Zulassung in den Kirchen errungen hat und in weitem Maße als ein wichtiges und wirksames Missionsmittel angewandt wird. Leider muß ich mir ausführliche Mitteilungen darüber hier versagen, da mein Raum auf die Neige geht. Ich bitte den Leser noch einmal oben S. 181 nachzulesen, sowie den sehr interessanten Artikel

von Stosch S. 234 ff. Sicherlich haben wir hier eine nach nationalem Ideale sich entwickelnde christliche Musik. S. bestreitet, daß diese unser Ohr beleidigende Musik[1]) jemals die Trägerin eines Gesangbuchliedes werden könnte. Aber sie ist es schon und das von mir erwähnte Funkeln der Augen bezieht sich nicht (wie S. mißverstanden hat) auf Lieder, die die Sinnlichkeit entflammen, sondern auf christliche, die den gläubigen indischen Christen über alles Endliche entrücken in die unsichtbare Welt zum Vater des Lichtes, ebenso wie uns der Choral beim hehren Orgelklang — und doch klingt uns das Gequirgel abscheulich, während sie den Choral im besten Falle mit singen, weil er eben eingeführt ist, aber ihn (mit geringen Ausnahmen) auf eignen Antrieb nicht anstimmen.

Nun kommen wir zum Schluß auf den Punkt, auf den S. gleich zu Anfang das ganze Gewicht legte, wodurch der Schwerpunkt der Frage verschoben wurde. Es handelte sich um eine Direktive für die Missionsarbeit. Er aber betont die Frage: Was wird vom Missionar verlangt? Ich hatte gesagt: Selbstverleugnung! Das war vielleicht zu hart. Mancher ruft wohl entsetzt: „Je, wer kann dann Missionar werden!“ — als wenn es durch ein Nadelöhr gehen sollte, auch hier wird es heißen: bei den Menschen ist es unmöglich — aber bei Gott sind alle Dinge möglich. Er macht in der That auch manchen den Indern zum Inder, der es sich nicht zugetraut hätte. Darum will ich gern meine Forderung limitieren, und freue mich, daß die Entgegnung dazu den Anstoß gegeben hat.

Der Missionar soll ja nicht überhaupt ein Inder werden, soll nicht seinen Choral und sein christliches Volkslied, soll nicht seine Schnorrschen und Richterschen Bilder daran geben und nicht die gesegneten Erinnerungen an die gotische Kirche seiner Heimat auslöschen — um dafür sich persönlich in die fremdartigen Formen zu finden. Nein, er bleibe ein deutscher Christ mit deutschen Idealen. Ja er hege und pflege sie im fremden Lande als einen Trost und eine Stärkung in dem schweren, sonst so entsagungsvollen Berufe. Im Hause lasse er nach gethaner Arbeit samt Weib und Kind fleißig die deutschen Weisen erklingen, zeige den Kleinen die Spekterschen Fabeln, und erbaue sich mit seiner Gattin an der Photographie des Münsters oder des schmucken Dorfkirchleins, in dem er oder sie einst selige Stunden erlebte. Und wenn bei alle dem die braune Aya staunend drein schaut, so sage er ihr: Sehen Sie, das ist uns süß!

Dagegen in seiner Arbeit in der heidenchristlichen Gemeinde höre er das Gequirgel an ohne sich die Ohren zuzuhalten oder die Nase zu rümpfen. Er arbeite nur dahin, daß die wohl verstandenen Worte möglichst überall aus einem gläubigen Herzen kommen. Auch sorge er dafür, daß ein guter indisch-musikalisch gebildeter Musikmeister die Schule und die Gemeinde in gutem Zuge halte, damit vorübergehende Heiden nicht etwa sagen: „was für schlechte Sänger sind doch die Christen,“ sondern im Gegenteil stehen bleiben und dem süßen Gesange lauschen. Die eingeführten europäischen Gesänge schaffe er nicht etwa ab; aber er ziehe von dieser Musik den Accent zurück und wehre seinen Leuten nicht, wenn sie hier und da dafür einen Bhadschan einschieben wollen. Will

[1]) Es ist ein Irrtum, wenn er sagt, daß ihr der eigentliche Rhythmus fehlt. Entsprechend einer Mannigfaltigkeit von Versmaßen ist er im Gegenteil eines ihrer wichtigsten Elemente.

er den Heiden auf dem Basar predigen, so stimme er nicht einen Choral oder ein Sankeylied an, sondern lasse seine braunen Leute brav trommeln, klingeln und fideln u. s. w.

Hat er eine illustrierte Zeitschrift herauszugeben, so lasse er keine Bilder darin drucken, die die Inder nicht verstehen, oder in denen sie etwas Anstößiges finden.[1]) Er achte darauf, ob einer seiner Schüler Begabung zur Malerei hat, suche Gelegenheit ihn von einem Meister ausbilden zu lassen und ermuntre ihn christliche Bilder zu malen, die er unter Zuziehung bewährter älterer Christen prüft, und wenn sie Beifall finden für den Druck — womöglich Farbdruck — sowie für die **Laterna Magica** benutzt.

Überhaupt lasse er den Christen in Bezug auf Kunst möglichst freie Hand, so bald er überzeugt ist, daß ihre Herzen dabei von christlichem Geiste bewegt sind, und daß sich nichts vom Götzenwesen mit einschleicht. Findet er etwas häßlich, was die braunen Christen süß finden — so verleugne er sich selbst, nicht daß er selbstquälerisch seinen Geschmack umzuwandeln sich bemüht, sondern nur, daß er es ruhig und ohne Widerwillen mit ansehen kann und gewähren läßt.

Das sind die ganzen Forderungen der ästhetischen Selbstverleugnung, die wir an den Missionar stellen, damit er **den Indern** ein Inder wird, wobei er für seine Person ein guter Deutscher bleibt mit deutschen Idealen. Das ist den Menschen möglich. Aber wenn sie sich auch weiter nichts vornehmen, so wird Gottes Kraft in ihnen noch viel mehr möglich machen, als sie wissen und wollen. Bei vielen von ihnen ist dergleichen geschehen. Von manchem Missionar rühmen die eingebornen Christen: „er ist geworden wie unser einer.“

Zeugnis eines Klimatologen.

Dr. Karl Dove (ein Enkel des Begründers der Klimatologie, H. W. Dove), Privatdocent an der Universität Berlin für Geographie und Klimatologie, welcher sich bereits durch seine wissenschaftlichen Arbeiten (insbesondere sein Buch: „Das Klima des außertropischen Südafrika, mit Berücksichtigung der geographischen und wirtschaftlichen Beziehungen nach Klimaprovinzen dargestellt,“ Göttingen 1888, ferner durch die „Kulturzonen von Nord-Abessinien,“ Gotha 1890 als Ergänzungsheft von Petermanns Mitteilungen erschienen, endlich durch die 1891 im „Ausland“ veröffentlichten „Studien über Ostafrika“) den Ruf eines gründlichen Afrikaforschers bei Deutschen, Engländern und Niederländern verschafft hat, weilt gegenwärtig, von der Deutschen Kolonialgesellschaft mit wissenschaftlichen und praktischen Untersuchungen betraut, in Deutsch-Südwestafrika und beabsichtigt, im Anschluß an seine dortigen Arbeiten seine Forschungsreise später auch auf andere südafrikanische Länder auszudehnen. Einen interessanten Bericht

---

[1]) Carlo Dolces (?) Christus, der in der linken Hand das gesegnete Brot hält, muß auf den Inder einen unbeschreiblich widerlichen Eindruck machen. Als Parallele sei angeführt, daß in der neugriechischen Kirche der Wortlaut der Einsetzungsworte verändert werden mußte, weil nach heutigem Sprachgebrauch ἔκλασεν τὸν ἄρτον eine entsetzliche Unanständigkeit ausdrückt.

desselben über seine im August d. J. auf einem in Europa noch sehr wenig bekannten Wege von Walfischbai nach Otjimbingue im westlichen Damaralande ausgeführte Reise veröffentlicht die „Deutsche Kolonialzeitung" Nr. 11 vom 15. Okt. d. J. Darin findet sich folgende auf die evangelische Mission bezügliche beachtenswerte Mitteilung:

„Die eingeborene Bevölkerung des Gebiets von Walfischbai ist zu oft geschildert, als daß ich diese Darstellungen hier noch zu ergänzen vermöchte. Indessen halte ich es für meine Pflicht, eine Äußerung mitzuteilen, welche der gleichzeitig mit dem „Nautilus" zur Besichtigung des englischen Gebiets hier (in Walfischbai) anwesende Vertreter der Kapregierung gethan hat, und welche geeignet ist, den segensreichen Einfluß der von Herrn Böhm geleiteten Station der Rheinischen Missionsgesellschaft ins rechte Licht zu stellen. Der Herr, der bis dahin nur die Hottentottenbevölkerung der Kapkolonie kannte, erklärte nach Beendigung seines mehrtägigen Aufenthalts in Walfischbai, er habe noch niemals so anständige und wohlerzogene Hottentotten kennen gelernt, wie hier. Diese von einer maßgebenden Persönlichkeit geäußerte Ansicht vermag den Einfluß einer gut geleiteten Missionsstation besser zu charakterisieren, als die oft parteiisch gefärbten Erzählungen von Leuten, welche der Mission von vornherein gleichgiltig oder feindlich gegenüberstehen."

Es sei mir gestattet, hier noch eine andere Mitteilung anzuschließen. Karl Dove hatte die Seereise auf dem von der Deutschen Kolonialgesellschaft gecharterten Hamburger Dampfer „Agnes" der Rheder L. F. Mathies u. Co. gemacht, welcher am 16. Juni von Hamburg direkt nach Walfischbai abging. Mit demselben wurde eine Anzahl deutscher Ansiedler nach Deutsch-Südwestafrika befördert, welche sich als größere Viehzüchter dort ansässig machen wollen.

Die „Agnes", ein neuer seetüchtiger Dampfer aus dem Jahre 1890 von 900 Tonnen erreichte am 30. Juni die Rhede von Porto grande auf Sao Vicente (St. Vincenz), einer der Kap Verdischen Inseln, und ist am 20. Juli früh nach 33tägiger glücklicher Fahrt in Walfischbai eingetroffen. Der Reisegesellschaft hatten sich zwei finnländische, aber deutsch redende, in ihr südafrikanisches Arbeitsfeld mit ihren Familien zurückkehrende Missionare angeschlossen. Der ältere von ihnen, Rautanen aus Olukonda war bereits seit 23 Jahren im Ovambolande thätig und war dem jüngeren Dove — als Klimatologen — bereits durch seine dort angestellten meteorologischen Beobachtungen bekannt geworden. Von ihm schreibt Karl Dove (Porto grande 29. Juni) seinem Vater, dem Götinger Kirchenrechtslehrer: „Unter den Mitreisenden hebe ich besonders den hochgebildeten, in südafrikanischen Verhältnissen äußerst erfahrenen und liebenswürdigen Missionar Rautanen aus Olukonda im Ovambolande hervor, dem namentlich die Ansiedler manchen guten Rat verdanken. Auch für die Inangriffnahme und Lösung der meiner harrenden Aufgaben habe ich manch trefflichen Wink von ihm erhalten, der mir drüben sehr zu statten kommen wird." K. Dove wollte an Rautanen für dessen Beobachtungen des Regenfalls in Olukonda auch einen der ihm von der „Deutschen Seewarte" mitgegebenen Regenmesser überlassen, da Rautanen bisher auf einen von ihm selbst konstruierten Regenmesser angewiesen war. Auf Veranlassung Rautanens fand K. Dove in Walfischbai bei dem genannten Pastor Böhm, einem Württemberger, ein sehr gutes Unterkommen für die Zeit seines dortigen Aufenthalts

von der Ankunft der „Agnes“ bis zum Aufbruch nach Otjimbingue (20. Juli bis Anfang August).

„Für den Aufenthalt und die Verpflegung wird ein für hiesige Verhältnisse bescheidener Satz an die Kasse der Missionsgesellschaft gezahlt, welche Pastor Böhm verwaltet.“ „Mein abendlicher Sitz befindet sich auf einem mit einem schönen Karoß aus Ziegen- und Leopardenfell bedeckten Sopha, auf welchem neben andern Berühmtheiten auch Nachtigall noch wenige Monate vor seinem Tode oft gesessen hat.“

Dove erwähnt noch, daß infolge von Nebel und Luftfeuchtigkeit in Walfischbai vornehmlich das Wellblech, welches die Außenwände einiger Bauten bildet, so stark angegriffen wird, daß sie, wie z. B. die Hinterwand der Kirche, ihrer völligen Zerstörung in nicht sehr ferner Zeit entgegensehen.

Rautanen unterstützte Dove auch in freundlichster Weise, als dieser nach Otjimbingue zog. Dove rühmt auch den Missionar P. Meier in Otjimbingue als einen feingebildeten Mann, den für Regenbeobachtungen zu gewinnen Dove, wie er brieflich aus Windhoek (18. September) meldet, während seines zweiwöchentlichen Aufenthalts in Otjimbingue gelang.

Gewiß ist es eine erfreuliche Erscheinung, daß in Südafrika ein tüchtiger und seinem Beruf mit jugendlich frischer Begeisterung sich hingebender Vertreter exakter Wissenschaft und ausgezeichnete in der evangelischen Mission dienende Männer sich in gegenseitiger Handreichung zusammen finden. Denn auch alle echte wissenschaftliche Arbeit ist nach unserer evangelischen Auffassung Gottesdienst.

Göttingen. D.

Dr. Peters über Alexander Mackay.

In seiner „Deutschen Emin Pascha-Expedition“ hatte Dr. Peters von dem bekannten englischen Uganda-Missionar A. Mackay, wesentlich auf Grund der ihm von den französischen Patres gemachten Denunziationen, ein sehr verzerrtes Bild entworfen. Kurz nach dem Erscheinen dieses Werkes veröffentlichte Gen.-Sup. D. Baur eine deutsche Übersetzung des A. M. Mackay, Pioneer Missionary of the Ch. M. S. to Uganda, in deren köstlicher Vorrede er u. a. die durch Dr. Peters ins große Publikum gebrachten unzutreffenden Verdächtigungen, und zwar auf Grund eigener genauer Bekanntschaft mit Mackay, widerlegte. Die beste Widerlegung war aber das Buch selbst. Auf der Station der Berliner Deutsch-ostafrikanischen Missions-Gesellschaft Mlalo hat Peters dieses Buch jüngst gelesen und sich „gedrängt“ gefühlt, den nachfolgenden Brief an D. Baur zu richten, dessen Veröffentlichung, wie der Empfänger mir schreibt, „ethisch nichts entgegensteht.“ Ein weiterer Kommentar ist nicht nötig. Wir respektieren das offene Bekenntnis des Dr. Peters, obgleich wir einzelne Wendungen seines Briefes beanstanden. Vermutlich würde es vielen ehrlichen Männern gehen, wie ihm, wenn sie die jetzt so viel verdächtigten

englischen Missionare zuvor genau kennen gelernt hätten, ehe sie auf bloßes Hörensagen über sie urteilten.

Mlalo, den 22. August. 1892.

Sehr verehrter Herr General-Superintendent!

Bei meiner Anwesenheit hier in Mlalo auf meinem Marsch zum Kilimandscharo hat mir Herr Pastor Wohlrab[1]) Ihre Ausgabe des „Alexander M. Mackay" gegeben.

Nachdem ich diese Sammlung von Briefen und Tagebüchern Mackays mit Ihrem Vorwort zu demselben gelesen habe, drängt es mich, Ihnen auszusprechen, daß ich allerdings ein völlig andres Bild von dieser Persönlichkeit gewonnen habe, wie das war, welches ich bis dahin hatte. In der That teile ich jetzt den von Ihnen selbst angedeuteten Wunsch, diesen höchst eigenartigen und bedeutenden Mann persönlich kennen gelernt zu haben. Ich kann auch vollständig verstehen, wie eine so leidenschaftliche Natur in der Verfolgung ihrer idealen Ziele in scharfe Gegenstellungen gegen entgegenstehende Faktoren hineingedrängt wurde, wie dies Mackay in Uganda und am Viktoriasee scheinbar hin und wieder im Verfolg seiner Entwicklung gegangen ist.

Bei der Lektüre dieses Buches habe ich immer mehr und mehr nur das eine Bedauern gehabt, daß Mackay kein Deutscher gewesen ist.

Gestatten Sie mir, sehr verehrter Herr, den Ausdruck der aufrichtigsten Hochachtung, mit welcher ich bin Ihr sehr ergebener Carl Peters.

Endurteil über die katholische Zeitschrift: „Gott will es."

Wir sind im Laufe dieses Jahres wiederholt genötigt gewesen, uns in eine Polemik mit der oben genannten kath. Zeitschrift einzulassen. Nachdem wir mehr als einmal ihre zum Teil persönlichen Angriffe gegen uns wörtlich abgedruckt, hat es die Redaktion beharrlich verweigert, mit unsern Entgegnungen in der A. M.-Z. das Gleiche zu thun, obgleich wir sie wiederholt öffentlich dazu aufgefordert. Nur einer direkt brieflich eingesandten Entgegnung hat sie Aufnahme gewähren müssen. Da sie erklärte: „die Missions-Z. des Herrn W. lesen wir grundsätzlich nicht, nach dem bekannten Sprichwort: was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß," so haben wir ihr die Oktober-Nr. per Post zugeschickt. Darauf findet sich im Briefkasten von Heft 20 von „Gott will es" die vermutlich an mich gerichtete Notiz: „**Herrn W.** Wir können uns nicht entschließen, die Kreuzbandsendung zu öffnen." Ob die Red. dieselbe wirklich nicht geöffnet hat, lasse ich ununtersucht. Thatsache ist, sie hat auch die letzte Entgegnung trotz der dritten Aufforderung zum Abdruck — absolut ignoriert. Sie will also ihre Leser grundsätzlich nicht lesen lassen, was gegen ihre Angriffe gesagt wird, nach dem Sprichwort: „es macht sie nicht heiß, was sie nicht wissen." Ich übergebe diese Thatsache der Öffentlichkeit zur Charakterisierung der römischen Polemik. Warneck.

[1]) Missionar der Station.

Aufruf von W. Faber
betreffend die Mission in Persien.

Mit Gottes Hilfe bin ich von meiner viermonatlichen Reise nach Persien zurückgekehrt; ich habe den Ararat, den hehren Zeugen der großen Thaten Gottes, in seiner stillen Majestät gesehen, an der ihm wohl kein Berg auf der Erde gleichkommt. Ich habe Nacht um Nacht aufgeschaut zu dem strahlenden Sternenhimmel, den Abraham schaute, und bin in den Ländern gewandert, wo seine Herden weideten. Die kümmerlichen Reste des Volkes, das einst an den Wasserflüssen Babylons saß und weinte und seine Harfen an die Weiden hing, habe ich aufgesucht; es ist dort heute noch gedrückt wie in den Tagen der babylonischen Gefangenschaft. Gerade durch den Druck aber und durch den täglichen Schimpf, den es von den Bekennern des Islam ertragen muß, ist sein Herz ein wenig empfänglicher als in anderen Ländern. In Miandab saßen in stiller Nachtstunde auf dem Dache dicht gedrängt die Häupter der jüdischen Familien um mich und klagten mir ihr Leid. In Saktas hatte gerade die Wut des Pöbels eine Synagoge bis auf das Fundament zerstört. Durch die amerikanische Bibelgesellschaft ist von Urumia aus Delitzschs hebräisches Neues Testament schon vielfach unter den Juden verbreitet. Den Ort Souch Bulag, die Hauptstadt Kurdistans, habe ich als Station für die beiden Missionsarbeiter ausgesucht, welche, so Gott will, im Frühjahr nächsten Jahres nach Persien ziehen sollen. Der eine, Predigtamtskandidat Nathanael Zerweck aus Schlaitdorf in Württemberg, als Missionarssohn unter den Negern Afrikas geboren, hat neben der Theologie orientalische Sprachen unter der Leitung Professor Socins gründlich getrieben. Sein Eintritt in das Leipziger Missionsseminar des Institutum Judaicum war mir ein Wink, im Orient einen Platz für ihn zu suchen. Der andere ist ein junger tüchtiger Mediziner in Leipzig, cand. med. George Greenfield. Er versteht von Jugend auf, da er in Tabris geboren ist, die Umgangssprache Persiens. Professor Zander in Gütersloh wies mich auf ihn hin, und ich freue mich von Herzen, daß er sich entschlossen hat, als Arzt der Mission zu dienen. Der ältere Bruder George Greenfields ist Arzt in Tabris. Ich traf ihn, den früheren Schulkameraden vom Gymnasium her, dort an. Als eine besonders freundliche Fügung Gottes betrachte ich es, daß der jüngste Bruder unseres zukünftigen Missionsarztes, welcher in Europa zum Besuch war, sich entschloß, mich auf der Reise zu begleiten und mir mit seinen Sprachkenntnissen — er spricht in gleicher Weise türkisch, armenisch, persisch und kurdisch — zu helfen. Wir reisten durch Bessarabien, zunächst nach der Krim, besuchten die karaitischen Juden in der Felsentrümmerstadt Tschufudkale und meinen alten Freund und Arbeitsgenossen Dr. Lhotzky in Zürichthal und reisten dann auf dem Landweg auf der grusinischen Straße das gewaltige Kaukasusgebirge überschreitend über Tiflis nach Aserbeidschan, der Nordprovinz Persiens, einem herrlichen Alpenland, in welchem neben strenger Winterkälte entzückend schöne Frühlingszeit und kurzer glühend heißer Sommer, neben großen öden Hochsteppen tief eingeschnittene Thäler und von ewigem Schnee bedeckte unersteigliche Bergriesen sich finden. Schon auf dem Wege zwischen Tiflis und Djulfa wurde ich durch die Sprachkunde meines lieben Reisegefährten namentlich mit den armenischen Verhältnissen schnell vertraut. In Eschmiatzin, dem berühmten armenischen Kloster, begegneten wir im Studierzimmer eines der theologischen Lehrer einer deutschen Bibliothek und deutscher theologischer Bildung. Es war bei dem manchem Leser dieser Zeilen von den Universitäten Leipzig und Bonn bekannten Herrn Sarkis Tergabrieljanz. Im asiatischen Rußland begegneten wir vielen Spuren der tiefgehenden auf das Evangelium gegründeten Bewegung, welche der teure Oberst von Paschkow durch Gottes Gnade so mächtig gefördert hat. Die Leute dieser Bewegung haben etwas Erquickliches, an die erste Zeit des Christentums Erinnerndes. Tief im Innern Kurdistans liegen die Besitzungen der Familie Greenfield. Sie ist die einzige europäische christliche Großgrundbesitzerfamilie in der ganzen mohammedanischen Welt. Während die Perser, welche als Schiiten jeden Christen für unrein halten, mir wie wohl jedem Europäer unsympathisch waren, hatte das tapfere und von Natur trotz aller Neigung zum Raub nicht unedle Volk der Kurden von Anfang an viel Anziehendes für mich. Die Kurden sind reine Indogermanen; ihre

Sprache ist weniger mit arabischen und türkischen Worten durchsetzt als das Persische, und sie erinnern nicht nur in ihrem Aussehen, sondern auch in manchen Charakterzügen, z. B. dem der unverbrüchlichen Treue der Diener gegen ihre Herren, an das deutsche Volk. Sie sind wie die Türken sunnitische Mohammedaner und halten die Christen nicht für unrein. Einen Monat lebte ich in dem Greenfields gehörigen Kurdendorf Sarab und lernte, immer von meinem Freunde Greenfield begleitet und gedolmetscht, das mohammedanische Leben so schnell unter den Kurden kennen, wie es wohl noch keinem Europäer beschieden gewesen ist.

Wir besuchten einen der berühmtesten Kurdenscheichs auf dem Wege vom Inneren Kurdistans nach Souch Bulag. Die Scheichs sind die religiösen und politischen Führer der mohammedanischen Welt. Im Orient ist ja nicht nur die Natur, sondern auch das Volksleben in seinen Grundzügen wie aus Steinen gehauen, Jahrtausende sind darüber hingegangen, ohne wesentliche Veränderung herbeizuführen. Die Scheichs leben in Mesopotamien wie einst Abraham, Laban und die anderen Häupter der Patriarchenfamilien. Wir wurden bei dem Scheich nicht nur mit der im Orient selbstverständlichen Gastfreundschaft, sondern mit großer Herzlichkeit aufgenommen. Der Scheich ging uns sogar, wie einst Abraham seinen Gästen, mit seinem Hofstaat von Derwischen einige Schritte vor die Thür seines Hauses entgegen. Er hieß ein Schaf schlachten und bewirtete uns in seinem schönen Haus aufs Beste. Ehe wir zu essen begannen, sagte er zu meinem großen Erstaunen: „Ehe wir diese Speise genießen, wollen wir gedenken an Ihren Jesus, von dem ich gelesen habe, daß er immer, ehe er das Brot brach, Gott dankte." Die Mohammedaner verachten ja Christus nicht, wie es die östlichen Juden thun, sondern halten ihn für einen hohen Propheten, ja sie nennen ihn Issa ruchan d'Allah d. i. Jesus die Seele Gottes. Mit einem aus Nordindien herzugewanderten Derwisch sprach Herr Greenfield, während der Scheich zum Beten gegangen war, ausführlich über die Person Christi. Der Derwisch hatte höchst wunderliche und seltsame Anschauungen; aus allem sprach aber hohe Achtung gegen Christus. Ich erklärte mir also die Äußerung des Scheichs als aus der allgemeinen mohammedanischen Anschauungsweise über die Person Jesu stammend. Wie aber wuchs mein Erstaunen, als nach Beendigung des Mahles, das wir natürlich auf der Erde sitzend mit den Händen eingenommen hatten, der Scheich, ein schöner und höchst begabter Mann von etwa 38 Jahren, sein seidenes Obergewand auseinanderschlug und aus seiner Tasche ein zerlesenes persisches Neues Testament holte. Schon sein Vater hatte es von dem verstorbenen Vater Herrn Greenfields erhalten. Im Verlauf des Gespräches merkte ich bald, daß der Scheich das Neue Testament ganz genau und vielleicht besser als mancher Christ kannte. Wir sprachen davon, daß es noch keine brauchbare Übersetzung des Neuen Testaments in das Kurdische gebe. Die von der englischen Bibelgesellschaft vor einigen Jahren hergestellte Übersetzung ist wegen der dabei angewandten armenischen Schrift, welche die Kurden gar nicht kennen, ganz unbrauchbar. Der Scheich selbst sagte, er würde gern eine gute Übersetzung in das Kurdische anfertigen und lud uns dringend ein, nicht nur selbst wiederzukommen, sondern ihm unsere Missionare, von denen ich ihm erzählte, als Gäste in sein Haus zu senden. Der Scheich selbst bemüht sich im geheimen, die Lehre des Evangeliums unter seinen Anhängern auszubreiten. Das war der erste Sonnenstrahl christlicher Erkenntnis, welcher mir unter den in einer über tausendjährigen geistlichen Finsternis schmachtenden Mohammedanern entgegenleuchtete. Nachdem wir in Urumia uns länger aufgehalten, wo ich die alte syrische Kirche in ihren Kultusformen genau beobachtete und die treue Arbeit des in Hermannsburg ausgebildeten Pera Johannes in Wasirabad und Abraham Jaures in Geugtapa kennen gelernt, sollten wir auf dem Rückwege nach Djulfa noch eine eingreifendere Wirkung des Neuen Testaments bei Mohammedanern als die bei Scheich Gul Baba es war, erfahren.

Nach einem höchst anstrengenden Galoppritt von 6—8 Stunden kamen wir abends in ein Dorf, in welchem wir, weil seine Bewohner schiitische Perser waren, schwer ein Nachtquartier finden konnten. Endlich hörten wir, daß in einem Hause des Dorfes eine gebannte Familie wohne. Wir ritten dorthin und wurden aufs Freundlichste aufgenommen. Sobald unsere Diener das Zimmer verlassen hatten, gab uns unser Gastwirt noch einmal die Hand, machte ein Kreuz und sagte: Ich bin mehr ein Christ als ein Mohammedaner. Er erzählte, daß in diesem und dem

nächstliegenden Dorf zusammen sechzig Familien seien, welche im Winter Abend für Abend unter Leitung eines Molla d. h. eines Priesters, der aber im geheimen Christ sei, im Neuen Testamente forschten. Diese Leute gehörten, wie auch jener Scheich zur Sekte der Babis. Ich hörte viel über dieselbe und wie mit Flammenschrift grub sich mir die Überzeugung in die Seele: Hier ist eine offene Thür für das Evangelium zu den so lange verschlossenen Mohammedanern. Im Jahr 1840 trat in dem berühmten Orte Schiras, der Heimat der herrlichen Rosen, ein Jüngling Namens Mohammed Ali als Reformator auf. Seine feurige Beredsamkeit und die herzbezwingende Freundlichkeit seines Wesens öffnete ihm tausende und aber tausende von Herzen. Zweifellos hat er das Neue Testament gekannt, denn einer seiner Hauptsätze war, man solle Freundschaft und engen Verkehr mit den Christen suchen. Er nannte sich „Bab“, das heißt Pforte, weil durch ihn höhere Erkenntnis Gottes zu erlangen sei. Zu seinem Nachfolger als Bab setzte er den Priester Hussein in Chorasan ein. Mit erstaunlicher Schnelligkeit verbreitete sich der Babismus über die ganze mohammedanische Welt. Wo man des Neuen Testamentes habhaft werden konnte, las man es unter den Babis mit größtem Eifer. Die mohammedanischen Regierungen verfolgten die neue Sekte blutig. 1848 wurden in dem persischen Orte Scheich Tebers an einem Tage 214 Babis hingerichtet. In gelehrten Kreisen weiß man längst vom Babismus, sogar in die Konversationslexika (Meyer 1885) ist die Kunde gedrungen, die Kirche hat erstaunlicherweise die Bewegung ignoriert. Es ist höchste Zeit, dies Versäumnis wieder gut zu machen. . .

Ich bin entschlossen, durch die beiden Sendboten, die ich mit Hilfe von Freunden des Reiches Gottes nur zu den Juden Persiens schicken wollte, zugleich unter den Mohammedanern wirken zu lassen. Die Bewegung der Babis, welche immer mehr um sich greift, zeigt uns ein zur Reife neigendes Erntefeld. Schon hat sich mir ein dritter junger, sehr tüchtiger Theologe für den Fall, daß es not ist, für Persien zur Verfügung gestellt. Schlaget an die Sichel und laßt uns an die Arbeit gehen!

Da mich Gott so tüchtige persönliche Kräfte hat finden lassen, bin ich um die Mittel nicht bange. Meine eigene Gemeinde, seit alters der Mission also zugethan, daß der selige Ludwig Harms öfters einige seiner Missionszöglinge in den Ferien hierher sandte, hat nicht nur willig mich auf die lange Reise ziehen lassen, sondern hilft auch fleißig mit Gaben. Leider kam ich, nachdem ich alle Strapazen der Reise glücklich ertragen und in dem russisch-asiatischen Choleragebiet, wo tausend zu meiner Rechten und zehntausend zu meiner Linken fielen, trotz schwerer Erkrankung gnädig mit dem Leben davongekommen, doch noch ziemlich leidend hier an, so daß sich dieser Aufruf bis heute verzögert hat. Ich erhoffe auch jetzt die warme vielseitige Teilnahme, welche dem Aufruf vor sechs Jahren einen solchen Erfolg gab, daß das Seminar zur Ausbildung von Theologen für den Missionsdienst, von dem seligen Delitzsch und mir begründet und die Jahre hindurch erhalten werden konnte. Wir brauchten Zehntausende dazu im Lauf der Zeit, der Herr aber gab alles zur rechten Stunde. Jetzt ist das Seminar durch feste Beiträge der Missionsgesellschaften gesichert. Für die Arbeit in Persien aber bedürfen wir, namentlich jetzt im Anfang, kräftiger Hilfe. Zwar ist die Not und das Elend in unserem Lande groß genug, aber darum darf der Kampf für die Ausbreitung des Evangeliums nicht lässig geführt werden. Jesus macht das Herz weit.

Wer von Ihnen, werte Freunde des Reiches Gottes, an dieser Sache hilft, wird an seinem Teile dazu beitragen, daß in der Wüste des Mohammedanismus die ersten Frühlingsblumen des Glaubens an Den sprossen, der mehr ist als der gewaltige Prophet Mohammed, vor dessen Schwert und Lehre einst die Welt zitterte. Mag denn ein jeder, dem Gott für diese Sache das Herz öffnet, seine Gabe, klein oder groß, je nachdem er hat, senden. Wichtiger ist die innere Teilnahme und das Erwachen des Gebetswunsches: ach, daß doch Ismael leben möchte vor dir! Im Mittelalter zogen tausende und aber tausende von deutschen Mannen in den Krieg wider die Türken, ihnen das heilige Grab abzugewinnen, es war eine hohe Begeisterung, aber doch eine verfehlte, denn die Waffen der Kirche sind nicht irdische Schwerter und Menschenmacht, sondern das Wort Gottes und die Wirkungen des heiligen Geistes. Wie es meiner Seele, als ich im fernen Osten unter den Bekennern des Islam weilte und die offene Thür sah, die Gott jetzt giebt, felsenfest klar wurde: „Gott will es“, daß die Fahne des Evangeliums in Persien unter den

Mohammedanern aufgepflanzt wird, so bin ich gewiß, daß dieser Weckruf vielfach Echo finden wird. Zwar scheint die Macht des türkischen Unglaubens unermeßlich, aber wir erschrecken nicht davor; der Kampf ist unsere Sache, der Sieg ist Gottes Sache. Lasset uns mutig die Fahne des Kreuzes unter die Bekenner des falschen Propheten tragen. Selbst wenn die Hoffnungsstrahlen, welche uns jetzt grüßen, von der Macht der Finsternis wieder verschlungen werden sollten, ist die Arbeit nicht vergebens und wert, daß Scharen von Evangelisten Zeit und Kraft und, wo nötig, Leib und Leben daran wagen. Es gilt einen ernsten schweren, vielleicht von unsern Kindeskindern noch nicht ausgekämpften Kampf, aber der Sieg ist gewiß, einst wird auf der Hagia Sophia in der türkischen Hauptstadt, nachdem viele Jahrhunderte der Greuel der Verwüstung in ihr stand, das Kreuz wieder unter dem Strahle der Sonne der Gerechtigkeit glänzen und Jerusalem frei von dem Banne der Ungläubigen werden.

Lasset uns wirken so lange es Tag ist. Christus hat verheißen, daß von jedem, der an ihn glaubt, Ströme lebendigen Wassers fließen sollen. Die Bekenner des Islam gehen in der Wüste irre und verschmachten. Wollt ihr länger kalt zusehen ihrem Sterben? Lasset uns anfangen, ernstlich darum zu beten und mit aller Kraft zu werben, daß Gott Ismaels Söhnen die Augen aufthue, zu sehen den Brunnen des Heils.

Tschirma bei Greiz, den 12. September 1892. **Wilhelm Faber**, Pastor.

Alle Briefe und Gaben in Sachen dieses Aufrufes erbitte ich direkt an meine Adresse: Pastor **W. Faber, Tschirma** bei Greiz.

Inhalt.

I. Geschichtliches, Statistisches und Ethnologisches.

II. Theoretisches, Apologetisches und Polemisches.

III. Religionsgeschichtliches.

IV. Literarisches.

Beiblatt:

Namen- und Sachregister.

(Abkürzung: Bbl. = Beiblatt.)

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 1. Januar. 1892.

Erinnerungen aus der westindischen Kulimission.

Von O. Flex.

I. Eine gefährliche Fahrt.

Die Südküste der Insel Trinidad bildet die Form einer gigantischen Sichel. Die halbmondartig ausgeschnittene Bucht von Paria, welche sich von der Nordspitze der Insel bis La Brea im Süden hinstreckt, ist die Sichelklinge, der übrige Teil, von La Brea bis Cedros, der Südspitze, ist der Stiel. Der vorerwähnte Teil der Küste ist fast durchweg sumpfig und ungesund, daher wenig bewohnt und bebaut. Im vollsten Gegensatz zu derselben ist der letzterwähnte südliche Teil trocken, hoch gelegen, von prachtvollen Waldungen bewachsen und gesund; er wird daher mit Vorliebe von Pflanzern und Ansiedlern, welche in den kultivierteren Teilen der Insel keinen Platz mehr finden, zur Anlegung von Zuckerplantagen, Cacao- und Kokosnußpalmen-Anpflanzungen verwertet. Wenn man auf dem Postdampfer an der Küste entlang fährt, so trifft das Auge überall auf neue Ansiedelungen. Geschmackvoll angelegte Baulichkeiten gehen rasch ihrer Vollendung entgegen, die hohen Schornsteine von neuen Faktoreien ragen aus den dichteren Waldgruppen hervor, zierliche Villen im arabeskenhaften westindischen Stil gebaut, schimmern in ihren bunten Farben aus dunkelgrünem Strauchwerk hervor; hie und da aufsteigende Rauchsäulen und vereinzelte Blockhäuser zeigen die Stellen, wo man neue clearances[1]) macht, und die zahlreich dem Postdampfer entgegenkommenden Boote, welche von kräftigen Negergestalten gerudert werden, beweisen, daß man auch hier schon geschäftliche und gesellschaftliche Bedürfnisse hat, denn sie alle nehmen Vorräte, Briefe, Zeitungen und Besuche ans Land.

Auf diesem kleinen, der Kultur sich erst erschließenden Stückchen Erde suchte nun auch ich ein Plätzchen, und zwar — um eine Schule für Heidenkinder daselbst anzulegen. „Aber wie kommen Heidenkinder auf die bereits christianisierte Insel Trinidad?“ wird der Leser hier fragen. Die Antwort ist: durch die jährlich zu Tausenden auf der Insel einwandernden Indier. Wie auf vielen andern westindischen Inseln, so ist auch hier das Hauptprodukt der Zucker. Der Anbau des Zuckerrohrs, sowie die Verarbeitung desselben erfordern bedeutende Arbeitskräfte. Die Neger und Kreolen, welche den Hauptbestandteil der Bevölkerung bilden, wären an Zahl hinreichend genug, um die erforderliche Arbeit zu leisten, sie sind aber, offen

[1]) Lichtungen, urbarzumachende Waldstrecken.

gesagt, zu träge und zu hochmütig, um dergleichen schwere Arbeit zu übernehmen. Seitdem die Sklaverei aufgehört hat, wollen sie den Herrn spielen, sie sind „ladies and gentlemen“ geworden, die graben und hacken unter ihrer Würde halten.

Die Pflanzer müssen sich also für enorme Kosten von außenher Arbeiter verschaffen, und sie thun dies, indem sie Leute aus Indien importieren. Das Riesenreich Indien ist in vielen Provinzen so übervölkert, daß es einen großen Prozentsatz seiner Bevölkerung abgeben kann, es versorgt demnach alle Plantagendistrikte in Westindien, Demarara, Mauritius u. a. m. mit Kulis.[1]) Diese Kulis, von denen jedes Jahr etwa 2000 in Trinidad allein einwandern, sind natürlich alle Heiden. Auch Mohammedaner finden sich unter ihnen, Christen nur vereinzelt. Man treibt also Missionsarbeit unter ihnen, und legt Schulen für den Unterricht ihrer Kinder an.

Eine solche Schule wollte ich nun auch hier, im Distrikt von Cedros anlegen. Es waren nach und nach mitten in den oben beschriebenen Waldstrecken an der Westküste entlang Kolonien von Hindus entstanden. Kulis, welche ihre kontraktlich festgesetzte Zeit abgearbeitet haben, erhalten, im Fall sie auf der Insel bleiben, und nicht nach Indien zurückkehren wollen, von der Regierung ein Stück Land als eine Art Freilehen angewiesen, auf welchem sie sich anbauen dürfen. Eine Familie kommt da zur anderen, und auf diese Weise entstehen ganz ansehnliche Hindudörfer in den abgelegeneren Waldungen und Thälern.

Auf ein solches Dorf hatte ich es abgesehen, es hieß Taraganj. „Wie aber hinkommen?“ fragte ich meinen Gastfreund, Dr. Simpson, der mir bei meinen Reisen in diesem Teil der Insel sein Haus aufs liebenswürdigste zur Verfügung gestellt, und mir in jeglicher Weise mit Rat und That beistand.

„Ja, Wege haben wir nicht,“ antwortete er achselzuckend, „mein Koch sagt mir, das Dorf sei etwa 5 Meilen (engl.) entfernt von hier, und es führe ein für Fremde kaum passierbarer Pfad durch den Hochwald dahin. Das ist also nichts für Sie; es bleibt nur der Strand oder die See übrig, und für beides stelle ich Ihnen mit Freuden „Horace“ (Horaz) und den „Coffin“ (Sarg) zur Verfügung.“

Horaz und ein Sarg, zwei etwas rätselhafte und ungewöhnliche Fortbewegungsmittel, nicht wahr! Und doch hatte es mit beiden seine Richtigkeit. Unser guter Doktor war nämlich in vielen Punkten ein Original, und liebte es besonders, Personen und Gegenständen in seiner unmittelbaren Umgebung auffallende, aber irgend eine ihrer Eigentümlichkeiten charakterisierende Namen zu geben. So hatte er seinen Leibdiener Tiger genannt, nicht etwa, weil derselbe etwas Tigerhaftes an sich gehabt hätte, im Gegenteil, er war lammfromm, sondern weil er aus dem Lande der Tiger, Bengalen, kam. Seinem Lieblingspferde, welches ihn auf seinen täglichen Ritten durch die Zuckerplantagen zum Besuch der kranken Kulis trug, hatte er den Namen seines Lieblingsdichters, Horaz, gegeben. Mit dem

---

[1]) Indischer Name für „Arbeiter“.

Namen Coffin (Sarg) endlich hatte er die allerliebste kleine Gondel getauft, welche an einen Baumstumpf angekettet, sich unten am Strande auf den Wellen schaukelte, und die bei den waghalsigen Fahrten des Doktors auf stürmischer See schon mehr als einmal beinahe sein Sarg geworden wäre.

Ich konnte also entweder per Boot gehen, in welchem Falle ich Taraganj gegen Abend erreicht hätte. Da ich aber nicht die geringste Idee hatte, ob ich dort ein Unterkommen für die Nacht finden würde, so entschloß ich mich, Horaz zu nehmen, d. h. auf dem Strande entlang zu fahren, bis ich die Grenze der Niederlassung erreicht, und dann die kurze Strecke bis zu den Häusern, welche auf den sich vom Ufer hinaufziehenden Höhen angelegt waren, zu Fuß zurückzulegen.

Der Strand wird hier in Ermangelung von Landstraßen allgemein als öffentlicher Reit- und Fahrweg benutzt. Und einen schöneren und interessanteren Weg kann man sich kaum wünschen. Die regelmäßig innerhalb 24 Stunden zweimal auf und abwogende Flut und Ebbe erhält den Strand spiegelglatt und so rein, als wenn es polierter Marmor wäre, die nivellierende Wucht der Wassermassen verwischt sofort jede Spur des Rades oder der Hufe, und macht außerdem den Sand so hart, daß man glaubt, auf einer Chaussee zu fahren. Und zu alle dem kommt die in ihrer Art einzige Umgebung! Zur Linken das auf und abwogende Meer mit seinen rastlos heranrollenden Wellen. Am Horizonte desselben die im blauen Duft verschwindenden kühnen Bogenlinien der Berge Venezuelas. Zur Rechten die im üppigsten Grün emporwuchernden Busch- und Waldstrecken der sanft ansteigenden Ufer, unterbrochen von gewaltigen Felsbildungen, in denen die Wellen tiefe Höhlungen ausgewaschen hatten. Über uns der tiefblaue Himmel der Tropen, der heut ganz besonders freundlich auf uns herablächelte; und vor uns der breite, glänzendweiße Strand! Sogar Jack Robinson, des Doktors schwarzer Kutscher, welcher neben mir saß, und Horaz lenkte, konnte nicht umhin, sein ehrerbietiges Schweigen mit der Bemerkung zu unterbrechen, daß es ein schöner Nachmittag sei, and that, it we looked sharp we should get back before the tide set in, (und: wenn wir uns tüchtig „sputeten", wir zurück sein würden, ehe die Flut wieder käme).

Ich habe schon vorher erwähnt, daß Flut und Ebbe an dieser Küste innerhalb 24 Stunden zweimal wechseln, die jedesmalige Flut dauert also 6 Stunden, ebenso die Ebbe. Die Zwischenzeit nun, in welcher die Flut wegebbt, und ehe sie aufs neue herankommt, also ein Zwischenraum von etwa 5 Stunden ist die Zeit, während welcher allein der Strand passierbar ist, alle Ausflüge oder Touren auf demselben müssen dementsprechend abgemessen sein. Eine halbe Stunde Verspätung kann, besonders für Fußgänger, höchst unbequem, ja lebensgefährlich werden, denn die rapide Schnelligkeit, mit welcher die Wassermassen zurückkehren, wenn die Flut anfängt, ihren Höhepunkt zu erreichen, macht ein Fortkommen am Strande unmöglich. Wir hatten denn auch demgemäß alles berechnet. Wir fuhren um 2 Uhr nachmittags ab. Horaz, der ein guter Traber war, mußte uns in anderthalb Stunden an den Landungsplatz von Taraganj bringen.

In zwei Stunden konnte ich das Dorf besichtigt und mit den Leuten wegen eines Schulhauses Rücksprache genommen haben, und wieder in anderthalb Stunden mußten wir zu Hause sein. —

Der erste Teil dieses Programms wurde, dank der Ausdauer unsers Gauls und der Geschicklichkeit Jack Robinsons, welcher mit bewunderungswürdiger Gewandtheit unser Gefährt um die scharfkantigen Felsvorsprünge und gefährlich erscheinenden Sumpflachen, welche wir hie und da trafen, herumlenkte, pünktlich abgemacht. Genau um 3½ Uhr blieb Horaz vor einer Pfadmündung am Ufer stehen, welche wie ein dunkles Loch in dem grünen, dichtverschlungenen Gestrüpp am Ufer erschien. Jack deutete mit der Peitsche darauf hin:

„Das ist der Weg nach Taraganj."

„Wie weit ist das Dorf von hier?" fragte ich.

„In fünf Minuten können Sie da sein, Sir."

„Und wo bleibst du mit Pferd und Wagen?"

„O, wir bleiben hier und warten auf Sie."

Ich sprang vom Wagen und verschwand in der Öffnung.

Der Pfad führte eine kurze Strecke durch morastige Niederungen, dann eine grasige Höhe hinauf, welche mit Bananenstauden bepflanzt und mit einer Bambushütte gekrönt war. Ein Hindufischer saß in der offenen Veranda und flocht kleine Handkörbe zum Fischtransport.

„Führt dieser Pfad nach Taraganj?" fragte ich den Mann in Hindi (Landessprache der Inder).

„Jawohl, Herr, immer höher hinauf, da oben sehen Sie die ersten Häuser."

Ich stieg weiter, und war nach etwa zehn Minuten auf dem Gipfel der Höhe angelangt.

Ein prachtvolles Plateau breitete sich vor mir aus. Im Vordergrunde standen die mehr oder weniger geschmackvoll gebauten Häuser der Kulis, ein jedes umgeben von kleinen Kokosnußpalmenanpflanzungen und Gärtchen, d. h. umzäunten Stückchen Feldes, auf denen die Eigentümer ihre Lieblingsgemüsearten bauten, dahinter hatten sie Tabak und Bananenfelder angelegt, und darüber hinaus erhob sich wieder der Hochwald, der dem lieblichen Landschaftsbilde vor mir den naturgemäßen und dabei eigentümlich großartigen Hintergrund gab. —

Die Pariahunde, welche auf der ganzen Insel zur wahren Pest geworden sind, begrüßten mich auch hier mit ihrem widerlichen Gekläff, oder vielmehr Geheul, zuerst. Mein indischer Schulmeister, den ich hier anstellen wollte, hatte mir schon gesagt, der angesehenste und reichste Mann des Dorfes sei Babu[1]) Gopaldas, mit dem müsse ich verhandeln. Ich fragte also einen der Leute, welche sich bald, von dem Hundegebell aufmerksam gemacht, in den Verandas zeigten, nach seiner Wohnung. Ein kleiner Bursche, dem es gewiß auffiel, daß ein Sahib (indische Bezeichnung des Europäers) seine Muttersprache so geläufig sprach, erbot sich, mich hinzuführen. Der Babu hatte seine Heimstätte am Saum des Waldes aufgeschlagen, und

---

[1]) Soviel wie das deutsche „Herr".

mußte, nach der Zahl der Häuser, die sein Gehöft umschlossen, und der Ausdehnung des zu beiden Seiten desselben sich hinziehenden Feldes allerdings ein Mann von Bedeutung sein.

Mein kleiner Führer sprang voraus und meldete mich an. Gopaldas saß, von mehreren Nachbarn umgeben, in der inneren Veranda des Hofes, und empfing mich mit der den Hindus eigenen höflichen Würde, augenscheinlich aber sehr verwundert, einen Europäer, und noch dazu einen Padri (indische Bezeichnung des europäischen Geistlichen) bei sich zu sehen.

„Baithiye, Sahib“ (Setzen Sie sich gefälligst, Herr).

Er stellte mir einen kleinen Bambussessel hin, und nahm, auf meine höfliche Erwiederung: āp log bhi baith rahiye (bleiben Sie auch gefälligst sitzen), wieder bei seinen Kameraden auf der am Fußboden ausgebreiteten Palmengrasmatte Platz.

„Babu, ich bin wegen einer wichtigen Angelegenheit zu Ihnen gekommen. Ich möchte hier, in Ihrem Dorfe, eine Schule anlegen, nicht eine Regierungsschule, sondern eine Missionsschule, in welcher Eure Kinder Lesen, Rechnen, Schreiben und das Wort Gottes lernen sollen, und zwar in Hindi, ihrer Muttersprache, und wenn Ihr es wünscht, sollen sie außerdem auch Englisch lernen.“

„Atschhi bāt, hazur ki kripa se larke log sikhenge“, (ein gutes Ding, durch die Gnade Eurer Herrlichkeit werden die Kinder lernen,) erwiderten die Dasitzenden, den Kopf neigend.

„Nicht wahr! und ich habe auch einen sehr guten Lehrer, der sie unterrichten soll, Christodas[1]) heißt er jetzt, er ist ein Brahmane, und ist Christ geworden, und in der Mission angestellt. Der würde gerade für Euch passen, könnt Ihr mir ein Haus für ihn geben, ein Haus, in dem er wohnen und zugleich Schule halten kann?“

Die Leute steckten die Köpfe zusammen, teilten sich ihre Bemerkungen über meinen Plan mit, und verfehlten nicht, mich auf die Schwierigkeiten aufmerksam zu machen, welche die Beschaffung des Unterhalts des Lehrers mit sich bringen würde. Als ich sie aber versicherte, daß ich vor der Hand keine Geldbeisteuer, sondern nur die Erlaubnis wünsche, in ihrem Dorfe eine Schule anlegen zu dürfen, und daß ich gern bereit sei, für ein meinen Zwecken entsprechendes Haus Miete zu zahlen, da waren alle Bedenken sofort verschwunden. Gopaldas versprach, seine eigenen Kinder zur Schule schicken zu wollen, auch die andern Anwesenden meinten es möglich machen zu können, ihre Kinder einige Stunden des Tages von der Feldarbeit frei zu machen. Wir rechneten nun sofort die Zahl der Kinder zusammen, und fanden, daß wir mit 25 anfangen konnten.

Nun aber das Haus. Gopaldas steckte sich einen neuen Vorrat von Betel und Sopari[2]) in den Mund, kratzte sich an den Waden herunter, blickte seine Gefährten ratsuchend an, und begann endlich zögernd:

„Ja, Sahib, ein Haus hätte ich wohl mit drei Räumen und einer Veranda, also groß genug für alle Zwecke, aber wird Ihnen die Miete

[1]) Christi Diener.

[2]) Betel, Name eines Blattes. Sopari, Name einer kleinen Palmenfrucht, welche mit dem Blatt zusammen gekaut wird, etwa wie unser Kautabak.

nicht zu teuer sein; unter fünf Schillinge den Monat kann ich's nicht lassen, und die Reparaturkosten müssen Sie übernehmen."

Ich war höchst erfreut über dieses Anerbieten, ließ es aber den Gopaldas natürlich noch nicht merken, sondern erwiederte kurz, wir wollten uns doch das Haus erst ansehen, und dann den Handel abschließen. „Aiye, Sahib" (Kommen Sie gefälligst) sagte Gopaldas, indem er sich erhob. Wir alle folgten ihm nach der andern Seite des Gehöftes, wo er uns ein etwas abseits gelegenes, ganz stattliches Haus zeigte, welches er, wie er mir erklärte, voriges Jahr für seinen ältesten Sohn gebaut hatte, der mit seiner jungen Frau darin wohnen sollte. Er war aber gestorben, und nun stand das Haus leer. Ich besichtigte es, und fand zu meiner großen Freude, daß es grade war, was ich brauchte. Hier konnte mein Schulmeister wohnen und Schule halten. In der That, das Ganze sah so einladend aus, daß ich beschloß, es auf meinen Inspektionsreisen als temporären Aufenthaltsort zu benützen.

Wir verhandelten nun noch über den Anfang des Unterrichts, Ankauf von Schulutensilien, u. dergl., als ich auf einmal ein langgezogenes Cooee!![1]) von der Meeresseite herkommend, vernahm. Ich horche auf und warte — da kommt der Ruf zum zweitenmal. Ein Schreck durchzuckt mich, es ist Jack Robinsons Stimme. Er warnt mich, schnell zu machen.

Die Flut! Unter all dem Reden und Verhandeln mit den Leuten hatte ich ganz und gar vergessen, daß ich nicht nach Gefallen über meine Zeit verfügen konnte, sondern heut von unerbittlichen Naturgesetzen abhängig war. „Time and tide wait for no man." Ich nahm in aller Eile Abschied von den Leuten, versprach Gopaldas, den Lehrer noch diese Woche zu senden, bat ihn dringend, sich der Schulsache anzunehmen, und darauf zu sehen, daß die Leute nun auch wirklich die Kinder zur Schule schickten.

„Sobald ich kann, komme ich wieder, um zu sehen, wie alles geht," rief ich, ihm die Hand reichend, und eilte so schnell ich konnte zum Dorfe hinaus, und den Bergabhang hinunter.

„Tide ata hai!"[2]) rief mir der Kuli aus der Hütte am Ufer zu, als ich bei ihm vorbei eilte.

„Han han, jante hain!"[3]) rief ich zurück, und lief weiter, und ehe ich noch den Strand erreichte, kam mir schon Jack mit grollendem Blick entgegen:

„The tide is coming on Sir, why are you so late!" (Die Flut kommt heran, Herr, warum machen Sie so lange.)

„Laß nur gut sein, Jack," beschwichtigte ich; „rauf auf den Sitz und fort!"

Wir sprangen in den Wagen. Horaz, der von seiner Kindheit an den Strand hier kannte, und mit Ebbe und Flut ebenso gut Bescheid wußte, wie Jack Robinson, spitzte die Ohren, denn er kannte nur zu gut

[1]) Sprich: Kui, ein schriller, langgezogener Schrei, als Warnungsruf gebraucht.
[2]) Englisch-indisch = die Flut kommt.
[3]) Ja, ja, ich weiß.

die Bedeutung des dumpf herüberdröhnenden Rauschens der zurückkehrenden Wasserwogen, und wenn ich bei ihm vorbeigelaufen wäre, so hätte er mich gewiß vorwurfsvoll angesehen; ich gab ihm aber dazu keine Gelegenheit, indem ich kurz in den Wagen sprang, und ihm nur ein lautes „Go on, Horace!“ zurief. Er wußte, was auf dem Spiele stand. Den Zügel zwischen die Zähne nehmend, legte er sich ins Zeug, und raste mit uns davon.

Der Strand war noch vierzig bis fünfzig Fuß breit vom Wasser frei, die Thatsache ließ sich aber nicht leugnen, daß mit jeder Minute die Wellen, wenn auch nur ein Geringes, näher kamen, und an Ausdehnung und Höhe wuchsen.

„Werden wir noch glücklich nach Hause kommen?“ fragte ich Jack gleichgiltig.

„Don't know Sir,“ erwiderte er mürrisch, und hieb auf Horaz ein.

Zehn Minuten langes Stillschweigen. „The tide is coming on fast Sir,“ sagt Jack mit dem rechten Auge auf das Wasser schielend und mit dem linken mir einen vorwurfsvollen Blick zuwerfend.

„Ich sehe es, Jack, aber ich hoffe doch, Horaz wird uns durchbringen, wenn wir auch die letzte Strecke im Wasser fahren müssen.“

„Hm“! brummte Jack, und gab Horaz einen neuen Hieb.

Eine große Unbequemlichkeit, welche man bei der Benutzung des Strandes als Fahrweg mit in den Kauf nehmen muß, sind die sich fortwährend wiederholenden Biegungen desselben. An einzelnen Stellen liegt er schnurgerade, und ermöglicht natürlich dann ein schnelleres Fahren. Plötzlich kommt aber eine Uferkrümmung, ein weit ins Meer hinausreichender Landvorsprung, eine tiefe, in das Land einschneidende Bucht, oder eine schroff hervortretende Felsklippe, welche alle umfahren werden müssen, und zwar um so vorsichtiger, je schmaler der Raum zwischen ihnen und den immer näher kommenden Wellen wird. Einzelne, hie und da zerstreut liegende Felsblöcke, welche das Wasser vom Ufer losgelöst, Erdmassen, die vom hohen Abhang herabgeglitten, Wurzelwerk, ausgerissene Sträucher und angeschwemmte Baumstämme, welche man während der Ebbe kaum beachtet oder mit Leichtigkeit umgeht, zeigen sich jetzt in beängstigender Nähe. An einzelnen Stellen liegen sie so unbequem, daß wir schon durchs Wasser lenken müssen, um an ihnen vorbeizukommen. Eine halbe Stunde ist vergangen. Horaz fängt an zu schnaufen. Seine schnelle Gangart läßt nach. Seine glatte Haut fängt an, von Schweiß zu triefen. Immer näher donnern die Wogen. Ihr Gischt ist uns schon lang ins Gesicht geflogen, und an einzelnen Stellen, wo sich der Boden gesenkt, geht die buggy[1]) bis an die Achsen im Wasser, und die Wellen stürzen schäumend über unsern Sitz.

„Giebts keinen Ort hier, wo wir landen könnten?“ fragte ich endlich Jack Robinson.

„No“! sagt er, und deutet mit der Peitsche auf die steilen Uferwände: „Horaz kann da hinauf nicht klettern.“

---

[1]) Halbkutsche = Chaise.

„Aber wir!“ erwiederte ich.

„Und Pferd und Wagen?“ fragte Jack mit lakonischer Kürze.

„I tell you, what it is, Jack“ fahre ich etwas aufgebracht fort, als die nächste Woge durch den Wagen schlägt, und ihn leicht emporhebt: „auf diese Weise kommen wir nimmer nach Hause. Du kennst das Ufer hier, besinne dich, es muß doch irgend eine flachere Stelle am Rande zu finden sein, an der wir Pferd und Wagen und uns selbst bergen können, bis die Flut wieder zurückgeht.“

„Ich kenne keine hier,“ sagt Jack, „weiter oben kommt ein Pfad von La Rosette herunter, ich weiß aber nicht, ob er für Wagen passierbar ist.“

„Dann spannen wir Horaz aus, und lassen den Wagen im Wasser stehen, die Flut wird ihn nicht fortschwemmen.“

„We will try“ meinte Jack.

Horaz steht still. Er keucht von der furchtbaren Anstrengung. Der Schaum tropft ihm in Flocken von dem Gebiß. Unwillig schüttelt er sich das Salzwasser aus Augen und Ohren. Kaum kann er sich vor dem immer stärker werdenden Anprall der Wogen noch auf den Füßen halten.

Wir sind jetzt vollständig von den Fluten umgeben, und jeder neue Wellenberg rauscht über den Wagen.

„Go on, Horace!“ Getrieben vom Instinkt der Selbsterhaltung biegt er scharf nach dem Ufer zu. Wir kommen glücklich um die nächste Felsenklippe. Eine kleine, noch trockene Bucht dehnt sich vor uns aus. Horaz versucht mühsam einen Trab. Ich atme auf. Die Uhr zeigt Sieben. Die Sonne hängt nur noch wie eine rote, glühende Kugel am Horizont. In einer halben Stunde ist es finster.

„Könnten wir doch den Pfad von La Rosette noch vor Einbruch der Nacht erreichen!“

„Wenn wir glücklich um den „Point“ dort herumkommen, so kanns möglich sein,“ sagt Jack, auf einen hohen Felsausläufer vor uns hindeutend.

In einer Entfernung von etwa 10 Minuten erhebt sich der Point mit seinem zackigen Rücken. Scharfkantig schneidet er in die See, und wir können deutlich sehen, wie die Wogen an dem Gestein hoch hinaufspritzen. Mir fängt das Herz an zu sinken. Wie sollen wir da hindurchkommen! Und doch müssen wir hindurch!

Nach kurzer Zeit halten wir am Rande des Point. Mit betäubendem Gebrause brechen sich die Wellen an demselben. Jede neue lawinenartig heranrollende Woge kommt näher als die vorhergehende.[1])

„Jack, hältst du es für möglich, daß wir uns durch diese Wassermasse hindurcharbeiten?“

„Der Doktor ist in der Höhe der Flut hier auf Horaz durchgeritten“ antwortete er nachdenklich.

Horaz scheint sich dessen auch zu erinnern, denn als er ein wenig zu Atem gekommen ist, geht er ohne Zaudern in die Brandung. Bald reicht ihm das Wasser bis an den Leib. Die nächste Welle schäumt durch den

---

[1]) Die Flutwellen sind an diesem Teil der Küste außerordentlich lang; sie bilden sich in drei auch vier Absätzen, und rollen in Zwischenräumen von 30—40 Fuß heran.

Wagen, an dessen Rändern wir uns krampfhaft festklammern. Jetzt biegen wir um die Spitze des Point. Ehe die neue Woge herankommt, können wir herum sein. Da — ein Ruck — ein Stoß! Horaz stolpert — er stürzt. Jack hält mit nerviger Faust den Zügel hoch. Das Tier arbeitet sich empor und zieht aufs neue an. Ein neuer Stoß — der Wagen kracht, als ob er zersplittern müßte. Herr Gott, hilf uns! Das Gefährt ist an einen der vielen Felsblöcke, welche hier zerstreut umherliegen, und jetzt, von der Flut bedeckt, unsichtbar sind, geschleudert worden.

„Go on, Horace!" ruft Jack.

Das mutige Tier zieht an — eine riesige Woge stürzt donnernd heran und überflutet uns.

„Fast, Horaz!"

Der Wagen hebt sich hoch empor und sinkt im nächsten Augenblick wieder in die Wellen. Horaz hat ihn buchstäblich über den Felsblock gezogen.

Wir haben die Spitze des Point hinter uns. Mit der letzten Kraft steuerte das edle Tier der Bucht auf der andern Seite zu. Ein schmaler Sandstreifen ist hier noch frei von Wasser. Horaz arbeitet sich hinauf. Wir sind wieder auf terra firma.

„Wo ist der Pfad von La Rosette, Jack?"

Jack musterte prüfend das Strauchwerk am Uferrand, soweit sein Auge reicht. Die Sonne ist untergegangen. In der Ferne sind die Gegenstände kaum noch zu erkennen.

„Er muß am Ende dieser Bucht münden," meint er endlich.

Ich klopfe Horaz liebkosend den Hals. Jack führt ihn am Zügel. Wir eilen weiter. Unser Sandstreifen wird immer schmaler. Das Ende der Bucht kommt immer näher, doch kein Pfad wird sichtbar.

Da stehen wir am Ufer eines Baches, welcher hier ins Meer läuft.

„That's it!" sagt Jack triumphierend. „Auf der andern Seite dieses creek[1]) geht der Pfad in die Höhe."

Wir durchschreiten den seichten Bach, und finden wirklich am andern Ufer die Spuren eines Waldweges. Gott sei Dank!

„Now we are safe," sagt Jack mit einem Grinsen der Befriedigung auf seinem schwarzen Gesicht.

Vor dem Meere allerdings, das sehe ich mit einem unaussprechlichen Gefühl der Erleichterung, aber wie Pferd und Wagen diesen steilen und rauhen Bergpfad hinaufkommen sollen, noch dazu in der Finsternis, das ist mir noch ein Rätsel.

„Oh, I'll manage," erwidert Jack auf meine Bedenken über diesen Punkt, „jedenfalls sollen Sie nicht länger hier bleiben. Sie müssen, so schnell Sie können, nach Hause eilen, um trockne Kleider auf den Leib zu bekommen. Wir Strandkinder machen uns nicht soviel aus einem bißchen Salzwasser, aber Sie sind ein solches Bad, wie wir es heut gehabt haben, nicht gewöhnt."

Die Lebensgefahr, in der wir bis jetzt gewesen, hatte mich alles andere vergessen lassen, nun fühlte ich allerdings, wie unbehaglich die vom

---

[1]) Kleiner Ufereinschnitt, gewöhnlich bei Mündungen kleinerer Flüsse angewandt.

Wasser triefenden Kleider waren; ein leises Frösteln zog mir durch den Körper, und mit einem westindischen Fieber ist nicht zu spaßen, das wußte ich.

„Wenn ich dir wirklich nicht weiter helfen kann, so ists wohl besser, ich folge deinem Rat. Außerdem wäre es gut, wenn der Doktor sobald wie möglich über unser Ausbleiben beruhigt würde."

„Gewiß, steigen Sie nur hier hinauf, auf der Höhe führt der Pfad in die Plantagenanlagen von La Rosette, und von da erreichen Sie des Doktors Haus in einer halben Stunde."

„Very well, then I'm off." (Gut, dann gehe ich also.)

„All right."

So schnell ich konnte, stieg ich den Hügel hinan. Das nächtliche Dunkel wurde durch das dichte Laubdach über mir so vermehrt, daß ich nicht einen Schritt weit sehen konnte. Ich stolperte über Wurzeln und Steine — fürchtete, den Pfad verloren zu haben — kletterte wieder weiter und stand endlich zu meiner Freude oben am Rande eines Zuckerrohrfeldes. Hier wurde der track (Pfad) breiter, und bald sah ich die Hütten der Plantage vor mir. Eine halbe Stunde später war ich zu Hause.

Der Doktor, welcher in seiner Hängematte in der Veranda lag, hatte meinen Tritt schon von weitem vernommen.

„Hallo, there you are, I thought, you were drowned!"

(Halloh, da sind Sie endlich, ich dachte, Sie wären ertrunken.)

„Diesmal noch nicht," erwiderte ich lachend.

„Was ist denn geschehen?" fragte er aufstehend.

„Die Flut überraschte uns, und wenn uns Horaz nicht durchgebracht hätte, so wäre heut einmal ausnahmsweise Ihr Wagen unser Coffin[1]) geworden. Aber thun Sie mir den Gefallen und fragen Sie jetzt nicht weiter, vor allen Dingen bitte ich um trockne Kleider, ich bin buchstäblich aus dem Wasser gezogen."

„Tiger!"

Der Diener erschien und bald steckte ich in warmen Flanellhüllen. „And you better take something hot inside," riet der Doktor, indem er mir ein steifes Glas Grog braute.

Ich teilte ihm nun unsere Erlebnisse mit. Als ich meine Befürchtung aussprach, ob Jack auch noch glücklich mit Pferd und Wagen ankommen würde, da lachte er und beruhigte mich mit der Versicherung, daß ihm selbst dergleichen schon mehr als einmal passiert sei.

„So lange uns die Regierung keine Wege baut, müssen wir den Strand als Straße benutzen, und alle damit zusammenhängenden Unbequemlichkeiten geduldig ertragen; Jack weiß sich zu helfen."

Ich konnte mich trotz dieser Versicherungen nicht entschließen, zu Bett zu gehen; ich mußte wissen, ob Jack noch kommen würde. Der Doktor leistete mir Gesellschaft.

Nach zweistündigem Warten schlugen plötzlich die Hunde an. Wir eilen in die Veranda und hören deutlich das Klappern eines Wagens in der Ferne.

---

[1]) Anspielung auf den Namen seines Bootes „Sarg"; siehe S. 2.

„Da sind sie,“ ruft der Doktor; und richtig, langsam aber wohlbehalten kommen Jack, Horaz und die buggy den Hügel herauf, auf dem des Doktors Haus steht.

„Nun Jack, da bist du ja!“ rufe ich erfreut.

„Yes Sir, told you, I'd manage it“ erwiderte er ruhig.

Wieder streichele ich Horaz, und rühme ihn als den Helden des Tages.

„Is n't he good,“ sagt der Doktor beifällig schmunzelnd, „capital companion that, eh!“

Pflege das Unterholz.[1])

Im Beiblatt der A. M.-Z. (Juliheft 1891) hat Herr Pastor Hoffmann in Rathmannsdorf seine interessante Schlußansprache auf der Missionskonferenz in Halle am 3. Februar 1891 mitgeteilt: „Wo kommt die Missionsgemeinde her?“ Er beantwortet die Frage durch ein Gleichnis dahin: wie in einem Park der Forstmann von Zeit zu Zeit einzelne Teile desselben oder wenigstens einige hohe Bäume darin niederschlagen läßt, damit das Unterholz Luft und Licht zum Nachwachsen finde, so macht es Gott mit den Menschen in der Mission. Er läßt die Hauptstämme und Koryphäen auf diesem Gebiete wegsterben, damit aus dem Unterholz der Missionsgemeinde, die sich um sie gesammelt hatte, wieder neue Träger und Förderer der Sache entstehen und heranwachsen möchten.

Wie geht das im einzelnen zu? Das möchte eine Missionsfreundin aus der Schule von Tholuck und Goßner, bei der Herr Pastor Hoffmann, dessen Artikel in der genannten Missionszeitschrift ihr zu Gesicht gekommen war, selbst als Knabe einst in die Missionsstunde gegangen ist, die aber jetzt nicht mehr so für die Mission wirken kann, in einem Specialbilde zeichnen, um auf diese Weise wenigstens der Missionssache noch einen Dienst leisten zu können, indem hierdurch vielleicht Anregung geboten wird, immer aufs neue kleine Missionsgemeinden entstehen zu lassen.

Sie erzählt:

Ich war kürzlich auf einem Missionsfeste in H., wo ich mit Freuden vernahm, daß die Mission sehr erfreuliche Fortschritte machte und war gespannt auf den Bericht, wer wohl die meistbeteiligten dabei wären; aber wie betrübte es mich zu hören, daß grade von uns Deutschen die Beteiligung sehr kärglich war, was sich in den Zahlen der eingesandten Gaben erwies. Die Not nun und die dringende Bitte um Mithilfe an dem teuern Werke ging mir sehr zu Herzen und ich sann Tag und Nacht darüber nach, wie auch ich noch in meinem hohen Alter ein mehreres für

---

[1]) Der nachstehende Aufsatz ist mir von einer greisen Missionsfreundin, die nicht genannt sein will, zugegangen. Über die Anregung zu ihm giebt das kurze von dem Sohne der Erzählerin verfaßte Vorwort Auskunft. Ich veröffentliche ihn, weil ich gewiß bin, daß der Herr auf das in Demut geschriebene Wort einen Segen legen wird. Wck.

die Mission thun könne. Ich bin jetzt 70 Jahre alt und seit 20 Jahren Witwe, so daß ich nun nicht mehr in der Weise, wie es mir früher Freude war, für die Mission thätig sein kann.

Ich hatte nämlich in meiner Vaterstadt W. in den Jahren vor meiner Verheiratung einen Kindermissions-Verein gegründet, dessen Thätigkeit darin bestand, daß ich eine Schar Kinder um mich sammelte, mit denen ich für die Mission arbeitete.

Ich will mir nun erlauben, dieses näher zu beschreiben, vielleicht daß diese Weise Nachahmung finden könnte, was mich unendlich erfreuen würde.

Es war nämlich schon früher ein Kinder-Missionsverein in W. bei J. vom Herrn Pastor St. ins Leben gerufen, der nun seine Berichte drucken ließ, mit der Bitte, doch derartige Hilfsvereine überall, wo es nur angehe, gründen zu wollen. Lust und Liebe zur Sache, würde schon alle Schwierigkeiten überwinden.

Diese Aufforderung ging auch mir zu Herzen und ich überlegte, wie ich es wohl am besten anfangen möchte. — Ich besprach die Sache nicht lange mit Fleisch und Blut, sondern im Gebete mit meinem Gott und Heiland und da ward mir denn die Gewißheit, daß ich nur getrost beginnen möchte und daß der Herr in den Schwachen mächtig sein wolle.

Als nun eines Tages unsere Familie beim Kaffeetisch saß, (es waren Vater und Mutter, ein Bruder und drei Schwestern), so teilte ich ihnen mein Vorhaben mit. Alle waren zu meiner Freude mit einverstanden, jedoch unterließ mein Vater nicht, auf einige Bedenken dabei aufmerksam zu machen, die auch wohl gerechtfertigt waren — aber im Vertrauen auf den Heiland, daß er mir dabei helfen werde, wurde die Sache beschlossen. Ich setzte meinen Plan dahin auseinander, daß ich mir vorgenommen, zuerst mit den Kindern unserer Bekannten anzufangen und zwar des Sonntagsnachmittags, wo ich mit ihnen für die Mission arbeiten wolle. Die Eltern sollten ihren Kindern dann einige Pfennige mitgeben, daß gesammelt würde, wovon dann Stoff zum Arbeiten gekauft werden könnte.

Es sollte möglichst klein angefangen werden, damit auch das ärmste Kind sich nicht abhalten lassen sollte, daran teil zu nehmen. Und siehe, da waren auch meine Geschwister willig, kleine Entbehrungen sich aufzuerlegen und gleich mir die Semmel zum Morgenkaffee zu teilen und das Geld dafür in die Missions-Sammelbüchse zu legen. Mein Bruder machte den Anfang, daß er gleich das Geld opferte, was er für Cigarren bestimmt hatte und nachdem dies einige Zeit so fortgesetzt war, wurde in Gottes Namen und mit seinem Beistande die Sache begonnen. Nun besprach ich auch die ganze Angelegenheit mit unsern Freunden, daß ich willens wäre, bei dieser Gelegenheit in allerlei Handarbeiten zu unterrichten, (denn dazumal waren die Handarbeitsstunden noch nicht allgemein mit dem Schulunterricht verbunden; darum war mein Unternehmen auch den meisten Müttern eine sehr gelegene Sache), um für die Mission und ihre Bedürfnisse in den Heidenländern auch direkt arbeiten zu können.

So wurde denn gleich am darauffolgenden Sonntag begonnen. Die Kinder, anfänglich acht, kamen in unsere Wohnung und brachten auch ihre kleinen Gaben mit und nun erzählte ich ihnen, wie ich darauf gekommen

wäre, mit ihnen für den Herrn Jesus zu arbeiten, das heißt für die Mission, weil doch das das Werk des Heilands sei und er auch gesagt hätte: lasset die Kinder zu mir kommen u. s. w. Alle waren freudig erregt und ich sagte ihnen, daß wir nächsten Sonntag auch mit dem Arbeiten beginnen wollten und wenn sich noch Bekannte von ihnen mit dazu einfinden wollten, so sollte es mich sehr freuen. Zum Schluß nun sangen wir noch einige Verse und beteten zusammen.

Am nächsten Sonntag kamen schon mehr Kinder, die auch alle ihre kleinen Gaben mitbrachten. Es wurde nun etwas Stoff angeschafft, wie verschiedene Garne, Strick- und Häkelnadeln und alles, was dazu nötig war. Meine Eltern gaben den ersten Kassenbestand, damit auch gleich etwas mehr Geld zum Ankauf da sei und nun begann ein fröhliches Treiben. Meine Geschwister leisteten mir treulich Hilfe, die auch mein Bruder, der Theologie studieren wollte, dazumal aber noch Primaner war, mir darin bewies, daß er unsere Gesänge zu Anfang und Schluß mit dem Klavier begleitete und so wurden die Kinder hübsch hinein gewöhnt, diese Arbeit mit Gesang und Gebet zu beginnen, was auch, wie ich später erfahren durfte, großen Segen sowohl für die Kinder, als auch für die Eltern selbst mit hatte, wenn ihnen die Kinder zu Hause wieder erzählten, was sie gehört und gelernt hatten.

Um unnützem Geschwätz während der Stunde vorzubeugen, lernten wir hübsche Liedchen dabei, die denn auch gesungen wurden und so ging die Arbeit munter fort, so wie die ersten Schwierigkeiten überwunden waren und konnten deshalb nach einem halben Jahre mit den bis dahin gearbeiteten Gegenständen unsere erste Verloosung veranstalten. Dies ganze Missionsunternehmen hatte im Jahre 1847 begonnen und 1848 machten wir Ostern einen Spaziergang mit den Kindern, wobei wir dann auch die kleinen Anfangssächelchen verlosten; auch die Eltern der Kinder und Bekannte hatten sich mit eingefunden und zu meiner Freude brachten wir einen Erlös von vier Thalern davon mit nach Hause. Hiervon wurde nun neues Material zum Arbeiten gekauft und ein Thaler davon als Abgabe für die Mission bestimmt.

Mit dem neuen Stoff kam auch neue Lust, am Werke zu helfen und es fanden sich fast an jedem Sonntag mehr Kinder dazu, so daß es bald an Platz mangelte. Als ich deshalb schon einige Bänke hatte machen lassen, aber auch diese nicht mehr ausreichten, sahe ich mich genötigt, mit dem Herrn Diak. H. zu sprechen und um die Verwendung einer Schulklasse zu diesem Zweck zu bitten, was mir auch vom Magistrate der Stadt freundlichst gewährt wurde. Unser Werk gedieh nun fröhlich weiter und im nächsten Jahre konnten wir schon zehn Thaler für die Mission abgeben. Die Zahl der Kinder mehrte sich immer mehr, so daß ich mit meinen drei Schwestern alle Hände voll dabei zu thun hatte. Auch unsere Freundinnen wurden deshalb mit zur Teilnahme und Hilfe aufgefordert und es war ein heiteres und gesegnetes Beisammensein; wir fühlten alle, daß dieses Senfkornbeginnen immer kräftiger zum Bäumchen heranwuchs.

Als ich dem Herrn Pastor St. in W. mitteilte, daß ich seiner Aufforderung in den Kindermissionsschriften gefolgt wäre und getrost in Gottes

Namen auch hier das Werk begonnen hätte, auch welche Erfolge es bisher gehabt, da wurde ich mit der ganzen Kinderschar und allen Mitarbeiterinnen eingeladen, nach W. zu kommen, um vereint mit ihnen dort ein Kindermissionsfest zu feiern. Er sagte mir auch, wenn wir mit der Eisenbahn bis J. fahren würden, so sollten uns Wagen aus W. von dort abholen. — Ich besprach das mit den Meinen, wie und ob das wohl möglich zu machen wäre und es wurde mir zu einem Versuch geraten, bei der Eisenbahn-Direktion anzufragen, ob man uns wohl einen ganzen Wagen zur Verfügung stellen wollte für ermäßigten Preis und ich bekam den entgegenkommenden Bescheid, einen solchen für die Hälfte Fahrgeld benützen zu können.

Dieses wurde nun den Kindern mitgeteilt und gesagt, daß sie mir bestimmte Nachricht bringen möchten, wer sich daran mit beteiligen wolle, damit ich darnach meine Anordnungen treffen könne und siehe, da fand sich nicht eins, das sich davon ausgeschlossen hätte; ja es waren aus mehreren Familien zwei, drei Geschwister dabei; auch vom Herrn Diak. H. waren fünf Kinder dabei, drei Mädchen und zwei Knaben, die sich regelmäßig in den Missionsstunden mit eingefunden hatten; die Knaben wickelten bereitwilligst das nötige Garn zur Arbeit, auch lernten sie sogar stricken, was ihnen viel Freude zu machen schien. Der älteste davon ist heute noch ein großer Missionsfreund, der zu Missionsfesten als Prediger gewünscht wird; ebenso ists mit meinem Bruder selbst geworden und ich glaube, daß diese miterlebten Geschichten schon auf manchem Missionsfeste bekannt geworden sind; so hat des Herrn Segen weiter gewirkt. O es ist mir immer noch eine selige Freude, wenn ich an alles dies zurück denke. Möchten sich doch recht viele dadurch zur Nachfolge reizen lassen, sie würden gewiß auch erfahren, daß eine kleine Kraft — gewisse Hilfe schafft.

Nun weiter in meiner Festbeschreibung. An dem dazu bestimmten Tage fand sich groß und klein früh 6 Uhr auf dem Bahnhofe ein, die Kinder mit Kränzen auf dem Kopfe und es war zur Freude aller Fahrgäste ein so fröhliches Gewühl, daß wir Not hatten, sie alle in Ordnung zu halten. Weil ich das voraus sahe, so war ich besorgt, wie wir die vielen Kinder immer zusammen halten könnten, damit keines abhanden oder zu Schaden kommen möchte; und so hatte ein lieber Hausfreund von uns, ein Kupferstecher, eine große Fahne dazu gemalt und dem Kindermissionsverein geschenkt, daß die Kinder sich immer dahin sammeln könnten, wo die Fahne zu sehen sei. Die Sache erwies sich sehr praktisch und die Knaben dabei waren willige Fahnenträger. So wurde unter fröhlichem Singen die Fahrt gemacht zur vielfachen Belustigung aller Teilnehmenden. Als wir nun nach J. kamen, waren richtig schon fünf große, schön mit Grün und Kränzen geschmückte Bauernwagen am Bahnhof, die alle aufnahmen. Alle aber wurden gänzlich voll gefüllt wie sichs denken läßt und in W. angekommen, standen schon die Leutchen mit ihren Kindern vor den Thüren, um ihre kleinen Gäste in Empfang zu nehmen; denn jedes Haus hatte sich auf Gäste eingerichtet und Kuchen gebacken, was doch für einen Kindermagen eine große Hauptsache mit ist. Die Erwachsenen wurden zum größten Teil in der Pfarre einquartiert und da

gab es denn viel zu fragen und zu erzählen; alte Beziehungen wurden wieder aufgefrischt und neue angeknüpft.

Diese Festfeier, welche in der bekannten Weise der Missionsfeste verlief, hatte aber dadurch noch eine gute Nachwirkung bei den Kindern besonders, weil viele zum ersten Male dabei einen Missionar die großen Thaten Gottes in der Heidenwelt hatten verkündigen hören. Mit großer Begeisterung für unser kleines Werk wurde nun fortgearbeitet und die Zahl der daran Teilnehmenden wuchs immermehr und so konnten dann in den darauf folgenden Jahren schon bedeutendere Summen durch die Verlosungen der Arbeiten dem Mutterhause in Berlin zugesandt werden. Viele Male wurden 25 Thaler, auch 30 ja 40 Thaler abgeliefert. Nach meiner Verheiratung und dem damit verbundenen Weggange von W. leiteten meine Schwestern diesen Verein fort, welcher im ganzen 17 Jahre bestand und in dieser Zeit an 800 Thaler zusammengebracht hat, die der Mission direkt zu gute gekommen sind. Ja des Herrn Segen war sichtlich dabei, wofür ich ihn noch heute preise.

Als sich nun wieder eine Schwester von mir verheiratet hatte, der Bruder als Pastor in der Ferne angestellt und meine lieben Eltern heim gegangen waren, so verließen auch die beiden andern Schwestern W. gänzlich und da sich niemand fand, der ihn hätte in der Weise weiter leiten können, so hörte dieser Kindermissions-Verein auf; aber des Herrn Segen wirkte doch fort. Es entstanden nämlich aus dem Missionskinderverein Missionsjungfrauen- und Frauenvereine und leben wohl heute noch fort.

Es hat ja seine Wahrheit, daß es sehr schwer ist und eine gewisse Gabe erfordert, Kinder, die sehr beweglich und veränderlich sind, immer in gleicher Weise für solchen Zweck zu fesseln. Darum mußte immer wieder aufgesucht werden, was neues Interesse am Werk bei ihnen hervorbrachte. Dazu gehören besonders die Feiern von Missionsfesten und Spaziergängen und dies umsomehr, wenn Missionare selbst dabei auftreten und von ihren Erfahrungen Bericht erstatten. Wir hatten mehrere Male die Freude Missionare dabei in unserer Mitte zu sehen, da wir in unserm Verwandtenkreise mehrere Missionare hatten, die in den verschiedensten Gegenden thätig waren und zum Teil noch sind.

Was ich nun früher mit fremden Kindern gethan, zu arbeiten und zu sammeln für die Mission, das war mir ein Bedürfnis dann auch mit meinen eigenen Kindern zu thun. Freilich ließ es sich nicht ganz auf die vorher beschriebene Weise thun, weil Kinder in den Städten viel eher zu solch gemeinsamem Wirken zu bringen sind, und überhaupt die Verhältnisse viel anders liegen, als auf dem Lande. Darum suchte ich auf verschiedene Arten es den Kindern deutlich zu machen, wie man auch in kleinen Dingen für die Mission thätig sein könne, wie z. B. wenn sie ihre kleinen Ziegenlämmer verkauften und den Erlös daraus in die Missionsbüchse legten, oder wenn sie einen Teil der durch kleine Gartenarbeiten erzielten Einnahmen brachten, sowie aus dem Verkauf der in ihren kleinen Gärten gezogenen Gewächse, wie Küchenkräuter, ihre Groschen in die Missionsbüchse legten.

Jetzt nun, da sie erwachsen sind und eine Tochter von mir verheiratet

ist und selbst schon ein siebenjähriges Töchterchen hat, setzt sich dasselbe Verfahren weiter fort und zu meiner großen Freude sehe ich, wie auch dieses mein liebes Enkelkind seine Freude daran hat, durch allerhand kleine Verdienste sich das Geld zu den bestimmten Einlagen in die Sammelbüchse zu verschaffen. Da hilft sie beim Gießen im Garten, reinigt die Erdbeerbeete, besorgt sehr getreu ihr eigenes Gärtchen und erzieht unter Anleitung ihrer Eltern so manches darin, was sie dann der lieben Mutter für die Küche verkauft.

Ach man kann so vieles auffinden, womit man Kinder nützlich beschäftigen kann und dadurch in den Stand setzt zur Mission auch etwas beitragen zu können. So z. B. in unserer Gegend giebt es viel Beifuß, die Knaben suchen und schneiden ihn und den Mädchen habe ich gezeigt, wie man denselben die Blättchen abzupft, trocknet und zum Küchenverbrauch und zum Verkauf zurecht macht, wodurch sich schon manches ärmere Kind so viel verdient hat, daß es mit freudestrahlendem Gesichte seinen kleinen Beitrag auch bringen konnte. Es giebt wirklich der Sachen so viele, wenn sie recht genützt und die Kinder darin unterwiesen würden, z. B. Pilze zur rechten Zeit sammeln, allerhand Beeren im Walde, wie Erdbeeren, Heidelbeeren und auch Preißelbeeren, woran manche Gegend so reich ist, genug wenn Lust und Liebe zur Sache, kann man viel ausfindig machen, was zum Missionsbeitrag sich eignet.

Möchten doch, das ist mein herzlicher Wunsch, bei Durchlesung dieser schlichten Zeilen Kleine wie Große Anregung finden, hinzugehen und ein Gleiches zu thun; und der dafür verheißene Lohn vom Herrn wird nicht ausbleiben. Möchte ich beim Heiland einst recht vielen begegnen, die in dieser oder ähnlicher Weise seinem Werke gedient haben und seiner Stimme gehorsam gewesen sind. M.

Ein gutes Zeugnis.

Im Yorubalande wohnt in der Nähe von Ibadan ein einzelner Christ mit einer Anzahl von Heiden in einem kleinen Flecken zusammen. Es war ein Diebstahl vorgekommen und nach der Sitte des Landes mußte die gesamte Bewohnerschaft des Fleckens vor dem Oberhäuptling erscheinen, um den Schuldigen zu ermitteln. Als der heidnische Oberhäuptling hörte, es sei ein Christ unter ihnen, erklärte er: „Christen stehlen nicht“ und ließ den Mann gehen, ohne ihn weiter in Untersuchung zu ziehen (Int. 1891, 766).

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 2. März. 1892.

Erinnerungen aus der westindischen Kulimission.

Von O. Flex.

II. Das Einwanderungssystem. Die Quarantaine-Insel. Tragisches Ende des Muharram.

Die massenhafte Einwanderung ostindischer Kulis in der westindischen Insel Trinidad trägt schon jetzt viel zur socialen, moralischen und intellektuellen Umgestaltung der eingeborenen Bevölkerung[1]) derselben bei, und sie wird in der sittlichen Hebung der letzteren noch eine viel bedeutendere und eingreifendere Rolle spielen, wenn die Bemühungen, das Christentum unter den indischen Einwanderern zu verbreiten, von allgemeinerem Erfolg gekrönt sein werden. — Der Hindu steht als Mensch unendlich höher als der westindische Neger. Reich beanlagt, gewissenhaft in der Ausübung seiner religiösen Pflichten, festverwachsen mit den Traditionen seiner Familie und seiner Kaste, für alles Höhere und Übernatürliche empfänglich, steht er im direkten Gegensatz zum Neger, dessen Geschichte eigentlich erst seit seiner Freilassung datiert, und der erst mit derselben anfangen durfte, Mensch zu sein, denn als Sklave war er nur ein willenloses Wesen, das gezüchtet wurde, weil es eine Arbeitskraft war und als solche einen bestimmten Wert für seinen Herrn repräsentierte. Seit der Sklavenemancipation haben die Neger erst angefangen, für sich, und so zu sagen, auf eigene Rechnung zu leben, sie sind mithin noch in einem Zustand der ersten Entwicklung begriffen, und daß dieselbe bei der mangelhaften Leitung und oft geradezu verderblichen Beeinflussung, welche von seiten der aus allen Nationen der Erde zusammengewürfelten weißen Bevölkerung der Insel auf sie ausgeübt wird, auf die mannigfachsten Abwege gerät, ist gar nicht zu verwundern. Es liegt unzweifelhaft im Plane der göttlichen Vorsehung, durch die fortgesetzte Einwanderung und Ansiedelung von Indern in jenen Erdstrichen[2]) eine Bevölkerungsklasse zu schaffen, welche mit der Zeit als Vermittlungs- und Verbindungsglied zwischen Weißen und Negern die schädlichen Einwirkungen der ersteren neutralisieren und der leichtlebigen, oberflächlichen, bis jetzt ziemlich nutzlosen schwarzen Bevölkerung durch Beimischung solider Elemente eine feste Grundlage zu geben und dadurch auch die Zukunft dieser Insel zu einer hoffnungsvolleren zu machen, als es jetzt der Fall ist.

[1]) Unter „eingeborner Bevölkerung“ meine ich jetzt die Neger, von den wirklichen Ureinwohnern sind nur noch im Innern der Insel vereinzelte Individuen übrig.

[2]) Auch in den naheliegenden Provinzen Demerara, Guiana u. a. findet ein fortwährender Zufluß von indischen Einwanderern statt. —

Auch die materielle und kommerzielle Hebung dieses herrlichen Eilandes ist ein Ding der Unmöglichkeit, so lange der Neger in seiner teils geckenhaften, teils brutalen, selbstgefälligen Apathie verharrt. Seitdem er frei geworden, will er den Herrn spielen, er befleißigt sich daher einer oft geradezu ekelerregenden Nachäffung der gesellschaftlichen Sitten oder Unsitten der Weißen und findet im Nichtsthun das höchste Glück seines Lebens.

Der Hindu dagegen ist fleißig, häuslich, sparsam und vor allen Dingen vernünftig, er ist gewissenhaft und bei richtiger Behandlung ein zuverlässiger Arbeiter, er ist für den Wohlstand, die Bodenbearbeitung, die Hebung des Handels und der Gewerbe in Trinidad unentbehrlich geworden, ihm fehlt nur eins — das Christentum.

Es sind nun von verschiedenen Seiten Schritte gethan worden, den Kulis auf Trinidad das Evangelium zu predigen. Man ging zuerst von der Idee aus, sich dabei der englischen Sprache bedienen zu müssen, weil diese Sprache hauptsächlich auf den Plantagen und im allgemeinen Verkehr zwischen den Einwohnern der Insel und ihnen gebraucht wird, man fand aber bald, daß das wenig Eindruck auf die Leute machte, auch ziemlich nutzlos war, weil die Kulis sich wohl bemühten, die gerade für ihre Arbeit erforderlichen Ausdrücke zu lernen, im übrigen aber fest an ihrer Muttersprache hielten. Es stellte sich daher bald die Notwendigkeit heraus, ihnen in ihrer eigenen Sprache zu predigen, und nicht nur das, man mußte Leute haben, welche nicht nur ihre Sprache fließend und korrekt sprachen und imstande waren, sie in derselben zu unterrichten, sondern auch mit ihren Sitten und Gebräuchen, mit ihrer Heimat, ihrer Religion, ihrem Kastenwesen und früheren Leben vertraut waren, die also den Kulis nicht als Fremde gegenüberstanden, sondern sich auf denselben Standpunkt stellen konnten, auf dem sie standen, Leute, die wirklich mit den Kulis sympathisieren und zu denen die letzteren Vertrauen haben konnten. Sowohl die amerikanische Mission, als auch die englisch-kirchliche versuchten daher, Missionare anzuwerben, welche in Indien gearbeitet hatten und die oben angeführten Qualifikationen in erwünschtem Maße besaßen.

Die amerikanische Mission, welche nun schon seit mehreren Jahren unter den Kulis arbeitet, hat die Sache mit der den Amerikanern eigenen Energie betrieben und bereits ganz bedeutende Erfolge aufzuweisen. Ihre Hauptstationen liegen den beiden Bahnlinien entlang, welche einen Teil der Insel durchschneiden, in San Juan, San José und San Fernando, von wo aus sie die umherliegenden Plantagen und unabhängigen Kuliniederlassungen besuchen. Alle Missionare, sowie ihre weiblichen Gehülfinnen, haben Hindi gelernt und bedienen sich desselben beim Predigen und als Unterrichtssprache in den Schulen, welche sie angelegt haben.

Kirchlicherseits hat man leider nicht so kräftig vordringen können, weil die Kirche, seitdem sie disendowed[1]) wurde, thatsächlich um ihre eigene Existenz zu kämpfen und weder Mittel noch Leute in genügendem Grade zur Verfügung hatte, die Missionsarbeit nachdrücklich zu betreiben.

---

[1]) D. h. keinen Staatszuschuß mehr erhielt.

Der fortwährende Zuwachs der Kulibevölkerung drängte endlich die leitenden kirchlichen Behörden dazu, energischere Schritte zu thun. Es wandern jährlich gegen 3000 Indier in Trinidad ein, die indische, also heidnische Bevölkerung der Insel beträgt jetzt etwa 53000 Seelen, also fast ein Drittel der ganzen Einwohnerzahl. Die Gesamteinwohnerzahl der Insel beträgt nach dem letzten Census 196172 Seelen. Angesichts dieser Zahlen und Thatsachen mußte man sich entschließen, wenn auch mit großen Opfern, eine wirklich lebensfähige und wirkungsvolle Mission unter ihnen zu organisieren. Da mir die Ausführung dieser Aufgabe übertragen wurde, so bin ich in der Lage, in den nachfolgenden Zeilen nur Selbsterlebtes mitzuteilen.

Die Basis meiner Thätigkeit bildete Port of Spain, die Hauptstadt der Insel. In der Stadt selbst sind fast gar keine Kulis ansässig, aber die Vorstädte und in nächster Umgebung liegenden Ortschaften wie Belmonte, St. Anna und andere Orte sind geradezu überfüllt von ihnen. Sie ziehen es vor, sich in der Nähe der Hauptstadt anzusiedeln, erstens, weil sie in derselben einen besseren Markt für ihre Gartenerzeugnisse finden, zweitens, weil sie daselbst leichter Handelsverbindungen mit den Weißen anknüpfen können, und drittens besonders deswegen, weil in Port of Spain der Hauptsitz des Einwanderungsamts ist, mit dem sie fortwährend im Verkehr stehen.

Die Einwanderung der ostindischen Kulis ist von der Regierung aufs genaueste geregelt und die darauf bezüglichen Bestimmungen werden aufs strengste gehandhabt. Die Oberleitung des Ganzen liegt in den Händen des Kuli-Protektors, welcher mit dem Prädikat „Honorable“ Sitz und Stimme im Kolonial-Staatsrat hat. Das ihm untergestellte Beamtenpersonal besteht fast nur aus Weißen, welche in Indien waren und Sprache und Sitten der Inder genau kennen, sowie aus gebildeten Indern, welche entweder als Kulis früher eingewandert und sich durch ihre Intelligenz und Brauchbarkeit zu diesen Stellen emporgearbeitet haben, oder als Kinder der Kulis auf der Insel geboren und in den Regierungsschulen erzogen wurden. Sie werden mit Vorliebe zu dem schwierigen Amt der Dolmetscher ausgebildet. Dasselbe ist in mehrere Rangfächer eingeteilt und müssen die Aspiranten zur Erreichung der verschiedenen Grade entsprechende Examina bestehen.

In diesem Einwanderungsamt (Immigration Office) laufen alle Fäden dieses großartigen Systems, welches das ganze weite Indien mit seinem Netz überspannt, zusammen.

Die Kulis werden von hier aus in Indien durch Agenten angeworben, welche das ganze Land durchziehen, und weder Geld noch Überredungskünste sparen, um Leute anzulocken. Die Angeworbenen erhalten ein Handgeld und verpflichten sich kontraktlich, fünf Jahre auf einer der Zuckerplantagen in Trinidad zu arbeiten, nach Ablauf welcher Zeit sie entweder einen neuen Kontrakt an Ort und Stelle eingehen oder nach Indien zurückkehren können. Da der Regierung alles daran liegt, diese fleißigen Leute auf der Insel zu fesseln, denn nur der kleinste Teil derselben ist bis jetzt bevölkert und bebaut, so bietet sie den Kulis, deren Kontrakt abgelaufen,

mehrere Acker Landes als zinsfreien Besitz an. Viele nehmen dies Anerbieten an und bleiben somit als freie Ackerbauer auf der Insel. Sie werden die Pioniere der Civilisation. Überall an den waldigen Bergabhängen findet man ihre Hütten, umgeben von den Feldstrecken, welche sie urbar gemacht haben und auf denen sie Reis, Tabak und Gemüse bauen. Der ganze westliche und nördliche Teil der Insel ist noch mit Hochwald bedeckt und kaum genügend erforscht, er bietet also dem emsigen Fleiß dieser Leute ein fast unbegrenztes Arbeitsfeld.

Der Transport der Kulis von Indien nach Trinidad geschieht mit der größten Sorgfalt und allen möglichen Vorsichtsmaßregeln. Die einzelnen Leute oder Familien werden, sowie sie sich von dem Kuli-Agenten haben anwerben lassen, in besonders zu diesem Zweck errichteten Baracken, sogenannten Depots, welche in allen Distrikten angelegt sind, untergebracht. Wenn eine größere Anzahl beisammen sind, so wird der Marsch nach Calcutta angetreten, wo die Leute in dem großen Central-Depot solange ein Unterkommen finden, bis eine Schiffsladung voll ist. Zum Kuli-Transport werden nur Segelschiffe genommen und eigens für die Überschiffung hergerichtet, sodaß die Familien beisammen sein und die unverheirateten jungen Burschen und Mädchen getrennt leben können. Die Kost, welche ihnen täglich an Bord gereicht wird, ist nach Quantität und Qualität genau vorgeschrieben. Die ganze Kuliladung steht unter der Aufsicht eines Arztes, welcher die Reise im Auftrag der Regierung mitmacht und für die genaueste Beobachtung aller sanitären Vorschriften verantwortlich ist. Die Verpflegung auf diesen Schiffen ist eine so reichliche, daß die Leute gewöhnlich in einem höchst wohlgenährten, manche geradezu in einem Zustande von Fettleibigkeit nach der langen Reise in Trinidad anlangen.

Es ist den Kulis nicht gestattet, sogleich nach Ankunft des Schiffes im Hafen an das Land zu gehen. Indien ist bekanntlich die Heimat der Cholera, und wenn auch die lange Seereise eine Verschleppung dieser Krankheit nach dem fernen Trinidad unmöglich erscheinen läßt, so hält man es doch für rätlich, die Leute und ihre Sachen noch eine Zeit lang von der Insel fern zu halten. Sie werden deshalb auf einem fernab vom Ufer gelegenen Eiland ausgeschifft. Dieses Eiland ist eine von den vielen im Golf von Paria[1]) zerstreut liegenden Inselchen, eben gerade groß genug für die Baulichkeiten, welche auf derselben zur Aufnahme für die Einwanderer errichtet sind.

Da mir viel daran lag, das Leben der Leute vom ersten Stadium ihres Aufenthalts in der neuen Heimat kennen zu lernen, so bat ich Mr. Mitchell, den vorerwähnten Kuli-Protektor, mir mitzuteilen, wann wieder eine neue Ladung erwartet würde und mir dann zu erlauben, die Leute besuchen zu dürfen. Er versprach beides bereitwilligst und nicht lange darauf erhielt ich seine Karte mit der Nachricht, daß das nächste Kulischiff in vier Tagen erwartet würde und mir ein Platz auf dem Regierungsdampfer, welcher wöchentlich drei bis vier Mal nach dem Depot hinausfuhr, zur Verfügung stünde.

---

[1]) Vgl. Einleitung von Nr. I.

Mit Hindi-Traktaten und -Evangelien reichlich versehen fuhr ich ab und kam nach etwa anderthalbstündiger Fahrt in die Nähe des Eilands. Die See ging so hoch, daß der Dampfer in ziemlicher Entfernung von dem Landungsplatze still halten mußte. Ein Boot stieß von demselben ab und brachte mich sowie den Postboten, welcher die für die Beamten bestimmten Briefschaften von Port of Spain zu besorgen hatte, hinüber. Rohe in den Fels gehauene Stufen führten auf das Plateau der kleinen Insel. Wir stiegen hinauf, bespritzt und durchnäßt von den an den steilen Felswänden hochaufschäumenden Wellen und fanden oben den Kuli-Protektor, Herrn Mitchell selbst bereit, seine Briefe zu empfangen und mich umherzuführen.

Reges Leben und buntes Durcheinander herrschte überall. Das Schiff hatte über 500 Leute gebracht. Alle waren wohlbehalten angekommen und lagen oder saßen nun in Gruppen umher, ihre Sachen ordnend, Toilette machend, rauchend und schwatzend augenscheinlich in der besten Stimmung.

Die Nachricht, daß ein indischer Padri Sahib gekommen um mit ihnen zu sprechen und Bücher unter sie zu verteilen, brachte sie alle auf die Beine und in dichten Haufen umdrängten sie mich, meinen Salām und meine Fragen nach ihrem Wohlergehen aufs freundlichste erwiedernd. Die Überraschung, urplötzlich einen Europäer unter sich zu sehen, der wie sie, aus Indien gekommen, und die Freude, die Laute ihrer Muttersprache aus meinem Munde zu hören, war so groß, daß wir bald die Rollen wechselten und sie mich mit Fragen über mein Leben und Arbeiten in Indien überhäuften. Jeder wollte wissen, ob ich auch in seinem Dorf oder seiner Stadt gewesen sei, ob ich auch den Ramdas oder den Gurutscharan oder den Bhopal, die im vorigen Jahr mit dem Kulischiff gekommen, kenne, wo sie seien, wies ihnen gehe, eine Frage folgte der andern; natürlich wollten sie nun auch die eingehendsten Mitteilungen über Trinidad haben: was die Pflanzer für Leute seien, was sie für Arbeit bekommen würden, auf welche Plantagen sie geschickt werden würden, diese und tausend andere Fragen, welche selbstredend für die Leute von der größten Wichtigkeit waren, umschwirrten mich, bis endlich die Gong,[1]) welche am Eingang zu den Baracken an einem hölzernen Gerüst aufgehängt war, das Zeichen zum Mittagessen gab und die Leute zwang, mich auf kurze Zeit zu verlassen.

„Darf ich Sie bitten, mein Mittagbrot mit mir zu teilen?" sagte Mr. Mitchell, welcher mit großem Interesse meiner Unterhaltung mit den Kulis zugehört und mich bereitwilligst umhergeführt hatte.

„Mit Vergnügen, aber wo speisen Sie?" erwiderte ich, mich neugierig umsehend, denn ich hatte bis jetzt nichts von einer für einen Weißen eingerichteten Wohnung gesehen.

„Ich denke, ich werde Ihnen den originellsten und most picturesque Speisesaal zeigen, in dem Sie je Ihr Diner eingenommen haben" antwortete der Kuli-Protektor lächelnd; „wollen Sie mir folgen?"

---

[1]) Große Metallscheibe, welche als Glocke gebraucht wird.

Mit diesen Worten schritt er auf einen von wildem Schlinggewächs vollständig umrankten Felskegel, welcher an der östlichen Seite des Plateaus steil emporragte, zu. Auch hier waren Stufen in das Gestein gehauen. Wir klommen empor — höher und immer höher — endlich stehen wir auf der flachen Spitze des Kegels — ein Ah! der Überraschung entfährt meinen Lippen: von wilden Ranken und blühendem Strauchwerk vollständig bedeckt steht vor uns ein kleiner laubenartiger Pavillon, dessen Fenstergitter[1]) eine entzückende Aussicht auf das Meer und das im Osten aus den Wellen auftauchende Port of Spain gestatten. Ich erwähnte schon, daß die See sehr stürmisch war und der Anblick derselben von hier oben war ein unbeschreiblich großartiger. Mit donnerähnlichem Brausen rollten die langhingestreckten Wellenhügel in regelmäßigen Absätzen heran, am Fuße der fast senkrecht herabreichenden Felswand, auf deren Gipfel wir uns befanden, in weißen, flockigen Schaum zerstäubend, welcher uns, als wir uns über den Rand beugten, um in die Wassertiefen hinabzublicken, mit seinem feinen Sprühregen bedeckte.

„Sie werden eine etwas „bewegte" Rückfahrt haben", meinte Mr. Mitchell.

„Das fürchte ich auch, ich hoffe nur die Ant (wörtlich „Ameise", Name des kleinen Dampfers) bringt mich glücklich nach Hause", erwiderte ich.

„No fear of that, (Haben Sie keine Furcht) die hat schon schlimmeres Wetter als dieses durchgemacht; jedenfalls werden Sie aber gut thun, jetzt tüchtig Ballast einzunehmen," und mit einer einladenden Handbewegung nach der Laube deutend bat er mich einzutreten. Mr. Mitchells butler[2]), ein Neger, hatte bloß auf unsern Eintritt gewartet, um das Essen zu servieren.

„Sehen Sie, hier lebe ich à la Robinson Crusoe" bemerkte der Kuli-Protektor lachend, „Sam (der Name des Dieners) ist Freitag und da unten die schwarzen Kulis sind die Kannibalen."

„Die nicht einmal Ochsen- oder Hammelfleisch essen" erwiderte ich, auf die vegetabilische Nahrung der Hindus anspielend.

„Na mit Ihren indischen Vegetarianern ists nicht mehr weit her, wenn sie erst bis hierher gekommen sind," entgegnete der Protektor, „die Kerle lernen fast alle Fleisch essen, die Kaste haben sie ja doch verloren, sobald sie die auf dem Schiff zubereitete Kost genossen, und da kommts dann auf ein bißchen mehr oder weniger animalische Zuthaten nicht an."

Dies führte uns zur Besprechung eines eigentümlichen Umstandes in dem Leben der ausgewanderten Inder, nämlich den Verlust der Kaste. Bekanntlich geht dem Hindu seine Kaste über alles. Sie ist die alleinige Grundlage, auf welcher sein Familienleben und seine religiöse und sociale Existenz aufgebaut ist und seit Jahrtausenden unwandelbar festgestanden hat. Bei ihm heißt es buchstäblich: Die Kaste verloren, alles verloren. Nun verliert der Hindu thatsächlich die Kaste, wenn er Speisen genießt, welche von einer Person zubereitet sind, die einer andern Kaste angehört,

---

[1]) Man hat auf der Insel hier gewöhnlich keine Fenster sondern nur Jalousien oder mit Gittern verschlossene Öffnungen, um dem Luftzug stets Zugang zu gewähren.

[2]) Eigentlich „Mundschenk", dann allgemeine Bezeichnung für Tischdiener.

nur die von einem Brahmanen bereiteten Speisen kann er ohne Nachteil genießen.[1]) Nach der Ansicht orthodoxer Hindus macht einen schon das Verlassen des geheiligten Bodens Hindustans und das Fahren über das Meer (kāla pāni se pār jāna) wörtlich: über das schwarze Wasser gehen, kastenlos. Alle in Trinidad eingewanderten Hindus haben also im strikten Sinne genommen keine Kaste mehr. Sie fassen das aber nicht so tief auf. Sie sehen die Zeit der Überfahrt auf dem Schiff, und alles, was damit zusammenhing, als eine Art Zwischenperiode ihres Lebens an, die unvermeidlich war, die aber mit der Landung in der neuen Heimat abgeschlossen und für das Weiterleben in derselben nicht maßgebend zu sein braucht und nehmen infolge dessen allmählich ihre Kastengebräuche wieder auf, soweit das im fremden Lande thunlich ist. Dies zeigt sich besonders bei allem, was die Familie oder den religiösen Kultus betrifft. Z. B. da sie ihre Toten auf der Insel nicht verbrennen dürfen, so begraben sie dieselben zwar, schmücken aber die Grabhügel gerade so aus, wie sie in Indien den Platz schmücken, in dem sie ihre Ahnen verehren oder wo sie die Asche eines teuren Verstorbenen aufbewahrt haben. Ebenso sieht man sehr bald an den Stirnen vieler Männer, wenn sie erst etwas heimisch geworden, die mit Sindur[2]) oder Asche gemalten Abzeichen ihrer Kaste erscheinen. Am meisten aber tritt die Anhänglichkeit an ihre alten Gebräuche in der Zähigkeit zu Tage, mit welcher sie auf dem Abhalten ihrer religiösen Feste bestehen. Die englische Regierung sichert in ihrer großartigen Toleranz jedem Auswanderer die ungehinderte Ausübung seiner Religion zu, solange die damit verbundenen Ceremonien nicht gemeingefährlich werden, und die Kulis machen von diesem Zugeständnis den ausgiebigsten Gebrauch. Ich komme auf diesen besondern Punkt nachher noch zurück.

Während wir noch mit unserm Nachtisch beschäftigt waren, hörten wir schon das Lärmen und laute Rufen der Leute unten, welche nach Beendigung ihres Mittagessens an das Ufer hinabkletterten, um dort ihre Eßgefäße zu waschen. Ich ging zu ihnen und als sie ihre Lothas und Tariyas (messingene Trink- und Eßgefäße, wie sie in Indien allgemein gebräuchlich sind) weggepackt hatten, packte ich mein Bücherpaket aus und teilte an alle, welche lesen konnten, Traktate und Evangelien aus, ich erklärte ihnen dabei meine Stellung in Trinidad und versprach ihnen, sie alle auf den Plantagen aufzusuchen, wenn sie unter die verschiedenen Pflanzer verteilt sein würden. Die Plantagenbesitzer, welche Kulis zu haben wünschen, haben sich nämlich an das Einwanderungsbureau zu wenden und die Anzahl von Männern, Frauen und Kindern, welche sie nötig haben, anzugeben. Diesen Angaben entsprechend verteilt der Kuli-Protektor die neuangekommenen Leute an die Pflanzer, und sie werden direkt von dieser Quarantaineinsel in ihre respektiven Bestimmungsorte gebracht. Hierbei ist es nun manchmal absolut unvermeidlich, Familien

[1]) Weil der Brahmane die höchste und heiligste Kaste repräsentiert, ja oft der Gottheit gleich geachtet wird, daher auch sein Ehrentitel „Deo“ (Gott) mit dem er von Leuten der niedersten Kasten angeredet wird.

[2]) Rote Farbe.

zu trennen, und man hat daraus z. B. dem Protektor den Vorwurf gemacht, er behandle die Kulis, wie früher die Sklaven behandelt wurden, in der That, das ganze Kulieinwanderungssystem sei weiter nichts als eine Auffrischung des alten Sklavereisystems. Ich weiß nun aus eigener Anschauung und jahrelanger Erfahrung, daß das keineswegs der Fall ist, selbst wenn es einmal unmöglich ist, eine Familie in ihrer Gesamtheit einem Pflanzer zuzuteilen, denn die Regierung kann keinem Pflanzer mehr aufzwingen, als er brauchen kann und haben will, so wird stets darauf Bedacht genommen, daß nur die älteren Kinder, gewöhnlich nur eins, höchstens zwei, von den Eltern getrennt auf eine andere Plantage kommen, weil sie eher selbständig sein können, und auch dann sieht der Protektor darauf, daß die beiden Plantagen nicht weit von einander entfernt sind, so daß sich Eltern und Kinder an den Sonntagen besuchen können, denn die Sonntagsheiligung resp. Enthaltung von Arbeit, ist auf der Insel striktes Gesetz, selbst in der Hauptstadt Port of Spain ist kein Laden des Sonntags offen.

Ich war noch im eifrigsten Gespräch mit den Kulis begriffen, als mir der Protektor zurief, der Dampfer komme eben von Carreras, (einer andern Insel) herüber, ich verabschiedete mich also von ihm mit aufrichtigem Dank für die Gelegenheit, welche er mir in so liebenswürdiger Weise gegeben, hier die Bekanntschaft so vieler Kulis zu machen, rief und winkte den letzteren noch ein Salām zu, welches sie mit den wiederholten Rufen: magar hamāre bagān men āo! (aber, kommen Sie auch auf unsere Gärten) erwiederten.

„Hān hān, āwenge“[1]) rief ich zurück und sprang die steilen Stufen der Felswand hinab.

Der Fährmann hatte die größte Mühe, das leichte Boot durch die vom Sturm gepeitschten Wogen hindurch zu bringen; endlich legten wir an der Seite des Dampfers an, welcher wie eine Nußschale auf- und abtanzte, und wenn mir nicht der Kapitän, ein Kreole, den ich schon von früheren Fahrten kannte, die Hand hilfreich entgegengestreckt hätte, so wäre ich kaum die kleine schlüpfrige Schiffstreppe, welche fortwährend von den Wellen überflutet wurde, hinaufgekommen. Das Postpaket mit den Briefen für Port of Spain wurde vom Fährmann aus dem Boot aufs Deck geschleudert, der Postbote sprang nach, und „ahead“ tönte das Kommando und fort gings. Obgleich die Maschine mit voller Dampfkraft arbeitete, so kamen wir doch beinahe zwei Stunden später als die im Fahrplan festgesetzte Zeit im Hafen an, und die Hafenbeamten sagten uns, daß sie schon besorgt nach der „kleinen Ant“ ausgeschaut hätten. —

Wenn die Kulis auf die für sie bestimmten Plantagen verteilt worden sind, so läßt man ihnen gewöhnlich ein oder zwei Tage Ruhe, damit sie sich in den ihnen zugewiesenen Wohnungen häuslich einrichten können. Die Wohnungen bestehen aus einem oder auch zwei Räumen, die natürlich jeglichen Hausrats entbehren. Die Eingeborenen der tropischen Länder leben nicht wie wir den Tag über in den Häusern, sondern im Freien

[1]) Hindi: ja, ja, ich werde kommen.

und in der Veranda, die Räumlichkeiten dienen mehr zum Schlafen und Aufbewahren ihrer Habseligkeiten, sie bedürfen daher der Möbel in unserm Sinne des Wortes nicht.

Gewöhnlich sind schon alte Kulis auf den Faktoreien, die den Neuangekommenen mit Rat und That beistehen, auch pflegt man dieselben unter Aufseher (Sirdars genannt) aus ihrem eigenen Volk zu stellen, damit sie die ersten Anleitungen bei ihrer neuen Arbeit in ihrer eigenen Sprache erhalten können. Übrigens ist den Indiern die Kultur des Zuckerrohrs nicht unbekannt, denn sie bauen dasselbe auch in Indien, hier handelt es sich nur um das systematische Handhaben derselben und speciell um die Behandlung der zur Gewinnung des Zuckers angewandten Maschinerie, und bei der Gelehrigkeit und Anstelligkeit der Leute macht ihnen das Erlernen dieser Dinge keine großen Schwierigkeiten. Sie leben sich bald ein und nun kommt nach und nach das Verlangen nach den heimatlichen Gebräuchen und Sitten, welche ihr Leben jeden Tag bis zu ihrer Abreise von Indien regelten. Die ein und derselben Kaste gehörigen Familien suchen sich gegenseitig auf und schließen sich an einander an, religiöse Gebräuche werden wieder beobachtet, in größeren Niederlassungen werden sogar bescheidene Tempelchen errichtet, Bambushüttchen mit Gras gedeckt und ein Paar rote Fähnchen drauf, das ist alles, aber es repräsentiert doch ein wenig den alten Tempel, den man im heimatlichen Dorf verließ, und der, wenn er auch manchmal nichts mehr als eine alte zerfallene Ruine war, doch das Heiligtum desselben bildete. —

Am stärksten zeigt sich, wie ich schon vorher bemerkte, dieses Verlangen nach dem alt hergebrachten in dem Eifer, die in der Heimat gefeierten Feste hier wieder in Scene zu setzen. Die Regierung legt ihnen in dieser Hinsicht keine Hindernisse in den Weg, so lange die Beobachtung dieser Feste nicht zu Ausschreitungen gegen die öffentliche Ordnung führt. Zur Aufrechterhaltung derselben hat die Polizei die nötigen Vorkehrungen zu treffen. So feierten in Peru, einem Dorfe bei Port of Spain, welches hauptsächlich von freien Kulis und Chinesen bewohnt war, die Madrassis[1]) jedes Jahr an bestimmten Tagen ihr großes Feuerfest.

Ein geräumiges Haus, dessen Wände, besonders in der Veranda, mit den in grellen, bunten Farben gemalten Bildern ihrer Lieblingsgötter verziert waren, war der Versammlungsort für ihre religiösen Zusammenkünfte, und auf einem ausgedehnten Grasplatz vor demselben wurde das Fest gefeiert, welches tausende von weißen und schwarzen Zuschauern herbeilockte, denn jeder wollte die fast unglaublich scheinenden Feuerproben mit ansehen, denen sich die Andächtigen hier unterzogen, indem sie durch eine Reihe brennender Holzhaufen liefen oder von einem hohen Gerüst herab in die Flammen sprangen, ohne sich zu verletzen.

Von der höchsten Bedeutung aber für die gesamte indische Bevölkerung der Insel war jedes Mal das Muharram oder Holifest. Dies Fest ist eigentlich ein mohammedanisches und wird von den Mohammedanern in Indien zum Andenken an den Märtyrertod der beiden Enkel des

[1]) Name der aus der Präsidentschaft Madras importierten Kulis.

Propheten, Hassan und Hussein, gefeiert. Tage- und wochenlang vorher werden schon die Vorbereitungen dazu getroffen, denn einen Hauptbestandteil des Festapparates bilden die Tajias, das sind Nachbildungen der Grabdenkmäler der beiden Märtyrer, welche oft mit großen Kosten aus Bambus und gold- oder silberfarbigen Stoffen, von ärmeren Leuten aus buntem Papier hergestellt werden. Man baut erst ein domartiges Gerüst aus Bambusstäben und überzieht dasselbe dann mit dem genannten Material. Es ist der Ehrgeiz jeder anständigen Mohammedaner-Familie, am Fest eine solche Tajia zu haben. Am Festtage selbst versammeln sich die Mohammedaner aus allen Ortschaften eines Distrikts in der Hauptstadt des letzteren, oder in einem andern Ort, dessen Einwohner der Mehrzahl nach Mohammedaner sind. Hier wird ein imposanter Zug gebildet und unter dem donnernden Gerassel der Dhols[1]) und lautem Ausrufen der beiden Namen Hassan und Hussein zieht die Prozession mit den Tajias, welche von jüngeren Leuten auf den Schultern getragen werden, durch den Platz nach dem nächsten Teich oder Fluß, wo die Tajias in das Wasser geworfen werden.

Obgleich nun dies Fest die Hindukulis gar nichts angeht, so beteiligen sie sich doch in Trinidad allgemein an demselben, natürlich nicht aus religiösen Gründen, sondern um einen Feiertag zu haben und das „tamasha“ (indischer Lieblingsausdruck für jeden Spektakel) mitzumachen. Die Kulis von den verschiedenen Plantagen rivalisieren dann geradezu miteinander in der pomphaften Ausführung der Prozessionen und das führt unvermeidlicherweise zu Streitigkeiten, Schlägereien und argen Excessen. Beim letzten Fest waren zwei Prozessionen aufeinander gestoßen, hatten sich den Weg streitig gemacht und in dem darauf folgenden Handgemenge war ein Kuli erschlagen worden. Die Regierung legte sich infolge dessen ins Mittel und verbot den Kulis, mit ihren Prozessionen die Grenzen ihrer Plantagen zu überschreiten. Der Gouverneur der Insel erließ eine Proklamation an die indische Einwohnerschaft, in welcher er die Gründe dieser Verordnung darlegte und nachdrücklich betonte, daß ein Verstoß gegen dieselbe aufs schärfste bestraft werden würde. —

Diese Verordnung wurde dem Einwanderungsamt zum Übersetzen ins Hindi übergeben. Der Kuliprotektor berief mich und zwei von den amerikanischen Missionaren zu Mitgliedern des Übersetzungskomitees, um das Dokument so ins Hindi zu übertragen, daß es allen Kulis verständlich sein mußte. Exemplare der Übersetzung wurden in allen Plantagen, Polizeistationen und Kuliniederlassungen massenhaft verbreitet und öffentlich vorgelesen, kurz es wurde nichts unterlassen, um den Leuten den Ernst der Sache klar zu machen.

Sie glaubtens einfach nicht. Sie hätten soviel Jahre das Muharram ohne alle Einschränkung feiern dürfen, es sei ihr Recht und sie würden sichs nicht nehmen lassen, das war die einstimmige Antwort, welche sie allen Vorstellungen und Erklärungen entgegenbrachten, und als man ihnen sagte, daß die Regierung nötigenfalls Militär requirieren würde

[1]) Große Trommeln, welche an beiden Enden geschlagen werden.

um ihrer Verordnung Gehorsam zu verschaffen, so lachten sie und meinten, das sei unmöglich, sie seien alle Kinder der „Maharani“[1]) und die würde auf ihre Kinder nicht schießen lassen.

Ein bei diesen Gelegenheiten besonders bevorzugter Vereinigungsort für die Prozession war die an der Südwestküste der Insel gelegene Stadt San Fernando. Der ganze Ort war am Muharram von tausenden von Kulis angefüllt und buchstäblich in ihrer Gewalt. Der Gouverneur hatte daher in der Proklamation ausdrücklich verboten, daß das Weichbild der Stadt von ihnen am Festtage betreten werde, und dies hatte die Leute noch mehr gereizt, denn San Fernando war der bequemste Platz, wo sie die Tajias ins Meer werfen konnten. Die Kulis machten gar kein Geheimnis daraus, daß sie auf ihrem — vermeintlichen — Recht bestehen würden. Der Gouverneur verstärkte infolge dessen die auf der Insel garnisonierenden europäischen Truppen durch Heranziehen von Marinesoldaten von der naheliegenden Insel Barbados. Eine bedeutende Anzahl bewaffneter Polizisten wurde nach San Fernando geschickt und besetzte am Morgen des Festtages den zur Stadt führenden Hauptweg.

Etwa um 11 Uhr vormittags nahte ein gewaltiger Zug Kulis, dem sich noch eine Menge verkommener Neger und Kreolen angeschlossen hatte, welche die unglücklichen verblendeten Leute mit ihren Zurufen und Nachdrängen geradezu ins Verderben hinein zwangen. Sobald der Zug an der Grenze der Stadt angelangt war, gebot ihnen der Magistrate[2]) von San Fernando, welcher an der Front der schußbereit aufmarschierten Polizei stand, Halt, und bedeutete sie noch einmal, daß sie friedlich umkehren und ihr Fest in ihren Plantagen feiern möchten, und daß er den strengsten Befehl habe, auf sie zu feuern, wenn sie nicht gehorchten und die Grenze überschritten. Die vordersten Leute stutzten, die hinten dicht nachdrängenden Haufen erhoben ein lautes Gebrüll von Vorwärts, Vorwärts! die vorderen Reihen gaben nach, „Legt an! Feuer!“ ertönte das Kommando diesseits und gegen 30 Kulis wälzten sich in ihrem Blute. Der ganze Haufe stob wild auseinander und floh den Weg zurück, auf dem er gekommen.

Die Leichen und Verwundeten wurden von der Polizei nach San Fernando gebracht, die letzteren fanden alle mögliche Pflege im Hospital. Ich reiste von Port of Spain hin um sie zu besuchen und so viel wie möglich zu trösten. Mehrere von ihnen starben noch an ihren Wunden.

Dieser traurige Ausgang des Festes erfüllte selbstverständlich die Leute mit großem Schrecken und ist seitdem das Muharram in friedlicher und vernünftiger Weise innerhalb der Grenzen der Plantagen gefeiert worden.

---

[1]) Wörtlich: Große Königin, indischer Name für die Königin von England.
[2]) Soviel wie Bürgermeister.

Drei Scenen aus dem göttlichen Drama der Missionsarbeit in Indien.[1])

I. Scene

Zeit der Handlung ist das Jahr 1813. Dies ist ein kritisches Jahr für die Mission in Indien. Ehe es zu Ende geht, muß es sich entschieden haben, ob es den christlichen Missionaren erlaubt wird, in Indien das Evangelium zu predigen oder nicht. Vor dem Jahre 1813 zwang sie die Feindschaft der englischen Behörden, sich gleichsam durch die Hinterthür ins Land zu schleichen. Carey z. B. mußte sich unter den Schutz des Gouverneurs der dänischen Niederlassung in Sirampur stellen, um der Demütigung zu entgehen, als gefährlicher Aufrührer von seinen eignen Landsleuten aus Indien ausgewiesen zu werden. Und Adoniram Judson wurde in dem Augenblicke, wo er von Amerika kommend an der Küste Indiens landete, als ein straffälliger Missionar ergriffen und an Bord eines Schiffes gebracht, welches ihn auf den Schauplatz seiner späteren Thätigkeit, nach Birma führte. So lag 20 Jahre lang von 1793, dem Datum von Careys Ankunft in Kalkutta, bis 1813 das Evangelium in Indien unter dem Bann. Die härtesten Strafen waren denen gedroht, welche es wagen würden, ohne Erlaubnis das Evangelium zu verkündigen. Als Henri Martin, welcher Regierungsgeistlicher für die Europäer in Indien war, es wagte, mit den Pandits und Maulwies in Patna und Cawnpur religiöse Materien zu besprechen, bekam er von dem Befehlshaber seiner Heeresabteilung heftige Vorwürfe, daß er die Befugnisse seiner Stellung überschritte. Der Grund der Feindschaft der ostindischen Gesellschaft war die nichtswertige Behauptung, daß die Predigt des Evangeliums die Eingebornen zu offener Empörung reizen würde. Diese Opposition beschränkte sich aber nicht nur auf die Angestellten der Handelskompanie in Indien, auch in England erregte sie heftigen Kampf. Sydney Smith, der witzige Theologe, versuchte die Missionsbewegung durch seinen berühmten Hohn niederzuschlagen; heimgekehrte Anglo-Indier traten mit der Behauptung auf, daß der Hinduismus für Indien eine bessere Religion wäre, als das Christentum je sein könne; im Unterhause wurde aufs heftigste dafür gestritten, daß, im Fall die gesetzgebende Versammlung das Gesetz über die Freiheit des christlichen Bekenntnisses für Indien durchgehen ließe, man die augenblickliche Ermordung aller Europäer in diesem Lande mit der größten Bestimmtheit erwarten müsse.

Aber — Gott erweckt sich einen Streiter für die Mission! Am 22. Juni 1813 werden die Freibriefe der Ostindischen Kompanie dem Hause der Gemeinen vorgelegt, um von neuem bestätigt zu werden; Wilberforce sitzt auf seinem Platze als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung. Er erhebt sich, um gewisse Klauseln in den neuen Freibriefen zu verteidigen, welche man zu dem Zweck hinzugefügt hat, christlichen Missionaren in Indien die Freiheit zu predigen und zu lehren, zu gewähren. Bei Erfüllung dieser verantwortungsvollen Pflicht schlägt er alle gegen diese „frommen Klauseln“, wie man sie cynisch nennt, erhobenen Einwendungen siegreich zurück. Er zeigt, wie diese

---

[1]) Ch. M. Int. 1891, 881.

Einwände des englischen Volkes unwürdig sind und beweist, daß sie ihren Quell einzig und allein in der Unwissenheit des einen und der Selbstsucht des andern haben. Er führt eine Autorität nach der andern ins Treffen, um seinen Zuhöhrern die wachsende geistige Entartung der Eingebornen Indiens vor Augen zu stellen; er schildert die an diesen Hilflosen verübten Grausamkeiten und die zum Himmel schreiende Not, welche Besserung und Abhilfe fordert. Er führt seinen Zuhörern die moralische Verpflichtung Englands als der herrschenden Macht in Indien zu Gemüte; zum Schluß wendet er sich mit der begeisternden Aufforderung an seine Mitgesetzgeber, doch den Geist der Freiheit nicht zu beschimpfen, indem sie die Freiheit der Männer beschränken, deren einziges Verlangen es ist, die Friedenslehre Jesu Christi zu verkündigen; er rief sie auf, eine Ungerechtigkeit unserer Vorväter gegen die Religion nicht zu verewigen, nur weil eine Anzahl gewinnsüchtiger Kaufleute den Verlust ihrer Dividende befürchten; er bittet sie, den Namen Gottes nicht dadurch zu entehren, daß sie ein Gesetz durchgehen lassen, welches aufs deutlichste bekunden würde, daß Gott wohl berechtigt wäre, vom englischen Volke in ihrem eignen Lande Verehrung zu fordern, aber nicht von den Heiden Indiens.

Der Erfolg dieser edlen Fürsprache Wilberforces und seiner Gesinnungsgenossen in dieser denkwürdigen Sitzung war, daß das Unterhaus, als es die Freibriefe der Ostindischen Kompanie erneuerte, sich weigerte, es fürder für strafbar zu erklären, wenn jemand nach Indien ginge und dort frei offen bekennte, daß er Jesus Christus liebe und ihm gehorche, und daß er nur gekommen sei, um das indische Volk zu überreden, ihn auch zu lieben und ihm zu gehorchen. Hinfort enthielt das Schriftstück, welches der Ostindischen Kompanie ihre Handelsfreiheiten gewährleistete, auch dieses Gesetz: „Es ist die Pflicht unseres Landes, das Interresse und das Wohlsein der Eingebornen in den britischen Besitzungen in Indien zu fördern; es müssen Maßregeln ergriffen werden, welche dahin zielen, ihnen sowohl nützliche Kenntnisse als auch religiöse und sittliche Förderung zu teil werden zu lassen. Durch Gesetze soll denen, welche nach Indien gehen und dort bleiben wollen, um diese wohlthätigen Absichten auszuführen, jede mögliche Erleichterung und Förderung gewährleistet werden.“

II. Scene[1])

Zeit der Handlung ist der 28. Nov. 1814; Ort derselben: ein „ghât“ oder Landungsplatz am Hugly bei Kalkutta. Die Stufen des „ghât“ steigt ein ruhig würdevoll aussehender Mann hinan, welcher soeben aus England angekommen ist. Er ist in der That eine wichtige Persönlichkeit, aber man hat sich entschieden, ihn nicht offiziell zu empfangen, weil das die argwöhnischen Eingebornen aufregen könnte. Wer ist der neue Ankömmling? Es ist ein Bischof — der erste evangelische Bischof, den Indien je gesehen hat. Es ist gut, daß man bei seiner Ankunft kein Aufsehen gemacht hat, denn es giebt bangende Herzen in der anglo-indischen Beamtenschaft, welche warten und wachen, welche Folgen dieses neue, kühne Experiment wohl haben könnte. Aber diese amtliche Beängstigung ist unnütz. Die Gegenwart des „bara Coro Bishop

---

[1]) Vom nichtbischöflichen deutschen Standpunkte aus erscheint das hier geschilderte Ereignis nicht so epochemachend. D. H.

sahib" erweckt keinen leidenschaftlichen Zorn in der Brust des Hindu. Und wenn der Ankömmling sein weißes Ärmelkleid anzieht und seinen bischöflichen Amtshandlungen nachgeht, da ertönt kein wilder Ruf „zu den Waffen!" Im Gegenteil ist er Gegenstand freundlichsten Interesses für die Eingebornen und zahllos sind die tiefen Verbeugungen und demütigen Saláms, welche ihn begrüßen, wo er sich sehen läßt. Wahr ist es, in der Provinz Madras giebt es Schrecken, als seine Lordschaft die Absicht kund giebt, die Kapläne dort zu besuchen. Aber die Furcht ist in englischen Herzen. Nicht ein Eingeborner ist gegen ihn; nur die Engländer sind gegen ihn, weil das Blutbad von Vellore noch zu frisch in ihrem Gedächtnis ist. Wenn der bischöfliche Besuch in Madras ausgeführt wird, so mögen die Engländer den Bischof meiden, wenn sie wollen, aber die Brahmanen suchen ihn auf, bezeugen ihm ihre tiefe Ehrfurcht, zeigen ihm ihre Tempel und bitten ihn schließlich, sich bei der großen „John Company" für sie zu verwenden, damit sie eine größere Revenue für ihren Tempel ausgezahlt bekommen.

Am Weihnachtstage 1814 hielt der Bischof seine erste Predigt in Kalkutta vor einer Versammlung von 1300 Personen und reichte 160 Kommunikanten das heilige Abendmahl, sicherlich Beweis genug, daß in Indien Europäer genug waren, welche wenigstens eines Bischofs zur regelmäßigen Verwaltung des Oberhirtenamtes bedurften; und dennoch hatte es denen, die Indiens Bedürfnisse am besten kannten, einen harten Kampf gekostet, nur die Erlaubnis zu erlangen, daß sich ein Bischof nach Indien begeben durfte.

Als das gefürchtete Experiment, einen evangelischen Bischof nach Indien zu senden, gemacht worden war, und als kein Aufstand der Bevölkerung auf die Predigt der „blutigen Lehre" der Missionare (wie ein abgeschmackter Flugblattschreiber sie nannte) gefolgt war, da gewann die Sache des evangelischen Christentums ihren ruhigen Lauf. Schulen wurden eröffnet, Druckerpressen aufgestellt, um die heilige Schrift in den einheimischen Sprachen zu drucken; die Zahl der Kirchen wurde vervielfältigt; die Konvertiten mehrten sich so, daß das Missionswerk in Indien, statt nur geduldet zu werden, bald der anerkannte, ja der gesuchte Bundesgenosse der Beamten, der Untergouverneure, der Obergouverneure wurde. „Legt eine christliche Missionsstation in Lucknow an" bat sterbend Sir Henri Lawrence, der erste Statthalter der eben annektierten Provinz Audh. Und als dann Sir Robert Montgomery auf diesen Posten berufen wurde, schrieb er an die Kirchl. Miss.-G.: „Als Sir Henri Lawrence Nachfolger habe ich das Vorrecht, seine dringende Bitte wiederholen zu dürfen."

So erblicken wir am Schluß unserer zweiten Scene das Christentum in Indien nicht mehr als eine Bewegung, der man mit Argwohn und Mißtrauen begegnet, sondern als eine anerkannte Macht, deren Hilfe von den Amtsnachfolgern derer gesucht wird, welche nur zu bereit waren, das Christentum bei seinem ersten Kommen in das Land als überaus verderblich mit lautem Geschrei wieder auszutreiben.

III. Scene.

Zeit — das Jahr der Gnade 1891. Ort — das Redaktionszimmer des Herausgebers der „Times". Ein wichtiges Ereignis hat sich soeben in

Indien zugetragen. Man hat eine Volkszählung vorgenommen. Und nun sitzt der Redakteur unserer leitenden englischen Zeitung und will der europäischen Welt über diese Zählung Bericht erstatten. Zuerst spricht er von der gewaltigen Aufgabe, ein solches Volksgewimmel zählen zu wollen. Dann teilt er uns das Resultat der Zählung mit. In einem späteren Artikel bespricht er die Fortschritte des Christentums in Indien, wie sie die Ergebnisse der Volkszählung uns vor Augen stellen; einige specielle Mitteilungen, welche der Herausgeber der Times macht, sind sehr beachtenswert. Wir geben sie hier, wie wir sie der Nummer vom 7. Sept. 1891 entnehmen.

„Die Glieder der eingebornen Christengemeinde eines Bezirks werden, wir dürfen behaupten in der Regel, in der Kindheit besser versorgt, in der Jugend mit aller Rücksichtnahme auf das praktische Bedürfnis besser erzogen, in Krankheit besser gepflegt, in Zeiten des Mangels schneller und besser unterstützt, ihr Leben lang besser und beständiger versorgt und geleitet, als es sonst in irgend einer der arbeitenden Kasten geschieht.“ Dieses Zeugnis, wollen wir bemerken, stand in Beziehung auf einen früheren Bericht, welcher es aussprach, daß seit undenklichen Zeiten die Brahmanen die bevorzugte und mächtigste Kaste in Indien seien. Aber der Schreiber dieses Berichts bezeugt weiter, daß eine andere angesehene und bevorzugte Kaste sich in Indien erhebe, welche der alten Priesterkaste des Landes in bezug auf Einfluß und Ansehen die Spitze biete: diese neue und bevorzugte Kaste ist die eingeborne Christengemeinde. Was für eine Bedeutung dieser Ausspruch hat, mag man nach dem ermessen, was der Schreiber weiter sagt. Er schreibt: „Während unter der nichtchristlichen Bevölkerung nur 38 % der Knaben im schulpflichtigen Alter Unterricht empfangen, beträgt dieser Prozentsatz unter den Knaben der eingeb. Christen-Bevölkerung 61 %“.[1])

Weiter in bezug auf die höhere Schulbildung: „Bei den Examina der Madras Universität übertrafen sie (die eingeb. Christen) sogar die Brahmanen. Während von den Kandidaten der Christen 20 % das Examen bestanden, gelang es von den Kandidaten der Brahmanen nur 18½ %. Dies, so ruft die Times aus, offenbart uns eine wunderbare Veränderung in der Ordnung der Dinge!“

Aber das ist noch nicht alles. Der Schreiber hat noch mehr zu sagen, und jetzt spricht nicht nur die Times, sondern auch das Unterrichts-Departement der Präsidentschaft Madras. Die Times fährt fort: „Der Bericht über den öffentlichen Unterricht in Madras faßt die Lage der in betracht kommenden Verhältnisse in folgende gewichtige Worte zusammen — Worte, von welchen vor einer Generation sich wohl kein britischer Beamter träumen ließ, daß man sie von der eingeb. Christengemeinde gebrauchen könnte. „„Es steht unfraglich fest, daß diese Gemeinde, wenn sie mit Beständigkeit an der jetzigen Weise ihrer Lehrer festhält, bei den ungeheuren Vorzügen, welche ihre Lehranstalten besitzen, nach Verlauf eines Menschenalters in allen wichtigen Berufsarten, ja möglicherweise sogar in den industriellen Unternehmungen des Landes das Übergewicht gewonnen haben wird.““

---

[1]) Ich weiß nicht, ob die kathol. Christen hier mit eingeschlossen sind. Innerhalb der eingeb. kathol. Bevölkerung beträgt der Prozentsatz sicher nicht so viel. D. H.

Die Times fährt dann verwundert fort: „Dies ist eine Sachlage, wir müssen es wiederholen, welche vor einem Jahrhundert in einer indischen Präsidentschaft einfach unfaßbar gewesen wäre. Wenn heute noch Engländer oder Engländerinnen Neigung empfinden sollten zu bezweifeln, ob ihre Unterstützung der Mission in Indien auch Erfolge aufzuweisen hat, so mögen sie sich mit dem Gedanken trösten, daß, wenn auch die Erfolge nicht gerade solche sind, wie sie sie vielleicht erhofft hatten, diese solider und tiefer eingreifend sind, als die ersten Missionare der vorigen Generation je zu erwarten wagten."

Nach so einstimmigen Zeugnissen können wir uns den Versuch sparen, noch mehr von den Fortschritten des göttlichen Dramas der Mission in Indien vorzuführen. Der letzte Akt dieses wundervollen Dramas, wie er unsern Augen durch die Ergebnisse der letzten Volkszählung vorgestellt ist, könnte wohl genügen, auch den hartnäckigsten Unglauben an den Erfolg der christlichen Missionsthätigkeit zu überwinden und ihn überzeugen, daß in Indien wenigstens die gläubige Predigt des Evangeliums langsam aber sicher eine völlige Umgestaltung im Leben der Bevölkerung bewirkt. . . .

Festigkeit eines Heidenchristen.

In Tinnewelly (Südindien) wurde der einzige sechsjährige Sohn eines verwitweten Heidenchristen Namens Gurubatham todkrank. Da kein christlicher Arzt in der Nähe war, zog der Vater einen heidnischen sogen. Doktor zu Rate. Dieser erklärte: seine Medizin werde keinen Erfolg haben, wenn nicht zuvor der Gott versöhnt werde, welchen Gurubatham früher angebetet. Er verlangte keine bedeutende Sühne, nur eine halbe Rupie zu einem Opfer für den Gott. Als der Vater sich standhaft weigerte, das Opfer zu bringen, erklärten die Verwandten sich bereit, es für ihn zu zahlen, er solle es dann nur dem Gotte reichen. „Sprich nur ein Wort und die Sache ist abgemacht." Aber Gurubatham erklärte: „ich spreche dieses eine Wort nicht, ich gebe dem Götzen kein Opfer." Unterdes wurde das Kind kränker und kränker, der Doktor und die Verwandten setzten dem Vater aufs härteste zu und sagten ihm, er trage die Schuld an des Kindes Tod, wenn er das kleine Opfer nicht bringe oder bringen lasse. Aber er blieb unbeweglich und sprach: „der Gott, dem ich jetzt diene, ist der eine wahrhaftige Gott, in seine Hand lege ich das Leben meines Sohnes." Dann betete er vor ihnen allen: „Herr Jesu Christ, wenn du willst, du kannst meinem Sohne das Leben erhalten. Ich werde nimmer den Teufeln opfern. Dies Opfer bringe ich dir." Und mit diesen Worten legte er eine Rupie in eine kleine Sammelbüchse, die er in seinem Hause hatte, schickte den heidnischen Doktor fort und rief den christlichen Katechisten, um mit diesem zusammen für das Kind zu beten. Langsam genas dasselbe und vor der versammelten Gemeinde pries der Vater Gott für die großen Dinge, die er an ihm und seinem Sohne gethan habe (Miss. Her. 1891, 381).

# Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 3. Mai. 1892.

Biblische Ansprache über Jesaias 42, 1—4.[1])

Von General-Superintendent Textor in Magdeburg.

Daß heutzutage nicht Friedenszeit ist, sondern Kampfeszeit, ein mehr als gewöhnliches Brennen des ersten und notwendigsten, zugleich des höchsten und schwersten Kampfes, den diese Erde kennt, das wissen wir alle, die wir hier versammelt sind. Gottlob, wir wissen auf Grund des Wortes, das unseres Fußes Leuchte ist, und ein Licht auf allen unseren Wegen, auch ganz bestimmt, wer in diesem Kampfe schließlich siegen wird. Die heil. Schrift zeugt davon auf allen ihren Blättern, von Genesis 3 an: „Er wird dir den Kopf zertreten, und du wirst ihn in die Ferse stechen", bis zum letzten Kapitel der Apokalypse. Aber der Weg zu diesem Siege geht nicht selten durch zeitweises scheinbares Unterliegen. Das Reich Gottes hat immer wieder Zeiten gekannt, wie die, da ein Elias klagte: „Ich bin allein übergeblieben," da die Tochter Zion dem Propheten Jesaias erschien wie ein Häuslein im Weinberge, wie eine Nachthütte in den Kürbisgärten. Ob wir auch gegenwärtig einer solchen Zeit entgegengehen, das wissen wir nicht. Die Finsternis hat breiten Raum in unserem Volke gewonnen, und das tiefe Gefühl: „So kanns nicht weiter gehen", durchdringt uns beim Blick auf viele Verhältnisse. Gottlob denn, daß neben den Feuerzeichen aus dem Abgrunde auch die Lichtzeichen von oben nicht fehlen, die uns bezeugen, Er, der da spricht: „Ich bin das Licht der Welt", er sitzt noch im Regiment, er hat auch unter uns noch seine 7000, die ihre Knie nicht gebeugt haben vor Baal, und sein Reich ist auch heutzutage noch eine Macht, die selbst die Welt anerkennen muß. Ich bitte euch, meine Brüder, laßt uns in unserer Arbeit keine Pessimisten sein; laßt uns nie wähnen: Wir arbeiten vergeblich, vielmehr stets festhalten: „das Reich muß uns doch bleiben". Daß wir das können, dafür zeugt uns heute diese Versammlung, dafür zeugt täglich das Lichtzeichen der Mission, um das wir uns in diesen Stunden sammeln wollen.

Ja die Mission ein Lichtzeichen, ein Lebenszeichen, vielleicht das hellste und kräftigste in dieser sonst vielfach so dunkeln und toten Zeit; Gott sei Lob und Dank, daß wir das sagen dürfen! Selbst die Welt kann sie in ihrer Bedeutung nicht übersehen; sie will sogar hie und da mit arbeiten. Und ich meine, wenn sie dabei in ihren Schranken bleibt, dann soll uns auch ihre Hilfe willkommen sein. Ich sage: Wenn sie in

[1]) Gehalten auf der diesjährigen Provinzial-Missionskonferenz zu Halle am 23. Februar.

ihren Schranken bleibt! Denn, meine Brüder, das laßt uns festhalten, daß wir, — laßt mich bildlich reden, zugleich im Hinblick auf Johannis 4, — daß wir mit jenen Hirten zu Isaaks Zeit, die einen Brunnen lebendigen Wassers gefunden hatten, „dies Wasser ist unser!“ sprechen.

Ja: dies Wasser ist unser! Ists wirklich, meine Brüder? Ists auch dein und mein? Ich soll euch zu Beginn unserer Konferenz eine biblische Ansprache halten; was soll denn ihr Zweck und Inhalt sein? Soll ich uns den Missionsbefehl von neuem einschärfen, oder unsere Missionsfreudigkeit zu erhöhen suchen? Ich denke, unsere Missionspflicht und auch die Freude an dieser Arbeit, beides kennen und haben wir. Was hätte uns sonst hierher geführt? Aber sind wir dieser Freude auch wert, und gehören wir wirklich zu denen, welche der Herr in diesem Dienste brauchen kann? Ich meine, alle Missionsarbeit, auch unsere heutige, ist ein Gottesdienst, ein Lob- und Dankopfer, das wir dem Herrn darbringen, der sich selbst für uns geopfert hat. Und jener alttestamentliche Befehl: „Heiliget euch zum Opfer, zum Gottesdienst;“ er gilt in noch höherem Sinne für die Kinder des Neuen Testaments. Und so fasse ich denn auch die Aufgabe meiner Ansprache: Wir wollen uns zuerst heiligen zum Opfer, zum Gottesdienst durch die ganz persönliche Aneignung des Gotteswortes. Wie wir jeden Sonntagsgottesdienst beginnen mit Sündenbekenntnis und Absolution, so soll uns für den gegenwärtigen Gottesdienst, wills Gott, meine heutige Ansprache beides bieten, und das Gotteswort unseres Textes leite uns dabei.

Daß dies Wort eine messianische Weissagung enthalte, das wird im Neuen Testamente Matthäi 12 ausdrücklich anerkannt. Nun ist in diesem Texte viel von dem Recht die Rede, das der Messias auf Erden anrichten oder festsetzen werde. Was ist denn das für ein Recht? Wir sind seit vielen Jahrhunderten ein christliches Volk; ist dieses Recht bei uns in Geltung? Kennen wirs überhaupt, dies ganz eigentümliche und neue Recht, welches unser Herr auf diese Erde gebracht? Kennen wirs aus der persönlichsten Erfahrung unserer eigenen Herzen? Zugleich heißt es auch, der Herr werde dies Recht unter die Heiden bringen, und die Inseln werden auf sein Gesetz warten. Das ist also die Aufgabe, zu der wir uns heute hier sammeln und stärken wollen: das Recht Jesu unter die Heiden zu bringen. Wie könnten wirs, wenn wir nicht zuvor selber unter diesem Rechte ständen, und gerade darin anbeteten die Macht der Liebe, die sich in Jesu offenbart?

Also was ists für ein Recht, das unser Herr auf Erden angerichtet hat? Jedenfalls, — das wissen wir alle, — kein bloß menschliches, sondern ein Gottesrecht. Ja wenn wir nur in unseren Herzen williger wären, Gottes Recht in allem anzuerkennen, wir würden sicher weniger streiten um unser Recht, wir würden überhaupt viel glücklicher sein. Es war einst des Teufels erster Betrug, daß er den Menschen vorlog, Gott hätte nicht recht, sie könnten selbst wissen, was gut und böse sei. Aber siehe, je mehr man bloß die eigene Klugheit fragte, was recht sei, desto mehr ist man noch zu jeder Zeit nicht bloß von der Wahrheit, sondern auch von der Wohlfahrt abgeirrt. Auf diese Weise sind die Menschen Heiden ge-

worden, und was gilt bei den Heiden nicht alles für Recht: Sklaverei, Vielweiberei, Kindermord, selbst bei den Gebildetsten!

Aber auch in Christenländern, auch wo die menschlichen Gesetze möglichst vollkommen sind, weil sie sich nämlich möglichst eng anschließen an Gottes Gebote, wie unvollkommen bleibt doch alles Menschenrecht! Wie viele grobe und schwere Verbrecher muß es ganz ungestört und ungestraft lassen! So wirds mit dem menschlichen Recht auch bleiben auf dieser Erde, wie viel man sich mühen mag, dasselbe zu verbessern. Gottes Recht, und darum wirklich wahres Recht kann überhaupt kein Mensch aufrichten, das kann nur einer, der Sohn Gottes selbst. „Er wird das Recht festsetzen auf Erden“, sagt unser Text.

Also was ist das näher für ein Recht? Nach menschlichen Gedanken ein gar sonderbares; ein Recht, nach dem die Zöllner und Sünder nicht selten mehr wert sein können, als die rechtschaffensten Pharisäer. Hier in unserem Texte steht eins von seinen wunderlichsten Geheimnissen: „Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen, und den glimmenden Docht wird er nicht auslöschen.“ Verstehst du das, mein Bruder, und wenn dus verstehst, betest du dies Recht auf den Knien an, und ist dirs viel köstlicher, als Gold und viel feines Gold? Man kann es ja nur verstehen, wenn man zuvor zwei andre Grundsätze des göttlichen Rechtes gründlich kennen gelernt.

Hört den ersten: Menschenrecht kennt Schuldige und Unschuldige; Gottes Recht nur Schuldige, Sünder ohne Unterschied, und zwar todeswürdige Sünder. Nur wer sich unter diesen göttlichen Rechtsgrundsatz beugt, und ihn auf sich persönlich anwendet, der kann für Jesu Recht ein Verständnis haben. Thust dus, mein Bruder? Und wenn dus thust, erkennst du dann auch den zweiten Grundsatz des göttlichen Rechtes an: Auf unserer Sünde ruht Gottes Fluch? Sie scheidet den Menschen von seinem Gott, und darum allein ist so viel Elend auf dieser Erde! Daß wir nur alles Elend mehr ansehen lernten als der Sünde Folge, und danach unsre Klagen berichtigten! Wir würden dann sicher viel weniger wider einander, viel mehr wider uns selbst und wider unsre Sünde murren. Ja erst wenn alle andere Klage schweigt vor dem einen großen Hauptjammer, der dann nicht wieder stille wird: „O meine Sünde, meine Sünde!“ dann haben wir das erste Hauptstück von Gottes Recht gelernt, jenes Hauptstück, das weiland der Zöllner kannte, als er von ferne stand, und seine Augen nicht aufheben wollte. Dann wird unser Herz, wie hier der Text sagt, ein zerstoßenes Rohr und ein glimmender Docht; dann aber haben wir auch ein Verständnis dafür, was das bedeutet, daß einer da ist, der sich des zerstoßenen Rohrs und des glimmenden Dochts freundlich annimmt. Dann, ja nur dann beginnt Jesu besonderes Recht, das Gnadenrecht.

„Das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und das glimmende Tocht wird er nicht auslöschen.“ Brüder, ein Recht, mehr zum Anbeten, als viel darüber zu sagen. Wer in seinem Leben eine Zeit gekannt, da alle eigene Herrlichkeit verging, und aller eigene Ruhm erblich; nur ein Fünkchen glomm noch in der Seele, das Rufen des Zöllners aus der

Tiefe, das Sehnen des verlorenen Sohnes nach dem Vaterhause: und dann war einer da, der das Verlangen des Elenden hörte, dem die Seufzer der schier ersterbenden Seele nicht zu wenig, der es sich als sein Recht erworben hat, den glimmenden Docht nicht auszulöschen, sondern zu pflegen und mit neuem Öl zu begießen, der das zerstoßene Rohr nicht zerbricht, sondern aufrichtet und stützt mit milder Gärtnerhand. Wer das erlebt, ja der betet dies Recht an.

Und wer es erlebt hat, und unter diesem Rechte steht, vielleicht schon viele Jahre, ach, die Glaubenslampen brennen nicht immer gleich hell. Wie manchen Abend liegen wir im Kämmerlein vor unserm Gott, und noch viel trüber, als das Lämplein auf dem Tisch brennt des Herzens Flamme. Und dann erfahren wir immer wieder, wir stehen vor dem, der das zerstoßene Rohr nicht zerbricht, und den glimmenden Docht nicht auslöscht! Seliges Recht! Selige Arbeit, es andern zu bringen und anzupreisen. Wer dies Recht selber genießt, der kanns ja nicht lassen, daß er nicht von seinem Glück zeugen sollte.

„Er wird dies Recht unter die Heiden bringen." O wie brauchen sies! Wie warten die Inseln auf ihn und auf sein Gesetz! Wir wollen mit dazu helfen, heute, alle Tage; wir müssens, denn er selbst wills, und wir selber stehen unter seinem Gnadenrecht. Du aber, du Freundlicher, du Auserwählter deines Vaters, du ewiger Gottessohn, laß dein Recht unsern Herzen leuchten heute und allezeit. Laß uns gleich dir nicht ermatten noch verzagen, bis dein Recht aller Orten auf Erden angerichtet sei! Amen.

Erinnerungen aus der westindischen Kulimission.

Von O. Flex.

III. Anfänge in Peru. San Fernando. Cedros. Die ersten Taufen. Chaguanas.

Bei der planmäßigen Einteilung der Missionsarbeit unter den Kulis und Bestimmung des Arbeitsgebietes war es stets mein Grundsatz, unter keinen Umständen mit schon bestehenden Missionen in Kollision zu kommen. Ich hatte während meiner Missionsthätigkeit in Indien aus eigener Erfahrung und Anschauung die überaus bedauernswerten Folgen kennen gelernt, welche ein Übergreifen der einen Mission in das Gebiet der andern mit sich bringt, besonders noch, wenn ein solches Übergreifen mit der ganz unverhohlen ausgesprochenen Intention des Proselytierens geschieht. Welch grenzenloser Wirrwar wird dadurch in den Gemütern der Bekehrten erzeugt! Eine streng durchgeführte Kirchenzucht und geistliche Disciplin wird beinahe zur Unmöglichkeit, wenn der gemaßregelte Bekehrte weiß, daß er bloß in das nächste Dorf zu gehen braucht, um von einer andern Mission mit offenen Armen aufgenommen zu werden — (ich denke hiebei besonders an die römisch-katholischen Missionare in Indien, welche durch das Propa-

gandamachen in Missionsgebieten, welche ihnen benachbart sind, unsägliche Übelstände schaffen). — Es galt also vor allen Dingen, sich mit den Missionaren der amerikanischen Gesellschaft in freundschaftliches Einvernehmen zu setzen und eine Einigung über die zu bearbeitenden Distrikte anzustreben. Beides machte in Trinidad nicht die geringste Schwierigkeit. Mr. Morton, der Leiter der amerikanischen Mission und alle seine Mitarbeiter begrüßten mich bei meinen Antrittsbesuchen bei ihnen mit der größten Liebenswürdigkeit und sprachen ihre aufrichtige Freude darüber aus, einen indischen Missionar mehr auf der Insel zu haben.

Die amerikanische Mission hatte ihren Hauptsitz in San José und San Fernando und bearbeitete von diesen Orten aus die umherliegenden Plantagen. Diese beiden Stationen lagen ungefähr im Mittelpunkt des nördlichen und des südlichen Teils der Insel, mir blieb also der ganze Westen mit der Hauptstadt Port of Spain, der Osten mit Arima, die ganze Südspitze der Insel mit Cedros und der noch unbesetzte Teil zwischen San José und San Fernando mit Chaguanas als Centralpunkt. Wahrlich ein großes Gebiet!

Was den westlichen Distrikt anlangt, so hätte der Gedanke nahe gelegen, die Hauptstadt Port of Spain zum Mittel- und Ausgangspunkt unserer Thätigkeit zu machen, da aber in der Stadt selbst fast gar keine Kulis wohnen, so beschlossen wir, unsere Arbeit in einer der in der Nähe der Stadt gelegenen Niederlassungen freier Kulis (vgl. Nr. 2) zu beginnen. Wir wählten also Peru.

Peru, nach der im Ort errichteten protestantischen Kirche auch St. Anne's genannt, liegt eine kleine halbe Stunde von der Stadt entfernt. Ein reizender Fahrweg führt nach demselben. Rechts liegt die Savannah, die herrliche, grasbedeckte Ebene mit Gruppen von Palmen und anderen Prachtexemplaren der westindischen Tropenwelt geziert; daran stößt der botanische Garten, in dem mit großem Kostenaufwand alles Wunderbare und Seltene der Pflanzenwelt in diesen Zonen gesammelt und gepflegt wird. Daneben erhebt sich der von einem ausgedehnten Park umgebene, großartige Palast des Gouverneurs der Insel, und unmittelbar dahinter türmen sich die Bergspitzen des Höhenzuges empor, welcher mit seinen gewaltigen Felsmassen und dichten Waldungen die Insel vor dem zerstörenden Andrang der Wogen des Oceans und den vom Norden her kommenden Stürmen schützt. Links vom Wege zieht sich eine Zuckerplantage hin, deren hohes Zuckerrohr auf der einen Seite und dicht zusammengewachsene Bambushecken auf der anderen mit ihrem erquickenden Grün die blendende Weiße des Weges und das grelle Sonnenlicht dem Auge erträglicher machen. Darüber hinaus schweift der Blick über das Meer. Die außerordentlich dünne und durchsichtige Luft läßt es geradezu aus der Landschaft heraustreten und nach dem Horizont zu immer höher werden, so daß es wie eine fast endlose sanft aufsteigende Ebene erscheint, welche in den am Hintergrunde wellig sich erhebenden dunklen Gebirgsmassen der Küste von Venezuela ihren Abschluß findet.

Unmittelbar am Eingang des Ortes liegt die Kaserne für das europäische Militär mit den Offizierswohnungen, Lazarett und andern dazu

gehörigen Baulichkeiten. Wohlhabendere Kreolen haben ihre im phantastischen Stil errichteten kleinen Villas hier, weil die Lokalität für gesund gehalten wird. Eine solche westindische Villa sieht gerade aus, als wenn sie ein Stück Laubsägearbeit wäre. Da man bei der tropischen Hitze stets Luftzug in den Räumen haben muß, so ist der obere Teil der Wände, welche aus Brettern bestehen, aus offenem Holzwerk hergestellt, in welchem die Holzsägekunst die wunderbarsten Arabesken und launenhaftesten Verzierungen angebracht hat.

Das Dorf selbst besteht aus den mehr oder weniger prätenziös angelegten Häusern und Hütten, in denen Kulis, Chinesen und Neger ihr Heim gegründet haben. Das Baumaterial ist meistens Holz und Bambus, nur die Dächer sind wunderbarerweise, nicht aus Gras, Stroh oder auch wie oft im Innern der Insel, aus dicht zusammengeflochtenen Palmenzweigen, sondern aus Platten von Eisenblech hergestellt! Man denke sich diese niedrigen, oft engen Hütten unter einer glühenden tropischen Sonne mit Wellenblech gedeckt! Ich habe es bei Krankenbesuchen, Haustaufen u. dgl. oft absolut in den Räumen nicht aushalten können, es ist gerade als wenn man in einen glühenden Backofen käme. Die Neger und Indier könnens eben ertragen, auch leben sie den Tag über mehr im Freien. Der Grund für dieses absonderliche Bedeckungsmaterial liegt in seiner Haltbarkeit und Billigkeit. Während ein Gras- oder Strohdach bei dem feuchten Klima alle Jahre gewechselt werden muß, so hält ein solches Blechdach jahrelang.

Außer unserer protestantischen Kirche hat der Ort eine römisch-katholische Kapelle und zwei Hindutempel.

Wie überall auf der Insel so ist auch in Peru leider ein Überfluß von Branntwein- und Bierläden, deren Besitzer meistens Chinesen und Indier sind. Die Regierung hat diese Läden außerordentlich hoch besteuert, um ein Überhandnehmen derselben zu verhindern und der immer mehr um sich greifenden Trunksucht zu steuern, aber ohne Erfolg. Der Erlaubnisschein zur Errichtung eines Ladens für geistige Getränke ist bis zu 200 Pfd. = 4000 Mark erhöht worden, und trotzdem entstehen an allen Straßenecken neue grogshops, ein Beweis, daß der Konsum die Kosten reichlich decken muß.

Ich begann meine Arbeit damit, daß ich jede indische Familie im Ort aufsuchte, um zu allererst die persönliche Bekanntschaft der Leute zu machen und zugleich eine Idee von der Anzahl der Kinder zu bekommen, die später zur Schule herangezogen werden konnten. Ich wurde überall, sobald die Kulis hörten, daß ich aus ihrer Heimat kam, mit freundlichen Gesichtern empfangen und als ich ihnen sagte, daß ich nächsten Sonntag den ersten Hindigottesdienst in der Ortskirche halten würde, so versprachen die meisten, zu kommen. Ich kündigte also am Sonntag morgen im Englischen Gottesdienst ab, daß von heut ab regelmäßig alle Sonntag nachmittag ein Missionsgottesdienst in Hindi für die heidnischen Kulis abgehalten werden würde und empfahl diese neue Arbeit der Fürbitte der Gemeinde. Das Neue zieht ja stets an, so war auch am Nachmittag die Kirche gedrängt voll, nicht nur eine Menge von Kulis waren gekommen

sondern auch einige Hindufrauen und Kinder und eine große Anzahl Kreolen. Da die heidnischen Kulis selbstverständlich keine christlichen Lieder in der Hindisprache kannten, so bat ich die anwesenden Kreolen, ein englisches Lied zur Eröffnung zu singen. Dies geschah, und nach einem einleitenden Gebet und einem zweiten Liede redete ich die Zuhörer in Hindi an, erklärte ihnen den Zweck der Missionsarbeit, das Wesen des Christentums, predigte ihnen den auch für sie gestorbenen und auferstandenen Heiland und forderte sie zum Schluß auf, sich mit mir im Gebet zum alleinigen, wahren Gott, den Param Ishwar[1]), den ja auch sie verehren, zu vereinigen. Ein englisches Schlußlied und der Segen in Hindi beendeten die Feier. — Von da an wurden diese Gottesdienste regelmäßig gehalten und im ganzen gut besucht

Um das unbequeme englische Singen zu beseitigen, suchte ich nun überall nach Leuten, welche christliche Bhajans[2]) kannten und singen konnten und die Native Instrumente dazu zu spielen verstanden. Durch Gottes gnädige Fügung fand ich bald das Gesuchte. Unter dem Beamtenpersonal des Einwanderungsbureaus entdeckte ich einen jungen Dolmetscher, der schon vor Jahren sich hatte taufen lassen und mit einigen seiner indischen Freunde diese Bhajans zu seinem Vergnügen sang. Ich lud ihn natürlich dringend ein, in den Hindigottesdiensten zu singen. Er that es gern, und als ich ihm die Schwierigkeit wegen der musikalischen Begleitung mitteilte, versprach er, unter seinen Bekannten Erkundigungen anzustellen und wenn irgend möglich schon nächsten Sonntag einige Spieler mitzubringen. Zu unserer aller großen Freude erschien er am folgenden Sonntag nachmittag mit drei Musikern, welche ihre Ektar, Sarangi, Dhabla — Namen von indischen Instrumenten — und Schellen mitbrachten. Mein junger Freund, er hieß Samuel, hatte drei Lieder mit ihnen eingeübt und es war nicht nur interessant, sondern wirklich herzerquickend zu sehen, welchen Eindruck diese Hindilieder auf die Versammlung machten; nun war der ganze Gottesdienst echt indisch von Anfang bis Ende.

Der nächste Gegenstand meiner Sorge war die Errichtung einer Hindischule in Peru. Mehrere Kulikinder besuchten die englische Schule im Ort, die Mehrzahl aber lief ohne allen Unterricht umher und als ich die Leute bei meinen Besuchen auf die Notwendigkeit aufmerksam machte, ihre Kinder doch wenigstens Lesen und Schreiben lernen zu lassen, so erwiderten die meisten, sie hätten kein Geld, ihre Kinder in die englische Schule zu schicken und Hindischulen gäbe es ja nicht. Ich mußte also um jeden Preis eine Schule haben. Aber woher einen Schulmeister nehmen, denn ich konnte bei meinen vielseitigen andern Arbeiten höchstens den Religionsunterricht übernehmen! Auch diese Sorge wurde zum Gegenstand innigen Gebets gemacht und der Herr sandte mir den Mann, den ich brauchte.

Eines Tages stehe ich in einer der Seitengassen von Peru und rede mit einigen Kulis über das Christentum. Da bemerke ich, daß einer der

---

[1]) Param = groß, Ishwar = Gott.
[2]) Bhajans sind religiöse Lieder.

Zuhörer, ein junger, intelligent aussehender Mensch, in moderne europäische Tracht gekleidet, bei meinen Worten verständnisvoll mit dem Kopf nickt und mehrere Male sein: han Sahib, sach bat hai = ja Herr, so ist es — dazwischen wirft.

„Kennst du die Lehren des Christentums?" frage ich ihn endlich.

„Ja, Herr, ich bin Christ."

Es stellte sich nun heraus, daß der Mann schon als Knabe in Indien getauft, dort in einer Missionsschule erzogen worden und später mit seinem Bruder nach Trinidad ausgewandert war. Beider Kontrakt war abgelaufen, sein Bruder hatte eine Anstellung als Dolmetscher im Gerichtshof von Arima gefunden und er war nach Port of Spain gekommen, um da eine für ihn passende Stelle zu suchen.

„Heureka"! hieß es hier. „Wollen Sie Hindischulmeister hier im Dorf werden?" fragte ich ihn. „Können Sie Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen und den Katechismus in Hindi unterrichten?"

„Gewiß" erwiderte er rasch, „und ich werde mich freuen, eine solche Arbeit zu bekommen."

Ich nahm ihn mit nach Hause, prüfte ihn und fand ihn vollständig fähig, die Schule zu übernehmen.

Ohne Zögern wurden nun alle Vorbereitungen für den Anfang des Unterrichts getroffen. Da ich noch keine Schulbücher in Hindi hatte, denn all diese Bücher mußten erst von Kalkutta in Indien verschrieben werden, so bat ich die amerikanischen Missionare gleich um den ersten Liebesdienst, nämlich mir mit den nötigen Schulutensilien auszuhelfen, bis ich dieselben von Indien bekommen könne. Mit der größten Bereitwilligkeit willfahrten sie meiner Bitte. Wir, ich und der neue Lehrer, gingen wieder von Haus zu Haus und schrieben die Namen aller Kinder auf, welche zur Schule kommen konnten, und als die Eltern hörten, daß sie vorderhand kein Schulgeld bezahlen sollten, so waren sie froh, ihre Kinder zu senden. In Ermangelung eines passenden Gebäudes wurde die Kirche St. Anne's als Schule benutzt. Schon am nächsten Montag begann der Unterricht.

Um mit den Kindern in geistigen Verkehr zu treten, behielt ich mir die Erteilung des Religionsunterrichts vor. Jede Woche zweimal fuhren ich und meine Frau, oft von unsern Kindern begleitet hinaus und während eins von uns in der Schule biblische Geschichte und Katechismus lehrte, gingen die andern im Dorf umher, um die Leute zu besuchen. Das Familienleben spielt bei den Hindus die allerwichtigste Rolle und ist es von der größten Bedeutung für ihre christliche Zukunft, ihnen wirklich christliches Familienleben vor Augen zu führen; ich nahm daher nicht nur an den Sonntagen meine Frau und Kinder mit in den Hindigottesdienst und zu den Hausbesuchen, sondern lud auch die Leute stets ein, uns zu besuchen, eine Einladung, der von vielen, besonders Frauen und Kindern, Folge geleistet wurde; den besten und durchschlagendsten Erfolg in dieser Beziehung erzielten wir durch die Feier unseres ersten Weihnachtsfestes.

Englische und deutsche Freunde, denen die Förderung des Missionswerkes unter den Kulis am Herzen lag, hatten uns zu einer Weihnachtsbescherung für die Schulkinder reichlich mit Geld und Gaben versorgt.

In der Veranda meines Hauses wurde eine lange Tafel gedeckt und für jedes Kind Geschenke und Süßigkeiten aufgebaut. In langem Zuge kamen sie unter Anführung ihres Lehrers, einige auch von ihren Müttern begleitet, zur bestimmten Stunde anmarschiert. Nachdem sie ein christliches Weihnachtslied, welches schon seit mehreren Wochen eingeübt worden war, in Hindi gesungen hatten, erklärte ich ihnen die Bedeutung des Festes und legte sie alle im Gebet an das Herz des auch für sie geborenen Heilandes. Groß war der Jubel und die Überraschung der Kleinen, als nun jedes von ihnen an seinen bestimmten Platz geführt wurde, und hörte daß die vor ihnen aufgehäuften Herrlichkeiten wirklich ihr Eigentum sein sollten. Die Neger- und Kreolenfrauen, welche so etwas in ihrem Leben noch nicht gesehen hatten, strömten von allen Seiten herbei, schlugen die Hände über dem Kopf zusammen, schleppten auch ihre Kinder heran, und bald wogte es bunt durcheinander von schwarzen, braunen und weißen Gestalten, deren laute Freude das ganze Haus erfüllte, und nicht abnahm, bis die untergehende Sonne zur Heimkehr mahnte.

Diese festliche Feier mußte den Kulis den Eindruck gegeben haben, daß wir es wirklich gut mit ihren Kindern meinten, denn rückhaltslos gingen sie auf meine weiteren Pläne in Beziehung auf die weitere Fortbildung derselben ein und nach wenigen Wochen hatte ich schon die große Freude, zwei von den kleinen Schülern taufen zu können, Bruder und Schwester, denen bald nachher noch eine ältere Schwester folgte.

Bei dem gänzlichen Mangel an Hilfskräften schien es mir nun von der größten Wichtigkeit, junge Leute zu finden, welche ich zu Katechisten und Lehrern heranbilden konnte. Die Angelegenheit war mit großen Schwierigkeiten verbunden, denn die meisten Jünglinge, die ich bis dahin kennen gelernt und die mir für diese Thätigkeit geeignet schienen, waren den ganzen Tag über oft bis spät in die Nacht hinein auf den Plantagen beschäftigt und da ich ihnen aus Mangel an Fonds keinen Ersatz für den Verlust ihrer Arbeit bieten konnte, so schien es unmöglich, den Plan auszuführen. Ich ruhte jedoch nicht und fand endlich vier junge Leute, die sich bereit erklärten, sich unterrichten zu lassen, unter der Bedingung, daß ihre Pflanzer ihnen nichts am Lohn abzögen. Ich nahm daher mit den betreffenden Herren Rücksprache und bat sie, den Jünglingen an zwei Nachmittagen in der Woche je zwei Stunden frei zu geben. Man verstand und schätzte meinen Plan und willigte ein. Somit nahm die Katechisten-Klasse ihren Anfang, und mit derselben fand vorderhand der Arbeitsplan für Peru seinen Abschluß.

Während in der oben beschriebenen Weise sich unsere Thätigkeit im Westen von Port of Spain allmählich entwickelte, hatte ich den zweiten Hauptpunkt unserer Mission, Cedros, auch schon in Angriff genommen. Es ist das der Name der Südspitze der Insel Trinidad, welche ich in Nr. 1 erwähnt habe. Die Anfänge meiner Arbeit hier gestalteten sich insofern schwieriger, als ich kein Haus dort fand, in welchem ich mich während meines Besuches, der selbstverständlich tagelang währen mußte, hätte aufhalten können. Wir hatten zwar eine Kirche am Landungsplatze, die ich für Kuligottesdienste benutzen, aber in der ich nicht wohnen konnte.

Aus dieser großen Verlegenheit half mir nun der in Nr. 1 mehrfach erwähnte, liebenswürdige und, wie sich meine Leser erinnern werden, höchst originelle Dr. Simpson, indem er mir sein Haus zur Verfügung stellte. Dr. Simpson war Junggesell und fast den ganzen Tag von Hause abwesend, so daß ich ohne alle Einschränkung meiner Arbeit nachgehen und nach Hause kommen konnte, wann ich wollte. Dabei war mein Gastfreund nicht einmal Mitglied der Staatskirche, er war seiner Nationalität nach Amerikaner und gehörte der presbyterianischen Denomination an, das hinderte ihn aber nicht, mir in jeder nur erdenklichen Weise bei meiner Missionsthätigkeit behilflich zu sein.

Da der Süden der Insel bisher von der Regierung fast ganz vernachlässigt war, so gab es auch keine Wege, um dahin zu gelangen, man fuhr also per Dampfer nach Cedros und gehörten diese Fahrten zu den schönsten und interessantesten Touren, die ich während meines Aufenthalts auf der Insel gemacht habe. Die Boote fahren an der Küste entlang und gewähren somit während der ganzen Reise einen vollständigen Überblick über die stets wechselnde und überall in tropischer Üppigkeit prangende Uferscenerie auf der einen Seite und auf der andern die entzückende Fernsicht über das Meer, welches hier gerade sehr belebt ist, denn dies ist die Fahrstraße für die zwischen der Insel und Südamerika verkehrenden Schiffe. Am Horizont taucht die Küste des südamerikanischen Festlandes auf und die täglich zweimal wiederkehrende Flut schwemmt allerlei Gräser und Holzwerk ans Ufer, welche von der Küste Venezuelas herübergetrieben werden.

Das Landschaftsbild ist zu Anfang etwas einförmig, die Küste flach und meilenweit mit der überaus üppig wuchernden Vegetation von Mangroves bedeckt. Endlich kommen die Hügel von San Fernando in Sicht. Wie ein duftender Blütenstrauß steigt die Stadt aus dem dunkelgrünen Wasserbett empor. Umgeben von dichten Baumgruppen, welche das ganze Jahr hindurch frisch grün, Blüten und Früchte tragen, denn in diesen Zonen kennt man keinen Winter, jeder Baum hat seine eigene Zeit zum blühen, so daß, wenn der eine seine Blätter abwirft, der andere schon wieder Knospen ansetzt, ein anderer in voller Blüte steht und wieder ein anderer seine Früchte reift, die Lianen und Schlinggewächse, welche die Bäume guirlandenhaft miteinander verbinden, stehen stets abwechselnd in Blüte und die wunderbaren Orchideen, welche nichts als ein Stück Baumrinde, Tropenluft und Glutsonne zu ihrem Leben brauchen, schimmern überall in ihrer wunderbaren Blütenpracht hervor. Die mit den buntesten Farben bemalten Häuser lehnen sich an einen hohen, ebenfalls dicht belaubten Hügel an, und steigen terrassenförmig wie eine schillernd glänzende Pyramide höher und höher, bis sich ihre Dächer in den Wipfeln der gewaltigen Baumriesen, die sie noch hoch überragen, verlieren.

Der Dampfer hält hier einige Zeit an. Als ich das erstemal hieher kam, unterzog ich die Stadt einer eingehenderen Besichtigung und trat natürlich auch in die Kirche ein. Ich war nicht wenig überrascht, an den Seitenwänden derselben zwei Grabdenkmäler von deutschen Predigern zu finden. Auf meine Frage, wie dieselben nach San Fernando gekommen,

wurde mir mitgeteilt, daß früher mehrere deutsche Missionare, welche in Verbindung mit der Church Mission gearbeitet hatten, von derselben als Geistliche hieher gesandt worden seien, um hier unter den Kreolen zu arbeiten. Zwei hatten auf der Insel ihre letzte Ruhestätte gefunden. Der letzte war noch bis vor wenigen Jahren in Port of Spain thätig gewesen, bei seinem vorgerückten Alter endlich pensioniert worden und nach Deutschland zurückgekehrt.

Von San Fernando nimmt der Dampfer eine westliche Richtung und erreicht nach einer kleinen Stunde das bekannte La Brea, wo die wunderbaren Pechseen sind. Schon von ferne merkt man den Pechgeruch und wenn man sich dem Landungsplatze nähert, so sieht man lange Wagenreihen zwischen dem Ufer und dem Innern des dichten Buschgestrüpps, welches die Seen umrahmt, hin- und herfahren und immer neue Ladungen von riesigen Pechstücken in die Nähe der großen plumpen Kähne bringen, welche den schwarzen, zähen Stoff auf die zur Aufnahme desselben bereit liegenden Schiffe bringen. Aus aller Herren Länder kommen Schiffe hieher, um Pech zu holen. Als ich La Brea zuerst sah, lagen mehrere große Fahrzeuge daselbst vor Anker, welche der Stadtrat von Paris gesandt hatte, um Pech zur Asphaltierung der Straßen der französischen Hauptstadt zu laden.

Die Seen scheinen im buchstäblichen Sinne des Wortes unerschöpflich zu sein. Die Vertiefungen, welche durch das Herausheben von Pechstücken entstehen, füllen sich sofort wieder durch die von unten heraufquellende Masse, und obgleich jährlich viele tausende von Centnern fortgeschafft werden, so sagte man mir doch, die Oberfläche der Seen bleibe immer in derselben Höhe.

Wir haben den Point von La Brea hinter uns und fahren nun wieder gerade aus nach Süden an der Küste entlang. Es sind hier besonders die ausgedehnten Kokusnußpalmen-Anpflanzungen, welche das Auge auf sich ziehen. Der Export von Kokusnüssen gerade aus diesem Teil der Insel ist ein sehr bedeutender und lag derselbe zu meiner Zeit in den Händen eines deutschen Hauses, welches am Orte selbst durch eine Dame vertreten war, die mit ungeheurer Energie die Sache betrieb. Ich hatte das Vergnügen, einmal mit ihr von San Fernando auf dem Dampfer nach ihren Besitzungen hier zu fahren, und ich fand, daß sie nicht nur eine tüchtige Geschäftsfrau, sondern auch eine eifrige und ernste Christin war. Sie bat mich, auch auf ihren Plantagen Gottesdienste zu halten. Leider habe ich nie meine Predigtreisen bis zu ihrer Niederlassung ausdehnen können.

Nachdem wir noch einige Points umschifft und noch an mehreren kleinen Stationen gehalten, sehen wir die auf einem Hügel gelegene Kirche von Cedros deutlich hervortreten. Der Dampfer kann leider bei der flachen Beschaffenheit des Ufers hier nicht nahe an dasselbe heranfahren. Er bleibt in bedeutender Entfernung von demselben liegen und die Passagiere müssen von Booten ans Land gerudert werden; doch auch diese können nicht bis an den Rand des Ufers gehen, so muß denn alles schließlich noch von Negern an das Land getragen werden, eine Unbequem-

lichkeit, die vornehmlich von Damen, wenn die See stürmisch ist oder einer der ganz unerwartet heranrauschenden tropischen Regenschauer seine Wassermassen über die zu landenden Passagiere und ihr Gepäck ausgießt, als etwas höchst Ungemütliches empfunden wird.

Da in der Nähe des Landungsplatzes verhältnismäßig wenig Kulis wohnten, so galt es vor allen Dingen die umliegenden Plantagen zu besuchen, wobei mir des Doktors trefflicher Gaul „Horaz" die besten Dienste leistete. Es war mir eine große Freude, mich bei den nun folgenden Besuchen zu überzeugen, daß die Pflanzer meine Missionsthätigkeit unter ihren heidnischen Arbeitern in jeder Weise zu unterstützen bereit waren. Ich wurde auf allen Plantagen freundlich aufgenommen und erhielt unbeschränkte Erlaubnis die Kulis in ihren Hütten und die Kranken in den Hospitälern, welche auf Regierungsbefehl für leichtere Erkrankungsfälle auf jeder Plantage vorhanden sein müssen, zu besuchen.

Ich machte von dieser Erlaubnis den ausgiebigsten Gebrauch und fand überall bereitwillige Zuhörer für die Botschaft, welche ich den Leuten als Missionar zu bringen hatte.

Vor allen Dingen suchte ich mit den Pflanzern ein Einverständnis über die in Cedros abzuhaltenden Gottesdienste zu erzielen. Wir einigten uns dahin, daß ich den ersten Sonntag jeden Monats von Port of Spain herüberkommen und am Vormittag einen englischen Gottesdienst für die Weißen und Kreolen und am Nachmittag einen Hindi-Gottesdienst für die Kulis halten sollte. Die darauf folgenden drei oder vier Tage sollte ich die Plantagen einzeln besuchen, um mit den Leuten selbst in persönlichen Verkehr treten zu können.

Die sich nun hier entwickelnde Arbeit wurde bald zu einer außerordentlich segensreichen. Alles interessierte sich für die Mission unter den Kulis. Eine junge Dame, die Schwester des obersten Richters des Distrikts, eine energische Christin, welche schon seit längerer Zeit eine Sonntagsschule für die Kreolen und Negerkinder geleitet hatte, ging mir in der aufopferndsten Weise zur Hand. Sie hatte jede Gelegenheit benutzt, diejenigen unter den freien Kulis, welche sich in der Nähe der Civilstation niedergelassen hatten und Englisch verstanden und lasen, durch Verteilung von Traktaten und Evangelien mit den Hauptlehren des Christentums bekannt zu machen und es waren besonders zwei unter ihnen, welche sich infolge ihres Verständnisses und aufrichtigen Wesens ihrer ganz besonderen Protektion erfreuten.

„Mit denen muß ich Sie zu allererst bekannt machen", sagte sie, als wir zusammen am Strande entlang gingen. „Der eine heißt Gurudas, er ist seiner Kaste nach Brahmane, aber seiner Überzeugung nach schon ein halber Christ."

Nach kurzer Zeit standen wir vor der Hütte des Mannes. Er hatte schon von meiner Ankunft gehört und freute sich augenscheinlich sehr, als er hörte, daß Miß Lowe mich schon mit seiner Geschichte und seiner innern Stellung zum Christentum bekannt gemacht hatte. Wir setzten uns auf

eine charpay[1]). Gurudas brachte seinen ganzen Bücherschatz hervor, es waren Teile der Bibel, ein Katechismus, mehrere Hefte mit Bhajans und einige Abhandlungen über das Christentum. Er hatte sie alle gelesen und, wie ich aus unserer nun folgenden langen und eingehenden Unterredung sah, auch verstanden.

„Liest du keine Shastrs[2]) mehr?“ fragte ich.

„Nein, Herr, ich habe den Ramayan noch und Teile des Sitaswayambhargita, ich kann sie alle auswendig, aber was nützen sie mir, meine Seele können sie doch nicht retten.“

„Du glaubst also, daß die Götter und Awtare (= Inkarnationen) der Hindus dir nicht Erlösung geben können?“

„Kaise trān de saken̲, unhonne to pāp kiya.“ (Wie sollten sie Erlösung geben können, sie haben ja selbst gesündigt.)

„Ihr sagt und lehrt aber doch:“ Samarthi ka pāp nahin̲ hai! (Für den Mächtigen ist nichts Sünde.)

„Han, sikhate hain, magar jhuth hai, pāp hai pāp“. (Ja, so lehren sie, aber es ist Lüge, Sünde ist Sünde.)

„Und du bist überzeugt, daß der Heiland der Christen deine Sünden vergeben kann?“

„Zarur, Sahib“. (Sicherlich Herr.)

„Und was hat dich zu der Überzeugung gebracht?“

„Seine eigene Sündlosigkeit, us men̲ pap nahin̲ tha, (in ihm war keine Sünde) ein Sündenloser allein kann Weltheiland sein.“

„Du glaubst also, daß der, den wir Jesus Christus nennen, der wahre Erlöser der Menschheit ist?“

„Ja, Herr!“

„Würdest du diesen Glauben öffentlich bekennen?“

„Albatta, (natürlich). Alle wissen hier, daß ich Christ werden will.“

„Warum hast du dich denn noch nicht taufen lassen?

„Weil niemand hier war, mich zu taufen.“

„Willst du von mir getauft sein?“

„Hazur ki Kripa si,“ (gemäß der Gnade Eurer Herrlichkeit) erwiederte er mit an der Stirn gefalteten Händen.

Miß Lowe hatte von der ganzen in Hindi geführten Unterredung kein Wort verstanden. Ich wiederholte nun alles und bat sie, mir aufrichtig zu sagen, ob sie den Mann der Taufe würdig halte.

„Yes, oh most certainly“ erwiderte sie sofort.“ Ich kenne Gurudas nun schon seit mehreren Jahren, mein Bruder kennt ihn genau, fragen Sie den, fragen Sie auch den Polizeiinspektor, der hat Gurudas unter seinen Augen gehabt, seitdem er hier landete, er hat den besten Leumund und ich bürge für seine Aufrichtigkeit, taufen Sie ihn, ich selbst will seine Pate sein.“

Viel und lange redete ich noch mit dem Manne. Wir beteten zusammen. Ich zog bei den oben genannten Herren die genauesten Erkundi-

---

[1]) indische Bettstelle, auch zum Sitzen benutzt.
[2]) heilige Bücher der Hindus.

gungen über ihn ein. Beide bestätigten Miß Lowes Aussagen. Auch der Polizeiinspektor erbot sich, Pate zu sein. Es waren noch drei Tage Zeit bis zum Sonntag, ich bat Gurudas also, sich bis dahin zu gedulden und versprach ihm, ihn noch eingehender über die Taufe zu instruieren.

Der andere Protegé von Miß Lowe war ein junger Hindu, welcher auf der Insel geboren war und eine Regierungsschule besucht hatte. Nach Absolvierung seines Studiums hatte er in La Rosette, einem Dorfe nicht weit vom Landungsplatze entfernt, eine Schule für Kuli- und Kreolenkinder errichtet und durch sein intelligentes und tüchtiges Wesen Miß Lowes Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Sie hatte ihm englische, christliche Bücher und Traktate zum Lesen gegeben und öfters über das Christentum mit ihm gesprochen. Auf der Insel aufgewachsen und erzogen, war er nur dem Namen nach Hindu, im übrigen aber, was Lebensanschauung, Kleidung, Nahrungsweise und dergleichen betraf, vollständig civilisiert.

„Der will auch getauft werden", sagte sie und es wäre prächtig, wenn wir beide Taufen an einem Tage haben könnten.

„Ja, schön wäre es", erwiderte ich", ist er aber genügend vorbereitet?"

„Ich glaube es, doch sehen und sprechen Sie ihn selbst, seine Schule ist noch nicht aus, wenn wir jetzt hinüberfahren, so treffen Sie ihn mitten in der Arbeit."

„Very well, let's go there."

Sie ließ sofort anspannen, nahm selbst die Zügel und fuhr mit mir hinüber nach La Rosette.

Ein europäisch gekleideter junger Mann mit intelligentem Gesicht und wirklich anziehendem Äußern empfing uns, als wir vor dem Schulhause hielten und wurde mir von Miß Lowe als John Tarachand vorgestellt. Ich bat ihn, im Unterricht fortzufahren und freute mich über die energische und augenscheinlich erfolgreiche Art seines Lehrens. Die Schule wurde um vier Uhr geschlossen und nun besprachen wir eingehend die Taufangelegenheit. Dem jungen Mann fehlte es nicht an Erkenntnis. Die eigentümliche Innigkeit und Tiefe der Überzeugung, welche mich bei Gurudas so angezogen hatte, konnte ich bei dem jugendlichen Alter und der anderen Lebensführung des Schulmeisters nicht erwarten, jedenfalls war auch er bereit, seinen Glauben an Jesum Christum öffentlich zu bekennen und sprach fest und bestimmt sein Verlangen nach der Taufe aus. Ich bat ihn mit Gurudas zusammen behufs weiterer Instruktion über die Taufe täglich zu mir zu kommen und kehrte voll von freudigen Hoffnungen und weitreichenden Plänen für die Zukunft mit Miß Lowe zurück.

„Das wird unsere erste Missionsschule" sagte ich zu ihr. Wenn John getauft wird, so nehme ich ihn als Lehrer in den Dienst der Mission und seine Schule wird eine christliche."

„Ausgezeichnet", rief sie freudig erregt „und somit faßt die Mission festen Fuß in La Rosette."

Im Lauf der folgenden drei Tage unterzogen wir den eben erwähnten Plan der eingehendsten Beratung. Alles schien dafür zu stimmen und endlich wurde auch Johns Zustimmung erlangt. Er hatte nämlich gewünscht,

daß die Regierung seine Schule übernehmen solle. Als ich ihm aber darlegte, daß er ein viel größeres Arbeitsfeld haben und persönlich mehr Vorteil gewinnen würde, wenn er im Dienste der Mission weiter arbeitete, so willigte er ein.

Die Nachricht, daß Gurudas und Tarachaud am Sonntag Nachmittag in der Kirche getauft werden sollten, hatte sich wie ein Lauffeuer auf allen umliegenden Plantagen verbreitet und lockte nicht nur eine große Anzahl Kulis, sondern auch eine Menge Kreolen und Weiße herbei. Außerdem hatte ich auch die beabsichtigte feierliche Handlung am Vormittag im englischen Gottesdienst abgekündigt. Miß Lowe, der Polizeiinspektor und ein der amerikanischen Mission angehöriger Hinduchrist, welcher am Orte wohnte, standen bei beiden Täuflingen Pate. Die Kirche war gedrängt voll. Der Polizeiinspektor erschien mit all seinen schwarzen Polizisten in Galauniform und leitete mit ihnen den Gesang der für den Gottesdienst bestimmten Lieder. Ich verfehlte natürlich nicht, in meiner Ansprache auf die hohe Bedeutung des Ereignisses hinzuweisen, welches sich hier vor den versammelten Kulis abspielte. Die beiden Taufkandidaten waren sichtlich ergriffen und fühlten wohl die Wichtigkeit des Schrittes, den sie zu thun im Begriff waren. Es wird dem Leser interessant sein zu hören, daß der eine dieser ersten Christen, Gurudas, welcher in der Taufe den Namen Christodas, d. h. Christi Diener, erhielt, derselbe ist, den ich nachher als Lehrer in Taraganj anstellte, dem Ort, welchen ich in Skizze Nr. 1 erwähnte und von wo ich die damals beschriebene gefährliche Rückfahrt nach Cedros machte.

In ähnlicher Weise wie in Peru und Cedros, gelang es mir auch, in Chaguanas festen Fuß zu fassen. Die Anfänge meiner Arbeit wurden mir dort bedeutend erleichtert, da der Geistliche des Ortes, Mr. Hamilton, ein Farbiger von der Insel St. Thomas, der seit einiger Zeit hier angestellt war, mir sein Pfarrhaus und seine Kirche zur freiesten Verfügung stellte. Die erste Kuliversammlung, welche besonders durch seine Bemühungen zu stande kam, war sehr zahlreich besucht. Auch hier ließ es sich so einrichten, daß ich jeden Monat einen Sonntag Missionsgottesdienste halten konnte, teils in der Kirche teils auf einer nahe gelegenen Plantage, deren Besitzer mir ein besonderes Gebäude zu diesem Zweck zur Verfügung stellte.

Während ich in Cedros und Chaguanas die Sonntage zubrachte, mußte der Lehrer in Peru die sonntäglichen Versammlungen daselbst leiten; eine Aufgabe, für die ich ihn so gut wie möglich durch Besprechung des zu behandelnden Textes und durch Hindipredigten, welche ich früher ausgearbeitet hatte und die er nun studieren mußte, vorzubereiten suchte.

So war denn auf den drei Hauptpunkten die Arbeit in Gang gebracht, allerdings, aus Mangel an Kräften, nur in beschränktem Maßstabe; denn eigentlich hätte jeder Ort einen eigenen Missionar haben müssen, aber ein Anfang war doch gemacht und es hat, wie ich in der letzten Skizze zu berichten hoffe, auch nicht am Segen gefehlt.

Aus der römischen Missionspraxis.

Aus dem apostolischen Vikariat der südwestlichen Mongolei bringen die Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens (1892, I. 9ff.) einen instruktiven Bericht über die römische Missionsmethode aus der Feder des „Herrn Lemmens von der belgischen G. des Unbefleckten Herzens Mariä." Die Redaktion leitet ihn ein mit der Bemerkung: man könne Gott nur preisen für die Früchte dieser Missionsthätigkeit, und ihn bitten, daß er den Eifer dieser bewundernswerten Missionare erhalten möge? Das stehende Epitheton, mit dem die betreffende Mission bezeichnet wird, lautet „blühend". Nun besehen wir uns diese „blühende" Mission,[1]) die jetzt 15 Jahre alt ist.

„Das Bezeichnende unsrer Lage ist, daß alle unsre Christen mit sehr wenigen Ausnahmen auf Grundstücken wohnen, die der Mission angehören. Die Felder, welche sie bebauen, die Häuser, welche sie bewohnen, die Ochsen, welche ihren Pflug ziehen, sind größtenteils ein durch die Mission vorgestrecktes Darlehen. Wenn wir also eine neue Christengemeinde gründen, so kaufen wir ein genügendes Stück Land. Man baut zunächst nur 3 oder 4 Häuschen, welche für Musterchristen bestimmt sind. Unter diesen soll sich der einheimische Katechet befinden. . Trifft er eine Familie, in der Spiel und Opium unbekannt sind, so versucht er Eingang in dieselbe zu finden, lenkt das Gespräch auf religiöse Dinge . . thut dar, daß unsre Missionare . . das leibliche Wohl ebenso gut wie das Heil der Seelen im Auge haben, und bringt es gewöhnlich dahin, diese Familien in das christliche Dorf zu verpflanzen. Diese Familie ist gemeiniglich ganz arm, und man muß sie in den Stand setzen, sich ein Haus zu bauen, und ein Stückchen Land zu bestellen. Die Sache wird der Form wegen aufgezeichnet, da gar wenige es dahin bringen, die Kosten der ersten Niederlassung zu vergüten." . .

„Dieses Verfahren gewährt uns einen ungeheuren Vorteil durch die Abhängigkeit, in der es die Bekehrten dem Missionar gegenüber erhält, und in der Macht, welche es dem letzteren verleiht, eine Macht, die oft sehr notwendig ist, da es sich um Leute handelt, welche von den heidnischen Sitten noch ganz beherrscht sind, und die man lange im Zaume halten und überwachen muß. Bevor sie Christen waren, vermochte die Rute des Mandarins allein sie von den fürchterlichsten Verbrechen abzuhalten. Es ist also nicht zu verwundern, daß nach der Bekehrung, zumal wenn diese nur im Kopf (!) . . wurzelt, eine väterliche Ermahnung des Missionars bisweilen durch einen schlagenden Beweisgrund, wie z. B. die Abforderung der Zinsen des vorgestreckten Kapitals, die Drohung mit einer Klage, und bisweilen die Verbannung aus der Kolonie unterstützt werden muß."

Zum Überfluß versichert der Berichterstatter: „Man glaube aber nach dem Gesagten nicht etwa, daß wir die Gewissen kaufen?" Nun, jedenfalls glaubt es die Red. der Jahrbb. nicht, sonst hätte sie die Missionare dieser „blühenden" Mission nicht als „bewundernswert" verherrlicht.

---

[1]) Die römische Rhetorik des betreff. Berichts erhellt u. a. auch aus der Mitteilung, daß seitens der sich empörenden Mohammedaner im Jahre 1862 von den 250000 Einwohnern der Stadt Ning-Tiao-Leang — „200000 an einem Tage ermordet" worden sein sollen!!! Merkwürdigerweise aber keiner von den 40 Christen!

Beiblatt

zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 4. Juli. 1892.

Erinnerungen aus der westindischen Kulimission

von O. Flex.

IV. Die Arbeit unter den Gefangenen und in den Hospitälern. Das Central-Gefängnis in Port of Spain. Die Insel Carreras. Das Colonial Hospital, House of Refuge, Convalescent Home. Entmutigendes und Ermutigendes.

Zu den wichtigsten, aber auch zugleich anstrengendsten und aufreibendsten Arbeiten des Missionars in Port of Spain gehört die Arbeit unter den gefangenen und kranken Kulis beiderlei Geschlechts. Es handelt sich dabei nicht um eine einfache Seelsorge, wie sie der Gefängnisprediger oder der Anstaltsgeistliche in den Krankenhäusern ausübt, denn das lebendige Material, was der Missionar hier zu bearbeiten hat, ist heidnisch, die Anforderungen sowohl als auch die Tröstungen des Christentums sind für die Leute also zuerst ganz unbrauchbar, die ganze Maschinerie, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, welchen die christliche Religion und im weiteren die christliche Kirche, für diese Arbeit eingerichtet und zur Anwendung bringt, ist hier vollständig unanwendbar. Die Leute sind mit den Landesgesetzen, welche nach europäischem Muster zugeschnitten sind und auf europäischen Anschauungen beruhen, in Konflikt geraten, sie kennen diese Gesetze in den meisten Fällen gar nicht oder sie müssen Strafen für Thaten leiden, welche ihrer Anschauung und besonders ihrem auch sehr scharf ausgeprägten ethischen Gefühl nach gar nicht strafbar sind,[1]) sie laborieren also an der Sinn und Herz verhärtenden Überzeugung, daß ihnen bittres Unrecht geschehen ist und sehen den Missionar, weil er ein Weißer ist, von vornherein auch als ihren Feind an, oder sie versuchen, oft in der schlausten Weise, ihn, d. h. seinen Einfluß bei den Behörden auszunutzen, um eine Milderung ihres Looses oder eine Verkürzung ihrer Strafzeit zu erlangen. Ich habe darin die allerwundersamsten Erfahrungen gemacht und kam bald zu der Überzeugung, das

---

[1]) So z. B. hält es der gewöhnliche Inder für ganz verzeihlich, daß er seine Frau, wenn sie ihm die eheliche Treue gebrochen, in der ersten Aufwallung des Zorns tötet. Als ich in den Gefängnissen arbeitete, waren unter den Kulis drei, welche dieser That wegen zum Tode verurteilt waren. Zwei waren zu lebenslänglicher Haft begnadigt, der dritte, ein ganz junger Mann, wurde gehängt, er konnte bis zum letzten Augenblick nicht einsehen, daß er etwas Strafbares begangen, indem er auf diese Weise seine Hausehre gerächt hatte.

einzige Mittel, auf die Leute einen wirklich geistlichen Einfluß zu gewinnen, sei, mich um ihre respektiven Verbrechen vorderhand gar nicht zu kümmern, sie einfach als arme, unglückliche Menschenkinder zu behandeln und ihnen das Evangelium zu predigen, bis ihnen ein gewisses Verständnis für den Zweck meiner Arbeit unter ihnen aufgegangen und ein geistiger Rapport zwischen mir und ihnen hergestellt war. Ich gestehe, daß diese Methode weder vom Bischof noch von den Gefängnisbehörden gut geheißen wurde. Sie wünschten und hielten es für meine Pflicht, den gefangenen Hindus von vornherein meinen Abscheu über ihre Vergehungen auszudrücken, um so eine Erkenntnis des Schlechten, was sie gethan, in ihnen anzubahnen, ein Beweis, daß die Herren die Hindus eben nicht kannten. Jedenfalls trug diese Anschauungsverschiedenheit zwischen den Herren und mir viel dazu bei, mir die schwere Arbeit noch saurer zu machen, und, wie ich später nachweisen werde, Erfolge zu vereiteln, die als glänzende Resultate der Missionsarbeit auf diesem dunklen Gebiet hätten verzeichnet werden können. —

Mein erstes Arbeitsfeld in dieser Richtung war das große Central-Gefängnis in Port of Spain. Alle schweren Verbrecher verbüßen hier ihre Strafe, d. h. also, alle zu dieser Kategorie gehörigen Sträflinge werden von den Distriktgefängnissen hier eingeliefert, daneben sitzen aber auch eine große Anzahl anderer Gefangener ihre Strafe hier ab. Unter denselben sind oft eine Menge Kulis und zu wiederholten Malen hatten gefangene Kulis den Wunsch ausgesprochen, einen Geistlichen zu sehen. Sie sahen, daß die Geistlichen der Christen, protestantischer und römisch-katholischer Konfession, freien Zutritt zu den Gefangenen hatten, und so war in einigen das Verlangen rege geworden, auch solche Besuche zu haben, weil sie hofften, ihre Wünsche und Beschwerden effektiver anbringen zu können, oder auch weil der eine oder der andere glaubte, wenn er es mit der christlichen, also der Landes-Religion hielte, so würde sein Los erleichtert werden. Da keiner von den Herren, welche die Seelsorge unter den gefangenen Weißen und Negern ausübten, Hindi verstand, so war aus diesen Besuchen bei den Kuligefangenen bisher nichts Rechtes geworden. Nun wurde mir die Angelegenheit übertragen und schon nach dem zweiten Besuch hatte ich alle Hindusträflinge um mich versammelt. Ich war über den wirklichen Wert dieser en masse ausgesprochenen Bereitwilligkeit mich zu sehen, nicht einen Augenblick im unklaren. Die Leute freuten sich einfach darüber, daß sie nun auch einen richtigen Padri hatten. Bei der großen Anzahl war ein Einzelbesuch in den separaten Zellen nicht auszuführen, der Inspektor räumte mir daher einen der großen Korridore ein, welche vom Mittelpunkt der Anstalt aus strahlenförmig nach allen Seiten ausliefen. Hier wurden lange Reihen von Bänken aufgestellt und eine reguläre Schule eingerichtet. Manchmal waren bis 60 und noch mehr Leute zugegen, die alle eifrig zuhörten. Viele unter ihnen konnten lesen, und es wurde mir von den Behörden erlaubt, Bücher an dieselben auszuteilen, die ihnen in ihrer Einsamkeit sehr willkommen waren. Ich legte meinem Unterricht und den Besprechungen mit den Einzelnen zuerst die 10 Gebote zu Grunde, um sie mit den Grundanschauungen bekannt zu

machen, auf denen die Gesetze, nach denen sie gerichtet worden waren, beruhten. Der Hindu weiß natürlich ebenso gut wie der Christ, daß es Sünde ist zu stehlen, die Ehe zu brechen u. s. w. Der gebildete Hindu weiß auch, daß diese Gebote und Verbote ihre tiefere Begründung in der von Gott gewollten Weltordnung haben, der gewöhnliche Mann aber ist mehr geneigt, das alles als Sarkar ka hukm[1]) anzusehen, und da gilt es, ihm klar zu machen, daß auch der Sarkar noch eine höhere Instanz über sich hat, der auch er zu gehorchen hat.

Der zweite Platz, wo ich mit den Kuligefangenen in Berührung trat, war eine wundervolle Insel, weit draußen im Meer gelegen, ein geradezu wild romantischer Ort. Die Insel hieß Carreras und wurde als Gesundheitsstation für die Gefangenen benutzt. Bei dem tropischen Klima und der Gluthitze, welche in dem Central-Gefängnisse in Port of Spain infolge seiner besonderen Bauart unvermeidlicherweise herrschte, war es absolut für den Gesundheitszustand der Gefangenen notwendig, sie zeitweilig in Abteilungen an einen andern Ort zu senden, wo sie frische und kühle Luft haben konnten. Man hätte für diesen Zweck keinen passenderen Platz finden können als gerade die oben genannte Insel. Der ganze Golf von Paria ist übersät mit Inseln und kleineren Eilanden. Viele sind dicht mit immer grünendem und blühendem Baum- und Strauchwerk überwachsen. Reiche Weiße und Kreolen haben Villas auf denselben errichtet und verbringen hier jedes Jahr mehrere Wochen, wenn die Hitze in der Hauptstadt unerträglich wird. Sie genießen da ein wirkliches Dolce far niente. Zum Nichtsthun sind besonders die Kreolen von Natur beanlagt, das erschlaffende, stets heiße, feuchte Klima bringt mit der Zeit eine solche Apathie hervor, daß es einer ganz bedeutenden Willenskraft bedarf, sich aus derselben herauszureißen. Die entzückende Scenerie, die berauschende Seeluft, das monotone Rauschen der Wogen, die vollkommene Stille ringsumher, der tiefe Schatten im laubreichen Gebüsch, das alles schafft eine Art süße traumhafte Existenz, welche höchstens durch ein bißchen Angeln — und auch das schläfert ein — und die ein oder zweimal wöchentlich ankommenden Boote mit Briefen und Lebensmitteln aus der Hauptstadt unterbrochen wird.[2])

Den armen Gefangenen auf Carreras geht nun allerdings das Dolce und auch das Far niente ab. Aber auch sie genießen hier eine außergewöhnliche Freiheit; die sie rings umschließende See macht ein Entfliehen unmöglich und so läßt man sie sich frei bewegen, die Aufseher genießen das Leben hier auch mehr als in den engen Mauern des Hauptgefängnisses, und über dem Ganzen ruht ein Hauch des Friedens und der Ruhe.

Auf dem Gipfel der Insel, welcher sich nach Süden in ein Plateau abflacht, hat man aus gewaltigen Steinblöcken, bei deren Bearbeitung die Gefangenen auch geholfen, das Gefängnis errichtet. Es ist ein gewaltiger

---

[1]) „Befehl der Regierung," Lieblingsausdruck der Hindus.

[2]) Kingsley sagt in seinem Buch: „At Last," in welchem er das Leben und die Scenerie der Insel Trinidad eingehend und mit einer höchst farbenvollen Sprache schildert, er habe keinen Ort auf der Welt gefunden, wo ein Menschenpaar des Lebens stillen Frieden so genießen könnte, wie auf einer dieser paradiesischen Eilande.

Bau mit hohen Räumen und luftigen Gängen, so daß die Gefangenen Tag und Nacht die stärkende Seeluft atmen können. Den mittleren Raum des ersten Stockes nimmt die geräumige Kapelle ein, in welcher von protestantischen und römisch-katholischen Geistlichen, die wöchentlich einmal von Port of Spain herüberkommen, für die beiden Konfessionen Gottesdienste gehalten werden. Die Kuli-Gefangenen waren in dieser Richtung auch hier bisher unbeachtet geblieben.

Nun machten sie sich sehr bald bemerkbar. Sobald sie gehört hatten, daß ihre Kameraden im Central-Gefängnis von einem indischen Padri besucht würden, gaben sie dem Oberaufseher ihren Wunsch zu erkennen, daß sie denselben auch zu sehen wünschten. Ich wurde also beauftragt, wöchentlich einmal herüberzufahren, um mit den Leuten zu sprechen. Ich werde nie meinen ersten Besuch auf der Insel vergessen.

Der Regierungsdampfer, welcher den Geistlichen zur Disposition steht, hatte am ersten Landungsplatz von Port of Spain, nämlich in Carenage, den dortigen katholischen Pfarrer an Bord genommen, weil derselbe an dem Tage auch seine Beichtkinder unter den Gefangenen besuchen wollte. Nachdem wir noch an einer andern Insel, Five Islands genannt, angelangt und Postsachen abgegeben hatten, steuerten wir direkt auf Carreras zu, welches sich in der blauen Ferne wie ein mächtiger Felsenriff aus den Fluten emporhob. Näher kommend bemerkte ich das oben erwähnte Gebäude, welches den Gipfel der Insel krönt und dessen weiße Farbe es wie einen ungeheuren Lichtkreis aus dem tiefen Dunkel der den unteren Teil der Insel bedeckenden Waldungen entsteigen läßt. Da der Landungsplatz auf der westlichen Seite lag, so umschifften wir, vom Osten kommend, den südlichen Teil der Insel. Die Dampfpfeife hatte schon mehrere Male das Ankunftssignal gegeben, sodaß, als wir endlich um den Westpoint herumfuhren, uns schon das Landungsboot entgegen kam. Dasselbe wurde von Gefangenen gerudert und von einem uniformierten Aufseher, der am Steuer saß, befehligt. Mein katholischer Kollege und ich sprangen hinein (der Kapitän hatte uns schon auf dem Dampfer einander vorgestellt) und begannen nun, als wir gelandet, selbander die schwere Aufgabe des Hinaufkletterns. Die Gefangenen haben einen Fußpfad vom Landungsplatz bis auf den Gipfel der Insel gemacht. Derselbe windet sich, allmählich aufsteigend, um die Felsklippen und Terrainvorsprünge herum und wird dadurch ziemlich lang, auch schwemmen die in dieser Zone oft wolkenbruchartig herabfallenden Regenmassen den aufgetragenen Kies immer wieder weg; nimmt man dazu die drückende Sonnenglut, welche gerade hier des Nachmittags anprallt, so wird man verstehen, daß wir beide nicht viel Zeit zu Unterhaltung fanden, wir keuchten vielmehr um die Wette, er in Französisch, ich in Deutsch, bei dem gänzlichen Mangel an Schatten gaben uns unsere Sonnenschirme kaum genügend Schutz, und ich dankte Gott, als wir endlich, von Schweiß triefend oben ankamen und die kühle von Osten kommende Briese wieder über unsere Köpfe wehte.

Monſ. le Curé ging sogleich nach dem Hauptgebäude, um in der Kapelle seinen Gottesdienst zu halten, ich befand mich im vollständigen

Sinne des Worts auf einer terra incognita und wandte mich daher an den zunächststehenden Wachtposten mit der Frage, ob ich den Head Warden (Obergefangenwärter) sprechen könne.

„Certainly, Sir“ salutierte er und ging den Mann zu rufen. Nach einigen Minuten kam der Inspektor und ich teilte ihm den Zweck meiner Anwesenheit mit mit der Bitte, mich zu dem Kuli zu führen, welcher mich habe sehen wollen.

„O, ja,“ sagte er, das ist ein junger Mann, der seine Frau aus Eifersucht erstochen hat, ich werde ihn rufen, wollen Sie unterdessen hier eintreten.“ Dabei wies er auf eine Art Wachtstube, welche augenscheinlich auch als Empfangslokal für, hier gewiß seltene, Besuche diente.

Nach kurzer Zeit erschien der Head Warden wieder, aber nicht von einem, sondern von einem ganzen Schwarm Kulis begleitet.

„Here's the whole lot“ (hier ist die ganze Bande) sagte er grinsend.

„Aber, ich denke, nur einer hat mich zu sprechen gewünscht,“ fragte ich etwas zweifelnd.

„And so he did“ (das that er auch), erwidert lachend der Negerkreole, aber als ich ihm sagte, Sie wären gekommen, da meinten die andern alle, sie wollten Sie auch sprechen, und da habe ich sie eben alle hergebracht.“

Prachtvoll! Aber wo bleiben wir nun? In der Wachtstube war kaum Raum für eine so große Versammlung, außerdem war es drückend schwül in derselben. Ich schaute prüfend zum Fenster hinaus; da stand vor demselben ein riesiger Tamarindenbaum, dessen Schatten Rasen und Felsen weit umher bedeckte. Der Platz war wie gemacht für uns.

„Dürfen wir uns da niederlassen?“ fragte ich den Warden, „da haben wir Schatten und kühle Luft.“

„Gewiß, darf ich Ihnen einen Stuhl hinausstellen? Die andern können auf dem Gras sitzen.“

Da saßen wir nun: ich auf einem wackligen Strohstuhl und meine Zuhörer im großen Halbkreis vor mir auf Steinblöcken, auf Felskanten, auf dem Rasen, wie's jedem paßte. Vor uns die endlos scheinend blaue, glitzernde See, auf der das Sonnenlicht in heller Freude tanzte, und auf deren wogenden Fluten die andern Inseln wie grüne duftige Punkte zu schwimmen schienen, über uns der tiefblaue klare Himmel, dessen Glutlicht selbst das dichte federgleiche Laub der Tamarinde zu durchdringen schien und eine wunderbar farbenreiche, transparente, Atmosphäre um uns her erzeugte.

Da saßen wir, Mörder, Ehebrecher, Diebe, Betrüger, allzusammen elende und arme Sünder, ein großer Haufen Menschenelend in all dieser Herrlichkeit und sprachen von Sünde, von Gott, von Gericht, von Buße und Sühne, von Gnade und Vergebung.

Ich werde mein ganzes Leben die Scenen nicht vergessen, die ich da oben auf dem Felsgipfel von Carreras unter dem Tamarindenbaum erlebt habe. Sie wiederholten sich nun regelmäßig jede Woche. Wie im Centralgefängnisse in der Hauptstadt, so scharten sich auch hier alle Kuli-Gefangenen um mich. Einige konnten lesen, diesen gab ich das Neue

Testament in Hindi und den Katechismus; sie mußten bestimmte Stellen und Kapitel die Woche über durchlesen. Die Nichtleser wollten auch etwas hören, und so lasen sie denselben in ihren freien Stunden vor. Über die Leute, von denen einige schon jahrelang hier auf der einsamen Insel zugebracht hatten, kam ein ganz neuer Geist; etwas, was ihren innern Menschen anregte, ihre Gedanken wenigstens zeitweilig von ihrem traurigen Lose ablenkte und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft in ihnen wach erhielt, war ihnen gegeben. Sie erwarteten mich schon immer oben am Bergabhang, wenn ich kam und ich habe nie auch nur über die geringste Ungebührlichkeit in Miene oder Wort klagen dürfen, sie waren die angenehmsten und gelehrigsten Schüler, die ich je gehabt habe. Ein schönes, segensreiches Arbeitsfeld, was mit der Zeit köstliche Früchte für diese und die zukünftige Welt getragen haben würde, wenn nicht schließlich Unverstand und Zaghaftigkeit in den oberen Regionen hindernd entgegengetreten wären und die lieblich aufblühende Knospe dieser Seelenarbeit zu nichte gemacht hätten!

Die Arbeit des Missionars an Heidenseelen ist doch grundsätzlich und ganz selbstverständlich eine Bekehrungsarbeit, und das naturgemäße Ziel dieser Arbeit ist, soweit es das erste greifbare und sichtbare Resultat betrifft, die Taufe. Natürlich arbeitete ich auf diese beiden Ziele los, wenn die heidnischen Gefangenen da vor mir nicht bekehrt und schließlich getauft werden sollten, was in aller Welt sollte ich denn da unter ihnen!

Unsere Arbeit ging wochenlang ungehindert vorwärts. Sogar die Gefangenwärter, die im Umgang mit den Kulis einige Hindiworte verstehen gelernt, fingen an, die Sache gern zu haben, über ihre schwarzen Negergesichter ging jedesmal ein freundliches Grinsen, wenn ich ankam, sie setzten sich oft zu uns und hörten zu, und sogar der Head Warden trat eines Tages nach Beendigung des Unterrichts an mich heran, schüttelte mir die Hand und meinte in seinem gutmütigen Negerenglisch: that's the style, Sir, you know how to take'em (das ist der Stil, Herr, Sie wissen, wie man die Leute rankriegen muß).

Alles entwickelte sich in normaler Form und schon winkte uns die erste reife Frucht.

Der junge Hindu, der, wie ich im Laufe späterer, mit den einzelnen gehaltenen Gespräche, erfuhr, wegen des schon oben erwähnten Totschlags seiner ihm untreu gewordenen Frau zum Tode verurteilt, nachher aber zu lebenslänglicher und schließlich seiner guten Aufführung wegen zu 24jähriger Zuchthausstrafe mit schwerer Arbeit (Steinbrechen) begnadigt worden war, hatte ganz besondere Fortschritte gemacht, er las sehr gut, in der That, ich hatte ihn bald zu einer Art Schulmeister gemacht, er mußte während der Woche das von mir besprochene Thema mit den andern wiederholen und das fleißige Lesen der Bibelabschnitte mit den andern betreiben, er war mir geradezu unentbehrlich geworden.

Nach einigen Monaten teilte er mir mit, daß er nun getauft zu werden wünschte, er wolle nun Christ werden. Aus dem beifälligen Gemurmel der andern merkte ich sogleich, daß dies ein von ihnen allen besprochener Schritt war und daß Bholaray (so hieß der Mann) nur den

Anfang machen sollte, die andern würden dann alle in kurzen Zwischenräumen folgen.

Selbstverständlich besprach ich die Sache eingehend mit ihm in Gegenwart der andern, teilte ihm auch mit, daß ich ihn zur Taufe noch speciell vorbereiten, und daß ich endlich dazu den Konsens der Oberleitung der gesamten Strafanstalten der Insel haben müsse.

„Han, han, Sahib, sab bandobast kijiye" (ja, ja, Herr, bringen Sie nur alles in Ordnung) stimmte Bholaray treuherzig zu. Wir beide ahnten nicht, daß dies der Anfang vom Ende sein sollte. —

Ich teilte dem Bischof die Angelegenheit mit und bat ihn, die Erlaubnis zur Taufe des jungen Bekehrten bei der Oberleitung des Gefängniswesens auszuwirken. Nach Ablauf von etwa drei Wochen erhielt ich den Bescheid, daß die Gefängnisdirektion sich nicht in der Lage sehe, meiner Bitte zu willfahren, und zwar aus dem Grunde, weil ein solcher Fall in den Gefängnisreglements nicht vorgesehen sei. Es müsse daher zur Erlaubnis, einen solchen Akt vorzunehmen, eine besondere Verordnung vom Kolonial-Konzil bewilligt werden, und eine Neuerung dieser Art scheine unter den jetzigen Umständen nicht geraten. Das war der Inhalt der offiziellen Antwort. Auf privatem Wege erfuhr ich, daß man von oben her überhaupt mein Vorgehen mit den Kulis mit ungünstigen Augen angesehen. Man habe mir den Zutritt zu den Gefangenen gestattet, weil die Kulis dasselbe Recht hätten, wie die Christen, einen Geistlichen zu sehen,[1]) das Gefängnis sei aber keine Bekehrungsanstalt, und wenn man das Taufen der Kulis seitens der Staatskirche erlaube, so würden sehr bald die Methodisten, Baptisten und Presbyterianer auch ihre Missionare in das Gefängnis schicken, um Bekehrte zu machen und zu taufen, des Wirrwars würde kein Ende sein und der punitive Charakter der Gefängnisstrafe werde durch ein solches Vorgehen vollständig neutralisiert. Man gab mir in höflichster Weise zu verstehen, daß es gut sein würde, meine Besuche bei den Kulis einstweilen einzustellen, bis die Frage genügend erörtert und von seiten des Staatsrats eine Entscheidung getroffen sei.

Die Entscheidung ist, so lange ich in Trinidad war, nicht getroffen worden, ich bin nie wieder in das Centralgefängnis gekommen, ich habe Carreras nie wieder gesehen. —

Im schroffsten Gegensatz zu dem eben beschriebenen Abschluß der Arbeit unter den Gefangenen stand die Arbeit in den Hospitälern. Hier gab es keine Gesetze, hier wurde keine Disciplin gefährdet, hier gab es nur arme, kranke, leidende und sterbende Menschenkinder, ob Christen oder Heiden, das war den dirigierenden Doktoren ganz gleich, vor der Wissenschaft und dem Seciermesser giebt es keine Glaubensunterschiede. Im Gegenteil, man bedauerte aufrichtig diese elenden bejammernswerten Leute, die hier oft geradezu am Heimweh sterbend ihre letzte Zufluchtsstätte fanden und that alles Mögliche, mir und meiner Frau die Arbeit unter ihnen zu erleichtern. Man wünschte, daß sie alle Christen werden möchten, und als

---

[1]) Die Kulis hätten also von Rechts wegen einen Brahmanenpriester sehen müssen, die unter ihnen Mohammedaner waren, einen Mollah u. s. w.

ich die ersten Taufen daselbst vornehmen konnte, so feierte man den Tag wie einen Festtag. Doch ich will nicht vorgreifen.

Mit einer geradezu staunenerregenden Municifenz und Humanität sorgt die Regierung für die auf der Insel erkrankten Kulis.

Es sind vornehmlich drei große Hospitäler, in denen diese Patienten verpflegt und bis zu ihrer gänzlichen Herstellung versorgt werden:

1. Das Colonial Hospital, ein monumentaler Prachtbau, umgeben von entzückender Scenerie. Hier werden alle Kranken unentgeltlich aufgenommen und verpflegt. In den ungeheuren Sälen des ersten Stockwerks sind die Frauen, in den oberen die Männer untergebracht. In den ausgedehnten Anlagen, welche von der Savannah bis zum Fuß der Berge an der Nordseite der Insel reichen, sind separate Hospitäler für ansteckende Krankheiten oder für solche Patienten, die augenblicklichen Luftwechsel haben müssen. Hier befindet sich auch die Krankenstation für die Aussätzigen, d. h. diejenigen, welche unter ärztlicher Behandlung sind, für die übrigen Aussätzigen der Insel ist auf einem der höheren Bergrücken in der Nähe von St. Martins ein Asyl gebaut.

2. Das Convalescent Home besteht aus einem ungeheuren Häuserkomplex, welcher auf der an die Küste angrenzenden Ebene errichtet ist und zur Aufnahme solcher Patienten dient, welche aus dem Colonial Hospital als geheilt entlassen sind, aber noch einer Nachkur oder weiterer Kräftigung bedürfen.

3. Das House of Refuge endlich, welches auch in dieser gesunden Gegend erbaut ist, besteht aus langen Reihen von aneinanderstehenden Häusern und Wohnungen, in welchen unheilbare Kranke, Krüppel und solche, welche von schweren Krankheiten zwar genesen aber zu weiterer Arbeit untauglich geworden sind, eine Zuflucht finden. Hier sind also die Blinden, die Lahmen, die Halbgelähmten u. s. w. Alle finden hier liebevolle Verpflegung bis an ihr Ende ohne Unterschied, ob Heide oder Christ. Wahrlich die Regierung konnte ihrer Humanität und Toleranz kein großartigeres und nobleres Denkmal errichten als diese drei Heil- und Versorgungsanstalten. In allen dreien hatte ich meine Arbeit, und da es hier ja auch eine Menge leidender Kuli-Frauen und -Kinder gab, überhaupt die Arbeit für mich neben meinen andern Pflichten eine nicht mehr zu überwältigende war, (denn neben allem schon früher Erwähnten, war ich zweiter Geistlicher an der Kathedrale von Port of Spain, längere Zeit Garnisonsprediger für die englischen Truppen und hatte abwechselnd mit meinen Kollegen die beiden Kirchen des zur Zeit nicht amtierenden Archidiakonus in Takarigua und Arouca zu versehen, so daß fast jeden Sonntag zu den schweren Gottesdiensten noch lange und ermüdende Eisenbahntouren und Wagenfahrten hinzukamen) so fanden auch meine Frau und Kinder ein für sie höchst interessantes Arbeitsfeld, es war in der That eine Missionsarbeit, wie wir sie uns nicht besser und schöner und segensreicher hätten wünschen können. Besonders die Hindufrauen, denen das Getrenntsein von ihren Familien so sehr schwer wird, waren glücklich, daß sie eine Mem Sahib[1]) hatten, mit der sie über ihre Angelegenheiten reden

[1]) Korumpiert von Madame Sahib, indische Bezeichnung einer europäischen Dame

und der sie ihr Herz in ihrer eigenen Sprache ausschütten konnten. Alle ohne Ausnahme versammelten sich zur bestimmten Stunde, wenn es ihre Gesundheit zuließ, um regelmäßig unterrichtet zu werden, und während meine Frau in den unteren Sälen beschäftigt war, besuchte und unterrichtete ich die Kranken im oberen Stock oder in den schon erwähnten außenliegenden Krankenabteilungen.

Hier war die Arbeit am angreifendsten unter den aussätzigen Patienten. Ich war in Indien fast täglich mit Aussätzigen in Berührung gekommen. In unserm Missionshof versammelten wir jede Woche eine Schar Aussätziger, um ihnen Reis auszuteilen und dabei das Evangelium zu predigen. In Assam war der Treiber meines Reitelephanten aussätzig, ich mußte ihn jedesmal, wenn ich mich auf den Elephanten schwang, anfassen und saß natürlich unmittelbar hinter ihm auf dem Tier, und, wie man sich an alles gewöhnt, so gewöhnt man sich auch an den grauenhaften Anblick des Aussatzes, umsomehr als die Eingeborenen in Indien ihre abgefressenen Glieder soviel wie möglich verhüllen. Hier aber im Hospital, wo diese schrecklichen Wunden offen behandelt wurden, bot sich mir jedesmal der entsetzliche Anblick derselben in seiner ganzen Nacktheit dar, und obgleich die Räume sehr rein gehalten und täglich desinfiziert wurden, so waren doch die Ausdünstungen in denselben unter der Gluthitze der tropischen Sonne derart, daß ich es heut noch als ein Wunder betrachte, daß ich es ausgehalten habe, unter den Leuten zu sitzen und sie zu unterrichten und daß ich nicht vom Aussatz angesteckt worden[1]) bin.

Es war eine große Freude und bei der unbeschreiblich schweren und angreifenden Arbeit eine besondere Genugthuung zu sehen, daß wir nicht vergeblich arbeiteten. In all den verschiedenen Abteilungen des Hospitals fing es bald an, sich geistig zu regen und nach etlichen Monaten konnte ich schon von wirklich Bekehrten berichten. Ein junger Mohammedaner, ein Hindu und ein Sikh aus dem Panjab waren die Erstlingsfrüchte, welche ich im Colonial Hospital durch die Taufe der Kirche einverleiben durfte. Einige der Krankenwärter freuten sich, Patenstelle bei den Täuflingen vertreten zu können, sie richteten den kleinen, als Kapelle gebrauchten Raum festlich her und diese erste Kulitaufe im Hospital bildete lange Zeit das Hauptgespräch unter den Kreolen und Negerpatienten der Anstalt.

Im Haus of Refuge konnten wir ebenfalls bald eine kleine Schar Bekehrter einsammeln. Es war hier wunderbarerweise eine Anzahl erblindeter Kulifrauen, auf welche der Unterricht in der christlichen Religion den tiefsten Eindruck machte. Sie waren, wie alle andern Kulis, frisch und gesund nach Trinidad gekommen, hatten hier ihr Augenlicht verloren, die eine früher, die andere später, die Welt war fortan für sie verschlossen, arbeitsunfähig, von ihren Männern und Kindern getrennt, lebten sie nun hier ein thatenloses Leben, sie wußten, daß sie nie würden nach

---

[1]) Den medizinisch gebildeten Lesern dieser Zeitschrift dürfte es von Interesse sein zu wissen, daß wir in Assam das von den Eingeborenen gegen Aussatz vielfach gepriesene Choolmugra oil in den Anfangsstadien der Krankheit mit Erfolg angewandt haben. D. V.

Indien zurückkehren können. Welche verzweiflungsvollen Herzenskämpfe solche armen Wesen durchmachen müssen, davon haben nur wenige eine Ahnung!

Nun kamen wir, redeten in ihrer Sprache von einer neuen Welt, einem innern Licht, einem Heiland, der auch die Augen öffnen konnte, ihre traurigen Gedanken belebten sich mit neuen Hoffnungen, sie hofften und glaubten, daß der Christengott auch ihnen die Augen im buchstäblichen Sinne des Wortes öffnen könne, und wenn auch diese Erwartung nicht in Erfüllung ging, so waren sie doch getrösteter und baten endlich alle um die Taufe.

Es war ein großer und freudenreicher Tag, als alle diese Frauen getauft wurden. Die Vorsteherin der weiblichen Abteilung, eine Kreolendame ließ es sich angelegen sein, alles so festlich wie möglich zu arrangieren. Sie wirkte es bei den Anstaltsbehörden aus, daß die Frauen neue weiße Gewänder bekamen, fast alle Wärterinnen übernahmen Patenstelle für die einzelnen Frauen, ein besonderes Festessen, bei dem auch die bei den Hindus so sehr beliebten Süßigkeiten (Mithai) nicht fehlten, folgte der Tauffeierlichkeit, welche selbstverständlich in Hindi abgehalten wurde; auch die Kinder einiger Täuflinge waren von den Plantagen gerufen worden, um bei dem feierlichen Akt zugegen zu sein. Es war eine ergreifende Scene. Die lichtlosen Augen der Frauen und Mütter füllten sich mit Thränen, als meine Frau und die Patinnen sie nun als Schwestern umarmten und liebevolle Worte zu ihnen sprachen. Ein gesegneter Anfang! und der gesegnete Fortgang fehlte nicht. Bald nachher konnte ich einen Bekehrten in der Männerabteilung taufen, einen Hindu, dessen ganzer Unterkörper gelähmt war. Andere Taufen folgten, auch in Peru und in Cedros kamen nach und nach neue Bekehrte hinzu, so daß ich im Lauf der ersten zwei Jahre 23 oder 24, ich weiß es nicht mehr genau, Taufen verzeichnen konnte; und wie viel mehr wären es gewesen, wenn ich die Bekehrten in den Gefängnissen hätte taufen dürfen!

Leider brach endlich meine Gesundheit infolge der übermenschlichen Anstrengungen und der Einwirkungen der tropischen Hitze und Sonne so vollständig zusammen, daß ich jeden Gedanken, in Westindien weiter zu arbeiten, aufgeben mußte.

Die Missionsarbeit erlitt dadurch einen zeitweiligen Stillstand. Ich höre aber, daß sie später von frischen Kräften energisch wieder aufgenommen und fortgeführt worden ist. Der jetzige Bischof von Trinidad scheint die Kulifrage in ihrer ganzen hochwichtigen Bedeutung erkannt zu haben, er sagt in seinem letzten Bericht, die indische Bevölkerung auf Trinidad nehme so überhand, daß wenn nicht die weitgreifendsten Maßregeln getroffen würden, die Insel bald mehr eine heidnische als eine christliche sein würde, denn schon jetzt macht die heidnische Einwohnerzahl beinahe drei Fünftel der ganzen Bevölkerung aus.

Um dem Mangel an tüchtigen indischen Gehilfen in der Missionsarbeit abzuhelfen, geht man jetzt daran, in Codrington College auf der nahe gelegenen Insel Barbados eine Klasse zur Ausbildung von Missionaren für die Kulis zu errichten. Codrington College ist die theologische Hoch-

schule der westindischen Inseln. Die meisten der auf den letzteren arbeitenden Geistlichen sind auf derselben ausgebildet worden. Das College ist mit der Universität von Durham in England affiliiert und ist jetzt seit den letzten zwei Monaten auch zum Centrum für die „Oxford und Cambridge Preliminary Examinations for Holy Orders“ gemacht worden. Die Studenten daselbst haben stets Mission getrieben und zwar mit besonderem Erfolge in der Pongas-Mission in Afrika. In der That, es war der ursprüngliche Plan des frommen Gründers dieses College, des General Codrington, daß in demselben westindische Neger zum Missionsdienst in Afrika ausgebildet werden sollten, damit sie ihren schwarzen Brüdern auf dem Festlande das Evangelium bringen könnten. Nun wird auch ein Professor des Hindi daselbst angestellt und alle Studenten, welche Theologie studieren, müssen seine Vorlesungen besuchen, um sich auch für die geistliche Arbeit unter den Kulis auf den umliegenden Inseln, sowie Jamaica und Britisch Guiana zu qualifizieren.

Dies ist eine höchst zeitgemäße und weise Einrichtung und wird von ganz außerordentlichem Vorteil für die Verbreitung des Evangeliums unter den Kulis sein, denn bei dem Mangel an eigentlichen Missionaren sind doch die Ortsgeistlichen „die nächsten dazu“ und wenn sie erst alle Hindi verstehen und mit den Kulis auf demselben Fuß verkehren können, wie mit ihren Negern und Kreolen, dann wird die Evangelisierung dieser Heidenmassen das Werk verhältnismäßig kurzer Zeit sein.

Heimgang der Frau Coillard.

Wir haben in dieser Zeitschrift wiederholt, zum letzten Male S. 20 dieses Jahrgangs, der französischen Sambesi-Mission und ihres tapfern Führers Coillard gedacht. 30 Jahre lang hat dieser Missionspionier in seiner an Glaubensstärke, Geduld und Heldenmut ihm völlig ebenbürtigen Gattin, einer Schottin Namens Mackintosh, eine vorzügliche Gehilfin gehabt. Ende Oktober vorigen Jahres hat es Gott gefallen, diese hervorragende Missionarsfrau nach einem Leben voll selbstverleugnendster Liebe durch einen seligen Heimgang aus ihrer irdischen Arbeit abzurufen. Die Briefe, in welchen der trauernde Gatte aus seiner nun doppelt einsamen Einsamkeit diesen Heimgang meldet, sind ebenso erbaulich wie ergreifend; niemand wird sie ohne tiefe Bewegung lesen. Wir lassen sie folgen nach der Zusammenstellung in den „Monatsblättern für öffentliche Missionsstunden“ (1882 Nr. 4).[1])

---

[1]) Vergl. Journal des missions évangeliques. 1892, 56. 72 und Une femme missionaire. Souvenirs de la vie et de la mort de Madame Coillard recueillis par Madame Rey. Avec un portrait et une carte de la mission du Zambèze. Paris, à la maison des missions évang. 102 Boulevard Arago. 1 fr. Ein köstliches Schriftchen, dessen Lektüre wir unsern des Französischen kundigen Lesern dringend empfehlen.

„Mir ist wie einem Träumenden. Ein betrübender Schlag hat mich getroffen. Mein Weib, mein teures Weib ist nicht mehr! Am 28. Oktober ist sie von uns in den Himmel gegangen, und vorgestern haben wir ihre sterbliche Hülle zu Grabe getragen. Sie war nur neun Tage bettlägrig. Aber was schließen diese Tage alles in sich! Es war mehr als ein Pisga; es war die Herrlichkeit des Tabor. Sie hatte, kurze Augenblicke abgerechnet, den vollen Gebrauch ihrer Geisteskräfte und sah ihr Ende mit voller Klarheit voraus.

„Leidend war sie ja schon lange gewesen. Aber die letzte heiße Zeit im September und Oktober, die diesmal besonders drückend war, hatte sie gut überstanden. Wir schliefen bei offenen Fenstern und Thüren, und doch war es in unserer von der Tageshitze durchglühten Hütte zum Ersticken warm und der Schlaf hatte nichts Erquickendes. Wir schmachteten nach Regen, und als dieser kam, lebte sie neu auf. Am Tag vor ihrem Ende hatte sich der Himmel zum zweitenmal mit Wolken bedeckt, und als dann um Mitternacht ein Regenguß kam, mußte ich sie ans Fenster bringen, sie wollte den herrlichen Regen — wie sie sagte — in vollen Zügen genießen. Seither schüttet es fortwährend; die Luft ist wieder frisch, der Boden nicht mehr ehern; aber sie, sie liegt im Grab!

„Als wir Anfang Oktober unsere Schulkinder in die Ferien entlassen hatten, bat sie mich dringend, sie im Wägelchen nach Lealui zu bringen. Sie kam mir noch zu schwach vor und ich wollte die Reise aufschieben. Sie aber ließ mir keine Ruh. Wahrscheinlich fühlte sie schon, daß ihre Tage gezählt waren und daß sie eilen mußte, wenn sie noch etwas ausführen wollte. So gab ich nach, und alles ging gut. Zwar war sie zu angegriffen, um die Leutlein in ihren Häusern zu besuchen; dafür kamen aber um so mehr zu ihr. Bald war ihre Hütte von Weibern belagert, die sich Kleider zuschneiden und im Nähen unterrichten ließen, mit denen sie aber auch manch gutes Wort von Gott und seinem Reich reden konnte. Sie war ganz in ihrem Element, und wir alle glaubten zu fühlen, daß Gott unseren Aufenthalt in der Hauptstadt segnen wolle. Da geschah es am Sonntag den 18. Oktober, daß sie, von einem kleinen Mädchen begleitet, vor den Ort hinausging, um etwas allein zu sein, als plötzlich ein abscheulicher Raubvogel über sie herfiel, ein geierartiger Vogel, den man hier hält, weil er Schlangen fängt und frißt. Dies Tier, das dem König gehört, war wohl durch den Sonnenschirm oder sonst etwas an meiner Frau erschreckt worden und verfolgte sie nun mit solcher Wut, daß mehrere Männer und Frauen, die auf ihr Angstgeschrei herbeikamen, sie nur mit Mühe befreien konnten. Und kaum waren sie fort, als das Tier einen zweiten Angriff auf die schwache Frau machte und ihr arg zusetzte, bis wieder Leute kamen und ihr halfen. Blaß und erschöpft kam sie nach Hause, Wunden hatte sie keine. Aber der Schreck war groß gewesen. Doch erholte sie sich und konnte an beiden Gottesdiensten teilnehmen. Der am Abend sollte ihr eine ungeahnte Erquickung bringen. Unser lieber Litia, des Königs ältester Sohn, hielt eine Ansprache, in welcher er mit rührender Einfalt seine Bekehrungsgeschichte erzählte und ein gutes Bekenntnis ablegte. Wir hatten ihn ja vor einiger Zeit mit Missionar

Jalla ziehen lassen, damit er im Bassuto-Land sich weiter ausbilde, aber schon am Anfang der Reise hatte es Mißverständnisse gegeben und endlich war er im Bamangwato-Land samt seinen Begleitern wieder umgekehrt. Das hatte hier einen sehr schlechten Eindruck gemacht und uns in nicht geringe Verlegenheit gebracht. Ohne Zweifel hatte er im Eigensinn gehandelt. Aber es scheint, gerade bei den Bamangwato ist die längst von uns ersehnte Entscheidung bei ihm eingetreten. Ein dortiger Christ hat so mit ihm geredet und gebetet, daß es ihm wie Schuppen von den Augen fiel und er bei seiner Rückkehr freudestrahlend zu mir sagen konnte: Mein Vater, ich bin nicht mehr der alte Litia, ich bin bekehrt, ich habe den Heiland gefunden. Nun, an jenem Sonntag Abend stand dieser Litia mitten in der Versammlung auf dem öffentlichen Platz der Hauptstadt auf und legte furchtlos sein Glaubensbekenntnis ab. Und während er sprach, konnten wir sehen und hören, wie einer seiner Reisegefährten Namens Makamba, ebenfalls aus königlicher Familie, in Weinen und Schluchzen ausbrach. Ein Marotsi in Thränen! und zwar wegen seiner Sünden! Das war ein Anblick, von dem meine Frau sagte, sie hätte um seinetwillen wohl eine Reise von hundert Stunden nicht gescheut; das sei die schönste Versammlung, der sie je am Sambesi beigewohnt. Es war ein liebliches Aufleuchten der Gnade Gottes, das ihr noch vor ihrem Ende zu teil wurde — ein Licht um den Abend. Wir alle waren gerührt und erfreut.

„Tags darauf mußte meine Frau sich legen und, als es auch am Dienstag nicht besser wurde, da sagte sie: Bring mich nach Sefula zurück; laß mich nicht hier sterben. Am Mittwoch wagten wir die Fahrt. Es ging erträglich, wenn auch schwer. Aber sie klagte nicht. Zu Hause angekommen, wurde sie sogleich ins Bett gebracht, und das hat sie nicht wieder verlassen. Das Fieber nahm trotz all unserer Bemühungen und trotz unserer Gebete immer zu. Doch ich war blind. Ich glaubte, sie schon kränker gesehen zu haben. Sie dagegen gab sich keiner Täuschung hin, und einmal sagte sie, mich zärtlich aber mit Thränen in den Augen anblickend: „Mein Liebster, bald wirst du deine Christine nicht mehr haben; du wirst allein, ganz allein sein . . . Aber der Herr ist freundlich und seine Güte währet ewig.“ Einen Tag lang brachte sie in großen Anfechtungen zu; ihr ganzes Leben ging an ihr vorüber. „O, was für ein elendes, unnützes Geschöpf bin ich doch, konnte sie da sagen, nicht würdig, eine Dienerin des Herrn zu heißen . . . mehr Eifer, mehr Eifer! . . . und dann in ihrer Muttersprache (englisch) zu mir gewandt: laß es dir doch einen ganzen Ernst sein!“ Eine Zeit lang war sie nicht recht bei sich, und da schienen all die Sorgen und Prüfungen, die das letzte Jahr uns so besonders reichlich gebracht hat, noch einmal ihr Herz zu beschweren. In den 30 Jahren unseres Ehe- und Missionslebens hatten wir noch nie so viel Not gehabt, alles schien gegen uns zu sein. Ein Geist des Mißtrauens und der Feindschaft, angefacht durch einen Menschen, der einst mein ganzes Zutrauen und meine Liebe besaß, machte sich überall fühlbar, bemächtigte sich auch des Königs und sprengte fast unsere Schule. Die jungen Mädchen, deren meine Frau sich so liebevoll

angenommen und auf die wir so große Hoffnungen gesetzt, — wenigstens einige von ihnen — entpuppten sich als Heuchlerinnen. Nacht für Nacht waren sie aus dem Missionshaus entwichen und hatten sich im Dorf heidnischen Ausschweifungen hingegeben. Wir waren inne geworden, daß wir hier mitten in Sodom sind. Dazu waren dann die politischen Unruhen gekommen. Der König hatte sich unter das englische Protektorat gestellt und gehofft, dadurch allerlei Vorteile zu erlangen. Als nun aber nichts von diesen Vorteilen zu merken war, überhaupt von englischer Seite nichts geschah, als daß einige Abenteurer ins Land kamen, da trat allgemeine Mißstimmung ein und an allem sollten nun wir Missionsleute schuld sein! Alle diese Dinge schienen noch einmal wie ein Alpdruck sich auf mein armes Weib zu legen. Aber gottlob, es dauerte nicht lang. Bald kam der Friede wie in Strömen über das geängstete Herz. „O, er ist freundlich, er ist freundlich," wiederholte sie immer wieder, „und seine Güte währet ewig!" Jetzt sprach sie von himmlischen Dingen wie eine, die schon selbst auf der Schwelle des Himmels steht und bei der das Glauben in Schauen übergeht.

„Sie war immer sehr empfindlich für körperliche Schmerzen und hatte diese Seite des Todes stets gefürchtet. Jetzt sagte sie, am Abend vor ihrem Ende: „Das Sterben ist nicht so schwer wie wir's uns vorgestellt, es ist kein Schmerz dabei, und der Schritt hinüber ist so schnell gethan . . . und unten walten die ewigen Arme!" Etwas später bat sie mich, den Vorhang vom offenen Fenster wegzuziehen und sagte dann, nachdem sie eine Zeit lang wie in stummes Anschauen versunken gewesen, den Blick über die vom Wind bewegten Bäume hinüber gen Himmel gerichtet: „O, wie das schön ist! o, wie überaus schön!" (auf französisch und englisch). Das war beim Umbetten. Als sie wieder den Kopf auf das Kissen gelegt, da sagte sie — und das waren ihre letzten Worte: „Endlich angekommen!" Dann schlief sie ein. Ich hoffte auf Besserung. Denn schon mehrere Nächte hatte sie nicht geschlafen. Aber gegen Morgen trat eine Veränderung ein. Fräulein Kiener, seit einem Jahr ihre treue Gehilfin und eine wahre Gottesgabe für die ganze Station, Bruder Waddell und unser treuer Andreas kamen ins Zimmer. Wir weinten still, wir schrieen zu Gott, wir wachten und warteten. Der Herr kam. Der Atem der teuren Sterbenden wurde schwächer und schwächer, bis er endlich ganz stille stand. Ohne Kampf war sie hinübergeschlummert. O, wie süß wird ihr die ewige Ruhe sein!

„Begreiflicherweise kam mir während ihrer Krankheit auch einmal der Gedanke an eine Erholungsreise, und ich sprach ihr ernstlich zu, es mit einer solchen zu versuchen. Aber da kam ich schlecht an. Eine Erholungsreise machen — ja, das mögen andere thun; es fiel ihr nie ein, jemand deswegen zu verurteilen, aber selbst so etwas thun, das schien ihr selbstsüchtig und ein Mangel an Gottvertrauen. „Nein, das Leben ist zu kurz und das Werk zu groß; wir wollen aushalten auf unserem Posten bis ans Ende. Der Herr weiß, daß ich Gesundheit brauche, und wenn er will, kann er sie mir auch hier schenken" — und damit war die Sache abgethan. Wir sprachen nie wieder davon. Bei unserer Verheiratung

vor nun mehr als 30 Jahren sagte sie mir: „Ich bin nach Afrika gekommen, um mit dir zu thun, was Gott haben will, einerlei wie und wo, und verlaß dich darauf, wohin der Herr dich auch ruft, ich werde dich nie hindern, den Weg der Pflicht zu gehen.“ Das waren mehr als schöne Worte; es war der leitende Gedanke ihres Lebens. Wenn ihr irgend etwas auf Erden teuer war, so war es ein stilles und geruhiges Leben im eigenen Heim. Aber fünfzehn Jahre blieb uns das versagt. Wir bauten, wir sahen Gebautes wieder zu Ruinen werden, richteten die Ruinen wieder auf, wohnten in Nothütten, umgeben von Krieg, reisten durch die Wüste und lebten auf der Flucht. Endlich kam eine Ruhezeit; in Leribe durften wir uns niederlassen und eine Kirche, unser Ebenezer, bauen. Es war Leben um uns her. Und auch unser eigenes Nest suchte ich der Geliebten so warm als möglich zu machen. Aber nur zwei Jahre lang genossen wir dies Glück. Dann kam der Ruf zu den Banyai. Wir folgten ihm, fanden aber eine verschlossene Thür, und endlich sind wir hieher an den Sambesi gekommen. Wieviel meine Frau hier gelitten — mehr noch innerlich als äußerlich — durch all die Enttäuschungen und Bitterkeiten, das weiß Gott allein; aber nie hat sie mir ein Hindernis in den Weg gelegt oder auch nur gemurrt. Und Gott hat uns auch nie ohne Tröstungen gelassen. Freunde in Europa, bekannte und unbekannte, haben uns auf Händen getragen mit ihrer Fürbitte, und in dieser letzten schweren Zeit haben Andreas, Herr Waddell und Fräulein Kiener uns eine Liebe bewiesen, die gewiß nicht unbelohnt bleiben wird. Die letztere hat auch noch den Sarg mit einem Kreuz und mit Laubkränzen geschmückt. Unter einem großen Schattenbaum, wohin wir öfters in der Stille ein Stündchen mit einander zu lesen und zu beten uns zurückzogen, liegt die Teure nun gebettet. Es war mir geschenkt, am offenen Grabe lesen, beten, reden und sogar singen zu können. Es war Nr. 34 aus unserem Bassuto-Liederbuch: Jesus lebt, mit ihm auch ich! Meine Ansprache wurde mit düstrem Schweigen von den Versammelten angehört. Es wird ihnen alles ziemlich rätselhaft vorgekommen sein. Lewanika hatte seine nächsten Unterhäuptlinge geschickt. Er selbst war unwohl und konnte nicht kommen. Dafür übersandte er mir nach Landessitte einen Ochsen. Das waren seine Thränen. Auch die Königin Mokwae hatte einige Leute von ihrem Hofe gesandt. Andre Frauen aus der Umgegend, soviele eben ihre abergläubische Furcht überwinden konnten, waren ebenfalls erschienen. Die armen Leute! was sie selbst nicht haben, können sie ja auch nicht geben. Aber gerührt hat's mich doch, daß z. B. gestern ein Mann, den ich vorher nicht gekannt, mir als Zeichen seiner Teilnahme ein paar Hühner schenkte und eine kleine Rede dazu hielt. Ich werde ihn im Auge behalten, diesen Matondo. So heißt er.

„Und welche Freude, daß wir außer unserem Erstling Andreas nun doch vier junge Leute haben, die — soviel wir zu urteilen vermögen — in Wahrheit sagen können, daß sie den Heiland gefunden. Von Litia und Makamba habe ich schon gesprochen. Die beiden anderen heißen Mpututu und Njondo. Es war in der letzten Woche vor unserer Schulvakanz, daß der erstere, ein Sklave eines der Prinzen, die unsere Schule besuchen,

sich als Jünger Jesu bekannte. Ich traute anfangs meinen Ohren nicht, als der kleine Junge, auf mein Zimmer gekommen, mir erklärte: Lehrer, ich hab' dir etwas Wichtiges zu sagen: ich habe den Heiland gefunden! Ein ganzes Jahr lang hatte er gesucht und gekämpft. Um die Schulbücher kaufen zu können, welche andere von ihren Herren geschenkt kriegten oder um ein Stück Vieh erhandelten, ließ er sich's sauer werden, durch Handarbeit etwas zu verdienen, denn er war so arm, daß er nicht einmal eine Strohmatte oder ein paar Fellstücke zum Nachtlager, geschweige denn eine Decke besaß. Einmal hörte man ihn die ganze Nacht vor Kälte schnattern und Schmerzenslaute ausstoßen. Die Bücher aber waren ihm lieber als eine Decke. Ich wußte es nicht, hatte ihn überhaupt nicht weiter beachtet. Daher mein Erstaunen. O wie ungläubig sind wir doch oft. Wir beten ja eifrig um die Bekehrung unserer Schüler, und wenn's dann bei einem zum Durchbruch kommt, so geht es uns wie den Christen in Jerusalem, die vor freudiger Überraschung nicht glauben wollten, daß ihre Gebete erhört waren, und der Rhode zuriefen: du bist von Sinnen. Nun, die Freude war groß — auch bei meiner Frau. Und jetzt, nach ihrem Tode, ist auch Njondo, ein aufgeweckter Junge aus dem Volk der Moschikulumbe, ein Sklave des Königs, gekommen. Er klopfte an meine Thür, als ich mich eben anschicken wollte, diesen Brief zu beenden. Seine Lernbegier war so groß, daß Lewanika ihm erlaubte, zu uns zu ziehen; und bald wurde er unser bester Schüler. Er war fast ausnahmslos ernst, gehorsam, ehrerbietig, fleißig und namentlich auch wahrhaftig, was ja hier eine so große Seltenheit ist. Wir haben viel für ihn gebetet und uns oft gefragt, was ihn zurückhalte vom Christwerden. Nun hat der Tod meiner Frau ihn aufs tiefste erschüttert. Öfters hat er bei meinen Ansprachen die Hände vors Gesicht gehalten, um seine Thränen zu verbergen. Wiederholt ist er bei Nacht und in einer Nacht sogar mehr als einmal zu Andreas gegangen, um sich trösten zu lassen. „Ich schlafe nicht," sagte er, „ich wache und weine die ganze Nacht; mein Herz ist krank; ich kann nicht einmal essen, ich habs meinen Kameraden gesagt; ich bin krank, was soll ich machen?" Es ist das Mühselig-und-beladen-sein. Ich habe mit ihm geredet und gebetet. Lobe den Herren, meine Seele.

„Und nun muß ich schließen. Ich bin nicht wohl. Doch ich werde nicht eher zusammenbrechen, als bis meine Arbeit gethan ist. Ich bin gefaßt auf alles und bereit, den Kelch bis auf die Hefe zu leeren, den mein Herr mir reicht. Mein einziger Wunsch ist: Seinen Willen zu thun und seinen Namen zu verherrlichen . . . O, mein Gott, hilf uns! — Er wird uns helfen; ich glaube es."

In Thränen Euer Bruder Coillard.

Beiblatt
zur Allgemeinen Missions-Zeitschrift.

№ 5. September. 1892.

Das fünfzigjährige Jubiläum der Norwegischen Missionsgesellschaft.

Von R. Grundemann.

Für die norwegische Missionsgesellschaft habe ich immer eine besondere Vorliebe gehabt. Es mochte dazu beitragen, daß ich auf einer Reise vor 32 Jahren Altnorwegens Land und Leute ziemlich genau kennen und wirklich lieben gelernt hatte, obgleich ich mich damals noch nicht um die Mission besonders kümmerte. Später aber, als ich die „Norsk Missionstidende" regelmäßig las, machte mir vor allem die treffliche heimatliche Organisation dieser Gesellschaft einen tiefen Eindruck. In neuerer Zeit zogen die außergewöhnlichen Erfolge in Madagaskar, die Früchte einer soliden Geduldsarbeit, das Interesse in besonderem Maße auf sich. So war ich denn über eine Einladung zum 50jährigen Jubiläum dieser Gesellschaft herzlich erfreut, obgleich es nicht leicht war, die Zeit für die Reise zu gewinnen. Ich wußte nur, daß auch mein lieber Freund D. Warneck eingeladen sei, der aber aus verschiedenen Gründen die Beteiligung ablehnen mußte, hoffte jedoch, daß Vertreter wenigstens der wichtigsten deutschen Missionsgesellschaften erscheinen würden. Dem war jedoch nicht so. Man hatte Bedenken getragen, etliche von den jetzt so zahlreichen Gesellschaften zu bevorzugen und alle konnten nicht vertreten werden, ohne der Gastfreundschaft der Stadt Stavanger unter den sogleich zu erwähnenden Verhältnissen zuviel zuzumuten. So war denn aus Deutschland niemand als wir beide, als die Vertreter der wissenschaftlichen Seite der deutschen Mission, eingeladen. Das Missionsdepartement der Brüdergemeine, von ihrem Prediger in Christiania benachrichtigt, hatte ein ausführliches Begrüßungsschreiben gesandt, das durch den letzteren überreicht wurde.

Am 5. Juli schiffte ich mich in Hamburg ein. Wir hatten eine angenehme Fahrt, bei der mir wieder recht zu statten kam, daß ich nie an Seekrankheit leide. Am Donnerstag nachmittag trafen wir in Stavanger ein, wo ich von dem Präsidenten der Hauptverwaltung der N. Missionsgesellschaft abgeholt wurde, in dessen Hause ich die liebenswürdigste Aufnahme fand. Da die Verhandlungen erst am Sonnabend beginnen sollten, so hatte ich genügende Zeit, nicht bloß die Stadt mit ihrer Umgebung, in schöner Lage am Fjord, mit herrlichem Blick auf die ferneren Berge, sondern auch besonders die Missionsanstalten genauer zu besichtigen.

Auf den mit mächtigen Granitblöcken eingefaßten Wegen zwischen den üppigen Wiesen kamen wir zuerst an das Missionskinderhaus. Alle

diese Anstalten haben nämlich den Vorzug, daß sie nicht in der Stadt liegen, sondern, obgleich von der letzteren nicht allzufern, in völlig ländlichen Verhältnissen. Ohnedies ist Stavanger keine Großstadt, sondern hat nur 24 000 Einwohner. Ich glaube die ländliche Lage als einen Vorzug betonen zu müssen. Ich brauche nur an gewisse Schwierigkeiten zu erinnern, wie sie z. B. bei Berlin I, wie vertrauteren Freunden bekannt sein wird, in neuerer Zeit zu Tage traten. — Bei jenem Kinderhause fällt sofort ein überraschendes Maß von Komfort auf. Wir sind nur allzusehr gewohnt, in der Mission alles auf das bescheidenste, ja manchmal kärglichste eingerichtet zu sehen. In Basel und den Kinderhäusern der Rheinischen Mission sucht man freilich auch den Kindern das Elternhaus möglichst zu ersetzen. Aber hier war ich überrascht, in eine elegante Villa einzutreten. Es war in der That der Sommersitz eines wohlhabenden Mannes, den man unter günstigen Verhältnissen für die Mission angekauft hatte. Durch einen Anbau wurde das im Garten schön gelegene Haus für den neuen Zweck umgestaltet. Leider konnte ich das alltägliche Leben und Treiben der 20 Kinder nicht beobachten. Sie hatten Ferien, und waren meistens, um fremden Gästen Platz zu machen, zu befreundeten Familien aufs Land geschickt.

Noch ein gut Stück Weges, der auf der letzten Strecke außer den Steinmauern noch mit schönen Laubbäumen eingefaßt ist, führte uns zu dem bedeutenden der Mission gehörigen Grundbesitz, der sich zu ein paar nackten Granitklippen hinaufzieht. Er besteht meist aus saftigen Bergwiesen, wie sie in solcher Üppigkeit nur in Gegenden sich finden, die solche Fülle von Regen erhalten und dabei so viel Licht wie hier, wo die Nacht im Sommer auf ein paar Stunden zusammenschrumpft. Einige ausgedehnte Strecken, die früher als Unland dalagen, sind jetzt mit Laub- und Nadelholz aufgeforstet, das prächtig gedeiht. In der Nähe der Häuser ist die Anpflanzung zu schönen parkartigen Anlagen gestaltet. Wir traten in einen Garten ein, in dem Johannisbeersträucher von überraschender Üppigkeit eine vorwiegende Stellung einnahmen. Sie sind die nordischen Reben, und man versteht es gut, aus den Früchten einen kräftigen Wein zu bereiten. Daneben aber fehlen nicht schöne Blumenbeete. Man legt in Norwegen überhaupt viel Wert auf Blumenzucht im Freien wie im Zimmer, und manche Blumen lohnen die auf sie gewandte Mühe durch reichliches Blühen in Farben, die sich unter der Fülle des Lichts intensiver als bei uns zu entwickeln scheinen. Aus dem Grünen hob sich das saubere, weiße Holzgebäude freundlich ab. Dort wohnt der Sekretär der Missionsgesellschaft Pastor Lars Dahle, den wir leider nicht zu Hause trafen. Wir begaben uns daher sofort zu dem einige hundert Schritte entfernten Missionsseminar, vor dem die norwegische Flagge wehte. Es ist in demselben landesüblichen Stil ausgeführt und zeigt dem Eintretenden sofort einen gewissen behaglichen Komfort. Die auf 13 beschränkte Zahl der Zöglinge gestattet es allerdings, daß hier mehr als es in den meisten entsprechenden deutschen Anstalten möglich wäre, das ganze Leben sich als ein wirkliches Familienleben gestalten kann. Auch hatte bis jetzt ein ganz vorzüglich geeignetes, kinderloses Ehe-

paar die Stelle der Hauseltern versehen. Aber ich muß gestehen, daß mir der Unterschied dieses Hauses von den deutschen Missionshäusern recht auffallend war. In den letzteren ist alles viel mehr anstaltsmäßig gestaltet. Hier aber hatte man den Eindruck etwa eines Pfarrhauses mit zahlreichen erwachsenen Söhnen. Herr Schöning, cand. theol., der Vorsteher des Seminars war augenblicklich nicht anwesend. Seine Frau führte uns in den elegant ausgestatteten Salon; ein paar der Missionszöglinge (die allerdings jetzt nach bestandener Prüfung schon Kandidaten der Theologie waren), setzten sich mit zu uns und nahmen in ungezwungener Weise an der Unterhaltung teil. Dieselbe wurde meist in deutscher Sprache geführt, in deren Gebrauch es den jungen Leuten freilich noch etwas an Übung fehlte, während Frau Schöning sie ganz fließend sprach. Diese noch so jugendlich aussehende Dame, eine echte Norwegerin, hat große Verdienste um die Mission. Während der Verhandlungen hörte man mehr als einmal ihr Lob erklingen, und andre Frauen sagten in neidloser Freude dazu: „Das hat sie redlich verdient." Einmal hörte ich: „Sie hat aus ungeschickten Bauernburschen gebildete junge Männer herangezogen." Dabei muß man wissen, daß außer dem großen Hauswesen eine ausgedehnte Landwirtschaft ihr oblag.

Das Hauswesen hatte mit Rücksicht auf das bevorstehende Fest schon mancherlei Umgestaltungen erfahren. Sollte doch selbst der Bischof von Christiansand, in dessen Sprengel Stavanger liegt, hier logieren. Doch fanden sich noch ein paar Zimmer der Zöglinge in ihrem gewöhnlichen Zustande. Ich konnte nur immer wieder bezeugen, daß es darin sehr „hyggeligt" sei — ein Ausdruck, der weder durch unser behaglich noch durch gemütlich ganz treffend wiedergegeben werden kann. Je zwei und zwei Zöglinge bewohnen solch ein Zimmer, das mit mäßigem Komfort ausgestattet ist, aber jeder hat seinen Schreibtisch, auf dem er seine Sachen in netter Ordnung stehen hat. Die Wände waren mit Bildern und Photographien geschmückt — ich sah in Öl gemalte Landschaften — und einem Blumentisch mit schönen Blatt- und Blütenpflanzen war ein Hauptplatz in der Nähe des Fensters eingeräumt. Verschiedene Instrumente zeigten, daß auch die Musik hier gepflegt wird. Auch die im oberen Stockwerk gelegenen Schlafzimmer, die von je zwei Zöglingen benutzt werden, machten nichts weniger als einen anstaltsmäßigen Eindruck.

Im zweiten Stockwerk befindet sich ein größerer Saal, der wohl nur bei außerordentlichen Gelegenheiten benutzt wird, daneben ein geräumiges Bibliothekzimmer, das vielleicht auch für den Unterricht dient. Der letztere umfaßte bis jetzt sechs Jahre. Es wurde im letzten Jahre gelehrt neutestamentliche Exegese nach dem griechischen Texte und alttestamentliche nach der norwegischen Übersetzung, Dogmatik, Einleitung in die heil. Schrift, Kirchengeschichte und, wenigstens eine Stunde wöchentlich, Missionskenntnis. Ferner wurde Englisch, Musik und Zeichnen gelehrt, sowie dreimal wöchentlich zwei Stunden der Feld- und Gartenarbeit gewidmet. Außer dem Hausvater und dem Sekretär war auch der Hausvater des Kinderheims, Pastor Jörgesen, sowie ein Organist und ein Architekt als Lehrer thätig. Ich hatte leider keine Gelegenheit, mich über die Leistungen der Zöglinge

zu informieren. Doch bin ich überzeugt, daß sie eine auf dem lutherischen Bekenntnis gegründete tüchtige theologische Bildung erhalten haben.

Von praktischer Tüchtigkeit zeugten die Arbeiten, welche ich in der neben dem Hause gelegenen Werkstatt sah, wo Tischlerei, Drechslerei, Schlosserei, Buchbinderei u. s. w. getrieben wird. In Norwegen ist praktische Handfertigkeit viel weiter als bei uns verbreitet. Man staunt oft über die Leistungen eines einfachen Bauern, namentlich in Holzarbeiten. Für den Missionar muß solche noch weiter ausgebildete Fertigkeit oft recht nützlich sein. An die Werkstatt schließen sich die landwirtschaftlichen Gebäude an, die einen mäßig großen, viereckigen Hof umgeben. Mir war es interessant, das Vieh, insbesondere die wohlgepflegten „Kreaturen“ (so nennt man in Norwegen die Kühe) mit strotzendem Euter, die eben von der Weide heimgekehrt waren, zu betrachten. Wie schon angedeutet, scheuen sich die Zöglinge nicht, auch bei der Feldarbeit Hand anzulegen. Sie bildet ein gesundes Gegengewicht gegen die geistige Arbeit und bewahrt den jungen Leuten bei aller Bildung eine ansprechende schlichte Bescheidenheit.

Eines war mir auffallend bei der Einrichtung dieser Missionsschule. Die jetzt zu entlassenden Zöglinge waren sämtlich vor sechs Jahren aufgenommen. Nun sollten sie ausgesandt werden und das Haus wird mit einem Schlage völlig leer, zumal da auch der Vorsteher, der in ein Pfarramt berufen worden ist, abgeht. Der genannte Hausvater des Kinderheims wird an seine Stelle treten. Ich halte es für einen Nachteil, daß auf diese Weise die Tradition des Hauses unterbrochen wird. Es würde eine bedeutende Erleichterung sein, wenn die Zöglinge in zwei oder drei Klassen ihre Ausbildung erhielten, und jedesmal nur ein Teil derselben zur Entlassung käme. Die Lehrkräfte würden allerdings mehr in Anspruch genommen werden; aber ich glaube, daß die so zu erzielende Kontinuität gute Früchte bringen würde.

Ganz kurz erwähne ich das kleine in einem besonderen Häuschen neben der Missionsschule befindliche Museum, in dem allerlei interessante Gegenstände aus Sululand und Madagaskar gezeigt werden. — Als wir dasselbe verließen, begegneten wir dem Sekretär Dahle, der mich freundlichst in sein Haus mitnahm. Er ist ein biederer schlichter Norweger vom alten Schrot und Korn, dabei ein tüchtiger Gelehrter, dem, wenn ich nicht irre, schon eine Professur angetragen worden ist. Eine ganze Reihe von Sprachen spricht er fließend. In dem traulichen Kreise seines Hauses, der durch einige Festgäste bereits erweitert war, habe ich einen unvergeßlichen Abend verlebt. Die Unterhaltung drehte sich zumeist um die Zustände auf den Missionsfeldern. Es war mir sehr wertvoll, mit einem so scharfblickenden, nüchternen Manne, wie Dahle mich aussprechen zu können.[1]). Zu meiner Überraschung fanden sich viele Züge an den madagassischen Christengemeinden in völliger Übereinstimmung mit denen, die ich

[1]) Bekanntlich war er es, der als Missionar auf Madagaskar den Mut hatte, den mit vielen Übertreibungen durchwobenen Schleier, mit dem die Legende die madagassischen Märtyrer umgab, zu zerreißen und die Wirklichkeit an den Tag zu bringen.

an den indischen Heidenchristen beobachtet hatte, und deren ungeschminkte Darlegung den Freunden in der Heimat vielfach unverständlich, oder gar anstößig ist. Auch in Bezug auf die Behandlung der nationalen Kunst (wenigstens der Musik) kam D. der Auffassung nahe, die ich in dieser Zeitschrift ausgeführt habe. Er meinte zwar, die madagassischen Nationalmelodien seien mit dem unsittlichen Texte derselben so verwachsen, daß sie in der christlichen Gemeinde keine Stätte finden könnten, hoffte aber, daß ein Mann mit musikalischem Verständnis dereinst noch den Anstoß zu einer Reformation der madagassischen Musik geben werde, die wahrhaft nationale christliche Lieder hervorbringen könnte.[1]) Kandidat Ebbel, ein Theolog, der jetzt noch Medizin studiert, um als Missionsarzt hinaus zu gehen, und der selbst musikalisch ist, griff den Gedanken mit Wärme auf.

Am folgenden Tage fand in der dichtgefüllten St. Petrikirche, der größten der Stadt, die konstituierende Sitzung der Generalversammlung statt. Sie wurde mit Choralgesang und der Ansprache des Präsidenten Meyer eröffnet. Er begrüßte zunächst die fremden Gäste und die Deputierten der norwegischen Missionsvereine. Es bestehen solche zur Zeit in allen Teilen des Landes, 900, die sich zu acht Kreisversammlungen zusammenschließen, zu denen sich die Abgeordneten in jedem Jahre versammeln, während nur in jedem dritten Jahre ebenfalls gewählte Abgeordnete der einzelnen Vereine sich zu der Generalversammlung vereinigen. Diese von unten auf entwickelte Organisation ist ganz vortrefflich. Sie ist freilich demokratisch gestaltet. Aber die Beteiligung an der Leitung des Ganzen erfüllt die Einzelnen mit einem Interesse, das sich schwerlich durch irgendwelche Ordnungen von oben her (wie sie z. B. jetzt in der Organisation der Provinzialverbände der Hilfsvereine von Berlin I versucht werden) ersetzen läßt.[2]) Bei dieser Gelegenheit waren nun 800 solche Deputierte erschienen, selbst aus dem fernen Nordlande, was eine fünftägige Reise voraussetzt. Da auch sonst noch viele Missionsfreunde sich eingefunden hatten, darf man sicherlich rechnen, daß 1000 Fremde bei dieser Gelegenheit in die Stadt gekommen waren, die alle gastliche Auf-

---

[1]) Ich muß gestehen, daß mir bald darauf jenes Bedenken eigentümlich beleuchtet wurde, als ein norwegisches Volkslied (Jfjol gjaett' e Gjeitinn), das einen tiefen sittlichen Schaden des Volkslebens offen berührt, und an dessen Text ich kaum zu erinnern wagte, in einem ernsten christlichen Kreise selbst von den jungen Damen ganz harmlos gesungen wurde. Das Nationale der Melodie war augenscheinlich stärker als das Anstößige des Textes.

[2]) Bei näherer Bekanntschaft mit den Einrichtungen der Vereine muß man freilich den Eindruck, den man auf den ersten Anblick von der Gesamtheit derselben hat, etwas berichtigen. Sie bestehen nicht, wie man annehmen möchte, je aus einer größeren Anzahl fester Mitglieder. Manche zählen deren nur 15—20, andre 50—100 und noch mehr. Im ganzen aber hat man auch hier keine erschöpfende Organisation der ganzen Missionsgemeinde. Ein großer Teil der von den Vereinen abgelieferten Gelder sind nicht feste Mitgliederbeiträge, sondern werden unter ähnlichen Verhältnissen wie bei uns von den christlichen Gemeinden aufgebracht. Das Verhältnis der festen Beiträge zu den andern Geldern ist wohl schwer festzustellen. Jedenfalls aber haben die jährlichen Leistungen der Vereine, die sich nach dem Durchschnitt der letzten vier Jahre auf 302 500 Kronen (340 300 Mark) belaufen, wozu noch gegen 112 000 direkt durch die Hauptverwaltung eingenommen wurden, für unsre deutschen Missionsleistungen viel Beschämendes.

nahme gefunden hatten. Unter den Deputierten waren auch manche Pastoren, aber die meisten Laien, viele einfache, schlichte Bauern, deren einige noch mit zu den Stiftern der Gesellschaft zählten. Sie fanden ihren Platz auf einer besonderen Bank an bevorzugter Stelle.

Die Eröffnungsansprache gedachte mit Lob und Dank der großen Thaten Gottes, unter denen aus den unscheinbarsten Anfängen ein großes Werk herangewachsen ist. Mein Ohr hatte sich noch nicht genügend an die fremden Laute gewöhnt; an den folgenden Tagen verstand ich dann viel besser und zuletzt fast jedes Wort. Soviel hörte ich aber schon an jenem ersten Tage, daß nur einzelne Thatsachen und Zahlen zur Illustration angeführt wurden.[1]) Dagegen vermißte ich einen Festbericht, der wenn nicht bei dieser Gelegenheit, doch sonst während des Festes irgendwie hätte vorkommen sollen. Er wurde allerdings ersetzt durch einen stattlichen Band, die von L. Dahle verfaßte Jubelschrift, welche am Schluß der konstituierenden Versammlung jedem Deputierten und jedem Gaste eingehändigt wurde. Ich bezweifle nicht, daß sie besonders von den ersteren viel mehr gelesen werden wird, als dies unter ähnlichen Verhältnissen in Deutschland der Fall sein würde. In Norwegen herrscht ein großes Lesebedürfnis und es ist nicht unwahrscheinlich, daß bald selbst in abgelegenen Sennhütten von einsamen Sennerinnen die Jubelschrift gelesen werden wird.

Jene erste Ansprache ließ durch allen Festjubel auch das demütige Bekenntnis der in der Missionsarbeit vorgekommenen Sünden hindurchklingen, sowie den Dank für den Segen, der durch die Mission auf die heimatliche Kirche belebend und einigend zurückgeflossen ist, und schloß mit dem Ausblick auf das große Ziel, dem wir näher und näher kommen, wenn Scharen von Heiden ins Reich Gottes eingeführt werden. Es folgte ein herzliches Gebet und volltöniger Gemeindegesang; dann wurde die Generalversammlung für eröffnet erklärt.

Zunächst erfolgte die Wahl des Vorstandes. Es konnte nicht zweifelhaft sein, daß der Nestor der für die Mission arbeitenden Pastoren, Sven Brun, jetzt in Christiania, auf den Präsidentenstuhl berufen wurde.

---

[1]) Ich hebe aus denselben hier nur hervor die 40 000 Heidenchristen und in der Heimat die 3000 Frauenvereine, die in Norwegen eine ganz eigenartige Erscheinung bilden. Die Frauen kommen, so bald die Arbeiten im Freien beendet sind, regelmäßig (meist wohl alle 14 Tage) mit ihren Spinnrädern und Strickzeugen auf einen ganzen Nachmittag zusammen. Es wird vorgelesen, geistliche Lieder gesungen und nur eine kurze Eßpause gemacht, für die sich eine jede ihre einfache Kost mitbringt, höchstens wird dazu Kaffee gekocht. Vielfach finden diese Versammlungen in den Pfarren statt, sonst auch auf Bauernhöfen. Wer mit den eigentümlichen Verhältnissen des Landes bekannt ist, in dem die Dörfer aus weit zerstreuten einzelnen Höfen bestehen, der wird die in diesen Versammlungen geleistete Missionsarbeit sehr hoch anschlagen müssen, obgleich auf der andern Seite auch wieder nicht zu übersehen ist, daß gerade die abgelegene Lage ein Bedürfnis nach Vereinigung hervorruft, dem solch eine Gelegenheit willkommen ist (wie auch der trotz der größten Hindernisse ausgezeichnete Kirchenbesuch in Norwegen von jener Seite her eine teilweise Erklärung findet, wobei dem Hauptmotive nichts abgebrochen sein soll). Die Arbeiten, welche in diesen Versammlungen fertig gestellt sind, werden jährlich einmal in einem Bazar verkauft oder verlost. Da soll es denn manchmal mehr wie bei einem Volksfest hergehen und nicht alles so ganz stimmen zu der geistlichen Andacht, die dabei nicht fehlen darf.

Er gehört noch zu den Stiftern der Gesellschaft und hat so manche Generalversammlung geleitet. Der fast 80jährige Greis zeigt in mehr als einer Beziehung eine geradezu jugendliche Frische. So hatte er z. B. die Reise nach Stavanger zu Lande gemacht und auf dem Haukelidsfjeld weite Strecken zu Fuß durch tiefen Schnee wandern müssen. — Ich habe selten eine so geschickte, kräftige und doch taktvolle Leitung einer so großen Versammlung gesehen, wie die seinige. Tief ergreifend war seine Begrüßungsansprache, in der er selbst tief bewegt der alten Zeiten gedachte und der Brüder, mit denen er einst in schweren Kämpfen Schulter an Schulter gestanden, die nun schon eingegangen sind zu ihres Herrn Freude. Durch alles aber klang die herzlichste Missionsliebe hindurch — warm wie vor 50 Jahren. „Noch immer giebt es Kampf," so schloß er, „aber wir haben das Banner, unter dem wir recht kämpfen können; das laßt uns in dieser Stunde entfalten." Die ganze Versammlung sprach stehend das Apostolische Glaubensbekenntnis, worauf der Redner nach herzlichem Gebet den Segen erteilte.

Es folgten sodann langwierige Formalien, nämlich die Prüfung der Legitimationen sämtlicher Deputierter, während derer mir mancher Missionsfreund vorgestellt wurde. Unter der Austeilung der Jubiläumsschrift und der Einlaßkarten trennte sich die Versammlung.

Am Sonntag den 10. Juli riefen die Glocken bei herrlichem Sonnenschein zur Hauptfeier in die Domkirche, ein ehrwürdiges Gebäude, das meist aus dem trefflich für die Architektur geeigneten blaugrauen Weichstein erbaut ist. Das romanische Schiff wird von massigen runden Pfeilern getragen, welche die niedrigeren Seitenschiffe trennen. Ein schmaler, langer Chor in edlen gotischen Formen schließt sich daran mit flachem Abschluß, in dem sich ein großes Fenster mit Glasgemälden befindet. Die Kirche war gedrückt voll. Der Organist begann ganz passend in vollen Akkorden mit dem Bethovenschen: „Die Himmel rühmen des Ewigen Ehre" und leitete dann zum Choral über, nach welchem der Vorsteher der Missionsschule, Schöning, die erste Festrede über Ps. 118, 23—25 hielt. Als ein wunderbares Werk, wurde die Mission in ihrem senfkornartigen Wachstum auf dem Arbeitsfelde im Heidenlande, wie in der Heimat als Grund der Festfreude gezeigt. Der Blick auf unsre eigene Beteiligung an dem Werke läßt auf diese Freude zwar manchen Schatten fallen. Aber unsre Schwachheit treibt uns ins Gebet, und des Herrn Kraft, die in den Schwachen mächtig ist, tröstet uns über den Fortgang des Werkes.

Nach abermaligem Gesange folgte die Liturgie, die im wesentlichen mit der der preußischen Agende übereinstimmt, nur daß manches vom Liturgus gesungen wird. Nach dem Hauptliede bestieg der Bischof die Kanzel, zu der ihm der Kirchendiener erst förmlich den Weg durch die Menge bahnen mußte. Es war der 4. Sonntag nach Trinitatis. Da in Norwegen die Perikopen für die Predigt streng innegehalten werden, so wagte der Oberhirte selbst bei dieser Gelegenheit nicht von der Ordnung abzuweichen, obgleich ihm das Evangelium: Richtet nicht, auf daß ihr nicht gerichtet werdet u. s. w., in der Behandlung als Festtext große Schwierigkeit bereiten mußte. Er ging aus von dem Kontrast des Kreuzes und

der unter diesem Zeichen gefeierten Siege, der 11 Boten und der Völkerscharen, welche durch sie gewonnen werden sollten. Denselben Kontrast zeigt das unter Gottes Segen heranwachsende Werk der Norwegischen Missionsgesellschaft im Vergleich zu den geringen, schwierigen Anfängen vor 50 Jahren. Die dadurch veranlaßte dankbare Freude aber zeigt sich am deutlichsten auf dem dunkeln Hintergrunde, als welcher die noch heute bestehende Feindschaft gegen die Mission in verschiedenen Zügen entfaltet wurde. Aber des Herrn Wort: „Richtet nicht" läßt uns nicht dort den dunkeln Hintergrund für unsre Festfreude finden, sondern treibt auch bei dieser Gelegenheit in ein ernstes Selbstgericht. Wo es bei uns fehlt an der rechten Missionsliebe, da haben wir selbst den Balken im Auge. Wie knapp und kärglich sind vielfach unsre Missionsgebete, wie oft wird die Mission getrieben als eine Art geistlicher Vergnügung, nicht aus lauterer Erbarmung über die Heiden! Auch die Frauenvereine wurden zur Selbstprüfung in diesem Sinne aufgefordert. Es ist nicht leicht, ein wahrer Missionsfreund zu sein. Oft werden wir mißmutig, weil das Werk so langsam vorangeht, oder weil draußen unter den Heiden nicht alles nach unsern Gedanken gehen will. Die bußfertige Selbsterkenntnis ist der dunkle Grund, auf dem der gläubige Dank sich recht abhebt. Zieh den Balken aus deinem Auge. Der Herr sagt aber nicht, daß du den Splitter sitzen lassen sollst; sondern alsdann siehe zu, wie du denen, die der Mission vielleicht aus Unkenntnis kalt gegenüberstehen in freundlichem Geiste zurechthelfen könntest. — Aber die Gegner möchten die letzten Worte des Textes, von den Perlen, die man nicht vor die Säue werfen soll, auf uns anwenden, die wir das Heiligtum des Evangeliums den Heiden senden. Dagegen wurde an die „Brosamlein" erinnert, die nach dem Wort der Kananäerin auch die Hündlein essen dürfen, sowie an des Herrn Freude, als die Griechen ihn sehen wollten. „Wenn ich daran denke, suche ich die Säue nicht unter den armen Heiden, sondern hier bei uns zulande." Durch eine von Luther erzählte Tierfabel, in der das Schwein vom Gastmahle des Löwen unbefriedigt sich zu seinem Kot zurückwandte, wurden die geistlich und sittlich Verkommenen in der modernen Gesellschaft charakterisiert. Die Güter, welche Christi Reich bietet, können alle ehrlichen Seelen sättigen, aber die, welche sie verschmähen, müssen wir gehen lassen. Es kommen so manche Schweine, die des Herrn gedeckte Tafel verschmähen. Darüber sollen wir uns nicht ereifern. Wir dienen ihm, der selber durch die größte Niederlage, den Kreuzestod, siegte. So sollen auch wir durch Niederlagen siegen. Lerne von ihm, daß sich selbst zu leben, leiden ist; für andere zu leben ist Sieg. So wollen wir uns freuen, als die, die arm sind und doch viele reich machen, als die Traurigen, aber allezeit fröhlich!

Nach der Predigt wurde eine große, für diesen Zweck gedichtete und komponierte Kantate gesungen. Der Text ist zum Teil sehr idealisiert. Ein großer Chor beginnt mit einem paraphrasierten Sanktus — worauf ein Solo die Stimme des die Verlorenen suchenden Erlösers darstellt. Dann führt ein Frauenchor in bilderreicher Schilderung nacheinander die heidnische Südsee, Indien, China und Afrika vor, und von jedem dieser

Felder ertönt immer stärker der Ruf: Komm herüber und hilf uns. Daß dieser Ruf den Maoris in den Mund gelegt wird, ist unter jetzigen Verhältnissen wenig zutreffend. Ein Recitativ deutet dann auf die Missionsarbeiten hin und zwar so speciell, daß selbst Schreuder mit Namen genannt wird. Diese Specialisierung scheint mit den großartigen allgemeinen Schilderungen nicht recht im Ebenmaß zu stehen. Ein Männerchor begrüßt die bekehrten Madagassen und Sulus, worauf der ganze Chor ein großes Tedeum anstimmt, das in den Gemeindegesang: „Ein feste Burg ist unser Gott" übergeht. Die Komposition hätte man wohl gern etwas mehr im kirchlichen Stil gewünscht. Überhaupt hörten wir während der Feier manche moderne Melodien, die selbst alte, schöne Choräle verdrängt haben. Hier aber konnte man stellenweis wirklich an Opernmusik erinnert werden. Viel wirksamer wäre es jedenfalls gewesen, wenn der Komponist sich etwa an Händel ein Vorbild genommen hätte. Doch muß ich sagen: et voluisse sat est. Mehrere deutsche Missionsgesellschaften haben bereits das 50jährige Jubiläum gefeiert. Ich kann mich nicht erinnern, daß eine von ihnen solch eine musikalische Feier veranstaltet hätte.

Höchst sonderbar war es, daß der Organist von „Ein feste Burg" nur den ersten Vers singen ließ. Ich saß noch lange mit offenem Gesangbuch, wartend, daß der zweite angestimmt werden sollte. Aber schließlich mußten meine Gedanken für diesmal einfrieren bei dem „alten bösen Feind" und seiner grausamen Rüstung, der auf Erden nicht seines gleichen hat. Bei den Ansprachen, die ich in späteren Versammlungen selbst zu halten hatte, konnte ich nicht umhin, daran anzuknüpfen.

Den Schluß des Festgottesdienstes aber machte Pastor L. Dahle mit einer kräftigen Ansprache über Jes. 60, 5 in der er die Ergebnisse der 50jährigen norwegischen Missionsarbeit als Erfüllung der Weissagung zeigte und zu treuer Weiterarbeit mahnte. — Der Bischof hielt die Schlußliturgie und die Gemeinde legte beim Herausgehen auf den Altar das Opfer nieder, das, wenn ich nicht irre, 1800 Kronen betrug. — Gleichzeitig fanden auch in den beiden andern Kirchen der Stadt, die ebenfalls gedrängt voll waren, Festgottesdienste statt.

Mittags vereinigte eine Festmahlzeit im Saale der Missionsschule die Mitglieder der Hauptverwaltung mit den fremden Gästen und einigen andern Freunden, die sich irgendwie um die Gesellschaft verdient gemacht haben. Unter den letzteren ist namentlich Herr Sven Foyn zu erwähnen, ein schlichter Mann, der es durch seine Energie und Umsicht zu einem Vermögen von 18 Millionen gebracht hat, von dem er der Mission reiche Beiträge zufließen läßt. Es wurden viel Tischreden gehalten, auch in deutscher, englischer und schwedischer Sprache. Der letzteren bediente sich Herr Docent Kolmodin von der evangelischen Vaterlandsstiftung, wenn ich nicht irre der einzige Vertreter der schwedischen Missionsgesellschaften, sowie Herr P. Töttermann von der Finnländischen M.-G. Begrüßt wurden auch sie in norwegischer Sprache,[1]) während man den englischen

[1]) Genau genommen sollte man sagen: „dänisch", denn die Sprache der Gebildeten ist in der That dänisch, wenngleich sie sich von dem kräftigen norwegischen Organ etwas anders ausnimmt, als von dem weichen dänischen. Das echte Nor-

Gästen, sowie H. Prediger Römer von der Brüdergemeinde in Christiania und mir eine Begrüßung in der betr. Muttersprache zuteil werden ließ. Aus England waren nur zwei Herren von der Londoner M.-Gesellschaft erschienen, namentlich Rev. G. Cousins, der Redakteur des Chronicle, der früher in Madagaskar war und z. B. in der Revision der Bibelübersetzung mit Dahle zusammen gearbeitet hat. Das gute Einvernehmen zwischen den beiden kirchlich so verschieden gerichteten Missionen auf der großen afrikanischen Insel, das bei dieser Gelegenheit einen herzlichen Ausdruck fand, ist sehr erfreulich. Anfangs war es bekanntlich nicht so. „Es kam wohl daher," sagte H. C., „daß wir die Norweger noch nicht recht verstanden." Im übrigen klangen durch die Tischreden die brüderlichsten Sympathien mit den andern skandinavischen Gesellschaften hindurch, von denen noch die dänischen durch Propst Vahl und Pastor Lögstrup vertreten waren. Der deutschen Mission aber wurde in sehr ehrender Weise gedacht wegen ihrer Leistungen in der Missionswissenschaft. Auf das D. Warneck und mir gespendete Lob konnte ich nur antworten, daß wir nichts gethan haben, als wir zu thun schuldig waren (Luk. 17, 10), und wies dann hin auf die besonderen Gaben, die Gott der norwegischen Mission verliehen und von denen wir lernen können: die gute Organisation in der Heimat, die solide Geduldsarbeit, die sich nicht beirren läßt durch mißverstandene, übereifrige Wünsche der Missionsfreunde und die sachliche Nüchternheit bei allem hingebungsvollen Eifer. Es war ein köstliches Zusammensein.

Nach einem Stündchen aber wogten auf der frisch gemähten Wiese die Scharen der Missionsfreunde auf und nieder. Es waren zwar nur die 800 Deputierten zum Kaffee geladen, aber da man wußte, daß Ansprachen im Freien gehalten werden sollten, so hatten es sich die Missionsfreunde nicht nehmen lassen, mitzukommen. Da habe ich manchen „Unbekannten und doch bekannt" die Hand drücken müssen. Ich war erstaunt, wie viele Amtsbrüder mir dankten für meinen Atlas oder als Leser der Allg. Miss.-Zeitschr., und nicht bloß Pastoren sondern selbst einige Bauern begrüßten mich als einen Bekannten, vielleicht hatten sie die dänische Übersetzung einiger Hefte der Dornen und Ähren gesehen. — In der bunten Menge fehlten nicht einige Frauen und Mädchen in Nationaltracht, doch hatte ich ihrer mehrere erwartet. Auch in Norwegen befinden sich diese kleidsamen Trachten bereits im Rückgange; in den Städten scheinen sie schon ganz erloschen zu sein.

Die Versammlung gestaltete sich zu einem richtigen Missionsvolksfest.

---

wegische (Bondesproget = Bauernsprache) ist eine ganz andre, viel formenvollere, klangreiche Sprache, die der der Edda näher steht und selbst dem heutigen Schwedisch in manchen Beziehungen näher kommt, als dem Dänischen. Trotzdem letzteres in Norwegen die Schul- und Kirchensprache geworden ist, lebt jenes, leider in sehr viele Dialekte zersplittert, im Volke. Man arbeitet seit Jahrzehnten daran, eine norwegische Schriftsprache herzustellen und ich verstehe es, wie manche Patrioten für diesen Gedanken begeistert sind. Für die Mission hat die Bauernsprache ihre besondere Bedeutung, da dieselbe in den Missionsversammlungen, wie überhaupt in den außerkirchlichen Erbauungsversammlungen, wo oft schlichte Bauern sprechen, viel gebraucht wird.

Der Posaunenchor des Jünglingsvereins begleitete die Gesänge. Um eine Rednerbühne scharten sich die andächtigen Zuhörer in solcher Menge, daß die im äußersten Kreise stehenden nicht mehr verstehen konnten. So wurde denn noch an einer andern Stelle von andern Rednern gesprochen. Was ich von den Ansprachen hörte, trug allerdings ganz überwiegend erbauliches Gepräge; von direktem Bericht über die speciellen Missionsarbeiten hörte ich nichts, obwohl mehrere heimgekehrte Missionare redeten. Wohl lauschte die Menge noch aufmerksamer, wenn die Ansprache in den erzählenden Ton überging; aber ich hörte nur eine Geschichte die der alte Missionar auch nur von Hörensagen erzählte. Ich weiß nicht, ob es in den andern Ansprachen anders war. Ich hatte jedoch den Eindruck, daß auch hier möglichst anschauliche Berichterstattung von den eigenen Arbeitsfeldern zu den piis desideriis gehört. Die Menge aber war „unersättlich im Hören", wie jemand sagte, und als schon in der Kühle des hier so wunderbar lichten Abends, etwa um 9 Uhr, der Schluß gemacht war, stand noch eine gedrängte Schar auf dem geschützteren Hofe, um noch einem Redner zu lauschen.

Der inhaltreiche Festtag wurde von uns im engen Kreise des Hauses, wo ich mich schon recht heimisch fühlte, beschlossen.

Am Montag dem 11. Juli begannen die Verhandlungen der Generalversammlung in der Petrikirche, die wieder bis auf den letzten Platz gefüllt war. Nach der Eröffnung mit Gesang und Gebet, sowie einer Ansprache des Vorsitzenden, erfolgten zunächst die Begrüßungsreden der auswärtigen Gäste. Auch ich mußte eine solche halten, die von Past. Knudsen (in Drammen) fließend gedolmetscht wurde. Ein Begrüßungsschreiben der Brüdergemeinde und D. Warnecks Brief an den Sekretär wurden in Übersetzung vorgelesen.

Darauf trat man in die Tagesordnung ein. Es ging alles sehr parlamentarisch zu, und der greise Präsident, Sven Brun, zeigte sich als einen meisterhaften Leiter. Die Vorlagen der Hauptverwaltung waren gedruckt und befanden sich in aller Händen. Sie umfaßten folgende Punkte.

1. Die Abänderung eines Paragraphen der Statuten, nach dem alle kirchlichen Handlungen in den Missionsgemeinden nur nach dem Ritual und der Agende der norwegischen Kirche geschehen sollen. Namentlich in Madagaskar sind jedoch Änderungen nötig geworden, z. B. durch die Einführung der obligatorischen Civilehe. Auch ist das Formular zur Taufe Erwachsener, nach dem jeder Täufling den Taufbund und das Glaubensbekenntnis einzeln zu sprechen hat, kaum anwendbar, wenn gegen hundert Personen mit einemmal getauft werden. Hinsichtlich des Abendmahls befürchtet man, daß die vorhergehende Absolution mit Handauflegen wie eine Zauberformel betrachtet werde, die Schuld und Strafe ohne Rücksicht auf den Herzenszustand zu entfernen vermöge; daher scheint eine Änderung des Rituals wünschenswert. Hiernach war vorgeschlagen, gewisse Modifikationen, nach Beratung mit den Missionaren des betreffenden Gebiets unter Zusammenwirken der Haupt- und der Kreisverwaltung festzusetzen.

Nach einer in die Einzelnheiten eingehenden Diskussion wurde der Vorschlag angenommen.

2. Die Fortsetzung der „Missionsschule" muß jedesmal von der Generalversammlung genehmigt werden, was natürlich jedesmal geschieht, denn ohne solch ein Seminar wäre die Fortführung der Mission unmöglich. Diesmal aber handelte es sich darum, den bisher 6jährigen Kursus abzukürzen. Schon früher hatte man die Beschränkung auf vier Jahre ins Auge gefaßt, wobei hinsichtlich der Vorkenntnisse der Aspiranten höhere Anforderungen gestellt werden sollten. Es schien jedoch unthunlich, z. B. die Kenntnis der deutschen Sprache zu verlangen. Erst wenn eine Vorschule eingerichtet wäre, würde sich dies durchführen lassen. So beschloß man denn, vorläufig die Beschränkung auf fünf Jahre festzusetzen.

3. War auch die Aussendung der Zöglinge, welche jetzt nach bestandenem Examen ordiniert werden sollten, und ihre Verteilung auf die verschiedenen Stationen von der Generalversammlung zu genehmigen und erteilte dieselbe dazu der Hauptverwaltung die betreffende Vollmacht.

4. Wurde beraten über die Anstellung eines Missionsarztes. Leider versäumte ich diese wichtige Verhandlung, da ich schon zuvor von dem langen Hören der Reden in fremder Sprache erschöpft, einen Gang ins Freie angetreten hatte, nicht ahnend, daß dieser Punkt noch mit zur Beratung kommen würde. Past. Dahle, wurde mir gesagt, habe dabei eine treffliche Rede über die ärztliche Mission gehalten. Auf Madagaskar war die Anstellung eines Arztes sehr nahe gelegt. Es befinden sich nämlich bei der Station Sirabé warme Quellen, die von den Eingebornen viel besucht werden. Diese hat die Mission sozusagen annektiert, indem sie darüber ein Badehaus errichtete, das sie der Königin zum Geschenke machte, in welchem aber einzelne Zimmer der Mission vorbehalten sind. Dies war die einzige Möglichkeit, über diese Quellen Einfluß und Kontrolle zu gewinnen. Auch ist an diesem günstig gelegenen Orte ein Sanitarium für erholungsbedürftige Missionare angelegt und endlich auch ein Asyl für Aussätzige. Schon sind ein paar eingeborne Ärzte dort angestellt, von denen man aber erst unter der Inspektion eines europäischen Arztes etwas Tüchtiges erwarten kann. Auf Grund dieser Darlegungen ist die Hauptverwaltung zur Anstellung eines Arztes in Sirabé autorisiert worden.

5. Der fünfte Punkt betraf die Beteiligung der norwegischen Kirche in Nordamerika an den Arbeiten der Missionsgesellschaft. Es giebt dort drei verschiedene Kirchenkörper: a) die vereinigte norwegische Kirche in Amerika, b) die norwegische Synode und c) Hauge's Synode, welche sämtlich mit der Kirche der Heimat einen viel engeren Zusammenhang zu pflegen scheinen, als dies mit den Deutschen in Amerika der Fall ist. Welch eine Förderung für unsre Mission müßte es sein, wenn alle Deutschen in Amerika, soweit sie sich überhaupt für Mission interessieren, alle ihre Missionsleistungen deutschen Gesellschaften zuteil werden ließen! Das ist leider nicht der Fall. Unsre Landsleute sind zum Teil den Sekten in die Hände gefallen, zum Teil in eine unerträgliche konfessionelle Schroffheit hineingeraten, in der sie vielfach verächtlich auf die kirchlichen Verhält-

nisse des Mutterlandes blicken. Nur vereinzelte Missionsfreunde bleiben in Verbindung mit den heimatlichen Gesellschaften. Im großen und ganzen aber geht die deutsch-amerikanische Mission vielfach zersplittert ihre eigenen Wege. Bei den amerikanischen Norwegern ist dies anders. Namentlich hat die Vereinigte N. Kirche der N. Missionsgesellschaft regelmäßige Unterstützungen zuteil werden lassen, und selbst zwei Missionare für Madagaskar geliefert. In neuerer Zeit war jedoch der Gedanke aufgetaucht, einen Teil des großen Missionsfeldes in Verbindung mit der N. M.-G. selbständig zu bearbeiten, was um so wünschenswerter erscheint, als die Missionsfreunde in Amerika mehr und mehr eine Beteiligung an der Leitung der Gesellschaft begehrten, die nur unter Schwierigkeiten und Unzuträglichkeiten gewährt werden könnte. So wurde nun beraten über die Abtretung eines Teils des bereits in Angriff genommenen Missionsfeldes in Südmadagaskar[1]) an die amerikanischen Brüder. Zwei Vertreter derselben wohnten den Verhandlungen bei. Natürlich konnte die Sache nicht sofort entschieden werden. Die Hauptverwaltung aber wurde autorisiert die Sache mit der Vereinigten Kirche zu vereinbaren, doch so, daß die Anstellung der jetzt auszusendenden Missionare dadurch nicht behindert werde.

Hierbei sei bemerkt, daß die Norweger in Amerika auch der ihnen zunächstliegenden Missionsaufgabe sich nicht entziehen. In Wittenberg, Wiskonsin, haben sie eine Indianerschule, in der gegen 100 Indianerknaben eine christliche Erziehung erhalten. Auch der Neger haben sie sich angenommen. Andrerseits aber regt sich auch jenseits des Ocean etwas von jenem individualistisch-gerichteten ungeduldigen Eifer, der nach Art der China-Inland-Mission, aller systematischen Vorbildung und organisierten Leitung abhold, die Heidenvölker im Sturm bekehren möchte. Meist ist China das Lieblingsfeld dieser Richtung. Aus Hauges Synode stand ein Pastor, der sein Amt zu diesem Zwecke aufgegeben hatte, zur Aussendung nach China bereit. Auch ein paar Kandidaten hatten sich zur Verfügung gestellt.

Ähnliche Missionsbestrebungen haben aber auch im Heimatlande ihre Anhänger gefunden. Ich hatte dies bisher weniger beachtet. Während z. B. in Schweden durch derartige Richtungen eine bedauerliche Zersplitterung der Missionskräfte herbeigeführt ist, imponierte mir die große Einigkeit in Norwegen, trotz der Schreuderschen Secession, die übrigens bald erlöschen wird, und obgleich auch dort von einzelnen Missionsfreunden kleinere Sondermissionen unterstützt wurden, wie namentlich in Santhalistan (Skrefsrud ist Norweger), aber unbeschadet der einen Gesellschaft, die in der That bis jetzt noch immer mit Recht **die** norwegische M.-G. heißt. Leider aber mußte ich im Lande erfahren, daß diese Einigkeit in neuerer Zeit von verschiedenen Seiten bedroht wird. Es regt sich und drängt auch dort zur Chinamission, sodaß schon 1890 auf den Kreisversammlungen über diesen Gegenstand beraten wurde. Nun aber lag derselbe auch der Generalversammlung als

[1]) Es sind die Gebiete des Mahafali- und Antandroi-Stammes ins Auge gefaßt, die im Norden durch eine von der Augustiner-Bai nach Fort Dauphin gezogene Linie begrenzt werden.

6. Punkt vor. Inzwischen hatte sich in Bergen ein lutherischer China-Missionsverein gebildet, der seine ersten Missionare über Amerika schon ausgesendet hat. In Christiania ist ein anderer Verein entstanden, der mit der China-Inland-M. in Verbindung arbeiten will. Außerdem ist ein Herr Nästegaard, der wie es scheint selbst schon in China gearbeitet hat, sowie ein Herr Giverholdt in Drontheim Vertreter einer individualisierten Chinamission. Da die norwegische Missionsgesellschaft auf dem Grunde des lutherischen Bekenntnisses steht, so war überhaupt nur an einen Zusammenschluß mit dem Bergenschen Verein zu denken. Die Hauptverwaltung hatte in sehr taktvoller Weise versucht, einen solchen anzubahnen. Der betreffende Vorstand aber hatte die gestellten Anfragen, wenn auch unter dem Ausdrucke brüderlicher Gesinnung, doch ablehnend beantwortet. Man will dort eben eine selbständige Mission haben. Sie wird schwerlich so weit erstarken, daß sie der alten Gesellschaft eine bedrohliche Konkurrenz machen könnte. Immerhin bleibts zu bedauern, daß hiermit eine ernstlichere Zersplitterung des Missionslebens in Norwegen beginnt. Auch in der Versammlung wurde von manchem sehr warm für China gesprochen. Unter den dargelegten Verhältnissen aber konnte die Generalversammlung die Frage, ob die Gesellschaft in China beginnen solle, nur entschieden ablehnen. Möchten jene übereifrigen Freunde sich doch an dem noch so viel Arbeit erfordernden Missionsfelde in Madagaskar, mit seinen wunderbar geöffneten Thüren genügen lassen!

7. War noch eine eventuelle Kongomission dadurch auf die Tagesordnung gekommen, daß ein cand. theol. Namens Ebbel, der sich schon seit Jahren mit dem Gedanken trug, als Missionar zu den Balolo zu gehen, sich der Gesellschaft für ein derartiges Unternehmen zur Verfügung gestellt hatte. Die Sache aber kam nicht weiter zur Erörterung, da Herr E. seine besonderen Absichten auf das Kongogebiet hatte fallen lassen und sich bereit erklärt hatte, hinzugehen, wohin ihn die Gesellschaft senden werde. Er studiert nun schon Medizin und wird demnächst als Missionsarzt nach Madagaskar gehen.

8. Der letzte Punkt betraf den Verkauf des Missionsschiffes. In früheren Zeiten waren eigne Schiffe eine wesentliche Hilfe für die Missionsgesellschaften. Jetzt sind sie es nicht mehr, sofern es sich um die Verbindung der Missionsfelder mit der Heimat handelt. Bei der heutigen Entwicklung des Weltverkehrs wird die Reise nach Madagaskar und Sululand unverhältnismäßig schneller gemacht, als mit einem Segelschiff ohne daß die Kosten für die Aussendung und die Heimreise der Missionare sich wesentlich höher stellen, als dies bei Benutzung eines eignen Schiffes der Fall ist. Der Vorschlag, anstatt des „Paulus" ein Dampfschiff anzuschaffen, wurde abgelehnt, da die Konkurrenz mit den vorhandenen großen Dampferlinien aussichtslos wäre. Dagegen betonte Herr Dahle mit recht, daß es sehr wichtig wäre, einen kleinen Dampfer zu haben, der die jetzt sehr schwierige Verbindung der Küstenplätze Madagaskars übernehmen könnte. Darüber konnte für diesmal noch nichts ausgemacht werden, da kein Antrag der Art auf der Tagesordnung stand. Bezüglich des „Paulus" aber wurde die Hauptverwaltung beauftragt, nach

der 1893 auszuführenden Fahrt zu den Missionsfeldern das Schiff zu verkaufen, falls ein annehmbarer Preis dafür erzielt werden könne.

Hiermit waren die Arbeiten der Generalversammlung um Mittag des zweiten Tages beendigt. Der Präsident schloß mit einer vortrefflichen Ansprache, Gebet und Segen, nachdem aus der Versammlung ihm der gebührende Dank votiert war. Die Gemeinde hatte mit bewunderswerter Ausdauer ausgeharrt, obgleich die Verhandlungen manchmal etwas trocken waren. Dennoch waren die Deputierten mit großem Eifer bei denselben beteiligt. Ich hatte freilich den Eindruck, daß eine so große, derartig zusammengesetzte Versammlung eigentlich nicht geeignet ist, die Entscheidung über so wichtige Fragen zu treffen, da doch vielen Vertretern die erforderliche Sachkenntnis mangelt. Es wird auch wohl meistens so gehen, daß die Generalversammlung nichts weiter thut, als zu den klaren Darlegungen der Hauptverwaltung ihr „Ja" zu sprechen. Aber das Bewußtsein dieser aus allen Teilen des Landes versammelten Vertreter der Missionsgemeinde, daß sie an dem Werke mit raten und thaten, muß ein Interesse erzeugen, wie es schwerlich zu erzielen ist bei einer bloß patriarchalischen Verfassung, wo die Gemeinde nur die Pflicht zu geben, aber auch nicht das geringste Recht zum Mitsprechen hat.

Am Mittwoch endlich war noch ein wichtiger Festtag. Vormittags fand die Ordination der 13 Missionskandidaten statt, sowie ihres bisherigen Lehrers, der, wie erwähnt, in ein Pfarramt berufen war. Diesmal war die Petrikirche vollends überfüllt, wie noch in keiner der früheren Versammlungen. Man saß und stand derart nebeneinander gepackt, daß die gegenseitige Körperwärme sich wie durch ein schweißtreibendes Mittel steigerte. Ich will den über drei Stunden langen Gottesdienst nicht im einzelnen beschreiben, sondern erwähne nur, daß unsereinem manches daran fremdartig vorkommen mußte, wie z. B. das vom Küster für die ganze Gemeinde gesprochene Eingangsgebet, das Bekleiden des Liturgus vor dem Altar mit der Casula, die Ordinanden, die in weißen Talaren und mit den großen Halskrausen im Halbkreis um den Altar saßen — u. s. w. Der Bischof vollzog den Akt, nachdem er die Ordinationsrede über 2 Kor. 12, 9 gehalten hatte. Es war eine fein durchdachte, treffliche, ernste Rede, ganz für die Einführung in das verantwortungsvolle Amt geeignet. Ich vermißte nur die specielle Beziehung auf die Mission, die doch nicht dadurch, daß einer der Kandidaten für den Dienst in der Heimat ordiniert wurde, ausgeschlossen sein durfte. — Der älteste der angehenden Missionare bestieg sodann die Kanzel und hielt die Predigt, in der die Mission mit großer Begeisterung erwähnt wurde. Aber ich muß gestehen, daß ich mir die Ordinationsfeier gerade bei dieser Gelegenheit gar nicht anders hatte denken können, als daß sie zugleich die Abordnungsfeier sein müßte. Einen eigentümlichen Eindruck machte es, daß einer der Auszusendenden, ein ordinierter junger Pfarrer, der schon 7/4 Jahr in einer Gemeinde thätig gewesen war und nun kürzlich verheiratet, als Missionar zu den Heiden gehen will, gar nicht an bevorzugter Stelle saß, sondern mit seiner jungen Frau sich mitten unter der Gemeinde befand. Es soll ja später wohl noch eine Abschiedsfeier in kleinerem Kreise stattfinden, wenn ich nicht irre nur

im Saale der Missionsschule. Nach meinem Gefühle wäre der Abschied von der Missionsgemeinde in der Versammlung ihrer Vertreter angezeigt gewesen. Vielleicht stand ich zu sehr unter der Erinnerung an die schönen öffentlichen Abschiedsfeiern, wie sie in der Berliner Bartholomäikirche stattfinden.

Am Nachmittage hielt ich, dem Drängen einiger Freunde nachgebend, einen Vortrag in der Domkirche, nur für Deutsch verstehende Personen. Es hatten sich etwa hundert eingefunden, von denen 60 Pastoren waren. Ich sprach über die Missionsarbeit in der Heimat.

Nach einer kurzen Pause mußten wir uns schon aufmachen zu dem großartigen Volksmissionsfest, das den Schluß der Jubelfeier bilden sollte. In dem schön am Fjorde belegenen Parke von Bjergsted mit seinen schattigen Laubgängen und lauschigen Plätzen, nebst den Felsenklippen mit herrlichen Aussichtspunkten, versammelten sich über 2500 Missionsfreunde, die zuerst in Gruppen freundlich plaudernd lustwandelten, bis das Signal den Anfang der Feier verkündigte. Nun drängte sich auf dem offenen Platze vor dem Hauptgebäude, von dessen Balkon die Ansprachen gehalten werden sollten, die Menge zusammen. Stundenlang wechselte Gesang und Ansprache. Auch hier war die Ausdauer der Hörer bewundernswert. Nach einer Pause zum Abendessen, für das im ausgedehntesten Maße gesorgt war, hörten sie gedrängt, wie angewachsen an ihrem Orte stehend, bis in die späte Dämmerung zu. Die Ansprachen galten zum Teil alten Erinnerungen, wie die Jubelfeier sie mit sich brachte, zum Teil den noch lebenden Trägern des Werkes, auch der guten alten Stadt Stavanger und ihrer so reichlich bewiesenen Gastfreundschaft wurde gedacht. Immer aber war das erbauliche Moment weit überwiegend. Ich vermißte auch hier, wie bei dem Volksfeste am Sonntage, den thatsächlichen Bericht über die Arbeit auf den Missionsfeldern. Da, wo die Ansprache gelegentlich zur Erzählung kam, gab sie meist anekdotenhafte Züge, anstatt anschaulicher Vorführung des Missionswerkes selber. Dennoch ist mir auch das Missionsfest in Bjergsted in sehr lieber Erinnerung geblieben. Man fühlte den Pulsschlag kräftigen Missionslebens in der großartigen Versammlung. Gott gebe, daß die Söhne und Enkel, welche nach abermal 50 Jahren ein weiteres Jubiläum feiern werden, das norwegische Missionsleben in gesunder Entwicklung weiter gewachsen und gereift finden mögen.

Mir wurde fast wehmütig bei dem Abschied, als ich vielen, die ich herzlich liebgewonnen hatte, dankbar die Hand drückte. Noch eine Woche durfte ich bei einem lieben Amtsbruder an dem herrlichen Hardangerfjord zubringen. „Gammel Norge“ mit seinem biedern Volke ist mir aufs neue ans Herz gewachsen, und diesmal, da ich es erst recht als Missionsvolk kennen lernte, noch mehr als vor dreißig Jahren.

